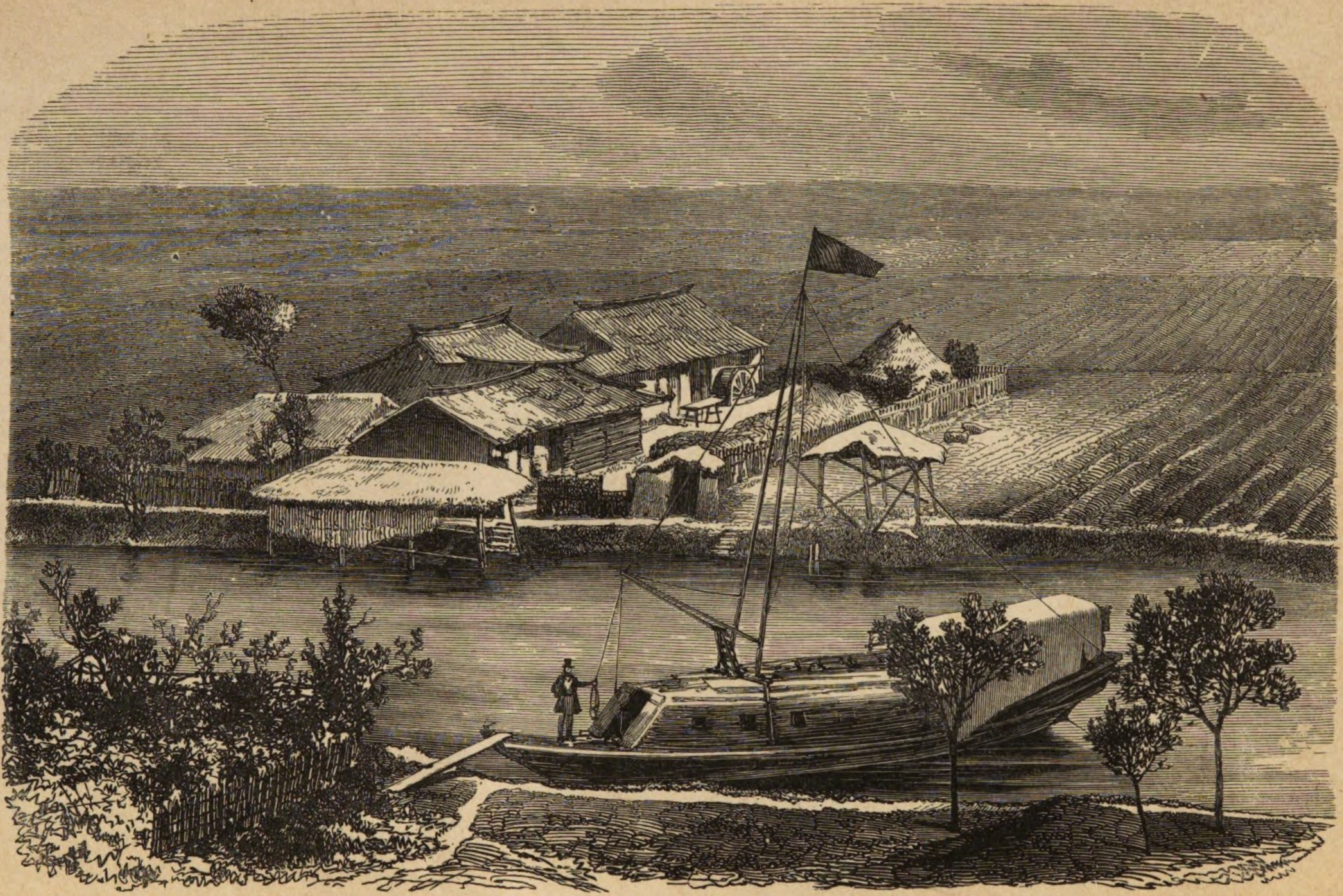
Reisebriefe

über

China, Japan und Siam.



Zu S. 242.

Chinesischer Bauerhof in der Nähe von Schanghae.

Die preussische Expedition

nach

China, Japan und Siam

in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,
Kapitän zur See in der kaiserlich deutschen Marine.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

Vorrede zur ersten Auflage.

Als ich im Frühjahre 1860 beordert wurde, mich als Commandant des Schiffes Elbe der Expedition nach Ostasien anzuschließen, richtete die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig die Anfrage an mich, ob ich geneigt wäre, für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Berichten über meine Erlebnisse und Beobachtungen in der östlichen Welt zu schreiben. Es war mir dieser ehrende Antrag willkommen, weil ich in meiner langen Laufbahn als Seemann stets einen hohen Genuß darin gefunden habe, fremde Länder und Völker mit kritischem Auge zu betrachten; sodann stand auch der Versuch, das deutsche Publikum über die Dinge im Osten aufzuklären, mit dem Zwecke der Expedition in vollstem Einklange und konnte deren Tendenz nur förderlich sein. Ich schickte demnach aus der Ferne regelmäßige Berichte, die als „Briefe eines Mitglieds der preußischen Expedition nach China und Japan" während der Jahre 1861 und 1862 in der genannten Zeitung erschienen und von dem Publikum nicht ungünstig aufgenommen worden sind.

Nach meiner Rückkehr im Mai 1862 setzte mich die Verlagshandlung in Kenntniß, wie von vielen Seiten der

Wunsch laut geworden, ich möchte meine Reisebriefe in ein selbständiges Werk zusammenfassen. Auf diesen Wunsch ging ich um so bereitwilliger ein, als mein Reisejournal noch eine Fülle von Erfahrungen enthielt, deren Veröffentlichung zum Theil wenigstens den deutschen Interessen von Nutzen sein konnte. Zudem empfand ich selbst das Bedürfniß, die oft unter den unruhigsten und seltsamsten Umständen entworfenen Reisebriefe einer genauern Sichtung zu unterwerfen.

So entstand denn das Werk, welches ich hiermit dem deutschen Publikum übergebe, und das mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer Orientirungskarte ausgestattet worden ist. Das Buch enthält, auf Grund jener schon veröffentlichten Reisebriefe und eines reichlichen neuen Materials, die Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse auf dem Schiffe Elbe sowie die Erfahrungen und Beobachtungen, welche ich über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt während der langen Reise zu machen Gelegenheit hatte. Namentlich aber sind es die drei Hauptpunkte der Expedition: China, Japan und Siam, denen ich in Rücksicht auf das deutsche Handels- und Schiffahrtsinteresse meine besondere Aufmerksamkeit zugewendet habe, und der Reiseweg, welcher der Elbe vorgezeichnet war, konnte dies nur begünstigen.

Bemerken muß ich im voraus, daß ich sowol in China wie in Japan vieles ganz anders gefunden habe, als ich nach den Schilderungen fremder Reisebeschreiber voraussetzen durfte, und meine Urtheile über Menschen und Verhältnisse weichen darum nicht selten wesentlich von den Mittheilungen meiner Vorgänger ab.

Den überraschendsten Eindruck und die freudigste Bewegung hat mir die Wahrnehmung von der geräuschlosen und

doch erfolgreichen Verkehrsthätigkeit meiner deutschen Landsleute in den östlichen Meeren und Ländern gemacht. Von den Küsten Indiens bis in den Norden Chinas hinauf haben, ohne Schutz und Zuthun der deutschen Regierungen und gegenüber der mächtigen englischen und amerikanischen Concurrenz, deutscher Handel und insbesondere deutsche Schiffahrt in ungeahnter Weise festen Fuß gefaßt. Die Bedeutung der preußischen Expedition ist durch diese Thatsache in das glänzendste Licht gestellt worden, zumal es gelungen, in den wichtigsten der abgeschlossenen Verträge — den Vertrag mit China — zugleich auch den ganzen Deutschen Zollverein, die Hansestädte und Mecklenburg mit hineinzuziehen.

Der Leser wird nicht verkennen, wie ich mit Fleiß bemüht gewesen bin, die großen commerziellen Interessen, die Deutschland in Ostasien hat, zur Anschauung zu bringen. Ich habe nicht nur zuverlässige Nachrichten über den gegenwärtigen Verkehr Deutschlands im Osten zu erlangen gesucht, sondern auch die unermeßlichen Vortheile aufgezeigt, welche Industrie, Handel und Schiffahrt der Deutschen in Zukunft aus der östlichen Welt ziehen können, wenn dabei planmäßig und im gemeinsamen vaterländischen Interesse vorgegangen wird.

Freilich kann ich dabei nicht verschweigen, daß mit dem Abschluß der Verträge und der Residenz eines preußischen Gesandten in Peking nur ein erster Schritt geschehen ist. Der zweite Schritt, der gethan werden muß, ist die **Aufstellung eines preußischen oder deutschen Kriegsgeschwaders in den östlichen Gewässern**, das dem vaterländischen Verkehre nachdrücklichen Schutz und dem deutschen Namen Respect zu verleihen vermag. Zu diesem verhältnißmäßig geringen Opfer werden sich Preußen und Deutschland entschließen müssen, wenn sie in dem ihnen ge-

bührenden Maße an den Vortheilen des östlichen Weltverkehrs theilnehmen wollen.

Wiewol es nicht meine Aufgabe sein konnte, eine Geschichte der preußischen Expedition zu schreiben, so habe ich doch im Interesse der Sache den Verlauf der letztern im allgemeinen mit zu zeichnen gesucht. Der Vollständigkeit wegen schicke ich hier noch einen kurzen Bericht über den Bestand und den Beginn der Expedition voraus.

Der Hauptzweck der preußischen Expedition war die Abschließung von Handesverträgen mit China, Japan und Siam, und dieser Zweck ist auch, wenigstens was Preußen betrifft, vollständig erreicht worden. Die Expedition umfaßte im ganzen folgende vier Schiffe: die Dampfcorvette Arkona unter Befehl des Geschwaderchefs Kapitän zur See Sundewall, die Segelfregatte Thetis unter Kapitän zur See Jachmann, den Schooner Frauenlob unter Lieutenant zur See I. Klasse Reetzke (der leider in der Nähe der japanischen Küste mitsammt der Mannschaft verloren ging) und das Transportschiff Elbe unter meinem Befehl. Die Arkona hatte 27 Geschütze und 355 Mann Besatzung, die Thetis 38 Geschütze und 376 Mann, der Frauenlob 1 schweres Bombengeschütz und 44 Mann, die Elbe 6 leichtere Geschütze und 50 Mann; in Summe 72 Geschütze und 825 Mann. Das Offiziercorps des Geschwaders zählte 2 Kapitäns zur See, 7 Lieutenants zur See I. Klasse, 10 Lieutenants zur See II. Klasse, 10 Fähnriche zur See und 2 Lieutenants vom Seebataillon als Detachementsführer. Außerdem waren auf den beiden großen Schiffen 20 Seecadetten eingeschifft, welche im Laufe der Reise größtentheils zu Fähnrichen avancirten. Das Beamtenpersonal wurde gebildet durch 2 Verwaltungscommissare, 8 Aerzte, 1 Prediger, 1 Marinesecretär und 4 Verwalter.

Zu der Besatzung der Schiffe traten noch die Gesandtschaft, die Commissare und die Gelehrten und Künstler, welche die Expedition begleiteten. Erstere bestand aus dem Gesandten Grafen zu Eulenburg, einem Legationssecretär, drei Attachés, einem Arzt und zwei Dienern. Die Zahl der Commissare betrug fünf; davon waren vier für das kaufmännische Fach und einer für landwirthschaftliche Angelegenheiten bestimmt. Von den Gelehrten nahmen ein Zoologe, ein Botaniker und ein Geologe theil und außerdem noch ein Maler, ein Zeichner und ein Photograph, im ganzen 19 Personen. Die Gesammtsumme der Expeditionsmitglieder belief sich auf 844 Köpfe.

Die Schiffe verließen nicht gleichzeitig die heimischen Küsten. Es war zwar die Absicht, das Geschwader schon im Herbst 1859 zu entsenden, doch verzögerten unvorhergesehene Umstände die Abreise längere Zeit, und während Thetis und Frauenlob im October 1859 nach England abgingen, konnte ihnen die Arkona erst im December folgen. Während der Fahrt durch die Nordsee erlitt das letztere Schiff in einem schweren Sturme so bedeutende Beschädigungen an der Maschine, daß die Reparaturen abermals mehrere Monate beanspruchten.

Anfang März 1860 stieß die in Hamburg ausgerüstete Elbe in Southampton zum Geschwader. Thetis und Frauenlob wurden vierzehn Tage später nach Rio-de-Janeiro vorausgeschickt, die Elbe folgte am 5. April und wenige Tage später auch die Arkona. Letztere holte die Elbe in Teneriffa ein, und diese erhielt dort Befehl, direct nach Singapore zu segeln, während die Arkona nach sehr kurzem Aufenthalt nach Rio-de-Janeiro abging, dort mit den beiden andern Schiffen zusammentraf und Anfang Juni in deren Begleitung ihre Weiterreise nach Singapore antrat. Infolge schlechten

Wetters wurde das Geschwader unterwegs zwar getrennt; jedoch erreichten alle drei Schiffe Ende Juli, und zwar innerhalb acht Tagen, den Ort ihrer Bestimmung. Am 7. August langte auch die Elbe, die wegen einiger Reparaturen vierzehn Tage auf den Canarischen Inseln hatte verweilen müssen, in Singapore an.

Kurz nach Ankunft des Geschwaders traf die Gesandtschaft mit der Ueberlandpost in Singapore ein und schiffte sich an Bord der Arkona ein. Letztere segelte am 14. August in Begleitung des Frauenlob nach Japan, während die Thetis bereits am 12. August dahin abgesandt worden war.

Dies genüge zur Orientirung über Bestand und Beginn der Expedition. Die weitern Angaben über die Reisen der einzelnen Schiffe wird der Leser im Buche selbst finden.

Ich empfehle denn meine Aufzeichnungen dem deutschen Publikum mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möge, nicht nur eine lehrreiche Schilderung fremder Welt und fremder Menschen zu geben, sondern auch mit Erfolg darauf aufmerksam gemacht zu haben, welche großen wirthschaftlichen Interessen Deutschland in dem fernen Osten zu bewahren und weiter zu entwickeln hat.

Danzig, im Januar 1863.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die wohlwollende Aufnahme, welche das vorliegende Buch bei seinem ersten Erscheinen überall gefunden, hat die Verlagsbuchhandlung veranlaßt, nachdem die erste Auflage vergriffen war, eine zweite zu veranstalten.

Da inzwischen ein Zeitraum von fast zehn Jahren verflossen, so lag die Frage nahe, ob es angesichts so mancher Veränderungen, die sich namentlich seitdem in Japan vollzogen, nicht rathsam sei, eine Umarbeitung des ganzen Werkes vorzunehmen.

Ich habe jedoch geglaubt, diese Frage verneinen zu müssen.

Der Hauptinhalt des Buchs begreift die Schilderung der Sitten und des Charakters der Bevölkerungen von China, Japan und Siam, wie ich sie aus eigener längern Anschauung kennen lernte. War diese Schilderung aber überhaupt richtig und wahrheitsgetreu, so kann sie unmöglich jetzt nicht mehr zutreffend sein. Sitten und Charakter einer Nation können sich in einer so kurzen Spanne Zeit, wie zehn Jahre im Leben der Völker bedeuten, unmöglich wesentlich ändern, selbst wenn, wie in Japan, das Land die größten politischen

Erschütterungen erleidet und die rapidesten Wandlungen seiner socialen Verhältnisse durchmacht. Gewiß werden und müssen solche Veränderungen bedeutenden Einfluß auf Sitten und Charakter des Volks üben, aber dies kann nur ganz allmählich geschehen. Es vergehen Generationen darüber, ehe dieser innere Umschwung sich vollzieht, und deshalb dürfen meine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen sowol für jetzt als auch noch für die nächsten zehn Jahre dieselben Ansprüche auf Richtigkeit machen, welche ihnen früher zustanden.

In viel höherm Grade trifft dies aber noch für China und Siam zu, wo politische und sociale Zustände seitdem fast ganz stabil geblieben sind.

Ich habe deshalb geglaubt, von einer Umarbeitung des Buchs Abstand nehmen und mich auf Zufügung von Anmerkungen beschränken zu sollen, welche dem Leser die seit der ersten Auflage eingetretenen thatsächlichen Veränderungen in den Verhältnissen der geschilderten Länder vorführen. Indem ich dadurch das Veraltete und von den Zeitereignissen Ueberholte aus meinen Schilderungen entferne und berichtige und letztere wieder zu einem der Gegenwart entsprechenden Bilde vervollständigte, gebe ich mich der Hoffnung hin, daß auch diese zweite Auflage sich im Publikum eines ebenso freundlichen Empfangs erfreuen möge wie die erste.

Wilhelmshaven, im August 1872.

Reinhold Werner.

Inhalt.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

Abbildungen.

1.

Abreise. Besuch auf Madeira. Die Naturbeschaffenheit der Insel. Die Bevölkerung. Die Brustkranken. Die schöne Novize.

Am 5. März 1860 verließen wir den Hafen von Hamburg und sagten damit dem deutschen Vaterlande Lebewohl, und zwar für lange lange Zeit. Der Nordostwind blies scharf und kalt, die Thürme der alten Hansestadt hüllten sich allmählich in einen Schleier, den Schneeflocken immer dichter um sie webten, die Ufer wurden öder und einförmiger, sie traten immer weiter zurück, und als uns der Schleppdampfer wegen der eintretenden Flut bei Freiburg loswarf, der Anker in den Grund rasselte, zeichneten sie sich an dem trüben Himmel nur noch als dunkle Linien ab, über welche dann und wann eine Kirchthurmspitze oder ein kahler Baumwipfel als einzige Abwechselung emporragte. Die Möven flogen kreischend um unser Schiff, die schmuzig gelbe Fläche des Stromes war eine trübselige Umgebung, und wir wünschten sehnlichst den folgenden Tag herbei, um mit ihm in die freie See zu kommen. Er erschien ebenso trüb und kalt, wie der gestrige Abschied genommen, aber er brachte einen stürmischen Nordost mit, der bald unsere Segel schwellte und uns mit Windeseile der Nordsee zuführte. Um Mittag flogen wir bei Cuxhaven vorbei, dann kam der Thurm von Neuwerk, dann das Feuerschiff, die Umrisse von Helgoland tauchten schwach am Horizonte auf, um bald in der grauen Dämmerung wieder zu verschwinden, und nun schwammen wir allein auf dem weiten Wasser, dessen schaumgekrönte Wellen der scharfe Bug unsers

Schiffes durchschnitt. Der Wind nahm beständig an Stärke zu, bald hatten wir den schönsten Sturm, aber er war uns günstig, und wenn er uns auch empfindlich schaukelte, brachte er uns dafür schon nach 48 Stunden in den Kanal und am dritten Tage nach Portsmouth, wo wir das Geschwader trafen. Wir lagen hier vier Wochen, theils um unsere Ausrüstung zu vervollständigen, theils um die Vorrathsgegenstände für die übrigen Schiffe einzunehmen, und erst am 5. April traten wir unsere Weiterreise an. Wir waren sehr froh, als wir der Kreideküste Englands Lebewohl sagen konnten. Das lange Verbleiben dort, das in unvorhergesehenen und deshalb um so unangenehmern Verzögerungen seinen Grund hatte, wirkte vollständig niederdrückend auf uns, und jeder athmete hoch auf, als die „Nadeln", die zackigen Klippen an der Westspitze der Insel Wight, unsern Blicken entschwanden, sich unser Schiff auf den lichtgrünen Wellen des Kanals wiegte und mit schneller Fahrt vor der frischen Brise dahinflog. Unser nächstes Ziel war Madeira, jene Perle des nordatlantischen Oceans, die selten ein nach dem Süden gehendes Kriegsschiff unbesucht läßt. Unsere Reise verlief ohne alle Unfälle mit den gewöhnlichen Attributen von Seekrankheit für die Neulinge, lächerlichen Intermezzos und traurigen Mienen der darunter Leidenden. Einstimmig ward aber das wärmere Klima von uns begrüßt, dessen schneller Eintritt von uns täglich angenehmer empfunden wurde.

Nach zehntägiger Fahrt tauchte Porto Santo am Horizonte auf, eine den Portugiesen gehörige und 6 Meilen nördlich von Madeira gelegene Insel. Bei Annäherung zeigte sich eine kahle, röthliche, steil aus dem Meere emporsteigende Felsenmasse, reich an schroffen Abhängen und Klippen, die ihre scharfen Spitzen in die Luft hinausstrecken und nur den Vögeln des Meeres zum Wohnorte dienen. Hier und dort schaute jedoch auch die grüne Kuppe eines weiter im Innern liegenden Hügels durch eine Felsspalte und verrieth, daß nicht die ganze Insel so unwirthbar sei, als es an der Nordseite, welche wir passirten, den Anschein hatte. Porto Santo hat eine durchschnittliche Höhe von 12—1400 Fuß und wird, da der Boden nicht sehr fruchtbar ist, nur spärlich bewohnt. Die ganze Insel

zählt auf 3 Quadratmeilen 1800 Einwohner und dient als Verbrechercolonie von Madeira.

Gegen Abend erblickten wir Madeira und gelangten bei dem fortdauernd guten Winde um Mitternacht auf die Rhede von Funchal, konnten aber erst am andern Morgen ankern, da uns Windstille überfiel und uns etwa eine Meile von der Stadt entfernt hielt.

Madeira, das politisch zu Europa, physikalisch aber zu Afrika gehört, ist trotz seiner Nähe zur Alten Welt nicht so früh bekannt gewesen wie die Canarischen Inseln. Seine Entdeckung fällt um das Jahr 1344, und zwar geht die Sage, daß ein Liebespaar, Robert Machim und Anna d'Arfel, das vor dem Zorne harter Verwandten aus England nach Frankreich fliehen wollte, von einem Sturme nach der damals unbekannten und unbewohnten Insel verschlagen wurde. Sie landeten in einer Bucht, die noch heute die Bucht von Machico heißt und an der ein kleiner Flecken gleiches Namens liegt. Die Strapazen der Reise brachten jedoch beiden den Tod, und in der Kirche von Machico wird noch als Reliquie ein Stück des Kreuzes aufbewahrt, das einst auf ihrem gemeinschaftlichen Grabe von den spätern Wiederentdeckern Madeiras gefunden wurde. Ebenso verewigt ein in dem Gouvernementsgebäude von Funchal befindliches sehr altes Gemälde das tragische Ende des Paares. Da nach ihrem Tode das Schiff, mit dem sie gekommen, wieder absegelte, verschwand die Insel abermals über ein halbes Jahrhundert aus der Geschichte. Zwischen 1417 und 1419 fällt ihre zweite Entdeckung durch spanische Ansiedler auf Porto Santo, die zur Eroberung der Canarischen Inseln von Spanien ausgesegelt waren und infolge einer beständig in Südwest sichtbaren dunkeln Wolke dort Land vermutheten.

Die erste Erscheinung Madeiras entspricht nicht den Erwartungen, die man sich nach den Schilderungen beredter Reisender von dieser schönen Insel macht. Auf weitere Entfernungen zeigt es sich nur als eine kahle Felsenmasse von gewaltigen Dimensionen, deren breite Kuppen fast immer von einem trüben Wolkenschleier verhüllt sind, und die zwar großartig und imposant

sich aus der blauen Tiefe erhebt, immer aber einen besonders dunkeln und tristen Eindruck macht. Die Insel besteht aus einer dichtgedrängten Gruppe von schroff aufsteigenden und von jähen Abgründen durchschnittenen Bergen, deren bedeutendster, der Pico Ruivo von 6056 Fuß Höhe, ungefähr den Mittelpunkt bildet. Der Lomba Grande, ein Gebirgskamm von etwa gleicher Erhebung und einer halben Meile Länge, steigt an ihrem westlichen Ende auf und bildet den Nordrand der gewaltigen Schlucht, die unter dem Namen des Curral zu den Wundern Madeiras zählt. Die westliche Wand der Schlucht formt ein anderer Kamm, dessen höchste Spitze, der Pico Grande, 5391 Fuß emporsteigt. Südlich vom Ruivo zeigen sich noch drei Spitzen: der Torinhas von 5980 Fuß Höhe, der Pico Sidrao und der Pico Arriero von 5893 Fuß Höhe. Diese Gipfel bilden mit dem Ruivo gewissermaßen die Achse der Insel, von der aus das Land nach Süden hin allmählich sich abflacht, während fast die ganze Nordküste steil und schroff gegen das Meer abfällt.

So kahl und düster aber die Insel in der Ferne dem Auge erscheint, so romantisch und zugleich lieblich zeigt sie sich in der Nähe. Der gleichmäßig graue Ton der Berge verschwindet und macht den mannichfachsten Schattirungen Platz. Auf den Bergen wechselt das saftige Grün einer üppigen Vegetation mit dem Dunkelroth des Basalts, der die Grundlage der Insel bildet.

An den Abhängen schweben Häuser in schwindelnder Höhe, als ob sie dort angeklebt wären, und ihr weißer Anstrich läßt sie wie schimmernde Lichtpunkte aus dem sie beschattenden Grün hervorstrahlen. Dazu tritt das umgebende Meer, dessen tiefes Blau im Sonnenglanze mit dem Azur des Himmels wetteifert, dessen Wogen sich mit donnerähnlichem Tosen an der zerrissenen Felsenküste brechen und ihren dampfenden Gischt hoch in die Lüfte peitschen.

Vor allem bietet aber die Hauptstadt der Insel, Funchal, ein Panorama einzig in seiner Art und unübertroffen an Anmuth und Lieblichkeit. Man fühlt sich unwiderstehlich angezogen von diesem reizenden Bilde, das, von der Natur mit

allen Schönheiten ausgestattet, die Vorzüge der Tropen mit denen der gemäßigten Zonen in reichem Maße in sich vereint und namentlich auf den Nordländer einen unbeschreiblichen Zauber ausübt.

Funchal, an einer halbkreisförmigen Bucht der Südküste Madeiras gelegen, ist in einem Thale erbaut, dessen Hintergrund der Pico Arriero mit den beiden ihn begrenzenden Schluchten des Großen und Kleinen Curral bildet, und das sich nach dem Meere hin öffnet. Die Straßen der Stadt laufen vom Strande strahlenförmig nach dem Gebirge hinauf, und sie nimmt dadurch sowie durch ihre weitläufige Bauart einen bedeutenden Flächenraum ein. Nur unten am Strande stehen die Häuser näher aneinander, obwol auch hier ein jedes derselben von einem Garten umgeben ist. Das westliche Ende Funchals begrenzt eine runde circa 200 Schritt vom Strande steil aus dem Meere emporsteigende Klippe, der Loo-Felsen, der stark befestigt ist und mit seinen Batterien die Rhede beherrscht. Die Spitze der sich wie eine Pyramide am Gebirgsabhange hinaufstreckenden Stadt bildet die über 2000 Fuß hoch liegende Bergkirche, deren blendend weiße Mauern mit ihren beiden Thürmen aus einem reichbelaubten Walde von Eichen, Walnuß- und Kastanienbäumen hervorblicken. Diese Kirche ist gewöhnlich das Ziel der Reisenden, welche einen Spazierritt nach einem der beiden Currals unternehmen, und man genießt von ihr aus eine der schönsten Aussichten, die man sich denken kann.

Der Meeresboden läuft bei Madeira ungemein steil auf. Dreitausend Schritte von der Küste beträgt die Tiefe schon über 1500 Fuß, und die Schiffe müssen deshalb in unmittelbarer Nähe des Strandes ankern. Als wir uns dem Ankerplatze näherten, wurden wir von einigen zwanzig Booten umringt, die nur auf die Ankunft des Quarantäneboots warteten, um sich auf uns wie Geier auf ihre Beute zu stürzen. Sobald dasselbe erschienen war und uns freie Communication mit dem Lande gewährt hatte, wurden wir auch sofort geentert, und bald konnte man vor Geschrei sein eigenes Wort nicht verstehen. Jeder wollte zuerst anlegen, jeder zuerst seine Dienste anbieten. Lieferanten, Schlächter, Bäcker, Waschfrauen, Knaben,

die nach in das Meer geworfenen Silbermünzen tauchen wollten, alles schrie, gesticulirte und lärmte mit südlicher Lebendigkeit durcheinander, und es gehörten ebenso gute Nerven als Energie dazu, um in dieses Getümmel etwas Ordnung zu bringen, das uns anfänglich zwar amusirte, bald aber unausstehlich wurde.

Bald jedoch litt es uns nicht mehr an Bord. Die Dauer unsers Aufenthaltes auf der Insel war sehr beschränkt, und wir beeilten uns, nachdem wir unsere schmachtenden nordischen Leiber mit dem Safte und Fleische goldiger Apfelsinen und Bananen erquickt, sobald als möglich an das Land zu kommen.

Das Landen in Madeira ist schwierig und kann nur mit den eigens dazu erbauten Booten der Insel geschehen. Es existirt nämlich weder eine Mole noch ein Hafen, sondern man läßt sich mit der Brandung an den Strand setzen. Während dann die erste Welle verläuft, fassen sechs bis acht Männer das Boot, unter dessen Vorderende Walzen gesteckt werden, und ziehen es mit seinem ganzen Inhalte hoch auf den Strand, sobald die nachfolgende Welle angerollt kommt und helfend nachschiebt. Für den Laien sieht die Sache ziemlich gefährlich aus, die Bootsleute sind jedoch so geschickt, daß man immer trockenen Fußes ans Land steigt. Hier wiederholte sich die Scene, die bereits an Bord spielte, und man konnte sich nur mit Gewalt einen Weg durch die uns bestürmenden Führer, Pferdeverleiher, Träger und Bettler bahnen.

Beim Eintritt in die Stadt wird man angenehm durch die große Reinlichkeit der Straßen und Häuser berührt, eine Wahrnehmung, die man sonst in portugiesischen Städten nicht zu machen gewohnt ist. Die Häuser sind sämmtlich weiß angestrichen und sauber; die Straßen zur Abhaltung der Sonnenstrahlen zwar sehr eng gebaut, aber gleichfalls ausnehmend reinlich und sehr sorgsam gepflastert, wenn auch auf eine Weise, die unsern verwöhnten Füßen durchaus nicht angenehm ist. Die Steine haben nämlich keine platte Oberfläche, sondern bestehen aus ovalen Kieseln, deren Spitzen auseinanderstehen, sodaß man sehr bald durch schmerzende Füße auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam gemacht wird. Der Grund dieser sonderbaren Art zu pflastern liegt in den Bodenverhältnissen. Die

steilen Straßen erlauben keine Räderwagen als Transportmittel, und die Wagen bestehen nur aus Kutschkasten, die auf Schleifen ruhen und von Ochsen gezogen werden. Die Kieselpflasterung bietet einerseits den Schleifen eine nur geringe Reibung und verschafft andererseits den Ochsen einen sichern Tritt, erfüllt also vollständig ihren Zweck.

Gleich unten am Strande befindet sich die Terreiro da Se, eine höchst angenehme, mit Bäumen bepflanzte, von einer Mauer eingefaßte und mit Sitzen reichlich ausgestattete öffentliche Promenade, die sowol am Tage als namentlich abends den Sammelplatz der Einwohnerschaft Funchals bildet. Die Baumpflanzung scheint absichtlich aus den verschiedensten Arten zusammengesetzt zu sein, um dem Fremden sogleich beim Betreten der Insel die Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation vorzuführen, und wahrlich, man muß auf ein herrliches Klima schließen, wenn die in den üppigsten Laubbüscheln prangende Eiche, der Rhododendron, der Apfelsinen-, der Korallenbaum, die Platane und die Palme gleich kräftig nebeneinander gedeihen.

In der That besitzt auch die Insel ein herrliches Klima, das schönste in der Welt.

Auf der Grenze der Tropen liegend und rings umgeben von den Fluten des Oceans, herrscht auf Madeira ein ewiger Frühling und die Glut der Sonne wird durch das Meer gekühlt. Es gibt wol kein Land auf der Welt, wo ein geringerer Temperaturwechsel stattfindet als hier, und dies sowie die warme feuchte Luft macht Madeira zum Eldorado der Schwindsüchtigen, wo Heilung erfolgt, wenn sie noch möglich, und wo die Krankheit zum Stillstand gebracht oder mindestens aufgehalten wird, wenn vollständige Genesung nicht mehr erwartet werden darf.

Nach achtzehnjährigen Beobachtungen wurde die mittlere Monatstemperatur wie nachstehend gefunden: Januar 64°,18; Februar 64°,3; März 65°,8; April 65°,50; Mai 65°,53; Juni 69°,74; Juli 73°,45; August 75°,2; September 75°,76; October 72°,5; November 69°,8; December 65° Fahrenheit, mithin während des ganzen Jahres nur eine Differenz von kaum 11° Fahrenheit oder 5° Réaumur.

Schlechtes Wetter kommt während der neun Sommermonate

gar nicht, während des Winters äußerst selten vor und beschränkt sich auf etwas Wind und Regen. Die Winterstürme sind mäßig; nur zweimal in diesem Jahrhundert wurde die Insel von einer Sturmflut heimgesucht, die allerdings großes Unglück anrichtete. Im Jahre 1803 wurden von der Flut 400 Personen verschlungen, und ähnliche Verwüstungen richtete die zweite am 24. October 1842 an.

Am 15. October erschien die Insel wie unter einer einzigen großen Wolke begraben, die eine nächtliche Finsterniß verbreitete. Ein wolkenbruchartiger Regen entlud sich aus ihr, der später an Stärke zwar etwas nachließ, aber ohne Unterbrechung neun Tage lang andauerte. Dasselbe wiederholte sich am 24. October, und um 1 Uhr erschien plötzlich eine furchtbare Flutwelle in der Bucht von Funchal, die, mit gewaltiger Kraft gegen die Küste stürmend, die niedrig gelegenen Theile der Stadt überschwemmte, welche schon durch die angeschwollenen Gebirgsströme bedroht waren, und bei ihrem Rücklauf 200 Gebäude mit sich fortriß. Am 26. October wehte ein Orkan aus Süden, der sechs in der Bucht ankernde Schiffe auf den Strand warf und sie total zertrümmerte, während fast ihre gesammten Mannschaften in den Wellen begraben wurden.

Diese Fälle sind jedoch Abnormitäten, welche in besondern Naturereignissen ihren Grund haben und keinen Maßstab für gewöhnliche Zustände abgeben können.

Madeira wird von Brustkranken aus allen Theilen der Welt aufgesucht. Im Winter befinden sich durchschnittlich 2000 Fremde auf der Insel, die dort Genesung von ihren Leiden suchen. Meistens sind es Engländer, jedoch gehen jetzt auch viele Deutsche dahin.

Wenn man durch die Straßen Funchals wandert oder morgens einen Spazierritt in die höher gelegenen Partien des Landes macht, begegnet man sehr häufig den Kranken, die je nach ihrem Zustande zu Pferde oder zu Wagen die liebliche erfrischende Morgenluft mit vollen Zügen einschlürfen. Langsam und geräuschlos gleiten die mit Ochsen bespannten Schleifenkutschen über das Straßenpflaster, und in unserer durch die reizenden Umgebungen und den prachtvollen Morgen froh und

heiter gestimmten Seele erklingt ein schmerzlicher Mißton, wenn wir durch die Vorhänge des dichtverhüllten Wagens die bleichen leidenden Züge eines solchen Unglücklichen erblicken, der selbst am Rande des Grabes, vielleicht mit um so größerer Lust, sich an das sprossende blühende Leben klammert, das ringsum in reicher Fülle ihn anlacht. Wer weiß, ob nicht schon in wenigen Tagen der schwellende Rasen ihn deckt, dessen duftiges Aroma ihn heute noch erquickt. Dort kommt ein anderer Trauerzug, der unser freudevolles Herz mit wehmüthigem Mitleid erfüllt. Zwei kräftige Männer der Insel, mit weißen Hemden und Beinkleidern und der kleinen sonderbar geschwänzten Kappe auf dem schwarzen dichten Haupthaare, tragen an einem Bambusrohre eine Hängematte, deren Kopfende durch einen von der Stange herabhängenden Teppich gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist. Behutsam, gleichmäßig schreiten sie vorwärts, damit ihre Last vor jeder Erschütterung bewahrt bleibe. Eine Kranke ruht in der Matte; ein junges Mädchen in der Blüte der Jahre, aber bereits gebrochen in der Fülle der Jugend und den Todeskeim in der wunden Brust tragend, schwebt an uns vorüber. Ihre großen blauen Augen, aus denen noch vor kurzer Zeit Lust und Leben strahlte, schweifen matt und glanzlos über die prachtvolle Morgenlandschaft; über ihre feinen Züge hat bereits der Todesengel seinen Schleier ausgebreitet und auf ihren Wangen blühen die Kirchhofsrosen. Wird auch dieser Aermsten die Insel ein Retter sein? Sie kam wol zu spät hierher, und bald schläft auch sie in der kühlen Erde, wo schon so viele Hunderte ihrer Leidensschwestern Erlösung fanden. Möge die Erde ihr leicht sein!

Wenn man als Fremder Madeira besucht, ist ein Ritt in die Berge, nach der erwähnten Kirche Nossa Signora da Monte und nach der Schlucht des Großen Curral der gewöhnliche Ausflug. In einem Morgen kann man diese Tour ohne Anstrengung machen, und sie genügt vollständig, um Madeira, sofern man nicht Tourist par excellence ist, kennen zu lernen, da das Leben auf der Insel sich hauptsächlich in Funchal und dem Thale, in dem diese Stadt liegt, concentrirt. Kleine Ortschaften und einzelne Hütten liegen zwar überall auf der Insel

zerstreut, aber außer Funchal existirt weiter keine Stadt, und jedenfalls hat auch die Natur diesen Punkt vor allen andern verschwenderisch begünstigt. Himmelanstrebende Gebirge mit all den erhabenen romantischen Schönheiten, die der Mensch an ihnen bewundert, gähnende Schlünde, schroffe Felsenwände, einzelne Klippen in seltsamer Form, wilde Sturzbäche, dunkle Waldungen und hellleuchtende Matten — alles findet man hier vereint. Dazu das himmlische Klima, der blaue Aether, eine tropische Vegetation in den mannichfachsten Formen und endlich das Meer, das ruhelos wallende Meer mit den schwimmenden Segeln darauf, die wie silberne Wölkchen am ferne verschwimmenden Horizonte dahinschweben — wahrlich das ist ein Panorama, welches das Auge erfreut, das Herz erhebt und eine unauslöschliche Erinnerung in unserer Seele hinterlassen muß.

Die Bevölkerung der in zehn Districte zerfallenden Insel beträgt 120000 Seelen, von denen 25000 auf Funchal kommen. Die übrigen Ortschaften liegen sämmtlich an der Küste zerstreut, sie sind jedoch kaum des Nennens werth und fast in allem der gerade Gegensatz der Hauptstadt, klein, ärmlich, schmuzig. Die Häuser bestehen aus vier kahlen Wänden mit Strohdach; sie sind kaum fünf Fuß hoch und gleichen eher Ställen als menschlichen Wohnungen. Der sie bewohnende Menschenschlag ist abstoßend häßlich, namentlich die Frauen, während den Männern die stupiden Gesichtszüge, die über die Stirn herabhängenden schwarzen struppigen Haare, der plumpe Körperbau und der gänzliche Mangel an geistigem Ausdruck einen thierischen Anstrich verleihen. Wo ein gutgekleideter Fremder unter sie tritt, wird er mit verdummten Blicken angeglotzt, aber alsbald strecken sich ihm hundert Arme entgegen, die um ein Almosen bitten. Alles bettelt hier, und die Unverschämtheit, mit der dies betrieben wird, verkümmert einem zum Theil den Genuß des schönen Landes. Es scheint fast, als ob dieses Almosenfordern mehr Gewohnheit als Nothwendigkeit sei. Haus- und obdachlose Menschen gibt es eigentlich gar nicht, und man würde der Bevölkerung unrecht thun, wollte man sie träge nennen. Im Gegentheil, die Leute sind ungemein thätig, und man erstaunt über die Ausdauer und den Fleiß, mit der sie den spärlichen

Boden in den Gebirgen cultiviren und ihm eine Ernte abringen. Die steilsten Berge sind von ihnen terrassirt, und wo nur ein Streifchen Ackerkrume von wenigen Fuß Breite an einem Abhange zu finden war, ist es gewiß mit Mais, Yams oder Weizen, je nach seiner niedern oder höhern Lage, bebaut, und jede noch so ärmliche Hütte liegt zwischen lachenden Feldern. Von eigentlichem Mangel kann daher nicht die Rede sein, und das zudringliche Betteln ist darum um so auffallender. Freilich in den letzten Jahren, seit der Weinkrankheit, ist viel Nothstand auf der Insel gewesen. Seit 1856 gibt es keinen Wein mehr, und nicht einmal Trauben zum Essen kommen zur Reife. Unter 2 Thalern ist auf der Insel keine Flasche Wein mehr zu haben, und bald wird der echte Madeira nur noch in der Erinnerung leben. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1836 der Weinertrag sich auf 8435 Pipen im Werthe von 1½ Million spanischen Thalern belief, so wird man leicht ermessen können, welchen harten Schlag die Insel durch die Weinkrankheit erlitten hat.*)

An Bodenproducten erzeugt Madeira eigentlich alles, was die tropischen und gemäßigten Zonen hervorbringen. Früher war der Kornertrag gering und reichte nur für zwei Monate. Seitdem jedoch die Winzer gezwungen sind, sich auf diesen Zweig der Bodencultur zu werfen, wird fast das ganze Jahresbedürfniß erzeugt.

Die Einkünfte der Insel betragen 210000 spanische Thaler jährlich, deren Hälfte die Zölle abwerfen, während die andere Hälfte aus den directen Steuern fließt. Die Ausgaben für die Insel, inclusive der Garnison, belaufen sich auf circa 150000 spanische Thaler, sodaß dem Mutterlande 50—60000 spanische Thaler übrigbleiben. Die Industrie beschränkt sich auf feine Holzwaaren, Stickereien und Häkeleien und auf die Fabrikation von Federblumen. In allen drei Productionen haben

---

*) Die Weinkrankheit hat sich inzwischen wieder verloren und somit ist die damals auf der Insel allgemein gehegte Befürchtung glücklicherweise nicht eingetroffen. Seit 1868 wächst wieder so viel Wein, daß davon exportirt werden kann, und man hofft, daß bald die frühern Verhältnisse hergestellt werden.

es die Madeirenser zur hohen Fertigkeit gebracht, und wenn man nur nicht nach Art der Engländer, die überall die Preise verderben, sogleich die geforderte Summe gibt, sondern bis auf die Hälfte herunterhandelt, bekommt man auf billige Art die reizendsten Sachen in diesem Genre. Exportirt wird von jenen Gegenständen nichts, wenigstens nichts in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, obwol fast alle in das Ausland gehen. Die vielen Schiffe, welche die Insel besuchen, nehmen sämmtlich dergleichen Andenken mit, und namentlich wurden die Federblumen von unsern drei Schiffen vollständig ausgekauft. Diese reizenden Blumen werden aus den Federn schön gefärbter Vögel, namentlich tropischer, zusammengesetzt. Sie werden in Nonnenklöstern gefertigt und zeichnen sich nicht allein durch das prachtvolle natürliche Colorit ihres Materials, sondern auch durch die feine saubere Arbeit, die kunstvolle Nachahmung der Natur und das höchst geschmackvolle Arrangement der Bouquets für Hut- und Haargarnirungen aus. Wie sehnsüchtig wol die armen Nonnen hinter ihren engen tristen Mauern nach jener großen fröhlichen Welt blicken mögen, wo der aus ihren fleißigen Händen und vielleicht unter schweren Seufzern und versteckten Thränen hervorgegangene Schmuck getragen und bewundert wird! Wie traurig sie der Contrast stimmen muß, wenn sie im Geiste ihren groben schwarzen, alle Reize verhüllenden Anzug mit der Toilette vergleichen, zu der dieser Strauß oder jener Haarschmuck paßt!

Das Kloster Incarnaçao hat den Ruhm, die feinsten und schönsten Blumen zu liefern; aber auch noch ein anderer Grund bewog uns, wie schon vor einigen Jahren, so auch diesmal seine dunkeln Mauern aufzusuchen. Wir wollten sehen, ob noch das liebliche Wesen mit den feurigen tiefschwarzen Augen, den feinen bezaubernden Gesichtszügen, dem blendenden Teint und der graziösen Figur dort wäre, mit der wir so manches Stündchen durch das doppelte Eisengitter des Sprechsaals verplaudert, der wir deutsche Lieder vorgesungen, und die vor zwei Jahren von einem unserer Kameraden, der ihr zu tief in die dunkeln Augen geschaut, porträtirt und als theures Andenken im Album mitgenommen worden war. Unsere Hoffnung

wurde nicht getäuscht. Schwester Anunciata begrüßte uns an der Hand der Aebtissin, gleichfalls einer alten Bekannten, durch das Sprachgitter mit der frühern harmlosen Heiterkeit und Freundlichkeit. Sie war etwas mehr erblüht und zur ausgebildeten Jungfrau gereift, aber sie war noch schöner geworden, und abermals konnten wir eine Stunde der liebenswürdigsten Unterhaltung mit der reizenden Novize zu unsern angenehmen Reiseerinnerungen zählen.

So war noch immer Novize. Wie es scheint, will sie den Schleier nicht nehmen, wenn sie jemand findet, der ihr Herz gewinnt. Und wie es uns vorkam, hat sie bereits diesen jemand gefunden. Sie war so schalkhaft, so heiter und bezaubernd und lachte so fröhlich hinaus in die Welt jenseit des Sprachgitters, daß sie unmöglich mit dieser gebrochen haben konnte, und gewiß würde die sie begleitende Aebtissin ihre Fröhlichkeit beschränkt haben, wenn diese sie wirklich als eine angehende Braut des Himmels betrachtet hätte. Die kurze Dauer unsers Aufenthaltes nahte sich ihrem Ende: wir sahen von den Bergen hinter Funchal die blaue Flagge am Vortop unsers Schiffes wehen, welche die Umherschweifenden zusammenruft, wenn alles segelfertig ist, und wir mußten eilen an Bord zu kommen.

Bald war der Anker gelichtet, der günstige Wind schwellte die Segel, unser Schiff zog eine weiße Schaumfurche durch die blauen Fluten, und dahin ging es nach dem Süden. Die auf den Bergspitzen lagernde Wolke senkte sich allmählich tiefer; sie verhüllte wie ein Schleier eine der auf der Höhe liegenden Quintas nach der andern. Bald leuchteten nur noch die unten am Strande liegenden Gebäude wie schimmernde Punkte aus dem Wolkennebel hervor, dann verschwanden auch sie. Der nahende Abend sandte seine grauen Schatten herüber, und wir sagten der lieblichen Insel Lebewohl, um einer andern Station der großen Tour zuzusteuern, die uns lange von unsern Lieben und dem Vaterlande fern halten sollte, aber auch des Interessanten so viel versprach.

2.

Schatzgräberei auf den Salvages. Ankunft auf Teneriffa. Hafenstadt Santa-Cruz. Kirchenbesuch und Theater. Schönheit der Frauen. Gesellschaftliches Leben. Laguna Orotava und seine Gärten.

Diese zweite Station war Teneriffa, das nur 70 und einige Meilen südlich von Madeira liegt und trotz des schwachen Windes schon am dritten Tage von uns erreicht wurde.

Am 18. April verließen wir Madeira und passirten am folgenden Tage die Salvages-Inseln, eine Gruppe von vier unbewohnten und meistens kahlen Felsen von zusammen drei bis vier Quadratmeilen, die in frühern Zeiten wol als Schlupfwinkel für Seeräuber gedient haben mögen. Wenigstens läßt eine ziemlich romantische Geschichte, deren Schauplatz die Inseln vor einigen Jahren waren, darauf schließen. Zu jener Zeit starb nämlich in einem Zuchthause Londons ein auf Lebenszeit verurtheilter Sträfling und früherer Seeräuber. Auf seinem Sterbebette vertraute er zwei Engländern, er habe auf den Salvages eine Summe von 500000 £. vergraben, die er vor Zeiten zwei mit Geld beladenen Schiffen abgenommen. Die betreffenden Inhaber des Geheimnisses machten sich unverzüglich, mit allen zur Hebung des Schatzes erforderlichen Mitteln und Instrumenten ausgerüstet, auf und fuhren nach Madeira, von wo sie mit einem eigens gemietheten Fahrzeuge nach den Salvages gingen. Der Ort war so genau beschrieben, daß gar kein Misverständniß möglich schien; auch wurde er sehr bald entdeckt, alle gegebenen Merkmale paßten; mit eifrigster Thätig-

keit wurde gesucht und gegraben — allein es fand sich nichts. Man glaubte sich in der Stelle getäuscht zu haben und versuchte es an einem andern Punkte. Man wühlte fast die ganze Insel um, jedoch mit nicht günstigern Resultaten. Das Geld blieb unentdeckt, ein neckischer Gnom oder misgünstiger Kobold schien es fortgezaubert zu haben. Bitter enttäuscht, mit Verlust von einigen hundert Pfund Sterling zogen die Schatzgräber endlich ab, und zwar mit der Aussicht, noch tüchtig ausgelacht zu werden. Wir befanden uns gerade damals auf Teneriffa, das sie ansegelten, und können bezeugen, daß sie darin wenigstens nicht getäuscht wurden. Außerdem aber wurde beim englischen Consul in Santa-Cruz gegen seine Landsleute eine Klage von der spanischen Regierung wegen Eingriffs in die Rechte der spanischen Krone, welche die Inseln als Eigenthum betrachtet, anhängig gemacht. Man wies jedoch die Klage mit der Bemerkung zurück, daß die Insel durch die Umgrabungen an Werth nur gewonnen haben könne, da hierdurch der Boden meliorirt worden sei.

Wir sahen diesmal die Salvages nur in weiter Ferne und steuerten unsern Curs weiter. Die behagliche Wärme, welche den eisigen Hauch des Nordens seit Madeira ganz verdrängte, der schöne klare Himmel, der beständige, wenn auch schwache Nordost-Passatwind, sowie endlich der gleichmäßig ruhige Seegang verkündeten uns die Nähe der Tropen, und wir begrüßten mit Freuden die milden Lüfte des Südens, die uns täglich angenehmer berührten.

Am 21. April sahen wir Teneriffa, und zwar zunächst das schneegekrönte Haupt des Pico de Teyde oder Tahsa, wie er von den alten Guanchen genannt wurde, das im Scheine der Morgensonne wie ein Meteor strahlend hoch über einer dunkeln Wolkenschicht hervorglänzte, die auf der untern Insel lagerte und diese noch einige Stunden unsern Blicken verhüllte. Gegen Mittag hob sich der Schleier, die zackigen Umrisse der jäh aufsteigenden Nordküste traten aus dem Nebel hervor, eine wirre chaotische Masse von steilen Felsen, schroffen Abgründen, unregelmäßigen Rissen und Spalten von dunkler, fast schwarzer Farbe und ohne die geringste Spur von Vegetation bot sich

dem Auge dar und verkündete, daß die Insel ihre Entstehung einer jener großartigen Convulsionen der Natur zu verdanken habe, die vor Tausenden von Jahren unsern Erdball erschütterten.

Die Nordseite Teneriffas ist unzugänglich und unbewohnt. Nur nach Nordwesten am Fuße des Pic flacht sich das Ufer etwas sanfter ab, und dort wurde das Auge durch weiß schimmernde Häuser, umgeben von frischem Grün, erfreut. Es war Orotava, welches wir erblickten, berühmt wegen seines Weins und seiner Gärten, die schon Humboldt's Entzücken erregten, und von deren Schönheit jeder die Insel betretende Tourist bezaubert wird.

Bald war die Ostküste, an deren steilen Klippen die Brandung donnernd emporbrauste, umschifft, und die Südküste trat uns in viel freundlicherer Weise entgegen. Hier waren die Abhänge weniger steil, die Thäler cultivirt, die Berge mit üppiger Vegetation bedeckt und kleine Dörfer lagen malerisch am Meeresstrande zerstreut. Gegen Mittag hatten wir die Rhede von Santa-Cruz erreicht und ankerten in geringer Entfernung von der Stadt, die, ungefähr in der Mitte der Südküste liegend, jetzt Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs ist und etwa 8000 Einwohner zählt. Das Land macht hier eine kleine nördliche Einbiegung, steigt nur allmählich an und bleibt nach Westen ziemlich flach, während es nördlich und östlich von Santa-Cruz sich zu einer Bergkette von 1000—1200 Fuß Höhe emporhebt.

Das Aeußere der Stadt macht keinen angenehmen Eindruck, und die Lieblichkeit, welche Funchal umgibt, fehlt hier gänzlich. Während in Madeira sich alle Schönheiten der Insel in und um Funchal vereinigen, muß man sie in Teneriffa im Innern aufsuchen.

Santa-Cruz ist nach demselben Systeme erbaut, das die Spanier bei Anlage von Städten in allen ihren Colonien zu Grunde legten. Es bildet ein Parallelogramm mit rechtwinkelig sich schneidenden Straßen, die 150 Schritt (eine Cuadra) voneinander entfernt laufen, während in der Mittellinie sich zwei bis drei große Plätze befinden, an denen die Kirchen und son-

stigen öffentlichen Gebäude aufgeführt sind. Die keiner spanischen Stadt fehlende Alameda erstreckt sich wegen der kühlern Luft unten am Meeresstrande hin, ist jedoch nur eine Miniaturausgabe im kleinsten Format, in der sich kaum 20 Personen frei bewegen können.

Nach der Seeseite ist die Stadt stark befestigt, und an ihren Mauern holte sich Nelson im Jahre 1797 eine tüchtige Schlappe. Er versuchte Santa-Cruz durch einen Handstreich zu nehmen, indem er mit den Booten seines Geschwaders einen nächtlichen Angriff machte. Dieser mislang jedoch gänzlich, der umspringende Wind schleuderte die Boote auf den Strand und schnitt den Engländern den Seeweg ab. Sie wurden sämmtlich gefangen genommen, und Nelson büßte außerdem noch seinen Arm dabei ein. Der spanische Gouverneur besaß die unpolitische Großmuth, den Admiral nebst seinen Gefährten unter der Bedingung freizugeben, daß er keinen zweiten Angriff auf die Insel unternähme. Wäre er weniger großmüthig gewesen, hätte er seinem Vaterlande vielleicht den Tag von Trafalgar erspart.

Die Gebäude von Santa-Cruz sind durchschnittlich im untern Theile der Stadt, wo die wohlhabende und kaufmännische Bevölkerung ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hoch und geräumig in maurischem Stile aufgeführt, im obern Stadttheile dagegen fast sämmtlich einstöckig und oft so niedrig, daß man mit der Hand das Dach erreichen kann. Der durchgängig weiße Anstrich ertheilt jedoch allen Häusern ein freundliches Aussehen, und auch die zur Abhaltung der Sonnenhitze eng angelegten Straßen sehen reinlich aus, was man in kleinern spanischen Städten oft vermißt. Der vornehmste öffentliche Platz ist die Plaça della Constitucion, um den sich die Gouvernementsgebäude gruppiren und der in der Nähe des Landungsplatzes liegt. Er ist mit breiten Fliesen gepflastert und allabendlich der Versammlungsort der beau monde, die in der engen Alameda nicht Raum genug für die Anknüpfung oder Besprechung ihrer Liebesaffairen hat, welche nun doch einmal im Leben jeder Spanierin, namentlich aber in den Colonien den ersten Platz einnehmen.

Die Hauptkirche von Santa-Cruz ist keine architektonische

Merkwürdigkeit, obwol im Innern mit reicher Pracht und all dem kostbaren Luxus ausgestattet, den vor 2—300 Jahren die Conquistadoren zur bequemen Buße für ihre nicht immer gottseligen Thaten den Kirchen widmeten. Als ich die zahllose Menge der schweren massiv silbernen Candelaber, die kostbaren Altardecken, die vielen silbernen und vergoldeten Heiligenstatuen ansah, die alle aus der Zeit der ersten Eroberung der Canarischen Inseln stammen, mußte ich unwillkürlich daran denken, wie viel unschuldig vergossenes Blut der armen Guanchen, die von ihren christlichen Besiegern auf die grausamste Weise zur Ehre Gottes und der Heiligen Jungfrau hingeschlachtet wurden, damit gesühnt sei. Diese Ausrottung der Ureinwohner Teneriffas bildet auch einen der vielen Flecken in der spanischen Geschichte, den Jahrhunderte nicht verwischen können und der ein ewiges Brandmal Spaniens bleiben wird.

Seit Jahrhunderten schon existirt kein Guanche mehr auf der Insel, und es ist schwer, über die ersten Bewohner der insulae felices etwas Näheres zu sagen. Nur so viel weiß man, daß sie ein harmloses, friedliebendes Völkchen waren, die bei Ankunft der Spanier auf der Insel einen ziemlichen Grad von Civilisation besaßen, Ackerbau und Viehzucht trieben und mit den übrigen Inseln durch Schiffahrt, wenn auch nur in beschränktem Maße, eine Verbindung aufrecht erhielten. Auf mehrern sehr alten Gemälden, die ich auf dem Rathhause in Laguna, der frühern Hauptstadt der Insel, sah, waren alle Guanchen mit blondem lockigen Haar, blauen Augen und echt germanischen Zügen abgebildet. Die Gemälde tragen das Gepräge eines zwei- bis dreihundertjährigen Alters, und es ist wahrscheinlich, daß sie Porträts von wirklichen Guanchen geben, um so mehr, als sie die Bekehrung derselben zum Christenthume darstellen. Die Gestalten sind im allgemeinen kräftiger und höher als die der mit abgebildeten Spanier, und es ist leicht möglich, daß einst ein Haufe unserer kühnen nordischen Vorfahren auf ihren Streifzügen zur See die Insel erreichte und sich dort ansiedelte.

Ich besuchte die Kathedrale bei Gelegenheit eines großen religiösen Festes, der Erhebung des Kreuzes. Die Hostie wurde in feierlicher Procession in die Gefängnisse getragen und den

Verbrechern das Abendmahl verabreicht. Der Bischof und die gesammte Geistlichkeit schritten voran, ihnen zur Seite Hunderte von Laienbrüdern mit brennenden Wachskerzen, hinter diesen die gesammte Garnison mit entblößtem Haupte und umgekehrten Gewehren. Die Procession bewegte sich durch alle Straßen der Stadt, die fingerhoch mit Blumen und grünen Blättern bestreut waren. Alle Fenster waren dicht gedrängt mit Mädchen und Frauen besetzt, welche Körbe voll Blumen auf die Vorbeiziehenden herabstreuten. Die Soldaten marschirten nach dem Takte ihrer Regimentsmusik, den Körper nach hinten gebogen und ihn bei jedem Schritte hin- und herwiegend. Es waren meistens schlanke Gestalten von dunkler fast kupferbrauner Hautfärbung und dem Typus der Nordafrikaner. Sie stammen von den übrigen Canarischen Inseln, während die auf Teneriffa geborenen auf Gran-Canaria garnisoniren. Nur die Offiziere sind wirkliche Spanier, die Soldaten sämmtlich Insulaner.

Bei der Rückkehr aus den Gefängnissen zog die Procession zum Hochamte in die Kirche. Die Soldaten machten vor der Thür halt, und wie ein Blitz schien ein anderer Geist über sie zu kommen. Die lässige Haltung verschwand, die Körper richteten sich gerade, ihre Fronte bildete eine schnurgerade Linie, und sie marschirten in vorzüglicher Ordnung unter klingendem Spiele in ihre Quartiere.

Die Kirche war fast gedrängt voll Frauen, die auf kostbaren Teppichen und Tüchern knieten, welche jede Dame auf ihrem Kirchgange sich nachtragen läßt, da es in den Kirchen weder Stühle noch Bänke gibt. Wol weniger Andacht als Neugier war der Grund des zahlreichen Damenbesuchs. Hinter den Fächern wurde viel gekichert und geschwatzt, und eigentlich schien mir die Kirche nur eine Art von Alameda zu sein.

Der Kathedrale gegenüber liegt das seit einem Jahre eröffnete neue Theater. Man muß gestehen, daß es alle Erwartungen übertrifft, die man in dieser Beziehung an eine Stadt wie Santa-Cruz stellen kann. Es faßt 2000 Menschen, ist sehr zweckmäßig eingerichtet und sogar im Innern reich ausgestattet. Nur die Eine Unbequemlichkeit ist dabei, daß die Logen keine Sitze haben, daß man sich die Stühle selbst mit-

bringen muß, auch nicht einen einzelnen Platz, sondern nur die ganze Loge miethen kann. Die Leistungen der gerade spielenden Truppe waren recht gut, und genug bekam man auch für sein Geld. Von 7½ bis 12 Uhr hatte man ununterbrochen Lustspiel, Oper und Ballet. Nur das Orchester war unter aller Würde. Es bestand aus 12 Instrumenten, und darunter waren 5 Posaunen und 3 Bässe. Ich kann nicht begreifen, wie die Besucher des Theaters eine solche Tortur zu ertragen vermögen, da doch auf der ganzen Insel ein reger und gebildeter musikalischer Sinn herrscht und wir Gelegenheit genug fanden, uns davon zu überzeugen.

Wir suchten unsere Ohren gegen dieses unheimliche Concert zu verschließen, indem wir desto mehr unsere Augen anstrengten, um den Kranz von seltenen Schönheiten zu betrachten, der die verschiedenen Logen zierte. So unangenehm wir in Madeira durch die mit wenigen Ausnahmen wirklich abschreckende Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts berührt wurden, so sehr erfreute uns hier das Gegentheil, und nie haben wir eine größere Zahl von wirklichen Schönheiten beieinander gesehen als im Theater von Santa-Cruz und auf einem Balle, den der Alcalde uns zu Ehren gab. Wahrlich, dem Paris würde es schwer geworden sein, hier eine vollgültige Entscheidung zu treffen, und wir konnten nur bewundern, mit welcher Anmuth und Grazie hier die Natur ihre Geschöpfe ausgestattet hat. Freilich sind die Spanierinnen überhaupt in dieser Beziehung bevorzugt. Schwarze feurige Augen, reiches dunkles Haar, schöne Zähne, kleine Hände und Füße sind fast das Eigenthum einer jeden, und mit solchen Schätzen ausgestattet, kann wenigstens die Jugend nicht häßlich oder unschön sein. Man muß es ihnen jedoch auch lassen, sie verstehen es meisterhaft, durch eine geschmackvolle Toilette ihre natürlichen Reize zu erhöhen, und sie wissen es wohl, daß die einfache schwarzseidene Mantille, welche sie kokett über den Kopf geworfen tragen, viel besser kleidet als das ausgesuchteste Muster unserer geschmacklosen Damenhüte, mögen sie noch so reich garnirt sein. Die kosmopolitische Crinoline hatte auf ihrer Weltumsegelung auch Teneriffa erreicht und blühte in vollem Glanze bei der dasigen Damenwelt. Ja sogar der „letzte

Versuch", der Amazonenhut, tauchte auf der Promenade einigemale vor meinen Augen auf, schien jedoch nur bei den Dienstmädchen Gnade gefunden zu haben.

Die Frauen vom Lande tragen statt der schwarzseidenen Mantille ein weißes, mit breitem gleichfarbigen Seidenbande eingefaßtes Kasimirtuch über den Kopf, das mit dem unabänderlich schwarzen Kleide angenehm contrastirt, und unter dem die schwarzen Augen strahlend hervorblitzen. Bei den Aermern ist der Kleiderstoff Wolle, wer es jedoch irgend erschwingen kann, geht in Seide. Eine Bauerfrau von Teneriffa hungert lieber, als daß sie sich versagte, mit schwarzseidenem Rocke zur Stadt zu kommen, während dagegen ihr Mann mit dem aus einer weißwollenen Pferdedecke kunstlos hergestellten Mantel und dem breitkrämpigen braunen Filzhut einherstolzirt.

Das gesellschaftliche Leben in Santa-Cruz ist angenehm. Man ist allabendlich auf Bällen oder bei andern freundschaftlichen Zusammenkünften, wo man sich indeß hier nur um seiner selbst willen sieht. In andern Ländern werden selbst reiche Leute an allabendlichen großen Gesellschaften zu Grunde gehen, in Teneriffa vermag dies jedoch auch der weniger Bemittelte wohl auszuhalten. Etwas Frugaleres als die Verpflegung bei dergleichen Anlässen kann es kaum geben. Wir waren zu verschiedenen Bällen und andern Festlichkeiten eingeladen, aber wir nahmen jedesmal zuvor ein substantielles Abendbrot zu uns, um nicht auf das Buffet angewiesen zu sein, das allerdings existirte, aber für etwa 40 Personen aus zwei Schüsselchen mit leichtem Biscuit, zwei Fläschchen mit Teneriffawein oder, wie es besser klingt, Canariensect, zwei Flaschen Wasser und einer Anzahl von Gläsern bestand. So fanden wir es beim Gouverneur, beim Alcalden und bei Kaufleuten, die keineswegs unbemittelt waren. Wir Nordländer sind diese Einfachheit nicht gewohnt und deshalb fällt sie uns zuerst unwillkürlich auf, aber im Grunde genommen kann es nichts Vernünftigeres geben. Unsere Gesellschaften würden viel von ihrer Steifheit und Langweiligkeit verlieren und aufhören, eine Qual sowol für Wirthe als Gäste zu sein, wenn sie weniger Abfütterungen als gesellige Zusammenkünfte wären.

Ein Tänzchen beschließt regelmäßig die Unterhaltung, und namentlich ist der aus der Havana eingeführte danza beliebt. Dieser Tanz hat eine Aehnlichkeit mit unserm Walzer; der Takt ist jedoch viel langsamer, und es ist eigentlich nur ein Hin- und Herwiegen der Paare zu nennen, die sich fast nicht von der Stelle rühren. Die Dame ruht dabei gänzlich im Arme des Herrn, und für Liebende gibt es gewiß keinen Tanz, der zu zärtlichen Unterhaltungen sich besser eignete. Nebenbei mag bei seiner Erfindung auch dem havanesischen Klima etwas Rechnung getragen sein, da er nicht echauffirt; ich glaube aber sicher, daß eine liebeglühende Havaneserin ihn erdachte.

Die Musik ist, wie man es nicht besser ausdrücken kann, süß, und ich bin fest überzeugt, daß diese sowol wie der Tanz bei uns ungemeinen Anklang finden würde.

Die jungen Mädchen entwickeln sich hier erstaunlich schnell. Mit 12—13 Jahren sind sie vollständig erblüht und häufig schon verheirathet. Ich sah eine junge Frau von 14 Jahren, die bereits Mutter von zwei Kindern war. Ebenso schnell verblühen sie jedoch auch, und gewöhnlich schwindet ihre Schönheit schon nach der ersten Niederkunft sehr, obwol ich auch einzelne Mütter fand, die mit ihren erwachsenen Töchtern in jeder Beziehung wetteifern konnten. Sie ließen ihnen jedoch völlig den Vorrang, und oft konnte man sehen, wie die Tochter in prachtvoller Toilette, aller Augen auf sich ziehend, im Bewußtsein ihrer Schönheit stolz wie eine Königin durch die Straßen schritt, während einige Schritte hinter ihr in bescheidenem schwarzen Kleide die vielleicht noch ebenso schöne und kaum fünfundzwanzigjährige Mutter folgte.

Da unser Aufenthalt auf der Insel längere Zeit dauerte, wurde auch ein Ritt nach Orotava und seinen paradiesischen Gärten unternommen. Den Pic sahen wir uns nur aus der Nähe an, bestiegen ihn aber wohlweislich nicht. Ich hatte dies versucht, als ich Teneriffa vor mehrern Jahren besuchte, habe mir seitdem aber vorgenommen, es nie wieder zu thun. Unter schrecklichen Anstrengungen, fast erfroren und aus Nase, Augen und Ohren blutend, war ich doch nicht hinaufgekommen

und mußte, noch 1000 Fuß von der Spitze entfernt, mit meinen Gefährten wieder umkehren. Für Naturforscher mag es Reiz genug haben, durch eigene Beobachtungen zu erfahren, ob der Pic 13355 Fuß oder einige Zoll höher ist; der Tourist wird meiner Ansicht nach nicht genug für die erduldeten Strapazen dadurch entschädigt, daß er sagen kann: „Ich war oben."

Der Weg nach Orotava führt durch Laguna, die ehemalige Hauptstadt der Insel, die etwa zwei Meilen von Santa-Cruz entfernt auf einer Hochebene, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die beide Städte miteinander verbindende Straße ist breit und schön chaussirt, trotz ihrer vielen Windungen aber bisweilen so steil, daß man, wenn man zu Wagen, aussteigen muß, auch die Kamele, welche allgemein auf der Insel zum Lasttragen verwandt werden, im steten Zickzack die Steigung zu überwinden suchen. Auf frühere Erfahrungen gestützt, hatten wir tags zuvor im ersten Gasthofe von Laguna ein Mittagsmahl bestellt und verschiedene Speisen selbst hingeschickt, um nicht bei unserer Ankunft vergebens auf Erquickung zu harren und schließlich nur in Oel gesottene Fische zu bekommen, wie es uns vor Jahren einmal ergangen. Nach eingenommenem Mahle streiften wir durch die Stadt, die in ihrer Oede und Stille an Herculanum und Pompeji erinnert. Einst zählte Laguna 20000 Einwohner, jetzt deren kaum 2000. Das Gras wuchert überall auf den Straßen, viele Häuser sind gänzlich verfallen, viele unbewohnt und vom Zahn der Zeit benagt, und in den größten Gebäuden wohnen oft nur zwei bis drei Personen. Doch ist Laguna nicht allein auf Teneriffa, sondern auch in Europa wegen seines schönen Menschenschlags berühmt, und soviel wir davon gesehen, können wir dies bestätigen. Obschon wir zuerst keinem Menschen auf den Straßen begegneten und das Echo unserer Schritte laut an den Häusern widerhallte, trieb doch die liebe Neugier alle weiblichen Köpfe an die Fenster. Jedes weibliche Gesicht ist hier schön, wenn es nicht gar zu alt ist; wahrscheinlich rührt dies daher, daß bei der Ankunft der Spanier eine Kreuzung mit den Guanchen stattfand, da man hier mehr blaue Augen und blonde Haare sieht als in irgendeinem Theile Spaniens.

Später, als man in der Stadt wußte, daß estrangeros, Fremde, angekommen seien, zeigte sich uns allerdings auch die Kehrseite der Schönheit in einem Heere von Krüppeln und Bettlern von den verkommensten und abschreckendsten Gestalten. Auf Schritt und Tritt wurden wir von ihnen verfolgt und mit einer Unverschämtheit angesprochen, die selbst den Ruhigsten in Verzweiflung bringen konnte.

Im Sommer ist Laguna etwas belebter und wird wegen seines kühlern Klimas von den wohlhabenden Bewohnern von Santa-Cruz aufgesucht. Das Klima ist aber auch herrlich! Man athmet die schöne reine Seeluft, die der Passatwind unverfälscht über die Berge führt, und die hohe Lage des Ortes läßt die Sonnenhitze nie excessiv werden. An Sehenswürdigkeiten besitzt Laguna wenig. Die Kathedrale ist innen sehr reich ausgestattet, und die Pracht an edeln Metallen contrastirt seltsam mit der schrecklichen Armuth, von der man sich hier überall umgeben fühlt und die den Reisenden verfolgt, wohin er sich wendet, mag er in der Kirche, im Rathhause, Gasthause oder auf der Straße sein. Das Rathhaus als einziges bemerkenswerthes öffentliches Gebäude der Stadt zeichnet sich nur durch seine Größe vor den übrigen Häusern aus. Sonst verfällt es ebenso, ist architektonisch nicht ansprechend und wird nur durch die alten Gemälde interessant, die seine öden und verstaubten Räumlichkeiten schmücken.

Im allgemeinen waren wir froh, als wir der unheimlichen Stadt den Rücken kehrten und unsere Weiterreise antraten. Der Weg hinter Laguna nach Orotava läßt manches zu wünschen übrig, und der vierstündige Ritt über scharfe Lavafelder und kahle Felsen war keine angenehme Partie. Südlich von Laguna ist die Gegend sehr gut cultivirt. Mais-, Wein- und Weizenfelder wechseln mit unabsehbaren Cactusanpflanzungen (opuntia coccifera) ab, da die Zucht der Cochenille den Hauptnahrungszweig der Canarischen Insel bildet. Auf den Höhen stehen baumartige Ericeen und das Innere Teneriffas gewährt hier einen höchst angenehmen Anblick. Jenseit Laguna ist die Umgebung jedoch todt und öde, und erst in der Nähe von Orotava wird man durch reichprangende Felder und Pflan-

zungen, die alle das Aussehen von sorgsam gepflegten Gärten haben, für den traurigen Ritt entschädigt.

Orotava liegt am nordöstlichen Ufer der Insel und am Fuße des Pic und kann mit Recht der Garten Teneriffas genannt werden. Fast jeder Einwohner des etwa 2500 Seelen zählenden reizenden Städtchens ist Weinbauer oder Gärtner, und Orotava liefert den besten Canariensect, der dem schönsten Madeira kaum nachsteht. Die Weinkrankheit ist zwar auch schon seit 10 Jahren hierher gedrungen, hat aber nicht die Verheerungen angerichtet wie in Madeira, und die Insel Teneriffa producirt gegenwärtig nur etwa ein Viertheil weniger als früher. Orotava liefert ferner auch, im Verein mit Gran-Canaria, die große Masse von Gemüsen und Früchten, welche nach Santa-Cruz strömt, um an die Schiffe verkauft zu werden. Jedes Haus des Städtchens ist mit einem mehr oder minder großen Frucht- und Gemüsegarten umgeben, dessen Beete mit prachtvollen Blumen eingefaßt sind. Soweit das Auge reicht, wird es durch kostbare Blüten, durch herrliches Grün und prangende Früchte entzückt. Dazu der schneegekrönte Gipfel des majestätischen Pic, das tiefe Blau des Meeres, die mit aromatischen Düften geschwängerte Luft — wahrlich, Orotava ist das Juwel der Canarien, und wenn die Alten es kannten, so durften sie den Inseln mit Recht den Namen der „Glücklichen Inseln" — insulae felices — beilegen.

Einen ganzen Tag brachten wir in diesem Paradiese zu, dann mußten wir uns leider trennen. Die Abfahrt unsers Schiffes stand nahe bevor, und wir durften nicht länger zögern. Wie so oft im gewöhnlichen Leben müssen fast immer die Seeleute dann scheiden, wenn sie anfangen sich wohl zu fühlen. Wir hatten freilich die angenehme Aussicht, nach 8—14 Tagen, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückzukehren, und daher wurde uns der Abschied nicht so sehr erschwert. Indessen gerade als wir den Hafen verlassen wollten, kam die Dampffregatte Arkona an und brachte uns die nicht angenehme Weisung, anstatt nach Brasilien und den La-Plata-Staaten, direct nach Singapore zu segeln und dort mit dem Geschwader zusammenzutreffen. Dies war zwar sehr störend für uns, mußte aber geschehen,

wenn die Schiffe noch vor dem im September eintretenden Monsunwechsel, d. h. in diesem Jahre Japan erreichen wollten. Die Arkona selbst folgte am nächsten Tage den nach Brasilien vorausgesegelten beiden Schiffen, während wir auf der Elbe unsern Curs nach Lanzarote, einer andern der Canarischen Inseln, richteten. Einige kleine Beschädigungen an der Bekupferung unsers Schiffes ließen nämlich eine Reparatur derselben vor Antritt der großen Reise nöthig erscheinen. Da hierzu ein theilweises Ausladen und Schieflegen erforderlich war, das sich auf der stets unruhigen Rhede von Santa-Cruz nicht bewerkstelligen ließ, so wurde beschlossen, nach der Insel Lanzarote zu gehen, wo sich ein vollständig sicherer Hafen, Port Naos, befindet.

3.

Fuerta Ventura und sein Feudalherr. Lanzarote. Hafenstadt Arecife. Landwirthschaftliches. Aschen- und Lavafelder. Die Montagna del Fuego. Gran-Canaria. Kamelzucht und Cochenillecultur. Production und Handelsverkehr der Canaren.

Seit unserm Abschiede von Deutschland waren wir stets von guten Winden begleitet gewesen, und es kam uns daher ziemlich ungewohnt an, diesmal gegen den Nordostwind kreuzen zu müssen. Doch war die Elbe Meister in diesem Fache, und schon am andern Mittage erreichten wir die Südspitze von Fuerta Ventura, das, südlich von Lanzarote gelegen, von diesem nur durch eine schmale Meerenge, die Bocayna, getrennt wird. Wir lavirten ganz nahe unter der Küste hinauf, und unsere Fernrohre waren beständig auf die Insel gerichtet, um irgendwo ein freundliches Städtchen, eine Waldung oder mindestens ein grünendes Thal zu erblicken. Vergebens, nichts war zu entdecken als schwarzer Sand, Lava und Fels. Wie anspruchslos muß der Mann gewesen sein, der diesen traurigen Fleck der Erde Fuerta Ventura, „Großes Glück", taufen konnte!

Eine nackte schwarze, von jeder Vegetation entblößte Bergkette — die einzelnen Kuppen meist in regelmäßig konischer Kraterformation, häufig aber auch scharf abgeschnitten und dachförmig — zieht sich durch die Mitte der Insel von Nordost nach Südwest und scheidet sie in zwei Hälften, deren südliche, das leibhaftige Bild der gestorbenen Natur, jetzt unserm Auge offen lag. Doch an der nördlichen Spitze, nahe am Meeres-

strande, entdeckten wir jetzt ein Haus. Es war eine Kirche, aber wie sie in diese Einöde kam, mag Gott wissen, da meilenweit keine menschliche Wohnung zu sehen war. Die nördliche Hälfte der 130 Quadratleguas (eine Legua = $^3/_4$ geographischen Meilen) großen Insel, welche wir später zu sehen Gelegenheit hatten, ist nicht ganz so abschreckend, immer aber bleibt es unbegreiflich, wie die Insel 8160 Einwohner ernähren kann, selbst wenn sie so außerordentlich geringe Ansprüche an das Leben machen wie spanische oder vielmehr Bauern von Fuerta Ventura. Außer dem Cochenillecactus und der Eispflanze oder Barilla, aus der Soda bereitet wird, wächst fast nichts auf der Insel, und ihr Hauptnahrungszweig ist die Zucht der Kamele, welche nach Teneriffa und Lanzarote verkauft werden, um dort den Waarentransport zu vermitteln. Ein großer Theil Fuerta Venturas gehört einem Grundbesitzer, einem verschrobenen spanischen Edelmann, der auf diesem abgeschiedenen Fleck der Welt à la Don Quixote lebt, sich als Fürst gerirt und eine Art von Hof unterhält. Von Zeit zu Zeit beruft dieser Herrscher seine Vasallen zu einem imaginären Kriegszuge gegen die Mauren von Afrika ein und hält dann eine Revue ab. Ueberhaupt hat der Mann die gute alte Feudalzeit auf der Insel vollständig wiederhergestellt. Er ist unverheirathet, reich, besitzt 3—400 Kamele und zeigt sich gegen Fremde, welche die Insel besuchen, ungemein gastfrei; nur verlangt er, daß seine Gäste sich der strengen Etikette fügen, welche seinen Haushalt regelt, und die am Hofe Philipp's II. nicht schärfer sein konnte. Sonst ist der Mann sehr gebildet, hat ein gereiftes Urtheil und macht den liebenswürdigsten Gesellschafter.

Durch die Bocayna gelangten wir rasch. Am andern Morgen kreuzten wir an der Südküste von Lanzarote hinauf, die anfänglich viel Aehnlichkeit mit Fuerta Ventura hat, weiter östlich aber ein freundlicheres Aussehen gewinnt. Wie dort mitten in der Einöde eine Kirche, so stand hier zwischen Asche, Lava und Fels ein Fort, d. h. ein runder Thurm mit einem verrosteten Geschütz und acht Mann Besatzung. Stolz wallte die spanische Flagge von den Zinnen der Feste, aber wir mußten

unwillkürlich über diese Ironie einer Vertheidigung der Bocayna lachen, welche ein gutbemanntes Boot einer Fregatte in fünf Minuten nehmen würde. Nichtsdestoweniger paßte das Fort vortrefflich zu dem Don Quixote auf Fuerta Ventura, und vielleicht ist es von ihm erbaut.

Von Lanzarote ist hauptsächlich die südliche Hälfte bewohnt; die nördliche bildet eine Kette theils ausgebrannter, theils noch glühender Vulkane, deren bedeutendster die Montagna del Fuego ist. Die Hauptstadt und der Hafen der Insel ist Arecife, so benannt nach einem kreisförmigen Lavariff, das den Hafen bildet. Wir kamen nach dreitägiger Reise von Teneriffa am 28. April vor Arecife zu Anker, wo unsere Erscheinung große Sensation erregte, da fast nie ein so großes Schiff den Hafen besucht und die preußische Flagge eine unbekannte Größe war. Von außen macht sich das Städtchen, das 2500 Einwohner zählt, mit seinen steinernen und weißangestrichenen Häusern ganz allerliebst, und unsere jungen Herren versprachen sich schon eine Wiederholung der angenehmen Tage von Santa-Cruz. Allein nicht alles ist Gold, was glänzt, und ein einstündiger Aufenthalt drängte uns die traurige Ueberzeugung auf, daß es auf der weiten Gotteswelt kaum ein tödlich langweiligeres Nest als Arecife geben könne. Die Straßen waren eng, todt und still, hier und dort lag oder stand ein Kamel oder ein Esel, aber keine Menschenseele, nicht einmal Bettler sah man. Ebenso wenig fand das Auge zwischen den monotonen Steinmassen der nach einem und demselben Schema gebauten Häuser einen Ruhepunkt. Kein Baum, kein Strauch, kein grünes Blatt war zu erblicken; innerhalb der Stadt nur Steine, außerhalb vulkanische Asche und Lava, aber überall eine glühende Sonnenhitze, die uns sehr bald wieder an Bord trieb, da es nicht einmal ein Gasthaus gab, in dem man die vertrockneten Lippen durch einen kühlen Trunk erlaben konnte.

Man ist hier lediglich auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen; wir kannten aber am Tage unserer Ankunft niemand und durften deshalb keine beanspruchen. Später machte sich die Sache besser, und es wäre unrecht, wollten wir nicht der Freundlichkeit der Bewohner von Arecife dank-

barlichst gedenken; aber die Stadt selbst gewann dadurch nichts, sie blieb nach wie vor ein trauriger schauriger Ort, selbst als Exil unerträglich. Der englische Consul, an den wir gewiesen waren, that alles Mögliche, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen, und seiner Güte verdankten wir auch eine Tour durch die Insel nach der Montagna del Fuego, auf der wir Lanzarote und das Leben und Treiben auf ihr näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

An einem schönen Nachmittage brachen wir mit dem Consul, vier an der Zahl, auf und zwar auf Kamelen. Letztere sind die einzigen Transportmittel auf der Insel, die kaum drei oder vier Pferde zählt. Es war das erste mal, daß ich ein Kamel ritt, aber die neue Art zu reisen gefiel mir ganz wohl. An jeder Seite des Höckers war ein gepolsterter Sitz angeschnallt, auf denen wir Platz nahmen. Das gelagerte Thier erhob sich zunächst auf die hintern Knie, sprang dann auf die Vorderfüße und schließlich auch auf die Hinterfüße. Dadurch entstanden drei ziemlich heftige Bewegungen, die zwar insofern etwas Gewöhnliches für uns waren, als sie uns lebhaft an das Stampfen des Schiffes erinnerten, aber doch uns leicht von unsern hohen Sitzen hätten herabschleudern können, wenn wir nicht vorher durch unsern Gastfreund darauf aufmerksam gemacht worden wären. Nachdem dies überwunden, ritt es sich ganz angenehm. Die Bewegungen der Thiere sind bequem und ihre Tritte infolge der großen elastischen Fußballen sanft, sodaß man wie in einem langsam fahrenden Wagen sitzt.

Unser Weg führte uns einige Stunden lang am Meeresstrande entlang durch große Felder von Barilla, die viel auf Lanzarote gebaut wird. Die Barilla oder Eispflanze (Mesembryanthemum crystallinum), so benannt nach den krystallischen, Eiskugeln ähnlichen Körpern, mit denen ihre Blätter bedeckt sind, wächst vorzugsweise auf vulkanischem Boden und gedeiht besonders auf den unfruchtbarsten der Canarischen Inseln, Fuerta Ventura, Lanzarote, Gomera und Hierro. Die Pflanze bedarf fast keiner Cultur, wird reif ausgezogen, auf dem Acker getrocknet und in Haufen verbrannt. Die zurückbleibende Asche wird zu Kuchen geformt, auf Kamelen nach

Arecife geschafft und von dort nach Europa verschifft, um zur Sodabereitung verwandt zu werden.

Etwas weiter stießen wir auf ein wahres Wunder. Der Skeptiker, welcher nicht glauben will, daß Berge versetzt werden können, möge nach Lanzarote gehen; dort wird er sich mit eigenen Augen überzeugen, wie Berge versetzt werden und innerhalb sechs Monaten eine Tour von drei deutschen Meilen quer über die Insel beschreiben. Dies mag unwahrscheinlich klingen, ist aber nichtsdestoweniger wahr.

Der im Frühjahr einsetzende und während acht Monaten des Jahres wehende Nordost-Passatwind, wegen seiner gesundheitlichen Eigenschaften auf der Insel allgemein der Doctor, el medico, genannt, bewirkt dieses Wunder. Er führt von der nur 8 Meilen entfernten Küste Nordafrikas den Sand, aus dem sich die wandernden Berge bauen, in ungemein großen Massen nach der Nordküste Lanzarotes hinüber und thürmt ihn zu Bergen von 30—40 Fuß Höhe und etwa doppelt so großem Durchmesser an der Basis. Diese Berge haben eine ganz bestimmte Form. Es sind abgestumpfte, in der Mitte durchschnittene und an der Innenseite hohle Kegel. Die innern Wände haben einen fast senkrechten Abfall, die äußern eine Böschung von 35—50 Grad. Der beständig gegen die Außenseite wehende Wind treibt den losen Sand über die Spitze und auf diese Weise reisen oder vielmehr wälzen sich diese Berge innerhalb vier bis sechs Monaten quer durch die Insel, bis sie die Meeresküste erreichen und sich in die Tiefe stürzen. Wir sahen drei, vier dieser Wanderer in der Nähe der Küste, und der englische Consul versicherte, daß der eine derselben vor 14 Tagen noch eine halbe Meile landeinwärts gestanden habe.

Später zog sich der Weg nach dem Innern der Insel bergauf, und wir passirten die Stadt Tias von 5000 Einwohnern, die uns aber zehnmal so groß vorkam, weil sie unendlich weitläufig gebaut ist und mindestens eine Quadratmeile Flächenraum einnimmt. Hier verschwand die Barilla, und Cactus und Getreide (Gerste, aber nur spärlich) trat an ihre Stelle. Hier und dort erblickte man auch vereinsamte Palmen sowie Feigen und Obstbäume. Man war gerade bei der Getreideernte be-

schäftigt, und überall sah man mit Garben hochbepackte Kamele und Esel durch die Felder wandern. Das Getreide wird hier nicht gemäht, sondern ausgerupft, und überhaupt steht die Landwirthschaft noch auf so primitiver Entwickelungsstufe, wie ich es selten gesehen habe. Spät abends erreichten wir einen dem englischen Consul gehörigen Meierhof, wo wir übernachteten. Ein vorausgeschicktes Kamel hatte die für unsere Verpflegung erforderlichen Gegenstände hingeschafft, und wir fanden nicht nur ein treffliches Abendbrot, sondern auch höchst einladende Betten, auf denen wir unsere müden Glieder ausruhen konnten. Die Meierei lag reizend in einem Thale, umgeben von üppigen Cactusfeldern und beschattet von Palmen und Feigenbäumen, die ihre breiten Blätter und Zweige über das ganze Gehöft ausstreckten und kostbaren Schatten gegen die brennende Sonne gewährten.

Auf der Insel gibt es nur Einen Quell, und zwar ist der englische Consul, ein geborener Insulaner, dem übrigens halb Lanzarote zu gehören schien, der glückliche Besitzer dieses Unicum in einer andern seiner vielen Meiereien, die über die ganze Insel zerstreut liegen. Sonst hat man nur Regenwasser, das im Winter aufgefangen und in Cisternen aufbewahrt wird. Hier befand sich die Cisterne hinter dem Hause; vor ihr war eine etwa 100 Fuß lange und 60 Fuß breite, schiefe Ebene in den Fels gehauen, von der aus das Regenwasser in sie hinabströmte. Zugleich diente diese Ebene im Sommer als Tenne, und ich hatte Gelegenheit das Dreschen mit anzusehen. Ein Kamel mit seinem halb erwachsenen Jungen, zwei Stiere und ein Esel waren zusammengekoppelt und traten, stets im Kreise sich bewegend, das Korn aus. Der Esel hatte die schlimmste Tour, er lief außen, während das alte Kamel innen stand und sich nur um seine eigene Achse drehte. Wenn das Stroh entkörnt ist, ist es fast so kurz wie Häckerling und wird als Futter für die Kamele verwendet. Gereinigt wird das Getreide ebenfalls auf eine antike Art. Wenn morgens oder abends der Wind ziemlich stark weht, werfen zwei, drei Männer mit dreizinkigen hölzernen Gabeln das getretene Stroh 6—8 Fuß in die Luft, wobei das Stroh zur Seite fliegt, während die schweren Körner

auf die Tenne zurückfallen. Ich konnte nicht umhin, über diesen langwierigen Proceß, der außerdem bei stiller Luft sich nicht einmal vornehmen ließ, meine Verwunderung auszusprechen und dem Meier die bei uns gebräuchliche Reinigungsart zu beschreiben. Er hörte mir gespannt zu und ließ sofort einen Rechen anfertigen, den ich ihm aufzeichnete. Als er sah, wie viel Arbeit ihm das einfache Instrument ersparte, war er ganz außer sich, und als ich ihm aus einer langen Stange und einem Gänseflügel noch einen Fittich zur Entfernung des Staubes construirte, wußte seine Dankbarkeit keine Grenzen. Ich aber zerbrach mir den Kopf, wie es möglich sei, daß bei civilisirten Landleuten ein Instrument wie ein Rechen ein vollständig unbekanntes Ding sein konnte.

Am andern Morgen brachen wir vor Sonnenaufgang mit unsern Kamelen auf, um möglichst noch in der kühlen Morgenluft die 3 Stunden weit entfernte Montagna del Fuego, den höchsten vulkanischen Kegel der Insel Lanzarote, und das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Kaum 200 Schritt hinter der Meierei nahm die Gegend einen ganz andern Charakter an. Bisher war das Land ziemlich flach und mit Ackerkrume, wenn auch in geringer Höhe bedeckt. Man sah regelmäßige Felder, und wenn sie auch nicht üppig standen, waren sie doch in der bei uns gebräuchlichen Weise bebaut. Jetzt gelangten wir aber in die Gegend, wo 1730 die Eruption eines der Vulkane einige Quadratmeilen Land und 20 Dörfer verschüttete. Als wir so am Rande eines Berges hinritten und sich nach Norden hin das große, 4—5 Quadratmeilen haltende Thal vor uns öffnete, in welchem nur dunkelbraune zackige Spitzen erstarrter Lavamassen die tiefschwarze Färbung endloser mit vulkanischer Asche bedeckter Strecken unterbrachen, beschlich uns ein eigenes beklemmendes Gefühl, als schieden wir von der belebenden Natur und ständen an der Grenze des Orcus. Die Unterhaltung wurde einsilbig, selbst unsere Kamele stöhnten, als sie langsam sich durch die lose Asche ihren Weg bahnten, und schon standen wir auf dem Punkte wieder umzukehren, als bei einer Biegung des Wegs plötzlich ein Bild vor uns

auftauchte, das wirklich einzig in seiner Art war und uns allen einen Ausruf des Erstaunens entlockte.

Mitten in dieser trostlosen schwarzen Einöde, über der nur eine Schicht der von den Sonnenstrahlen erhitzten Luft zitterte, lagen auf einmal Hunderte von Oasen hingezaubert, deren üppiges frisches Grün um so saftiger erschien, als es ringsum von der schwarzen Asche umgeben war. Es war ein eigener Anblick, der Contrast zwischen Tod und Erstarrung und dem blühenden, jungen, frischen Leben. Die einst verschütteten Dörfer und Fluren schienen hier nach hundertjährigem Schlafe wieder zu erwachen und das auf ihnen liegende Leichentuch zu durchbrechen, denn hier und dort sah man auch zwischen dem lachenden Grün die rothen Ziegeldächer von Gebäuden hervorschauen, während ihre Mauern sich noch unter dem Niveau der Asche befanden.

Die Oasen bestanden aus Anpflanzungen von Feigen und andern Fruchtbäumen, die in Gruben von 15—20 Fuß Tiefe angelegt waren, und deren oft 50—60 Fuß im Durchmesser haltende Kronen wir von unserm erhöhten Standpunkte aus erblickten. Die Bewohner der Insel hatten die Asche aufgegraben, bis sie unter ihr den Humus auffanden. Die jungen Pflanzen gedeihen üppig in der tiefen Grube, welche unten stete Feuchtigkeit bewahrt, während oben eine tropische Sonne ihr Wachsthum befördert. Die betriebsamen Landleute sehen so ihre Mühe jetzt reichlich belohnt. Wo die Aschenschicht nicht mehr als 6 Fuß übersteigt, ist Wein gepflanzt, gewöhnlich von einem breiten Kreise von Erbsen und Bohnen umgeben, in den tiefern Gruben aber wachsen Feigen, Aepfel und Birnen.

Etwa eine Stunde lang führte unser Weg durch diese merkwürdigen Anlagen, dann gelangten wir an eine kleine Anhöhe, auf der eine Meierei stand. Hier hörte mit einem Schlage wieder alles Leben auf. Die Montagna del Fuego mit ihren Schattirungen von hellem und dunkelm Roth lag etwa noch eine Stunde weit vor uns, aber ein bis zu ihrem Fuße reichendes Lavafeld trennte uns von ihr, und diese Strecke mußte zu Fuß durchwandert werden. Für Kamele und alle größern Thiere ist diese Masse spitziger und scharfer Klippen nicht zu passiren.

Wer im Frühjahr durch Sturm und Regen die Eisdecken

eines großen Flusses aufbrechen und die wirr durcheinandergeschobenen Schollen durch neuen Frost wieder zu einem Ganzen erstarren sah, der nur kann sich eine Vorstellung von diesem grausen Lavafelde machen, doch muß er sich dieses Bild noch mit einer grauschwarzen Färbung überzogen denken.

Der Meier, bei dem wir unsere Kamele ließen, diente als Führer. Ein jeder von uns erhielt einen Springstock, und vorwärts ging es durch den Kirchhof der Natur, auf dem die oft zu wunderbaren Gestalten geformten Lavaklippen wie Grabsteine emporragten. Es war keine angenehme Tour; trotz der größten Vorsicht brachen wir oft durch die morschen Schollen, und Schuhe wie Kleider wurden gehörig mitgenommen. Die Sonne brannte glühend auf unsere Köpfe, aber bei aller Ermattung konnten wir nicht einmal ruhen, weil die glasartigen Spitzen der Lava schmerzend ins Fleisch drangen. Endlich war das Feld überschritten und der Fuß des Berges erreicht, bis zu dessen Gipfel noch 1000 Fuß unter einem Winkel von 60 Grad erstiegen werden mußten, davon die Hälfte lose Asche. Indessen blieben wir entschlossen, unser Beginnen durchzuführen, da wir reichliche Belohnung in den schönen Petrefacten zu finden hofften, an denen die Montagna del Fuego reich sein sollte. Also weiter durch die kniehohe Asche, in der wir ebenso tief versanken! Das Schlimmste war endlich überwunden, fester Boden war unter den Füßen, und nach kurzer Rast klommen wir zur Spitze hinauf. Wir hatten sie erreicht, und ein frischer Wind kühlte unsern Körper und eine kostbare Aussicht bot sich dem Blicke. Zu unsern Füßen lag das lanzenförmige (und deshalb so benannte) Lanzarote, links eine Kette von Kratern, in deren unheimliche Tiefen wir hinabschauten, rechts die weißschimmernden Städte, Dörfer und Gehöfte mit ihren grünen Umgebungen, im Osten die kleine unbewohnte Insel Graziosa, im Süden Fuerta Ventura, im Westen schimmerte ein weißglänzendes Wölkchen, das wir für die Spitze des Pic hielten, und ringsum das blaue wallende Meer, dessen brandende Wogen die Küsten mit einem Silberstreifen bekränzten. Es war ein prachtvolles Panorama, aber leider wurde uns ein längerer Genuß nicht gestattet. Wir fühlten plötzlich ein schmerzhaftes

Brennen in unsern Füßen, eine Folge der aus der Bergoberfläche strömenden Hitze, und nach fünf Minuten wurde das Gefühl so unerträglich, daß wir unsern Rückweg antreten mußten. Vergebens schauten wir nach den berühmten Petrefacten aus. Nur hier und da lag ein Stück rother Lava, in einigen kleinen Höhlen fanden wir krystallisirtes Glaubersalz und an verschiedenen Stellen eine Menge reinen Schwefels, der oft zollhoch lag. Um nicht mit ganz leeren Händen heimzukommen, nahmen wir von jeder Art eine Probe mit.

Etwa 100 Fuß unter dem Gipfel zeigte uns der Führer mehrere Oeffnungen, die wie Dachsbaue aussahen, und aus denen das unterirdische Feuer hervorquoll. Ein zu diesem Zwecke mitgenommener junger Baumstamm wurde in mehrere derselben hineingesteckt und nach einigen Minuten hell brennend wieder herausgezogen — um unsere Cigarren daran anzuzünden. Das war also die Pointe der beschwerlichen Tour! Wir waren 6 Stunden auf Kamelen gerüttelt, hatten Hunger und Durst ertragen, waren unten und oben halb gebraten, hatten Stiefel und Kleider zerrissen und mindestens an zwanzig Stellen unsere Haut geschunden — um uns an einem Vulkan eine Cigarre anzuzünden!

Ich dachte an meine vergebliche Picfahrt, an das damals mir gegebene Versprechen und nahm mir zum zweiten male fest vor, das Bergsteigen fortan den Naturforschern zu überlassen. Dann aber benutzte ich die Asche als Schnee und machte eine halsbrechende Rutschpartie nach unten, wo ich in zwei Minuten angelangt war und die Ankunft meiner bedächtigern Gefährten abwartete, die eine Viertelstunde dazu gebrauchten.

Der Rückweg über das Lavafeld wurde uns unendlich lang und mir speciell sehr theuer, da ich einen unglücklichen Fall that und mich nicht nur stark verletzte, sondern auch einen guten Rock an den scharfen Kanten der Lavablöcke durch den Fall vollständig ruinirte. In der Meierei unsers Führers erquickte uns ein Glas kostbare Ziegenmilch und drei Stunden später in der Wohnung unsers Wirthes ein prächtiges, wenn auch nach spanischer Weise stark mit Knoblauch gewürztes Mittagsmahl, das durch ein nachfolgendes Schläfchen erst seinen vollen Werth erhielt und uns für den Rückweg neue Kräfte verlieh.

Der Weg führte bergab, und unsere Kamele, denen wir unterwegs erlaubten, dann und wann einen Mund voll Feigenblätter zu pflücken, bezeigten ihre Dankbarkeit durch einen schnellen Trab, der merkwürdigerweise und im Gegensatz zu Pferden für uns eine viel angenehmere Gangart als der Schritt war. Nach zwei Stunden hatten wir die Meierei mit dem Quell erreicht, an dessen kühlem Inhalt wir uns erlabten, während zugleich ein um ihn angelegtes Beet prachtvoller Erdbeeren geplündert wurde. Noch vor Sonnenuntergang langten wir in Arecife an, wo wir natürlich Wunderdinge von den Annehmlichkeiten unserer Reise erzählten und den Leuten nach der Montagna del Fuego den Mund wässerig machten. Möge der Berg noch tausend Jahre brennen und Petrefacten speien — zum zweiten mal mache ich ihm keinen Besuch mehr.

Unsere Reparaturen am Schiffe waren in wenigen Tagen vollendet, und am 5. Mai konnten wir schon unsern Rückweg nach Teneriffa antreten. Wir schieden ohne Bedauern von Lanzarote, das durchaus nicht unsere Sympathien erweckt hatte. Wenn die Insel in andern als spanischen Händen wäre, ließe sich übrigens gewiß etwas aus ihr machen. Namentlich würde sie sich heben, wenn etwas für den Hafen geschähe, der mit leichter Mühe und einem Kostenaufwande von 50—60000 Thalern sich in das schönste Bassin verwandeln ließe. Er bedarf nur der Vertiefung, um allen größern Kauffahrteischiffen, ja selbst Fregatten einen vollständig gesicherten Zufluchtsort zu gewähren. Nach Süden gehende Schiffe erleiden oft zwischen Europa und Madeira Beschädigungen, welche sie zwingen, mindestens nach Cadix zurückzukehren, weil weder an der afrikanischen Küste noch auf den in ihrer Nähe liegenden Inseln die Havarie reparirt werden kann. Lanzarote dagegen liegt auf ihrem Wege und würde einen prächtigen Nothhafen abgeben. Die Insel läßt sich noch bedeutend mehr cultiviren und müßte um so mehr emporblühen, als sie sich mit Leichtigkeit zum Mittelpunkte des afrikanischen Küstenhandels machen läßt.

Es ist so viel in Deutschland von der Nothwendigkeit einer Verbrechercolonie die Rede gewesen. Nun, man kaufe den Spaniern Lanzarote ab! Will man keinen einträglichen Hafen dar-

aus machen, so gibt es nicht leicht einen passendern Platz für Verbrecher als Lanzarote, Fuerta Ventura und nächstdem die gegenüberliegende Küste von Marokko, von der sich wol auch ein Theil für Geld und gute Worte erstehen ließe. Die Kosten eines einzigen Jahres für die Unterhaltung der Verbrecher in unsern Gefängnissen würden ohne Zweifel die Kaufsumme decken. Dann lasse man durch die Zwangscolonisten Cochenille züchten, richte Sodafabriken ein und betreibe Fischerei, die bereits jetzt schon von Lanzarote aus an der afrikanischen Küste in hoher Blüte steht.

Lanzarote producirt mit Fuerta Ventura jetzt jährlich seine halbe Million Pfund Cochenille. Vor fünf Jahren erzeugte die Insel nur den vierten Theil, und der Ertrag läßt sich mindestens verzehnfachen, wenn alle brach liegenden Ländereien mit Cactus bepflanzt werden.

Die Zucht des Wurmes selbst macht weder Kosten noch Schwierigkeiten. Wenn die Pflanze ein Jahr alt ist, werden auf einem Morgen Landes etwa 30—40 Blätter mit dem Wurm besäet, d. h. man steckt ein kräftiges Weibchen in ein Säckchen von Flor und heftet dieses mit einer Nadel an ein Blatt. Das Thier legt eine zahllose Menge von Eiern, und die ausgekrochenen Jungen finden ihren Weg durch die feinen Oeffnungen des Flors auf die Pflanzen, die ihre Nahrung bilden, und auf denen sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreiten und vermehren. Im April werden die Weibchen ausgesetzt, und 30 derselben bevölkern, wie schon bemerkt, bis Ende November einen ganzen Morgen. Um diese Zeit werden die Würmer mit einem kleinen Spatel von den Blättern in die Töpfe geschafft, in Oefen gedörrt und danach als Cochenille in den Handel gebracht. Es ist dies gewiß ein nicht nur humaneres, sondern auch besser rentirendes Geschäft als das Wollezupfen und Spinnen in unsern Zuchthäusern.

Der Export der Canarischen Inseln an Cochenille hat sich seit 1852 fast verdreifacht. Damals betrug die Ausfuhr 806284 ℔, 1856: 1,501776 ℔ und 1859: 2,153000 ℔. Welcher Hebung würde also die Industrie fähig sein, wenn sie von Leuten betrieben würde, die arbeiten müßten, während der spanische Bauer auf den Canarien nur so viel Cochenille baut,

um sein dürftiges Leben zu fristen. Das Klima ist gesund, die Temperatur für Januar 17°,70, für August, den heißesten Monat, 26°,5 Réaumur. Die Inseln lassen sich in 14 Tagen bis 3 Wochen von Deutschland aus erreichen, und wie leicht ließe sich überdies von ihnen aus eine Colonisation der marokkanischen Küste bewerkstelligen!

Am 6. Mai früh morgens befanden wir uns schon wieder bei Gran-Canaria, nach Teneriffa die größte und bevölkertste Insel des Archipels. Sie hat einen Flächeninhalt von 137 Quadratleguas mit 82800 Einwohnern, während Teneriffa 151 Quadratleguas und 87900 Einwohner zählt. Die Hauptstadt von Gran-Canaria ist Las Palmas mit 6000 Einwohnern und ziemlich beträchtlichem Handel, der sich namentlich seit 1852, wo die Haupthäfen der Inseln zu Freihäfen erklärt wurden, sehr gehoben hat. Im Jahre 1859 liefen auf der Rhede von Las Palmas 705 Schiffe ein, davon 404 Küstenfahrer und 22 Dampfschiffe. Gran-Canaria ist die fruchtbarste der Inseln und erzeugt namentlich viel Korn, Gemüse und Früchte, die größtentheils nach Teneriffa, aber auch in bedeutenden Quantitäten nach Europa gehen. Der Wein ist jedoch von geringerer Qualität als der von Orotava, dagegen beläuft sich der Ertrag der Cochenille auf 800000 ℔ jährlich. Auch viel Fischerei wird getrieben, doch bleibt dafür der Hauptstapelplatz immer Lanzarote, und es gehen jährlich über 5 Millionen Pfund gesalzener und getrockneter Fische von Arecife nach Cuba und Westindien.

Man hat kürzlich versucht, in Gran-Canaria auch die Kamele einzuführen, die auf Fuerta Ventura, Lanzarote und Teneriffa so vortrefflich gedeihen und so bedeutend nützen; jedoch scheint die bergige Formation des Landes und der Mangel an weichem Boden ihnen nicht zuträglich zu sein, und bisjetzt gibt es sehr wenige dieser Thiere dort.

Es dürfte aber wol des Versuchs werth sein, diese Thiere in den flachen sandigen Gegenden des mittlern und südlichen Deutschland zu acclimatisiren. Nach dem, was ich davon gesehen und an Ort und Stelle gehört habe, scheint mir dieser Versuch durchaus nicht gewagt. Das Kamel ist im Stande, bedeutende Kälte zu ertragen, und nur weicher oder Sandboden scheint

eine Lebensbedingung für dasselbe zu sein, während es andererseits außer dem Esel kaum ein Thier gibt, das sich mit schlechterer und weniger Nahrung zufriedenstellt. Ein erwachsenes Kamel macht mit einer Last von 6—8 Centnern einen Marsch von 12 deutschen Meilen in 20—24 Stunden, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen, ruht 4—6 Stunden und behält bei einem Bündel Stroh und einem Eimer Wasser seine vollständigen Kräfte, um jahraus jahrein dieselbe Tour zu laufen. Es käme also nur auf eine Probe an und ich bin fest überzeugt, daß in Mittel- und Süddeutschland die Thiere sich schnell einbürgern würden.

Der Schiffahrtsverkehr in Santa-Cruz ist seit 1852 auch bedeutend gestiegen. Im Jahre 1859 liefen nicht weniger als 1279 Fahrzeuge mit einem Gehalte von 139940 Tonnen den Hafen an, darunter 96 Dampfschiffe, für welche hier Kohlendepots errichtet sind. Wenn auch der größte Theil derselben nur vorübergehend anlegte, um Kohlen, Wasser oder Erfrischungen einzunehmen, bringt diese Passage doch einen regen Verkehr mit sich und hebt die Stadt ansehnlich.

Ueber den Export der Inseln habe ich mir keine sichern Daten verschaffen können, jedoch soll er namentlich in den letzten Jahren durch die vermehrte Zucht der Cochenille den Import übersteigen. Letzterer belief sich im Jahre 1857 für Teneriffa auf 1,512900, für Gran-Canaria auf 925800, für Lanzarote auf 155800 und für Palma auf 643000 spanische Thaler und bestand hauptsächlich in Manufacturen, namentlich in seidenen und wollenen Kleiderstoffen und in Luxusartikeln.

Am 6. Mai mittags liefen wir zum zweiten mal in Santa-Cruz ein, nahmen Wasser, besuchten wieder das Theater, machten in aller Geschwindigkeit noch einen Ball mit und verließen am 8. Mai mit großem Bedauern, einige der jüngern Herren auch mit halb und ganz gebrochenen Herzen, süßen und schmerzlichen Erinnerungen die schöne Insel, um unsere Reise nach Singapore anzutreten und vielleicht drei Monate lang nur Wasser und Himmel um uns zu sehen.

4.

Das Meer in den Tropen. Charakter und Sitten des Seemanns. Leben an Bord.

Wenn ein Landbewohner eine Reise wie die des preußischen Geschwaders im Geiste nach Japan verfolgt, bildet er gewöhnlich seinen Ideengang nach gewissen Schlagworten, die er in jeder Reisebeschreibung gefunden hat, und die sein lebhaftestes Interesse erwecken. Soll ich diese Schlagworte näher bezeichnen, so sind die hauptsächlichsten: Azurhimmel, tiefblauer Ocean, Silberschaum der hüpfenden Wellen, wunderbarer Glanz des Sternenheeres, feierliche Ruhe der Natur, Südliches Kreuz, tropische Natur, majestätischer Urwald, Tiger- und Elefantenjagd u. s. w. Werden diese Phrasen systematisch geordnet und mit der erforderlichen Phantasie ausgemalt, so läßt sich ein sehr hübsches Bild daraus schaffen, dem nur ein Hauptelement fehlt — die Wahrheit.

Der Wirklichkeit würde sich dieses Bild viel mehr nähern, wenn man noch folgende Verbindungsglieder einschaltete: tagelanger Regen und Sturm, schreckliches Arbeiten des Schiffes in himmelhoher See, mondlose Nächte mit Eisbergen, Schnee- und Hagelböen, Sturzseen, die alles von Deck schlagen, und dergleichen mehr.

Unsere Reise nach Singapore war bedeutend reicher an diesen Attributen als an jenen und gehörte nicht zu den angenehmsten. Was wäre das Leben aber ohne Abwechselung? Es würde all seinen Reiz verlieren, und auch wir Seeleute wüßten

das Schöne und Interessante, welches das Meer uns andererseits wieder in so reichem Maße bietet, gar nicht nach seinem wahren Werthe zu würdigen, wenn wir nicht durch den Contrast darauf aufmerksam gemacht würden.

Der Gürtel zwischen 30° Nord- und 30° Südbreite im Atlantischen Ocean ist, mit kurzer Unterbrechung bei der Linie, die Lichtseite des Seelebens. Hier, innerhalb der ewig wehenden Passatwinde, hat das Meer alles concentrirt, was es an Schönheiten besitzt; hier thürmt kein Sturm die krystallenen Wogen in chaotischem Gewirr aufeinander, und der Sonne erwärmende Strahlen werden nicht durch Schnee und Eis erkältet. Das submarine Leben, welches Wind und Wetter jenseit der Tropen mehr in die Tiefen drängen und dem Auge entziehen, tritt hier zu Tage und die Meeresoberfläche wimmelt von Millionen wunderbarer Geschöpfe, die uns ebenso durch ihre unendliche Formenverschiedenheit in Erstaunen setzen, als sie uns durch ihre Schönheit erfreuen.

Namentlich bietet ein stiller Tag ein Schauspiel, das für den Reisenden ebenso neu als anziehend ist. Oft ist dann das Meer buchstäblich bedeckt von Mollusken aller Formen und Farben. Bald sind es Glockenquallen, bald gestrahlte Scheiben oder pyramidenförmige Physaliaarten, von den Seeleuten „Beim Winder“ genannt, welche, mit ihrer Luftblase in allen Regenbogenfarben glänzend, über die Wasserfläche dahinsegeln und der Scenerie eine eigenthümliche Belebtheit verleihen. Zahllose Heerden von fliegenden Fischen, aufgeschreckt durch das Geräusch, das der Bug des Schiffs beim Durchschneiden der Fluten erregt, schwirren über das Wasser, dann und wann die Spitzen der Wellen leicht berührend, um die Flossen zu benetzen und dadurch neue Flugkraft zu gewinnen. Mit gleicher Geschwindigkeit folgt ihnen unter Wasser der buntschillernde schlanke Delphin oder der plumper gebaute räuberische Bonit, um sie im Augenblicke des Niederfallens zu verschlingen.

Schwerfällige Potfische ziehen langsam vor dem Bug vorüber und Scharen lustiger Tümmler spielen um das Schiff und schwimmen mit ihm um die Wette. Weiter in der Ferne verkündet der wie eine Fontaine in die Lüfte steigende Wasser-

strahl das Athmen des Walfisches, des Riesen der Tiefe. Sein ungeschlachter Kopf und Rücken heben sich langsam nacheinander über die Oberfläche, wenn er Luft schöpft, und bisweilen kommt er so nahe, daß man von Bord aus den ganzen gigantischen Körper in dem klaren Wasser unterscheiden kann, oder er steckt spielend die kolossale Seitenflosse in die Höhe und peitscht damit das Wasser. Sie ragt dann wie eine schwarze Klippe aus dem Wasser hervor, an der die schäumende Brandung emporspritzt.

Was das unbewaffnete Auge im Wasser nicht zu sehen vermag, fördert das hinter dem Schiffe schleppende Gazenetz zu Tage. Dieses schöpft Tausende jener delicaten Organismen von der Oberfläche, die sich unter dem Mikroskop zu den wunderbarsten Thieren gestalten, von denen der Ocean wimmelt und die vom Schöpfer bestimmt sind, das Meer in seiner Form und Zusammensetzung zu erhalten und das ewige Gleichgewicht der Natur zu bewahren.

Die nordischen Möven, die frühern steten Begleiter des Schiffs, sind zwar verschwunden, doch die schwarz und weiß gezeichneten Seeschwalben haben sie ersetzt. „Mutter Carey's Küchlein" nennt sie der englische Seemann, der unsere „Sturmvögel", aber mit Unrecht, denn sie zeigen sich ebenso oft bei dem schönsten Wetter. Die Matrosen behaupten von ihnen, sie setzten sich nie hin und brüteten sogar ihre Eier unter den Flügeln im Fliegen aus, eine Idee, die um so auffallender erscheint, als man diese Vögel oft genug sitzen sehen kann.

Nähert man sich irgendeiner Inselgruppe oder der Küste, so suchen oft andere ermattete See- und Landvögel Ruhe und Rast auf den Raaen und Masten der Schiffe, und diese wird ihnen ungestört gewährt. Ein Aberglaube der Seeleute bewahrt sie vor dem Fangen oder Geschossenwerden, da mit ihrer Verfolgung stets das Eintreten von schlechtem Wetter oder einem Unglücksfalle als feststehend angenommen wird. Bisweilen erscheint auch der orangegelbe Tropikvogel mit breitem schwarzen Sammtstreifen von einer Flügelspitze zur andern, rothem Schnabel, schwarzen Füßen und einer einzelnen langen Feder, die bogenförmig den Schwanz ziert. Er schwebt hoch über den Spitzen der Masten, und die Matrosen haben ihn „Boots-

mann“ genannt, der mit dem Marlpfriem, mit dem sie jene Feder vergleichen, nach der Takelage sieht.

So herrscht in diesen Gegenden überall reges Leben in der Tiefe wie in den Lüften. Jeder Tag bringt Abwechselung, und wer nur das geringste Interesse für Naturwissenschaften besitzt, findet hier das reichste Feld, das um so mehr Reiz besitzt, als es am wenigsten ausgebeutet ist und so ungemein viel Neues bietet.

Auch das eigenthümliche Leben an Bord gewinnt infolge der schönen Witterung einen andern Anstrich, und eine Beobachtung desselben kann für den Landbewohner nur von hohem Interesse sein. Die Seeleute, namentlich aber die Matrosen sind ein ganz besonderer Schlag Menschen, im Denken, Handeln und Charakter verschieden von allen andern, und doch unter sich wieder einander so gleich, daß es wol der Mühe lohnt, sie auf ihrem Elemente zu studiren. Ob dies auf einem deutschen oder ausländischen Schiffe geschieht, ist gleich, die Grundzüge des seemännischen Charakters sind auf der ganzen Welt dieselben. Das gemeinsame Lebensinteresse, die gleiche Erziehung und dieselben Umgebungen mildern bedeutend den scharfen Abstand der Nationalitäten und nähern die Seeleute selbst in ihrer äußern Erscheinung einander so, daß sie demselben Stamme entsprossen und eine große Völkerfamilie zu bilden scheinen. Sie sind die Kinder des Oceans, an dessen bewegtem Busen genährt, in seinen starken Armen aufgewachsen. Fern von den kleinlichen Rücksichten des Alltagslebens, die in den Herzen der Menschen die Leidenschaften aufstacheln, unberührt von Haß und Neid wiegen sie sich auf dem Rücken des Meeres, umgeben von der Natur, deren ewige unwandelbare Gesetze über alle irdischen Regungen erhaben sind. Gleiche Anschauungen, gleiche Erinnerungen bilden ein Band, das alle Seeleute des Erdenrunds eng miteinander verknüpft, das sie unbewußt zueinander hinzieht und eine Art geistiger Freimaurerei unter ihnen errichtet, mit deren Hülfe sie sich in jeder Lebenslage, in jeder Schicht der Gesellschaft sogleich erkennen.

Es läßt sich schwer angeben, worin die Eigenthümlichkeit des Seemanns liegt, die ihn dem Standesgenossen augenblicklich

verräth, ehe er noch ein Wort mit ihm gewechselt hat. Es ist nicht der schwankende Gang, nicht das wettergebräunte Gesicht, nicht das eckige unbeholfene Wesen, sondern ein gewisses Etwas in seiner ganzen Erscheinung, das man nicht näher analysiren und nur als den Stempel bezeichnen kann, den der Ocean seinen Kindern aufdrückt.

Selten wol findet das alte Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern", eine treffendere Anwendung in gutem Sinne als bei den Seeleuten des gewöhnlichen Schlags und besonders, wenn sie sich am Lande befinden. Jan Maat, mit welchem Namen man den Matrosen im allgemeinen bezeichnet, fürchtet sich vor der Unterhaltung mit Landbewohnern. Er fühlt seine Logik der ihrigen nicht gewachsen, weilt nur ungern in ihrer Gesellschaft und sehnt sich stets nach einem richtigen Salzwasser-Kameraden, der seine Ansichten theilt und nicht über Sachen spricht, die über den Meereshorizont hinausreichen. Findet er einen solchen, so wird dieser ein wahrer Trost für ihn. Dann kann er seinen Ideen ihre natürliche Richtung geben, die Richtung nach dem blauen Wasser, nach jenem großen Theater, auf dem er so oft aufgetreten ist und vielleicht eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Sieht man ihn in einem Seehafen, so steuert er bestimmt der Gegend zu, wo die Schiffe liegen, während er in einem Flußhafen die Schritte nach dem Kai richtet. Schon das Erblicken von Masten und Raaen läßt seine Augen vor Vergnügen funkeln. Dann unterwirft er die verschiedenen Takelagen und namentlich die neueingeführten Verbesserungen einer technischen Kritik. Nur wenige werden von ihm gebilligt, die meisten begegnen einem geringschätzigen Lächeln, denn Jan Maat ist streng conservativ. Hat er keinen Kameraden bei sich, mit dem er seine Gedanken austauschen kann, so beginnt er ein Gespräch mit irgendeiner alten Blaujacke und appellirt ohne weiteres an deren Sympathien. Sieht man ihn im Inlande, wohin ihn bisweilen das Schicksal, dort geboren zu sein, verschlägt, so wandert er aus natürlichem Instinct dem Flusse zu. Es ist Wasser, das er sucht; dies Element nimmt stets seine specielle Aufmerksamkeit in Anspruch und ob süß oder salzig, übt es einen magischen Einfluß auf ihn. Er gedenkt des Oceans

mit ebenso tiefem Gefühl wie ein Bräutigam der geliebten Braut. Dies Gefühl ist ein Ausfluß von Erinnerungen, die nie ersterben. Weder die Gefahren des Sturms, noch der Schlacht, noch die Leiden der Krankheit, die Qualen des Hungers und Durstes, noch das äußerste menschliche Weh können die Liebe zum Ocean in seiner Brust ersticken. Ihm wendet er sich zu, wo er auch sein mag, wie die Magnetnadel dem Pole. Kann er von einem benachbarten Hügel die See erblicken, so läßt er sein Auge darauf ruhen, als sei sie ein wunderbarer Gegenstand, von dem er früher nur eine vage Vorstellung gehabt. Beständig sehnt sich sein Herz ihr zu, und selbst wenn er den lockenden Tönen einer Sirene Gehör geschenkt hat und willig ihre Fesseln trägt: das Vergessen seiner Meeresheimat ist nicht in dem Zauber begriffen. Fragt man den Seemann, was ihn an das wunderbare Element mit solcher Macht fesselt, so weiß er keine Antwort darauf zu geben. Unmöglich kann es das Leben an Bord sein, das nur aus Mühseligkeiten und Entbehrungen besteht und der meisten Annehmlichkeiten beraubt ist, die unser irdisches Dasein verschönern. Ebenso wenig ist es Reiselust; kein Reisender sieht weniger von den Ländern, die er besucht, als der gewöhnliche Seemann, da der Dienst am Bord seine Gegenwart fast stets in Anspruch nimmt. Was kann es also anderes sein als das Meer selbst, das ruhelos wallende Meer mit seinen Schrecken, seinen Wundern, seinen Schönheiten, dessen Bild sich ihm mit unauslöschlichen Zügen in das Herz gräbt? Ja es ist schön, groß, erhaben das Meer mit seinem tiefen Blau, dem Widerschein des Himmelsgewölbes, das sich in seinen Fluten spiegelt. Es ist schön das Meer, wenn es sich vor dem trunkenen Blicke aufrollt, ein Bild der Ewigkeit, an dessen Azurstirn die Zeit spurlos dahinzieht, ohne ihre Furchen darauf einzugraben. Es ist schön bei der Sonne goldenem Licht, wenn ihre Strahlen in seinen weiten Schos sich senken, dort Kühlung zu suchen vor der eigenen Glut, wenn in linder Nacht der sanfte Schimmer des Mondes über seine Spiegelfläche zittert und der Sternenhimmel seine eigene Pracht in ihm bewundert, wenn es erglüht in feurigem Glanze und Millionen Funken in ihm sprühen!

Wie groß, wie erhaben zeigt es sich in seinem Zorne, wenn es im Kampfe mit dem Erbfeinde die Wogen aufthürmt zu mächtiger Höhe, wenn kochend in weißem Schaume und donnernd sie zusammenbrechen, daß fast die Natur davor erbangt. Ja schön, groß, erhaben ist der Ocean in allen Gestalten. Ueberall bleibt er sich gleich von des Nordens eisiger Küste bis zu des Südens ewigem Lenze, die beide er mit seinen Riesenarmen umfängt. Er ist Gottes Spiegel, der Spiegel seiner Allmacht, seiner Güte, seines Zorns — wie sollte man ihn vergessen können! Wer nur einmal ihn erschaut, sehnt sich nach ihm zurück, wie viel mehr der Seemann, der seit frühester Jugend sich auf ihm gewiegt.

Gibt es etwas auf der Welt, das sich mit dem Meere vergleichen ließe, das Ersatz böte für alles, was man mit ihm verliert? Wohin das forschende Auge sich wendet, Aehnliches findet es nie! Darum auch strebt der Seemann ihm, seiner Heimat, zu, deshalb sehnt er sich nach ihm, bis es sein Grab geworden, mit kühlen Armen ihn umfängt und ihn auf feuchtem Grunde zum ewigen Schlafe bettet.

In solchen Umgebungen aufwachsend und lebend, ist es natürlich, daß der Charakter des Seemanns sich auf andere Weise bildet als bei Bewohnern des Landes. Er gelangt zu schnellerer Reife, da der Ernst des Lebens ihn früher berührt. Er sieht mit kühner Ruhe den Gefahren in das Auge, da er sie täglich bekämpft und als Sieger über sie triumphirt. Er ist harmlos und vertrauend, da die Falschheit der Außenwelt ihn nicht täuscht und ansteckt. Ein Kind der Natur, fühlt er sich in ihrem Schose am wohlsten; muthig und unverdrossen erträgt er die Beschwerden seines mühseligen Lebens, und in seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit an das Leben vermißt er nicht die erkünstelten Reize desselben, die übersättigter Genuß hervorruft. Erinnerungen überstandener Gefahren, Leiden und Kummer, an denen sein Leben doch so reich ist, schwinden weit früher aus seinem Gedächtnisse als aus dem anderer Menschen. Es bedarf bei ihm nicht einmal einer freudigen Anregung, die Sorgen der Vergangenheit zu verscheuchen; es genügt schon, daß das Trübe nur für den Augenblick gewichen ist. Ein

schöner Tag, ein paar außergewöhnliche Freistunden sind für ihn die glücklichsten Ereignisse und lassen ihn alle Mühen und Beschwerden vergessen, die er wochenlang mit steter Gefahr für sein Leben ertragen hat. An solchen schönen Tagen und Freistunden sind die Tropengegenden reich, und namentlich sind es dann die Sonntage, an denen sich der Matrose in seiner eigenthümlichen Individualität zeigt. Der Sonntag gehört ihm, er weiß, daß nur die äußerste Nothwendigkeit an diesem Tage seine Freiheit beeinträchtigen kann, daß, mit Ausnahme des für die Sicherheit des Schiffs erforderlichen Postenstehens am Ruder oder auf Ausguck, ihn nach der Musterung und dem Gottesdienste kein Dienst oder Exercitium behelligen wird, und überläßt sich auf einen halben Tag gänzlich dem behaglichen Gefühl, sein eigener Herr zu sein. Natürlich hat auch dies seine Grenzen; allein am Sonntage sind diese bedeutend weiter gesteckt als an Wochentagen. Es wird ihm viel mehr nachgesehen als sonst, und selbst wenn ein schallendes Gelächter aus hundert Kehlen die Räume des Schiffs erfüllt, gebietet der Offizier der Wache keine Ruhe. Dergleichen laute Scenen ereignen sich aber an solchen Tagen. Jan Maat ist ein gar großer Freund von Heiterkeit und in seiner kleinen Welt vor dem Großmast trotz deren Beschränktheit lustig und guter Dinge.

Es bedarf nur eines geringen Anlasses, seine Lachmuskeln in Thätigkeit zu setzen, und unter einer so starken Besatzung, wie die eines Kriegsschiffes ist, finden sich stets Persönlichkeiten, deren Humor Gelegenheit dazu gibt.

Ein Hauptvergnügen für ihn ist, im Kreise der Kameraden Geschichten anzuhören, wobei er eine unermüdliche Ausdauer entfaltet. Die Erzähler kennen diese Tugend ihres Auditoriums; gewöhnlich sind ihre Geschichten darauf eingerichtet und endlos lang. Eine besondere Eigenthümlichkeit jedoch, durch die sich Matrosenerzählungen fast stets auszeichnen, ist ihre Unverständlichkeit. Entweder haben sie gar keine Pointe, oder diese wird durch die Ausführlichkeit der Nebenumstände so in den Hintergrund gedrängt, daß jeder andere als ein Matrose nicht daraus klug wird. Der seemännische Ausdruck für erzählen — ein Garn spinnen — ist daher ungemein bezeichnend.

Nach dem Geschichtenerzählen kommt zunächst das Liedersingen. Wenn es wahr ist, daß böse Menschen keine Lieder haben, so gehören die Seeleute zu den sehr guten. Sie besitzen deren genug, und wenn auch viele davon das Schicksal der meisten Opern theilen, bei denen der Text Nebensache ist, sind einige wieder recht gut. Den meisten Anklang finden jedoch die eigentlichen Seemannslieder, besonders wenn sie humoristischer Natur sind und recht viel technische Ausdrücke enthalten.

Der Matrose ist kein Logiker, und dies äußert sich auch in seinen Poesien, von denen manche ohne Vordersatz gleich mit einem Nachsatze anfangen. Als Probe führe ich den ersten Vers eines Favoritliedes an:

Denn, was ist wol des Seemanns Leben,
Wie bald ist es um ihn geschehn!
Ein Seemann muß in Aengsten schweben,
Wenn andere Leut' zur Ruhe gehn.

Der Verfasser dieses rührenden Liedes soll ein poetischer helgoländer Fischer sein. Jedenfalls steckt der Kern des Pudels gleich im ersten Verse, und der Dichter sagt von vornherein, was ihm bei der Seefahrt am unangenehmsten ist, nämlich das Wachegehen. Darin stimme ich nun vollständig bei, namentlich hat aber die Hundewache (eine sehr treffende Bezeichnung) nachts von 12—4 Uhr etwas Degoutirendes für mich. Auf dieser Wache gehen merkwürdigerweise alle Uhren zu langsam, und die 4 Stunden sind endlos. Ach, wie froh war ich sonst, wenn ich bei Beendigung einer Reise sagen konnte: Gottlob! Heute gehst du die letzte Hundewache!

Ein guter Liedersänger an Bord genießt ebenso wie ein guter Erzähler bei seinen Kameraden ungefähr dasselbe Ansehen wie weiland Homer bei den alten Griechen. Ist er, wie häufig der Fall, ein Freund von Grog, so beeilen sich zehn, ihm einen Schluck ihrer Ration zu überlassen; dieser schenkt ihm eine Rolle Taback, jener wäscht für ihn Zeug, und alle bestreben sich, ihm zu Gefallen zu leben.

Wenn die dienstlichen Einrichtungen dem Leben vor dem Maste auch eine bestimmte Form geben, so erinnert doch dieses Leben sehr an patriarchalische Einrichtungen. Um den Leuten

den Aufenthalt am Bord angenehm zu machen, ist ihnen die Freiheit gelassen, ihre Tischgenossen, oder wie sie seemännisch genannt werden, ihre Backsmaaten zu wählen. Infolge dieser Einrichtung bilden sich gewissermaßen Familien, deren einzelne Glieder in einem Bruderverhältnisse zueinander stehen. Das oft mehrjährige Zusammensein, gemeinsame Interessen, miteinander bestandene Gefahren und gleiche Erinnerungen knüpfen das sie umschlingende Band fester, und nicht selten entsteht daraus eine treue Freundschaft für das ganze Leben.

Der Aelteste an der Back ist der jedesmalige Familienvater. Er spielt den Vermittler, schlichtet die vorkommenden Streitigkeiten, und seinen Aussprüchen wird willig Folge gegeben, wie überhaupt wol nirgends dem an Jahren Aeltern mehr Achtung erwiesen wird als an Bord. Der Seemann respectirt nichts höher als fachliche Tüchtigkeit und Ueberlegenheit. Da diese aber eine Sache der Erfahrung, und Selbstüberschätzung ein Fehler ist, den man selten bei Matrosen findet, so ordnet er auch in andern Beziehungen seine Ansichten denen der erfahrenen ältern Kameraden unter.

Zwischen den ältern und jüngern Seeleuten besteht deshalb eine gewisse Schranke, die nur auf Augenblicke fällt, wenn ein gleiches Interesse sie einander näher führt. Gewöhnlich gesellen sich die Leute von gleichem Alter zueinander und es bilden sich verschiedene Clubs, die ihre besondern Sonntagsnachmittags-Rendezvous haben. Die Kammer des Bottеliers, des mit der Verausgabung des Proviants betrauten Unteroffiziers, ist das nobelste dieser Casinos. Hier versammeln sich nur Auserwählte, Unteroffiziere und einige alte Matrosen. Sie erquicken sich bei einem Glase Grog, das der Bottelier als Wirth aus den Ersparnissen der vergangenen Wochen reservirt hat. Um einen Vorwand zu haben, diesen Grog möglichst stark zu machen, werden Sonntags sehr häufig Geburtstage gefeiert, und man muß über die Familienanhänglichkeit der Betreffenden gerührt werden, wenn nacheinander die entferntesten Vettern, Cousinen und Tanten an die Reihe kommen. Die übrigen Gruppen sind theils oben auf dem Deck, theils in der Batterie und dem Hängemattendeck zerstreut, und überall herrscht ein reges Leben.

Hier quält sich ein Matrose, mit der Flöte den Gesang einiger Kameraden zu begleiten, wobei letztere jedoch einen halben Ton zu tief intoniren und dann dem Flötenbläser über sein unharmonisches Spiel Vorwürfe machen; dort versucht sich ein anderer auf einem Accordion, dessen Wände von Salzwasser aufgeweicht sind und Nebenluft haben. Vorn im Bug sind sämmtliche Schiffsjungen versammelt. Ein unternehmender Kopf hat die Idee angeregt, ein Theater einzurichten, und dieselbe ist mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Soeben wird Generalprobe gehalten, und das zur Aufführung kommende Stück führt den Namen „Todtenkopf". Es ist ein an Bord selbst componirtes Trauerspiel, dessen Held, ein Seeräuberkapitän, die Tochter des Herzogs von Parma entführt und infolge dessen gehängt wird. Einer der jüngern Knaben spielt die Tochter, sein Kleid ist aus einem Matratzenbezuge gefertigt, die Crinoline durch Faßreifen hergestellt, und ein Kranz von weißen Rosen aus Manilahanf schmückt den Kopf. Auch Coulissen sind vorhanden, auf denen Tannen von unbestimmter Farbe und Gestalt einen Wald darstellen. Der Vorhang ist durch zwei zusammengenähte Hängematten hergestellt, und die Luke zum Kabelgat bildet die Versenkung. Das Orchester ist ziemlich stark besetzt. Es besteht aus einer Trommel, einem Accordion, einer Flöte, einem Kamme und drei zu einem Triangel verbundenen Ladestöcken. Die Offizierburschen haben die Requisiten geliefert, und sämmtliche Dolche der Cadetten zieren die Hüften von der „Todtenkopfs"-Bande. Die Probe fällt zur allgemeinen Befriedigung aus, und der Director beschließt, am nächsten Sonntage die erste Vorstellung zu geben und dazu auch das Offiziercorps einzuladen.

Mittschiffs hat das Musikcorps des Schiffs seinen Sitz aufgeschlagen, das aus zwölf Mitgliedern besteht. Der Kapellmeister übt eine von ihm selbst componirte Windstillen-Polka ein und ist sehr verdrießlich, daß es der Baßtuba nicht gelingen will, das Schlagen der Segel gegen die Masten natürlich wiederzugeben.

Weiter nach hinten sitzen ein Dutzend Matrosen und flechten Havanastroh zu Hüten, die sie im warmen Klima statt der

schwarzen Wachstuchhüte tragen dürfen. Andere sticken mit unendlicher Sorgfalt kunstvolle Fußmatten mit bunter Baumwolle auf Segeltuch, bei denen sie monatelang beschäftigt sind, um sie später dem ersten besten zu schenken, der sie darum bittet.

An einigen Tischen, die am Sonntage zur Bequemlichkeit der Mannschaft aufgeschlagen bleiben, wird ein Solo um die morgende Grogportion gespielt. Die Karten wollen jedoch nicht recht voneinander lassen, und zum Kummer einiger Mitspielenden, die ein gutes Blatt in der Hand haben, wird häufig vergeben. Hier liegen einige Leute auf dem Deck schlafend ausgestreckt, doch sind es meistens Seesoldaten, „Tümmler" von den Matrosen getauft; der Matrose hat am Sonntage viel Wichtigeres zu thun als zu schlafen. Dort sind andere in die Lektüre schauriger Ritter- und Geistergeschichten vertieft, die sie irgendwo an Bord aufgetrieben haben.

Der größte Theil der Mannschaft macht sich jedoch das unvermeidliche Matrosen-Sonntagsvergnügen, den Zeugsack umzupacken. Diese Beschäftigung hat für Jan Maat einen eigenen Reiz, obwol es schwer zu sagen ist, worin derselbe eigentlich liegt. Es wird dabei jedes einzelne Stück auseinandergenommen, genau besehen und ebenso sorgfältig wieder zusammengelegt, als sei es ein werthvoller Schatz. Besonders wird aber mit den eigenen Sachen geliebäugelt, die sich außer den gelieferten Uniformgegenständen im Sacke befinden. Besitzt der Inhaber ein baumwollenes oder gar seidenes Taschentuch, so schlägt er jene Sachen sorgsam in dasselbe und gibt ihnen einen Platz in der Mitte des Sacks, damit sie ja vor Beschädigung gesichert sind.

So vergeht der Nachmittag. Nach dem Abendessen spielt die Musik zum Tanz, und der Matrosentanz, der englische Hornpipe, setzt die Fußgelenke in Bewegung, bis die Eigenthümer ermattet in eine Kanonenpforte sinken und sich die erhitzten Glieder in der frisch hereinströmenden Brise kühlen müssen. Da schlägt die Uhr acht, der Sonntag ist zu Ende, das Uhrwerk des täglichen Dienstes wird von neuem aufgezogen, um in gleichmäßigem Gange fortzulaufen. Die Wache

bezieht das Deck, die Ronde wird vom ersten Offizier abgehalten, die Lichter gelöscht, und mit dem schrillenden Tone der Bootsmannspfeife und dem darauffolgenden Commando „Ruhe im Schiff" erstirbt das heitere Lachen und Schwatzen zu einem leisen Gesumme. Das Schiff wiegt sich langsam auf den gleichmäßigen Wogen, und nur der halbstündige Ruf der Posten „Alles wohl" unterbricht die nächtliche Ruhe.

5.

Die Reise zum Aequator. Der Weg des Hydrographen Maury. Die Passatwinde. Gewitter im Stillgürtel. Schrecken des Cap. Der Sturm in der Johannisnacht. Ankunft in der Sundastraße.

Auch für uns war die Reise zum Aequator ganz angenehm. Schönes warmes Wetter, ruhige See, in der das Schiff kaum merkliche Bewegungen machte, gute Verpflegung, da die von Teneriffa mitgenommenen Früchte, Eier u. s. w. ausreichten, dann und wann auch ein unverhofftes Frühstück von fetten fliegenden Fischen, die wir nachts in ausgespannten Netzen fingen — kurz es war alles sehr hübsch, die Zeit verging schnell und wir merkten kaum, daß wir auf See waren. Morgens nahm man sein erfrischendes Bad, saß nachher unter dem Sonnensegel, las oder schrieb, hielt nachmittags ein Schläfchen und schwatzte in der Abendkühle bei einer Cigarre von vergangenen und kommenden Zeiten, von der lieben Heimat, von Teneriffa und von Japan.

Von Teneriffa bis zur Linie hatten wir 21 Tage. Der Nordost-Passat war sehr schwach, und unsere stille Hoffnung, zum 20. Juli in Singapore zu sein, wurde dadurch sehr herabgestimmt. Wir wählten den neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury empfohlenen Weg, der zwischen 29 und 30° westl. Länge den Aequator schneidet, während die alte und von den meisten Seeleuten noch befolgte Route 150 Meilen östlicher zwischen 18 und 21° führt.

Ich glaube, es gibt kaum eine Klasse von Menschen, die mit größerer Zähigkeit am Althergebrachten hängt und schwerer

an vortheilhafte Neuerungen zu gewöhnen ist, als die Seeleute. Dies zeigt sich namentlich wieder bei den Segeldirectorien und Karten des Amerikaners Maury, die derselbe mit Genie und bewundernswürdigem Fleiße seit zehn Jahren herausgibt und die für die Schiffahrt einen ungemeinen Nutzen haben. Obwol diese Karten und Bücher nur das Résumé vieler Tausende von Schiffahrtstagebüchern sind und, mit ängstlicher Fernhaltung jeder, wenn auch der wahrscheinlichsten Hypothese, lediglich auf Erfahrungen und Thatsachen basiren; obwol Maury in jeder jährlich erscheinenden neuen Ausgabe seiner Directorien schlagend beweist, wie ein Schiff, das nach Ostindien, Australien u. s. w. geht, die Reise um 20—30 Tage abkürzen könne, wenn es den von ihm empfohlenen Weg nimmt; obwol endlich die amerikanische Regierung mit seltener Liberalität jeden Seemann, der eine Abschrift seiner nautischen Tagebücher an das National-Observatorium sendet, mit den Karten und Büchern beschenkt, hält es doch unglaublich schwer, der Neuerung Eingang zu verschaffen.

Leider hat Maury seine für die Schiffahrt so wichtige Thätigkeit nur noch kurze Zeit fortgesetzt. Bei Ausbruch des amerikanischen Secessionskriegs gab er als enragirter Conföderirter seine Stellung als Vorstand des Hydrographischen Bureau in Washington auf, trat auf Seite der Südstaaten und stand während des Kriegs an der Spitze des Torpedowesens.

Auch die Beendigung des Kriegs führte ihn nicht wieder in seine frühere segensreiche Thätigkeit zurück und es ist unbegreiflich, daß ein Mann, der zehn Jahre lang durch seine wissenschaftliche Thätigkeit der Schiffahrt so ungemeinen Nutzen schuf, plötzlich seinen Charakter so änderte, daß er nach Beendigung des Kriegs bei den verschiedenen europäischen Seestaaten vollständig hausiren ging, um die von ihm im Torpedowesen gemachten Erfindungen zu möglichst hohen Preisen zu verwerthen. Er reussirte jedoch damit nicht, und ist allmählich verschollen. Man hört seit den letzten fünf Jahren kaum noch seinen Namen erwähnen.

Auf dem von ihm zuerst in Angriff genommenen und mit so viel Energie bebauten Felde ist inzwischen seitdem eifrig

weiter gearbeitet. Namentlich hat sich das niederländische Meteorologische Institut in Utrecht große Verdienste auf diesem Gebiete erworben und seit drei Jahren leistet auch die von dem Reichstagsabgeordneten von Freeden aus eigenen Mitteln begründete deutsche Seewarte in Hamburg in derselben Richtung höchst Erfreuliches. Beständig mehrt sich unter den intelligenten deutschen Schiffskapitänen die Zahl der Mitarbeiter an den Aufgaben der Seewarte und in demselben Maße verschwinden auch die Anhänger der alten Schule. Wie überall in Deutschland scheint auch in den deutschen Seeleuten ein neuer frischer Geist erwacht zu sein, der seine Zeit versteht und unserer Schiffahrt in jeder Beziehung einen mächtigen Aufschwung gibt.

Weil im vorigen Jahrhundert einigemal schwerfällige englische Transportschiffe, welche die Linie weit westlich schnitten, Cap St.-Roque nicht abwettern konnten und dort strandeten, steht das Cap in der Einbildung aller alten Seeleute als ein Gespenst da, welchem sie dadurch zu entfliehen suchen, daß sie die Linie 150 Meilen östlicher kreuzen und somit, infolge der dort vorherrschenden Stillen, ihre Reise um 10—15 Tage verlängern. Sie mögen nicht begreifen, daß die Ueberwindung des Stromes bei St.-Roque für ein englisches Transportschiff von 1780 vielleicht eine Unmöglichkeit war, daß dies jedoch für unsere modernen Schiffe keine Schwierigkeit hat. Wir fürchteten uns nicht vor dem Gespenst, schnitten die Linie auf 30° West und hatten nur 30 Stunden Stille, bis wir den Südost-Passat fanden.

Es ist bekannt, daß von 30° nördl. Breite bis zur Linie der Nordost-Passatwind und ebenso durch denselben Breitegürtel südlich vom Aequator der Südost-Passatwind ununterbrochen und in derselben Weise weht, sodaß diese beständigen Luftströme die Resultate gleicher Ursachen sind. Das Bestreben der Atmosphäre, sich überall im Gleichgewicht zu halten, treibt die kalte verdichtete Luft von den Polen nach dem Aequator, wo die Einwirkung der Sonnenstrahlen die Luftschichten verdünnt und ausdehnt. Infolge der Umdrehung der Erde, die gewissermaßen unter dem Winde fortläuft, wird der ursprünglich direct nach Süden und Norden gehende Luftstrom abgelenkt und er-

hält im Norden des Aequators eine nordöstliche, im Süden desselben aber eine südöstliche Richtung. Beide Luftströme treffen bei der Linie zusammen und es entsteht ein Stillgürtel, der mit der Declination der Sonne mehrere Grade jährlich auf- und niederschwankt. Dieser Gürtel hat nach den von Maury darüber angestellten Beobachtungen eine Keilform, deren stumpfes Ende der afrikanischen Küste, deren spitzes dem amerikanischen Continent zugekehrt ist.

Die von den beiden Luftströmen mit hergeführten und in Auflösung erhaltenen Wasserdünste steigen beim Zusammentreffen mit ihren Trägern, den Luftpartikeln, in die Höhe, condensiren in den obern und demgemäß kältern Schichten und strömen als Regen nieder, um dem Meere wieder zuzuführen, was die Passatwinde ihm während ihres Fluges genommen. Der Stillgürtel trägt daher mit Recht den ihm von Maury beigelegten Namen Wolken- oder Regenring, und seine Passage ist eine der Kehrseiten der Seefahrt. Schwüle Luft, Wasserhosen und ununterbrochene Gewitter, die bisweilen von zwei bis drei Seiten zugleich am Horizont aufsteigen, sind die steten Begleiter dieser Zone, und, abgesehen von allem andern, ist es schon deshalb sehr angenehm, den Stillgürtel an seiner schmalsten Stelle, d. h. auf 30° West zu schneiden.

Trotzdem wurden wir von jenen Attributen nicht verschont. Auf dem dritten Grad nördlicher Breite schlief der Passatwind allmählich ein; der bis dahin wolkenlose Himmel bezog sich und verkündete uns die Nähe der Linie. Einzelne Regenschauer zogen vorüber, und das Schiff schlich 24 Stunden nur noch im Schneckengang durch das Wasser. Gegen Abend des zweiten Tags, nachdem wir den Passatwind verloren, wurde es ganz windstill, die Segel schlugen gegen die Masten und das Schiff drehte sich, ohne weiter dem Steuerruder zu gehorchen, willenlos bald hier- bald dorthin. Dunkles Gewölk zog sich am Horizont zusammen, die Luft war schwül und drückend; sie ruhte bleischwer auf dem Menschen und beengte die Brust. Selbst die Fische schienen ein gleiches Gefühl zu empfinden und sprangen hoch aus dem Wasser, als suchten sie Erleichterung. Die einzelnen Wolkengebilde vereinigten sich zu compacten Massen,

deren untere Ränder schwarz und schwer herabhingen und sich auf die Meeresfläche zu senken schienen. Ihre Contouren grenzten sich scharf auf dem weißlich-grauen Hintergrunde des Himmels ab, und die eigenthümlichen Formationen der Wolkenberge machten einen unheimlichen Eindruck. Langsam stiegen sie zum Zenith empor und näherten sich dem Schiffe, als wollten sie es verschlingen.

Jetzt beginnen die schwarzen Ränder sich schnell zu verändern, und die starren Massen scheinen lebendig zu werden. Bald sind es scharfe Zacken, bald runde Bäuche, zu denen sie sich gestalten — hier trennen sie sich, dort fließen sie ineinander. Eine tiefschwarze trichterförmige Spitze schießt aus dem dunkelsten Theil des Gewölks. Jetzt mächtig anschwellend, dann zu einem schmalen Streifen verschwindend, zuckt sie auf und nieder. Sie dehnt sich gleichmäßig aus und senkt sich weiter herab, eine drehende Bewegung ist an ihr wahrzunehmen, mit der sie sich in die Tiefe des Meeres bohrt. Immer mehr nähert sich der schwarze Kegel unserm Schiffe, und seine Entfernung beträgt kaum noch einige tausend Schritte. Seine Form verändert sich zu einer am untern Ende zugespitzten Säule, die fast das Wasser berührt.

Plötzlich beginnt es auch im Meere sich zu regen. Es schwillt unter der Säule zu einem Berge und kocht wallend auf! Angezogen von der kreisenden Masse erhebt es sich immer höher. Mit brausendem Zischen erfolgt jetzt die Vereinigung beider Elemente, und Wasser und Wolke, zu einem Einzigen verbunden, wandeln mit verderbenschwangern Schritten ihren Weg über die Fläche des Meeres. Wehe dem Schiffe, das diesen Weg kreuzt! Es würde von der Gewalt der tosenden Masse hinabgezogen in den Schlund des Oceans oder mastlos als hülfloses Wrack aus der Krise hervorgehen.

Wir hatten alle Vorbereitungen getroffen, um diesem Geschick nicht zu verfallen; die Segel waren festgemacht und die Geschütze geladen.

Kaum noch 1000 Schritt ist die Säule von uns entfernt; ihr Dunstkreis hat bereits das Schiff erreicht und ein feiner Regen wie der Staub eines Wasserfalls hüllt es ein. Das

brausende Gezisch wird lauter und unheimlicher, und es ist die höchste Zeit, das Ungethüm in seinem Laufe aufzuhalten. Das Commando „Feuer“ ertönt, das Schiff erzittert von der Breitseite in den innersten Fugen, und pfeifend fliegen die Kugeln in den Körper der Wasserhose. Einen Augenblick erfolgt eine Todtenstille. Da ist es, als spaltete sich der Erdball, ein Schlag, als entlüden sich tausend Gewitter, erschüttert die Atmosphäre, ein gewaltiger Windstoß heult durch die Lüfte und legt das Schiff auf die Seite. Die Schleusen des Himmels öffnen sich und überfluten das Fahrzeug; mit dumpfem Brausen tritt der mit der Säule vereinigte Wasserberg in sein Bett zurück, und seine Wellen rollen rauschend unter dem Schiffe fort.

Die Gefahr ist vorüber, die Wasserhose gesprengt. Nach kurzer Zeit hört der gewaltige Regen auf; auch der Sturm schweigt, und es ruht tiefe Stille auf dem Meere wie vorher.

Indessen haben die finstern Schatten der Nacht sich auf das Wasser gesenkt und ringsum herrscht Dunkel, so tief, so schwarz wie Grabesnacht. Kein freundliches Gestirn durchdringt das starre Gewölk, das noch immer am ganzen Himmel lagert, und hin und wieder aufflammendes Wetterleuchten trägt nur dazu bei, die Finsterniß noch schwärzer erscheinen zu lassen.

Bald werden die Lichtscheine häufiger und anhaltender, bisweilen ist der ganze Horizont erleuchtet, als stände er in Flammen. Durch die Stille der Nacht schlägt das dumpfe Rollen des Donners an das Ohr, und an verschiedenen Himmelsgegenden theilen zuckende Blitze die drohenden Wolkengebilde. Drei Gewitter ziehen gegeneinander herauf und rücken mit langsamen Schritten zum Zenith empor. Die Atmosphäre ist mit elektrischen Stoffen geschwängert, die sich auch dem Wasser mittheilen und jene wunderbare Erscheinung hervorrufen, welche man unter dem Namen Meeresleuchten kennt. Noch zwar ist es nur schwach und mehr ein matter Schimmer, da die Wellenbewegung gering ist und deshalb die phosphorescirenden Theilchen des Wassers nicht in Friction gerathen; doch wird das Leuchten allmählich intensiver und läßt bereits die Schönheit seiner vollständigen Entwickelung ahnen.

Jetzt tönt der Donner näher und ununterbrochen wie das Getöse einer fernen Schlacht. In grellem Licht flammen die Blitze durch die Finsterniß, aber nicht mehr von oben nach unten. Aus der glühenden Basis des Wetterleuchtens am Horizont strahlen sie empor zum Zenith, ein merkwürdiges Phänomen der tropischen Natur, die sich diesen Abend in furchtbar schöner Weise zeigt. Jetzt stoßen die Gewitter gegeneinander; Schlag auf Schlag erfolgt mit betäubendem Krachen und der Kampf der Elemente läßt die Atmosphäre erzittern. Die ganze Natur ist in Aufruhr!

Sieh, welches wunderbare Leben gebiert die dunkle Tiefe! Der Ocean wallt, seine Wogen schäumen, seine schwarze Fläche erglüht wie durch Zauber, Millionen Sterne funkeln in ihm — er ist zum Feuermeere geworden! Feurige Fische schießen durch die Fluten und hinterlassen lange Streifen grünlich schimmernden Lichtes, als ob endlose Schlangen sich dahinwänden. Glühende Quallen wälzen sich träge unter der Oberfläche, unbekanntes Gethier wogt durcheinander wie glänzende Meteore, und die am Schiffe sich brechenden Wellen zerstäuben in strahlendem Sprühregen. Soweit das Auge reicht, erblickt es nur Eine Glut, deren Widerschein sich am dunkeln Himmel abspiegelt.

Auch in den Lüften beginnt es zu leuchten. Die elektrischen Stoffe concentriren sich, und auf den eisenbeschlagenen Spitzen der Masten, Raaen und Gaffeln entzünden sich blaue Flämmchen, die Elmsfeuer. Wie Irrlichter tanzen und flackern sie auf und nieder in unheimlichem Scheine und erfüllen mit Schrecken die Gemüther der abergläubischen Matrosen, die in ihnen die Seelen im Meere verunglückter Kameraden erblicken.

Noch immer dauert der Kampf der Gewitter mit ungeschwächter Wuth fort; die Blitze flammen sprühend, der Donner kracht, als nahte das Jüngste Gericht, und das Schiff schwankt hingegeben den Wogen, die sich immer mächtiger heben.

Da senkt sich das schwarze Gewölk und schüttet abermals in gewaltigen Strömen seinen Inhalt aus. Das von Süden aufsteigende Gewitter hat gesiegt; mit dem helfenden Winde,

der sich jetzt erhebt und dem der Seegang voranlief, treibt es die überwältigten Gegner vor sich her. In Süden aber zeigt sich eine lichte Stelle am Firmament, die sich schnell ausbreitet. Die blauen Flämmchen auf den Mastspitzen erlöschen, der Schein des Meeres wird matter und sein Sternenheer erbleicht. Eine andere Sternenpracht entfaltet sich am blauen Azur, der den Himmel wieder deckt, und strahlt in dem reinen Aether mit doppeltem Glanze. Nur im Norden lagert noch eine dunkle Bank, an deren Saum bisweilen ein bleicher Schein hinzittert. Ein frischer Wind schwellt die Segel. Wir haben den Stillgürtel überwunden, und der Südost-Passat führt uns mit schnellen Schritten nach Süden.

Am 29. Mai passirten wir die Linie; es geschah harm- und geräuschlos. Die berühmte Taufe mit allen ihren oft beschriebenen Attributen fiel fort, obwol über die Hälfte der Besatzung reif für Neptun's Rasirmesser war. Die Festlichkeit war aus guten Gründen untersagt. Sie ist ein Ueberbleibsel früherer seemännischer Roheit und artet gar zu leicht aus. Das plötzliche Lockern der strengen Disciplin wird selten von den Matrosen richtig verstanden; es folgen Excesse, die nicht ungeahndet bleiben können, und deren Consequenzen oft schwere Strafen sind. Um dem vorzubeugen, wurde die Taufe officiell verboten; damit war der Zweck erreicht. Wenn sie nun auch im kleinen und insgeheim stattfand, so hielt sie sich doch innerhalb der rechten Schranken, und ein Extraglas Grog erheiterte die Mannschaft gerade so viel, als wünschenswerth war.

Der Südost-Passatwind bläst frischer als der Nordost und wie dieser und alle periodischen Winde in einer Curve, zuerst südlicher, dann allmählich sich herumziehend durch Ost und Nord, bis man südlich vom 30. Grade südlicher Breite in den Gegenstrom der westlichen Winde gelangt, mit denen man eine Strecke von nahe 1500 deutschen Meilen in östlicher Richtung segelt, um entweder Australien zu erreichen oder kurz vorher nördlich zu steuern, wenn man, wie wir, nach Ostindien und China will. Man beschreibt daher bis zum Meridian des Cap der guten Hoffnung einen bedeutenden Umweg und kommt der brasilianischen Küste ziemlich nahe.

Auf der Höhe von Bahia wurde der Wind etwas flauer. Die See war ziemlich ruhig, und wir konnten einem uns begegnenden englischen Schiffe Briefe mitgeben. Das Packet war ziemlich groß; ein jeder wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um die Seinen zu Hause durch ein paar unverhoffte Zeilen zu erfreuen, und mancher sah lange dem entschwindenden Schiffe nach. Manch tiefer Seufzer sprach heimlich: Ach könntest du mit ihm gehen! Auch mein Gedanke war es.

Ein sehr hübscher Zug im Charakter der Seeleute ist die Gewissenhaftigkeit, mit der die ihnen anvertrauten Briefe unentgeltlich besorgt werden. Mögen sie noch so lange Zeit von der Heimat entfernt gewesen sein, die Abgabe der Briefe zur Post, die Ueberzeugung, daß sie wirklich in sichere Hände gelangt sind, betrachten sie vor allem andern als die Erfüllung einer heiligen Pflicht, und selten gehen Briefe verloren, wenn sie Schiffen mitgegeben werden, die ihren Bestimmungsort erreichen. In der Neuzeit sind zwar fast auf der ganzen Erde zwischen den belebtesten Plätzen regelmäßige Postverbindungen durch Dampfschiffahrt eingerichtet; allein es ist zu verwundern, wie bisweilen trotzdem Briefe jahrelang hinter den Adressaten herlaufen und sie an Punkten erreichen, die von dem ersten Aufenthaltsorte Tausende von Meilen entfernt sind, und deren Adresse nicht einen Hafen bezeichnet, sondern ein ganzes Land umfaßt. So erhielten wir nach 13 Monaten Briefe aus der Heimat im Golf von Petschili (Nordchina), die nach Montevideo gerichtet waren, wohin wir zuerst gehen sollten. Dort war bekannt, daß das Geschwader nach China gegangen sei, und die Postbehörde schrieb darauf, China or elsewhere: — China oder sonstwo. Da keine directe Verbindung zwischen Südamerika und China besteht, gingen die Briefe wieder nach England und von dort über Singapore nach China von einem Platze zum andern, bis sie uns auf der Rhede von Tientsin trafen. Während unserer ganzen 2¼jährigen Abwesenheit ist auch nicht ein einziger an uns gerichteter Brief verloren gegangen!

Mit dem Passiren des südlichen Wendekreises nahm das gute Wetter von uns Abschied, und jetzt kamen acht lange Wochen, um die wir nicht zu beneiden waren. Bei einer

Reise um das Cap der guten Hoffnung, namentlich im Winter, ist man stets schon von vornherein auf keine angenehme Fahrt gefaßt, und man läßt sich gern einen, zwei, auch drei Stürme gefallen. Mein Gott! ohne Stürme würde ja die Seefahrt allen Reiz, alles Pikante verlieren; aber ein siebenwöchentlicher Sturm mit Pausen von höchstens sechs bis acht Stunden — da hört alle Gemüthlichkeit auf.

Wir waren bereits in die Mysterien des Cap seit 14 Tagen eingeweiht, als der Johannistag allem die Krone aufsetzte und uns mit einem Sturme beglückte, gegen den die Hunderte von Stürmen, welche ich in meiner seemännischen Laufbahn erlebt, nur Kinderspiel waren. Jetzt, wo ich an jene Zeit zurückdenke, hat sie viel von ihren Schrecken verloren; manche komische Momente, die damals nicht beachtet wurden, treten nun deutlicher in der Erinnerung hervor und dienen als freundliche Staffage des Bildes; aber die Nacht vom 24. auf den 25. Juni war die schrecklichste, die ich je erlebt, und der liebe Gott möge mich vor einer zweiten solchen bewahren.

Schon am Morgen des 24. Juni verkündete graues bleifarbiges Gewölk, das mit seinen weißlichen Kuppen wie eine Mauer im Norden und Westen lagerte, das Herannahen von schlechtem Wetter. Die Captauben, Sturmtaucher, Albatrosse und andere Vögel sammelten sich in Scharen hinter dem Schiffe und umschärmten es mit großem Geschrei. Die See lief in immer höhern Wellen heran und brach trotz des verhältnißmäßig geringen Windes mit donnerndem Geräusch zusammen. Das Barometer, dieser treue Führer des Seemanns, fing an zu sinken, und die aufgehende Sonne zeichnete an der starren Wolkenmasse im Westen einen Regenbogen mit ungewöhnlich lebhaften Farben. „Regenbogen am Morgen bringt dem Seemann Noth und Sorgen“, heißt bei uns ein altberühmtes Sprichwort, und wir säumten denn auch nicht, Vorbereitungen für den kommenden Sturm zu treffen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Morgens um 10 Uhr fuhren wir noch unter allen Segeln, und nachmittags um halb 3 Uhr war bis auf zwei kleine Sturm-Stagsegel bereits alles festgemacht. Der Sturm heulte in der Takelage, und die See rollte Berge heran,

als wollte sie das Riesengebirge plastisch darstellen. Bisjetzt war es eins der gewöhnlichen Unwetter, deren Heimat das Cap ist, aber das stete Fallen des Barometers deutete an, daß wir uns auf eine schlimme Nacht gefaßt zu machen hatten.

Von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags war das Barometer nicht weniger als einen Zoll gefallen, und noch immer wich es mit tief concaver Oberfläche stündlich fast um einen Zehntelzoll. Der Himmel zeigte jene gleichförmige graue Decke, die weder Sonne noch Sterne durchläßt und in ihrer starren Ungebrochenheit schwer auf den Gemüthern lastet. Es war Neumond, und die Nacht begann schon bald nach 4 Uhr mit seltener Dunkelheit. Der Sturm wuchs stündlich und wühlte eine See herauf, als wollte er den Meeresgrund bloßlegen.

Um 8 Uhr abends trat der erste Act des nächtlichen Dramas in Scene. Das hintere Sturm-Stagsegel konnte, obwol es ganz neu war, der Kraft des Windes nicht mehr widerstehen. Es zerriß mit einem Knall, als würde eine Kanone abgefeuert, peitschte mit zwei bis drei gewaltigen Schlägen in die Luft und flog dann, in Stücke zerfetzt, in die dunkle Nacht hinaus. Das Barometer stand auf 29″0 und fiel noch immer schnell. Es wurde uns unheimlich zu Muthe; einen solchen Sturm hatte noch keiner von uns erlebt. „Es kann doch nicht härter wehen“, sagten wir uns, aber es heulte immer brausender durch die Takelage und die Wasserberge thürmten sich immer höher. Bis dahin war der Wind langsam von Nordost bis Nord gegangen, jetzt sprang er mit einem male auf Nordwest, und es entstanden dadurch Seen in verschiedenen Richtungen, die das Schiff wie einen Federball hin- und herwarfen und es die furchtbarsten Bewegungen machen ließen. Es war kaum möglich, sich festzuhalten, und das Schiff holte oft 40—45 Grad nach beiden Seiten über. Ich stand mit dem wachthabenden Offizier und Unteroffizier an der Windseite auf dem Hinterdeck, als gegen 10 Uhr nachts plötzlich eine Sturzsee über das Schiff brach. Wir wurden alle drei von der gewaltigen Wassermasse, die das ganze Deck überflutete, fortgerissen und vollständig in ihr begraben. Durch welches Wunder es geschah, daß wir nicht über Bord gespült wurden, ist mir

noch jetzt ein Räthsel. Ich fand mich etwa 30 Schritt weiter in Lee unter ein paar Treppen wieder, und als ich mich, halb betäubt und erstickt, wieder an die Windseite gearbeitet hatte, kamen auch meine Leidensgefährten zum Vorschein. Der Offizier war sechs Fuß über Deck gehoben und von einer nach den Masten führenden Strickleiter wie in einem Netzwerk aufgefangen worden. Der Unteroffizier dagegen war durch die Wand der auf dem Deck befindlichen Kajüte in die Kammer des ersten Offiziers geschlagen, der auf die unangenehmste Weise geweckt wurde, da das seine Kammer vollständig erfüllende Wasser ihn beinahe erstickte.

Merkwürdigerweise hatte niemand von uns außer einigen leichten Contusionen Beschädigungen erlitten. Die Sturzsee hatte indessen das Verdeck gründlich aufgeklart, das Backbord-Seitenboot zerschlagen, das Steuerbordboot ganz fortgenommen und die eisernen Krahne, an denen es hing, abgebrochen, die in der Mitte stehende Dampfbarkasse gefüllt, deren Befestigungsbolzen aus dem Deck gerissen und diese nach Lee geschleudert, die zugenagelten Luken aufgebrochen, auch bei ihrer Rundreise eine fabelhafte Razzia unter den auf Deck befindlichen Gegenständen gehalten und das Meiste mit über Bord gerissen. Wenn der Augenblick nicht so furchtbar ernst gewesen wäre, hätte man über das Chaos, welches theilweise außenbords, theilweise auf dem Verdeck mit dem nur langsam abfließenden Wasser hin- und herflutete, lachen können. Die heterogensten Gegenstände sah man hier bei dem Widerschein der in grünlichem Lichte schäumenden Wogen auf- und nebeneinander schwimmen und bald hier- bald dorthin geschleudert, bis sie entweder zertrümmert oder über Bord gespült waren. Hier schwabberten ein paar Hühnerställe, deren Insassen ein furchtbares Geschrei erhoben, dort Eimer, Waschtonnen und Kochgeschirr; hier ein aus den Kajüten geschwemmter Stuhl, dort Waschbecken, Betten und Wäsche. Dazwischen quiekten die aus ihren Ställen verschwemmten Schweine und man hörte ihre durchdringenden Angstrufe bald vorn im Schiff, bald hinten in der Kajüte, je nachdem sie von dem hin- und herflutenden Wasser hier- oder dorthin getragen wurden.

In der Kajüte und in unsern Kammern sah es womöglich noch schlimmer aus. Die See war in alle gedrungen und hatte mit sich fortgeführt, was nicht niet- und nagelfest war. An Retten war natürlich nicht zu denken. Man hatte genug zu thun, um sich selbst festzuhalten. Alles, was vor der Vernichtung geborgen wurde, waren zwei Schweine, die so in unsere Nähe trieben, daß wir sie greifen und in eine leerstehende Kammer sperren konnten. Alles andere mußten wir ruhig schwimmen lassen, bis sich das Wasser verlaufen hatte. Kaum war dies geschehen, als an derselben Stelle noch eine zweite Sturzsee überbrach, die zwar nicht so heftig als die erste war, jedoch noch Unheil genug anrichtete, da sie bereits Thür und Thor geöffnet fand und leichtes Spiel hatte. Wir hatten uns diesmal festgebunden und kamen daher mit dem kalten Bade davon. Dies Bad war übrigens keineswegs eine Annehmlichkeit, denn das Thermometer zeigte 2° Réaumur. Trotz unserer Regenmäntel und hohen Gummistiefeln hatten wir keinen trockenen Faden am Körper und in jedem der Stiefel befand sich mindestens ein halber Eimer Wasser. An Umziehen war unter solchen Umständen nicht zu denken, und unsere Situation schon darum nicht gerade beneidenswerth. Trotzdem fühlten wir uns warm! In zehn Minuten zwei Sturzseen, die so ziemlich klar Deck gemacht hatten, und trotz des schweren Sturmes noch immer fallendes Barometer, das um 11 Uhr schon auf 28″,7 stand und noch immer eine concave Oberfläche zeigte — das war kein Spaß und konnte wol unheimliche Gefühle erregen. Indessen hatte es bei den beiden Sturzseen sein Bewenden, und das Schiff lag fortan prächtig bei.

Um 12 Uhr mitternachts stand endlich das Barometer still und machte Miene zum Steigen. Wir fühlten uns sehr erleichtert bei dieser Wahrnehmung, aber so leichten Kaufs sollten wir nicht davonkommen. Von 12—2 Uhr erreichte der Sturm seinen Höhepunkt; das war kein Sturm mehr, sondern ein Orkan. Mein Gott! Ich habe nie geglaubt, daß es so viel Wind in der Welt geben könnte. Das Schiff lag ohne ein Stück Segel so schief, daß die Leeverschanzung drei bis vier Fuß unter Wasser stand. Die ganze See war ein kochender

glühender Schaum, der Cyklon brüllte in der Takelage, daß wir jeden Augenblick erwarteten, er werde die Masten abbrechen oder das Schiff kentern, und wir standen klar, um die Masten zu kappen. Einer unserer Unteroffiziere äußerte: „Das weht nicht, da schmeißt ja heute Nacht Wind.“ Der Ausdruck war bezeichnend. Bei den einzelnen Stößen ruckte das Schiff ein, als ob solide Massen dagegengeworfen würden. Man sollte kaum glauben, daß ein Fahrzeug ein solches Unwetter aushalten könnte, und bisweilen bezweifelte ich es selbst. Doch die Elbe bewährte sich prächtig; die Pumpe zeigte nicht mehr Wasser, als das Schiff gewöhnlich bei schlechtem Wetter machte, und das war eine große Beruhigung. Aber die beiden Stunden wurden uns trotzdem erschrecklich lang, wie überhaupt die ganze Nacht. Um 2 Uhr morgens stand das Barometer schon wieder auf 29″,0. Das Wetter mußte danach entschieden besser werden, und es sprach dafür auch ein anderes Wahrzeichen: die graue gleichmäßige Decke brach sich, auf fünf Minuten kam der blaue Himmel zum Vorschein. „Wenn nur so viel Blau am Himmel ist, daß man sich eine Jacke davon machen lassen kann, dann wird's auch besseres Wetter“, sagten unsere Matrosen, und sie hatten recht. Die Venus schaute so hell wie eine Sonne durch den Wolkenriß, als wollte sie uns sagen: „Verzagt nicht, hier oben wird über euch gewacht!“ und ihr freundlicher Blick verfehlte seine Wirkung auf die Gemüther nicht. „Da ist ein Stern!“ rief's aus aller Munde in freudigem Tone, und nach wenigen Minuten brach sich auch die Gewalt des Orkans. Wenn auch nur langsam, ließ seine Wuth doch nach; es kamen Pausen, die allmählich bis zum Morgen immer länger wurden. Die Wolken zerrissen immer mehr, ein Stern nach dem andern trat hinter ihnen hervor. Bald funkelte im lichten Glanze das ganze Heer am wolkenfreien Himmel, und endlich schimmerte auch die langersehnte Morgenröthe im Osten. Gottlob! es wurde Tag — Tag nach einer langen Nacht, der längsten, die ich je erlebte.

Die Sonne ging strahlend aus dem Horizont auf, aber erst jetzt sahen wir, in welch furchtbarem Kampfe mit den Elementen wir begriffen waren. Die von dem Orkan her-

aufgewühlte See war grausenerregend. Der Wind hatte sich mehr südlich gezogen, und das ihm folgende Schiff lag jetzt mit dem Kopfe recht gegen die See, sodaß wir ihre wirkliche Größe ermessen konnten. Nach wissenschaftlichen Beobachtungen sollen die schwersten Wellen nur eine Höhe von 32 Fuß erreichen, aber an jenem Morgen bezweifelten wir diese Angabe, sie waren mindestens 45 Fuß hoch. Wenn die kolossalen Wasserberge, von denen stets drei auf einmal folgen, ehe eine Pause eintritt, auf uns sich zuwälzten; der erste unter dem Schiffe fortrollte und letzteres nun unter einem Winkel von 45 Grad in das Thal hinunterschoß, war es uns, als ob wir für immer in einen endlosen Abgrund hinabstürzten, bis wir plötzlich wieder auf schwindelnder Höhe schwebten, wenn die zweite und dritte Welle uns auf ihrem gewaltigen Rücken emportrug.

Es war ein großartiges Naturschauspiel; aber diese Majestät des Meeres war grausenerregend, und wir fühlten uns herzlich froh, als im Laufe des Tages die orkanähnlichen Hagel- und Schneeböen endlich aufhörten und sich der Ocean etwas beruhigen konnte. Nachmittags konnten wir wieder segeln und darangehen, unser Schiff in Ordnung zu bringen, das schrecklich gelitten hatte. Am Morgen sah es aus wie ein Schlachtfeld, auf dem ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft worden. Alles war zerschlagen, beschädigt oder über Bord gespült. Sämmtliches Tauwerk schleppte draußen im Wasser, und in unsern Kajüten sah es nicht erfreulicher aus. Hier fehlte dies, dort jenes; unser schönes Fortepiano, das uns so manche Stunde erheitert, lag in Trümmern. Spiegel, Bilder, Bücher, Betten, Wäsche — alles war zerbrochen, aufgeweicht oder ruinirt. In meiner Kammer war mein Liebling, ein reizender Spaniolhund, der mir auf Lanzarote geschenkt worden, ertrunken. Nur die Schweine waren gerettet und lagen mit dem vor Angst halb todten Offizierskellner in der Kammer, in welche wir sie in der Nacht gesperrt hatten.

So endete der Johannistag, der sich bei uns ein ewiges Andenken gesichert hat und den wir nie wieder auf solche Weise zu begehen wünschen. Freilich trat damit noch lange kein gutes

Wetter ein. Wir befanden uns in einer Gegend, welche, wie den Biscayischen Meerbusen und Cap Hoorn, die Seeleute Sturmbrauerei nennen. Die großen geölten Röcke, die Südwester (Regenkappen) und die Gummistiefeln kamen kaum nachts von unserm Körper. Wir schwammen förmlich im Wasser, das jeden Augenblick auf das Deck und in unsere Wohnungen stürzte. Nun, mit Einem Worte, es war höchst unerfreulich und die Reise nach Japan keine Kleinigkeit.

Ewig kann es doch nicht so bleiben — war unser philosophischer Trost, und es blieb auch nicht so. Eine Gewitterbö, die sich von dem Orkan in der Johannisnacht nur durch kürzere Dauer unterschied, dagegen aber einen Wolkenbruch über uns ausschüttete, der die Sturzseen fast ersetzte, schloß mit einem gewaltigen Knalleffect das Drama des Capwetters, das uns zwar unendlich viel Ungemach, aber, Gott sei Dank! kein größeres Unglück gebracht hatte. Unser Bootsmann, den die zweite Sturzsee der Johannisnacht gegen den Besahnbaum geschleudert und ihm beide Knie gebrochen hatte, war auch wieder so weit hergestellt, daß nichts für ihn zu fürchten blieb.

O, wie wonnig kam es uns vor, endlich einmal wieder ein trockenes Deck zu haben, als wir jetzt, nordwärts steuernd, uns den Tropen näherten! Wie angenehm war es, die Segel von einem sanften Winde geschwellt zu sehen und die schöne warme Luft mit vollen Zügen einzuschlürfen!

Alles vergangene Leid war vergessen. Wol oft wurde der letztern Zeit und namentlich jener Johannisnacht gedacht, aber alle grellen Farben des Bildes waren verwischt, und wir dachten jetzt nur an die Annehmlichkeit unserer Zukunft.

Acht Wochen lang waren wir einsam auf dem Wasser geschwommen, ohne etwas anderes zur Gesellschaft zu haben als die Sturmvögel, die kreischend unser Schiff umschwärmten und mit gieriger Hast auf alle Abfälle hinabstießen, die über Bord geworfen wurden, und sich oft dutzendweis an einem Tage an den für sie ausgehängten Angeln fingen, um mit Pergamentzetteln, auf denen der Tag ihres Fanges vermerkt war, um Fuß oder Hals wieder freigelassen zu werden. Da erblickten wir eines Morgens ein Segel hinter uns, das ein Nothsignal

gehißt hatte. Wir hielten sogleich auf dasselbe ab und waren nicht wenig erfreut, in dem Schiffe einen Landsmann, einen Preußen zu finden, der, gleichfalls nach Singapore bestimmt, um ärztliche Hülfe für einen schweren Kranken bat. Sie wurde ihm natürlich sofort gewährt, und bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß es der „Johanna Wagner", so hieß das Schiff, beim Cap nicht viel besser ergangen war als uns selbst. Zwar hatte sie sich am 24. Juni circa 150 Meilen östlich von uns befunden und von dem Cyklon nur den schweren Seegang, aber zu anderer Zeit Sturm genug gehabt und Raaen und Stengen verloren. Wir segelten mehrere Tage zusammen und trafen nach vierzehn Tagen gleichzeitig in der Sundastraße ein, wo wir am 1. August bei der kleinen Stadt Anjer auf Java ankerten. Nach zwölfwöchentlichen Strapazen konnten wir uns endlich einen Tag Ruhe gönnen.

6.

Schönheit der Tropennatur. Treiben auf der Rhede von Anjer. Die Banka- und die Riowstraße. Zusammentreffen des Geschwaders auf der Rhede von Singapore. Insel und Stadt Singapore. Gemisch und Charakter der Nationalitäten. Das geschäftliche Treiben. Tempel der Hindu und Chinesen. Die großartigen Handelsverhältnisse des Platzes. Die deutschen Handelshäuser. Die Tigerplage. Die Familie des Maharadscha von Djohore. Prinz Abubakar. Abfahrt nach China und Japan.

Ehe wir nach Anjer kamen, mußten wir zwei Tage in der Sundastraße kreuzen. Wir konnten dabei bald die Schönheit und Ueppigkeit der tropischen Vegetation auf den sanft gewellten Hügeln Javas, bald die majestätischen Bergkegel und Vulkane des gegenüberliegenden Sumatra bewundern, und uns an den Hunderten der kleinen lieblichen Inseln ergötzen, die, von Korallen aus der Tiefe emporgebaut und im Laufe der Jahrhunderte mit angeschwemmtem Humus bedeckt, jetzt in saftigem Grün prangen und wie strahlende Oasen auf den lichtblauen Fluten schweben. Das schönste Wetter begleitete uns. Eine scharfe Seebrise kühlte während des Tages die Atmosphäre, und abends trug der Landwind die kostbarsten Blumendüfte zu uns herüber. Eine solche Seefahrt kann man sich schon gefallen lassen. Diese zwei Tage entsprachen ungefähr dem Phantasiebilde, das der Landbewohner sich von einer Reise nach Ostindien entwirft, da sich für alle Sinne Schönes und Interessantes bot.

Die Gegend um Anjer selbst ist ein wahres Paradies.

Unten am Strande erstrecken sich große Wälder von Kokospalmen und Bananen. Die Häuser des Städtchens, theils europäisch, theils malaiisch, verstecken sich in dem dichten Grün der sie umgebenden Pflanzungen, und im Hintergrunde erhebt sich ein steil ansteigender Höhenzug, dessen einzelne Felsen in grotesken Formen sich gestalten und von himmelanstrebenden Bäumen eines undurchdringlichen Urwaldes gekrönt sind. Es ist ein Punkt, wo jedem Besucher unwillkürlich der Gedanke aufsteigt: Hier möchtest du bleiben, hier muß der Himmel auf Erden sein!

Fast alle Schiffe, die von Europa durch die Sundastraße nach Hinterindien oder China gehen oder von hier nach dort zurückkehren, legen in Anjer an, um sich an seinen Erzeugnissen zu erquicken und Erfrischungen einzunehmen. Man sieht daher fast immer eine kleine Flotte auf der Rhede und dies gewährt meistens ein Bild von lebhafter und origineller Färbung. Ein Schwarm malaiischer Boote empfängt das ansegelnde Schiff und folgt wie ein langer Schweif im Kielwasser des Fahrzeugs. Kaum ist der Anker im Grunde, so stürmen die Boote längseit; ihre Insassen klimmen wie die Katzen an Bord und in einem Moment ist das ganze Deck in einen Markt verwandelt. Was nun Herz und Mund eines Seereisenden sich wünschen kann, findet er hier lockend vor sich ausgebreitet, und wie jenes bekannte Thier zwischen den beiden Heubündeln steht er zweifelhaft, was er zunächst wählen soll, während er von einem Dutzend der braunen Verkäufer zu gleicher Zeit mit Anpreisungen in allen möglichen Sprachbrocken bestürmt wird. Dort liegen Büschel goldgelber Bananen, hier die grüne Kokosnuß, während der unscheinbare Mangostin in seiner mohnkopfähnlichen schwarzen Hülle, die kostbarste Frucht der Tropen, nur von den Kennern aufgesucht wird. Ananas, Guaven, Pampelmus — riesige Apfelsinen von der Größe eines Kopfes — Tamarinden, Apfelsinen winken in lockender Gestalt. An einer andern Stelle ruft ein Korb mit Eiern heimatliche Erinnerungen wach und leitet unsere Gedanken auf den Wohlgeschmack eines Eierkuchens. Auch Hühner, das ganze Dutzend für einen Thaler (wie verführerisch für Hausfrauen!), sowie

schnatternde Enten finden sich vor. Einige Affen schneiden ihre wunderlichen Grimassen, Kakadus und Papagaien kreischen in widerlichen Tönen, Turteltauben lassen ihr melancholisches Kukurr hören, und in andern Käfigen erblickt man Zibethkatzen, Eichhörnchen, Zwerghirsche, Reisvögel und sonstiges zahmes und wildes Gethier, als ob man sich in einer Menagerie befände. Dazwischen bewegen sich die dunkeln Gestalten der Malaien mit der kupferbraunen Hautfarbe und dem malerischen Kopftuche, unter welchem das lange schwarze Haar in dichten Massen hervorquillt. Sie sind schlank und leicht gebaut, ihre Haut glänzt, als wäre sie mit Oel gesalbt, ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm, aber die schwarzen Zähne und der vom Sirikauen blutroth gefärbte Mund machen einen widerlichen Eindruck. Mit ungemeiner Zungenfertigkeit preisen sie in englischen und holländischen Brocken ihre Waaren an, und die Concurrenz ermäßigt die Preise auffallend. Namentlich suchen die Verkäufer nach Gold. Für eine Guinee bekamen wir vier Dutzend Hühner, 500 Eier und so viel Früchte, als wir für acht Tage bedurften. Der Verkäufer wollte seiner Geliebten einen Ring von dem Goldstück machen lassen und war überglücklich in dessen Besitze. Ich glaube, er hätte noch das ganze Boot in den Kauf gegeben, wenn wir es verlangt hätten.

Endlich war unsere Kauflust erschöpft. Zehn Dutzend Hühner standen auf dem Verdeck, in der Küche brodelte der heißersehnte und langentbehrte Eierkuchen, Bananen und Ananas waren zum Ueberfluß geprobt, und die Geldbeutel waren leer. Die Verkäufer verloren sich nach und nach beim Anbruch der Dunkelheit. Wir aber fuhren ans Land, um in der kostbaren Abendkühle einen Spaziergang zu machen und uns die Annehmlichkeit zu verschaffen, endlich einmal wieder festen Boden unter unsern Füßen zu haben. Es gefiel uns in Anjer so wohl, daß wir gern einige Tage verweilt hätten, allein zu unserm Bedauern erfuhren wir, daß das ganze übrige Geschwader bereits im Laufe der letzten Woche passirt und nach kurzem Aufenthalte nach Singapore weiter gesteuert sei. Da durften wir denn nicht säumen, den Unsern zu folgen, und mit wehmüthigem Herzen nahmen wir früh am andern Morgen Abschied von

dem lieblichen Orte und steuerten nordwärts unserm gemeinsamen Rendezvous, Singapore, zu, dem Emporium des östlichen Handels.

Wir richteten unsern Curs nördlich durch die Javasee nach der Bankastraße. Man wählt während des Südwestmonsuns diesen Weg als den kürzern, und weil man dort bei den häufig eintretenden Windstillen jeden Augenblick ankern und dem Zurücktreiben durch heftige Strömungen vorbeugen kann. Mit dem Nordwestmonsun, der vom October bis April weht, geht man jedoch östlich von Banka, um in offenem Wasser dem beschwerlichen Kreuzen in den engen Straßen zu entgehen. Wir trafen es diesmal glücklich. Der Wind war zwar sehr schwach, aber stetig, und wir sahen uns nur einmal genöthigt, in der Bankastraße zu Anker zu gehen. Die Straße wird durch die Inseln Sumatra und Banka gebildet, hat eine Länge von 15 und eine durchschnittliche Breite von $2^1/_2$ Meilen, sodaß man in ihr fast wie auf einem Flusse fährt. Die Küste von Sumatra macht keinen angenehmen Eindruck. Es ist niedriges mit Dschungeln dicht bewachsenes Morastland ohne alle Abwechselung; nur bei klarem Wetter erblickt man die Kuppen der hohen Gebirgszüge im Innern der Insel. Viel freundlicher zeigt sich jedoch das gleichfalls den Holländern gehörige Banka mit seiner am Meeresufer gelegenen Hauptstadt Mintok, von wo aus die Producte der Insel, namentlich das berühmte Bankazinn, verschifft werden, und wo ein ziemlich reger Verkehr herrscht.

Es ist schwer zu begreifen, daß bei der großen Zahl von Schiffen, welche jährlich die Bankastraße passiren, so außerordentlich wenig für die Regulirung des Fahrwassers und Bezeichnung der Untiefen geschieht, von denen die Straße voll ist. Jeden Augenblick schwebt man in Gefahr, auf einer in den Karten nicht verzeichneten Sandbank zu stranden, und die vielen Wracke, die man sieht, zeugen von der Menge der Schiffe, welche hier verloren gehen. In den europäischen Gewässern, die theilweise nicht ein Zehntel so besucht und viel weniger gefährlich sind, herrscht Lootsenzwang. Hier, wo man gern ein paar hundert Thaler gäbe, um einen Lootsen zu bekommen,

gibt es keinen.*) Am meisten ist zu verwundern, daß die Privatspeculation die Sache nicht in die Hand genommen hat. Durch die Bankastraße passiren jährlich 4—5000 Schiffe, die durchschnittlich sechs bis sieben Tage gebrauchen, um durch die vielfach von Windstillen heimgesuchte Straße zu kommen. Jedes derselben würde mit dem größten Vergnügen 400 Thaler zahlen, um mit Hülfe eines Schleppdampfers die Strecke in einem halben Tage zurückzulegen. Eine Flotille von sechs solchen Dampfern würde hinreichen, um allen Schiffen zu dienen. Das Anlagekapital für die sechs Dampfer beträgt kaum 400000 Thaler, das Maximum des Kohlenverbrauchs per Jahr 20000 Tonnen. Mit den Zinsen des Anlagekapitals würde die Unterhaltung mithin etwa 350000 Thaler kosten, während der doppelte reine Gewinn in Aussicht steht. Hier ist also noch ein reiches Feld der Speculation offen!

Nachdem wir, vom Winde sehr begünstigt, die Bankastraße in 2 Tagen passirt hatten (vor mehrern Jahren gebrauchte ich dazu 13 Tage), steuerten wir der Riustraße zu, indem wir das berüchtigte Seeräuberneſt die Insel Linga an unserer linken Seite liegen ließen. Die fortdauernde Existenz dieses Räubervolks ist auch eine Unbegreiflichkeit. Es ist erwiesen, daß die Bewohner von Linga mit ihrem Sultan an der Spitze sich nur von Seeraub nähren. Jährlich werden eine Menge ihrer Fahrzeuge aufgebracht. In Singapore wurden im Jahre 1859 an 87 Personen aus Linga wegen Seeraub verurtheilt, und im Juni desselben Jahres nahmen die Holländer eine Flotte von sieben Prauen, die ebenfalls aus Linga waren. Trotzdem legt man weder von holländischer noch englischer Seite den Räubern das Handwerk gründlich, und man muß wirklich glauben, was allgemein behauptet wird, daß die einen es aus Trägheit versäumen, die andern aber Besorgniß hegen, mit Vernichtung

*) Dies hat sich in den letzten Jahren geändert. Es ist in der Bankastraße ein Feuerschiff ausgelegt und bei Mintok ein Feuerthurm gebaut, sodaß jetzt die Schiffahrt sicherer ist. Auch beginnt sich eine Lootsencompagnie zu bilden; nur an Bugsirdampfern fehlt es immer noch.

dieser Seeräuber eine vortreffliche Absatzquelle für ihre alten Waffen zu verlieren!

Wir segelten in unmittelbarer Nähe der ziemlich romantischen Küste hinauf, gelangten darauf in die von den Inseln Bintang und Battam (beide unter niederländischer Botmäßigkeit) gebildete Riustraße, die so nach der Hauptstadt von Bintang benannt ist, und trafen am 7. August mittags glücklich und wohlbehalten auf der Rhede von Singapore ein, wo wir bereits die drei übrigen Schiffe vorfanden. Die Arkona war acht, die Thetis sechs und der Frauenlob zwei Tage früher angelangt, und wir hatten mithin alle vier so ziemlich eine gleiche Reise gehabt. Die drei Schiffe hatten gegen Mitte Juni Rio-de-Janeiro verlassen, als wir uns noch einige Grade nördlich davon befanden. Alle drei hatten den Cyklon am 24. Juni gehabt und ebenfalls Beschädigungen erlitten, obwol sie nördlicher als wir segelten und dem Centrum nicht so nahe gekommen waren.

Merkwürdigerweise befanden sich, wie die Vergleichung der Schiffstagebücher ergab, an jenem Tage alle vier Schiffe in einem Kreise von 40 Meilen Durchmesser, ohne etwas voneinander zu wissen.

Das Geschwader rüstete bereits wieder, um seine Weiterreise nach Japan anzutreten, da der bevorstehende Monsunwechsel Eile anbefahl. Am 12. August ging die Thetis, am 14. die Arkona, auf der sich die bis Singapore über Land gereiste Gesandtschaft einschiffte, und der Frauenlob nach Jeddo in See. Nur wir mit der Elbe mußten noch längere Zeit in Singapore verweilen, weil sich herausstellte, daß die beim Cap der guten Hoffnung erlittenen Schäden bedeutenderer Art waren. Namentlich hatte das Kupfer sehr gelitten, und es war nothwendig, das Schiff zu docken, damit nicht der hier sehr verbreitete Wurm das Holz des Bodens angriffe. Dieser Umstand verursachte längern Aufenthalt, als wir vorausgesetzt hatten, und erst Anfang September konnten wir den übrigen Schiffen folgen.

Obwol unsere Zeit durch die Zimmerei und die damit in Verbindung stehenden Arbeiten ziemlich in Anspruch genommen wurde, fand sich während unsers nahezu vierwöchentlichen

Aufenthalts in Singapore doch Gelegenheit, Stadt und Insel näher kennen zu lernen, um ein Bild des interessanten Platzes zu geben.

Eine Geschichte hat die gegenwärtig für den Verkehr so wichtige und so belebte Stadt Singapore nicht; denn sie war noch vor vierzig Jahren ein öder, unter der Botmäßigkeit des Sultans von Djohore stehender Flecken, nur von einigen Fischern bewohnt. Selten hat aber eine Colonie in so kurzer Zeit glänzender prosperirt. Im Jahre 1822 warfen die Engländer ihr Augenmerk auf die Insel, und es gelang ihnen, dieselbe für eine geringe Summe von ihren bisherigen Eigenthümern zu kaufen. Die beiden Söhne des damals gerade verstorbenen Sultans der malaiischen Halbinsel stritten sich um die Herrschaft. Die Engländer nahmen die Partei des einen, ihre Rivalen in jenen Gewässern, die Holländer, protegirten den andern Bruder. Für dieses Wohlwollen und die gewährte moralische Hülfe ließen sich die einen Singapore, die andern Bintang abtreten; jedoch waren die Engländer die Klügern gewesen. Um es mit keinem zu verderben, zahlten sie beiden Brüdern, sowol dem ersten rechtmäßigen Erben als dem Prätendenten, eine Pension, und um sich ihrer Treue zu versichern, machten sie die Pension von der Bedingung abhängig, daß beide auf Singapore wohnen mußten. Der eigentliche Sultan von Djohore wurde von seinem jüngern Bruder gänzlich verdrängt und hat außer seiner Pension nur noch seinen Titel behalten, während der Tumongong oder Statthalter, wie der andere genannt wird, sich den Titel Sri Maharadscha, d. h. Fürst, beigelegt hat.

Die Insel Singapore ist etwa 15 Quadratmeilen groß, hügelig, von kleinen Bächen durchschnitten und von der Halbinsel Malakka nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Sie zählt (1860) etwas über 100000 Einwohner, von denen 81790 auf die Stadt kommen und die aus neun bis zehn verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt sind. Weiße und deren Mischlinge, letztere mit dem englischen Ausdruck Eurasians (d. h. Abkömmlinge von Europäern und Asiaten) benannt, gibt es im ganzen 2445 auf der Insel, unvermischte Weiße jedoch nur

590, zum größten Theil Engländer, sonst aber aus Vertretern sämmtlicher civilisirten Nationen bestehend. Deutsche sind davon etwa hundert, die jedoch in geschäftlicher Beziehung eine wichtige Rolle spielen. Das größte Contingent der Bevölkerung liefern die Chinesen, jenes ameisenartige Wandervolk, das die commerziellen Vortheile, welche Lage, Verfassung und die sonstigen Verhältnisse der Colonie in so reichem Maße bieten, sehr bald begriffen hat und jährlich zu Tausenden von den Küsten seines Vaterlandes hier zusammenströmt, um sich entweder dauernd anzusiedeln, oder im Vorübergehen so viel wie möglich zu erwerben. Ihre Zahl beläuft sich auf 50043, darunter nur 3248 Weiber, die jedoch nicht rein chinesischen Ursprungs, sondern Töchter chinesischer Väter und malaiischer Mütter sind.

An Zahl stehen den Chinesen am nächsten die Malaien und die Klings. Erstere sind theils Eingeborene der Insel, theils Angehörige des benachbarten Malakka, und repräsentiren eine Zahl von 10888 Seelen, während die Klings, d. h. die aus Indien eingewanderten Hindu und Mohammedaner, 11735 Köpfe zählen. Javanen sind 3408 auf Singapore, Bengalesen 1236, Burmesen und Siamesen, Araber von der Küste Koromandel, Bugis von den Sundainseln und Parsen zusammen 1037.*)

Fast jede der erwähnten Nationen bewohnt ein eigenes Quartier und hat eine bestimmte Beschäftigung. Während der Malaie sich fast nur mit Fischfang und dem Anbau von Früchten beschäftigt, weil dies wenig Mühe macht und seiner trägen Natur zusagt, sind die Klings größtentheils Bediente, Kutscher oder Kalfaterer, während die übrigen Nationen ausschließlich Handel treiben. Nur die Chinesen, deren einziges Dichten und Trachten auf Erwerb ausgeht, binden sich an keine bestimmte Branche. Sie betreiben alles, was irgend Gewinn verspricht, und sie hauptsächlich haben durch ihre ungemeine Thätigkeit, ihre Industrie und ihren Unternehmungsgeist zu der blühenden Entwickelung der Colonie beigetragen. Der Chinese ist Kauf-

---

*) 1865 belief sich die Zahl der Chinesen auf 58000, die der Malaien auf 13500, während die Zahl der übrigen Asiaten ungefähr stationär geblieben war.

mann und Krämer, Handwerker und Tagelöhner, Landmann und Seemann, Koch und Bedienter. Wo es irgendetwas zu verdienen gibt, darf man sicher sein, Chinesen zu finden, und selbst wenn bereits andere Nationen sich damit befaßt haben, wird der Chinese nicht nur glücklicher Concurrent, sondern versteht durch seine größere Schlauheit, Ausdauer und Arbeitsamkeit den größern und sehr bald den alleinigen Gewinn an sich zu ziehen. Der reichste Mann in Singapore, ein Mann, der mindestens 30—40 Millionen Dollars in Vermögen besitzt, ist der allen Besuchern der Insel wohlbekannte Wamphoa, ein Chinese.

Die eingeborenen Malaien sind eine kleine häßliche Rasse von kupferbrauner Farbe mit großem Munde, hervorstehenden Backenknochen und plattgedrückter Nase; die Statur ist schwächlich, jedoch sind ihre Gliedmaßen proportionirt. Einen vortheilhaftern Eindruck machen die Javanen mit ihrem schlanken muskulösen Gliederbau, ihrer stolzen Haltung und ihren wohlgeformten Gesichtszügen. Sie sind von hellerer Farbe als die Malaien, haben statt der aufgeworfenen eine gerade Nase, und wenn sie auch auf den ersten Blick demselben Stamme anzugehören scheinen, ergibt doch eine nähere Betrachtung, daß sie auf einer viel höhern Stufe stehen. Jedenfalls gibt auch der tiefe Haß zwischen beiden Nationen Zeugniß, daß sie nicht desselben Ursprungs sind. Die Klings sind ein schöner Menschenschlag, groß mit kühnen Gesichtszügen, Adlernase und feurigem Auge. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, oft fast schwarz, der Kopf, je nachdem es Mohammedaner oder Hindu sind, ganz oder halb geschoren. Nur die dünnen fleischlosen Beine entstellen die Figur und machen sie häßlich.

Die Klings gedenken, wie die Chinesen, nicht beständig in Singapore zu bleiben, sondern einst als wohlhabende Leute in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie sind ungemein fleißige Arbeiter und legen fast alles verdiente Geld zurück. Ich habe oft beobachtet, wie die Klings, welche an unsern Schiffen arbeiteten und täglich einen halben spanischen Thaler verdienten, mittags nur eine Hand voll Reis mit etwas spanischem Pfeffer genossen, abends aber auf dem Rückwege zur Stadt in die

Dschungeln sprangen und sich dort in dem Moraste Krabben zum Abendbrot suchten. Gewöhnlich haben sich diese Menschen denn auch nach fünf bis zehn Jahren ein kleines Vermögen erübrigt, mit dem sie in ihre Heimat ziehen, und dadurch unterscheiden sie sich von den Chinesen. Die einstige Rückkehr in sein Vaterland ist für den Chinesen der süßeste Gedanke, aber die Gewinnsucht läßt ihn nie zufrieden werden. Er will immer mehr erwerben, mag er noch so reich sein, und so stirbt er in dem fremden Lande, ohne seine Heimat wiederzusehen.

Ueberhaupt wird Singapore nur von den Malaien als fester Wohnsitz betrachtet, und alle fremden Bewohner, seien es Europäer oder Asiaten, sind mehr oder minder Zugvögel, welche „draußen sind", um Geld zu erwerben. Und daß hier viel Geld erworben wird, davon empfängt der Fremde sogleich den lebhaftesten Eindruck, wenn er die Stadt betritt. Hier ist jedes Haus ein Laden, in dem die Erzeugnisse der ganzen Welt feilgeboten werden. Hunderte von Nationalitäten schwärmen durcheinander, und vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht herrscht ein so reges Leben, wie nur irgendein Weltmarkt aufzuweisen vermag. Hier ist ein dankbarer Platz für den Ethnographen, denn er hat Gelegenheit, alle diese fremden Völker in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Nichts kann interessanter sein als ein Spaziergang durch eine der Straßen mit ihrem originellen Treiben und Leben. Sämmtliche Häuser sind mit Vorhallen versehen, die theils Läden, theils Handwerkstätten abgeben, während an jeder Seite von ihnen die ambulanten Köche, Krämer, Wechsler und Händler ihre Buden und Tische aufgeschlagen haben und ununterbrochene Reihen bilden. Dazwischen wogen in dichtem Gedränge die Bewohner der Stadt und die fremden Besucher auf und nieder.

Hier schreitet elastisch und kaum hörbar der braune Malaie mit dem Sarong und dem deckelförmigen praktischen Hut aus Bambus geflochten, dort mit der cylinderförmigen goldgestickten Mütze, langem weißen Rock und gleichfarbigen weiten Beinkleidern der Araber von der Küste Koromandel. An seinen feingeformten Fingern blitzen kostbare Brillantringe, und die ganze Erscheinung verräth den reichen Kaufmann, dessen Hände

nur kostbare Seidenstoffe und Juwelen geprüft haben. Während alles um ihn in geschäftiger Eile dahinströmt, wandert er langsam und bedächtig durch die bunte Menge, nur Acht gebend, daß nicht ein schmuziger Chinese seinen schneeweißen Talar berühre. An Haltung und Gesichtsform ihm sehr ähnlich, nur von bedeutend weißerer Hautfarbe, erblicken wir dort den Parsen, mit schwarzem Talar und dem eigenthümlich geformten hohen Hute, der die hohe Gestalt noch größer erscheinen läßt. Er schreitet womöglich noch majestätischer einher als der Araber, aber beide wenden das Gesicht ab, wenn sie sich begegnen. Die leise Abweichung ihres Glaubens macht sie zu Todfeinden, und wenn sie könnten, würden sie sich gegenseitig mit ihren Blicken ermorden.

In jener Vorhalle sitzt mit allem möglichen Schmuck angethan ein Klingsmädchen und läßt sich von drei oder vier ihrer dünnbeinigen Landsleute den Hof machen. Ihre Gesichtszüge sind nicht schön, aber auch nicht abstoßend, und jedenfalls machen zwei Reihen schneeweißer Zähne und ein paar feurige schwarze Augen die Erscheinung pikant. Die Haut glänzt wie schwarzer Sammet, um Fuß und Arm sind dicke Silberspangen gewunden, ein schweres Halsband von gleichem Metall ziert den Nacken; im Haar stecken mehrere goldene Nadeln und Pfeile, in den Ohren hängen handgroße Ringe und in dem rechten Nasenflügel sitzt der nie fehlende goldene Knopf.

Weiterhin schlürft in seinen unförmlichen Schuhen ein reicher Chinese einher. Aus den langen Aermeln der weißseidenen Jacke blicken nur die langen Nägel seiner arbeitsscheuen Finger hervor, und dann und wann schwingt er nachlässig einen kostbaren Fächer, um sich Kühlung zuzuwehen, während ihm ein nachschreitender Bedienter den Sonnenschirm über das glänzend geschorene Haupt hält, von dem die stolze Zierde, der Zopf, mit schwarzseidenem Bande reichlich durchflochten, herabhängt, sodaß er gerade den Erdboden berührt. Neben dem Chinesen passirt der hellbraune Javane mit der enganschließenden Jacke und dem diademartig gewundenen Kopftuch. Seine starken Beinmuskeln und der elastische Gang verkünden den Bewohner der Berge, und der reiche Griff des halb aus dem Gürteltuche hervorschauenden Kris den wohlhabenden Mann.

Hier zieht ein Trupp laskarischer Matrosen mit wilden Gesichtern und gelb und rothen Gürteln durch ihr seeräuberähnliches Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich. Wüstes Geschrei schlägt an unser Ohr. Ein paar Chinesen haben sich gegenseitig betrügen wollen, sind darüber in Wortgefecht und Handgemenge gerathen, und ihre Freunde haben Partei genommen. Sie reißen sich nach Herzenslust an ihren Zöpfen, spucken sich ins Gesicht, zerkratzen sich mit den langen Nägeln und gießen in gellenden Tönen Fluten von Schimpfworten übereinander aus. Da erscheint die Polizei. Arme Chinesen, die Polizisten sind Klings, eure erbittertsten Feinde! Die Schläge ihrer kurzen keulenförmigen Amtsstäbe (clubs) fallen hageldicht auf die kahlen Schädel, und der Haufe stiebt heulend nach allen Richtungen auseinander. Hier läßt sich ein Chinese den Kopf, dort ein Kling den Leib rasiren, wobei beide Parteien mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tische einander gegenübersitzen und der Barbier sein dreieckiges Rasirmesser mit wunderbarer Geschicklichkeit handhabt. An jener Ecke steht der Tisch eines Geldwechslers. Silber sieht man jedoch nicht bei ihm, so hoch versteigt sich diese Klasse der Bankiers nicht. Sie wechseln nur Kupfer gegen Messing, Cents gegen chinesische Cash. Zehn Cash von der Größe eines Dreiers mit einem viereckigen Loch in der Mitte zum Aufschnüren gehen auf einen Cent, tausend auf einen Dollar, und nun gibt es sogar noch halbe Cash.

Mit Sonnenuntergang wird diese ganze Scenerie noch lebhafter. Tausende von Papierlaternen in allen Formen und Größen, bemalt und vergoldet, illuminiren die Läden, und ebenso viele Fackeln erleuchten die Tische der ambulanten Krämer. Sämmtliche Straßen sind jetzt so gedrängt voll, daß man sich kaum durchwinden kann; alle die Tausende von Arbeitern, welche im Hafen, auf den Werften und sonst außerhalb der Stadt gearbeitet haben, kommen jetzt zurück und kaufen ihre kleinen Bedürfnisse ein. Das ist ein Gewimmel und ein Gesumme in den verschiedensten Mundarten wie beim babylonischen Thurmbau; aber am lautesten machen sich stets die Chinesen mit ihrem unmelodischen Idiom. Namentlich ist das Geschnatter in der Nähe der Garküchen sehr heftig, und man glaubt jeden Augen-

blick, daß irgendeine Schlägerei beginnt, während sich die einzelnen Parteien nur etwas erzählen.

Dieses Lärmen und dieses Gewoge dauert bis gegen 8 Uhr; dann ziehen sich die meisten Chinesen zurück, um nach des Tages Last und Hitze in den Opiumläden sich an dem süßen Gifte zu erfreuen und den Verdienst des Tages oft in dem theuern Stoffe zu verschwenden. Das Opium ist eine andere Klippe, an der die guten Vorsätze der Chinesen, in ihr Vaterland zurückzukehren, scheitern; es stiehlt nicht nur ihren Verdienst, sondern untergräbt auch ihre Gesundheit und macht sie frühzeitig zu Greisen. In wie außerordentlichem Grade dieser Opiumverbrauch stattfindet, mag man daraus abnehmen, daß die Verkäufer dieses Narkotikums eine monatliche Abgabe von 32000 Dollars (50000 Thaler) an die englische Regierung bezahlen. Die einzigen Consumenten sind die Chinesen, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß ein enragirter Raucher an einem Abend für 3—4 Thaler Opium verraucht. „Licensed Opium Shop" liest man überall in den Straßen der Stadt. Das sind die Civilisationsbestrebungen der Engländer! 1840 wollten sie mit Gewalt ganz China mit diesen Shops beglücken. Das Opium wird in Bengalen gewonnen und geht auf englischen Schiffen nach den Colonien!

Wie ich schon bemerkt, zerfällt Singapore in verschiedene Viertel, die eigentlich ebenso viele besondere Städte bilden. In dem einen wohnen die Chinesen, in dem andern die Malaien, in dem dritten die Klings, und jedes hat fast keine Aehnlichkeit mit dem andern. Alle drei Nationen haben ihre Sitten und Gebräuche aus der Heimat hierher verpflanzt und mit seltener Pietät bewahrt. Sie haben ihre Tempel, ihre Processionen und religiösen Feste. Während der Mohammedaner in der Moschee betet, hält der Hindu seinen festlichen Umzug mit dem heiligen Juggernaut-Wagen, feiert der Chinese sein Todten- und Laternenfest, und begeht der Malaie das Neue Jahr und den Tag des Vollmonds mit Banketen und Gelagen. Keiner kümmert sich um den andern, sondern jeder lebt wie in seinem Geburtslande.

Ich besuchte die verschiedenen Gotteshäuser. In den Mo-

scheen und chinesischen Tempeln wurde mir bereitwillig der Zutritt gestattet, in dem Hindutempel mußte ich mich jedoch mit dem Anblicke der Vorhalle begnügen, in welcher der ziemlich abgetakelte Wagen des Juggernaut stand. An ihm waren drei ebenso magere als schmuzige heilige Kühe angebunden. Dieser Wagen, ein unförmliches schweres Gebäude, nimmt eine Hauptstelle in den jährlichen religiösen Processionen der Hindu ein. Die Fakirs und andere unglückliche Fanatiker werfen sich unter seine Räder und lassen sich von ihm zerquetschen oder von den Füßen der davorgespannten Elefanten zertreten, um der ewigen Seligkeit direct theilhaftig zu werden. Der Wagen hatte jedoch das Ansehen, als sei er lange außer Dienst gestellt, und jedenfalls würde die Polizei ein Veto gegen das Ueberfahren einlegen. Auch ein kolossales aus Rohr geflochtenes und mit buntem Kattun bezogenes Pferd stand im Vorhofe, ziemlich abgerissen und reparaturbedürftig. Ich fragte nach seiner Bedeutung, erhielt aber von dem sauertöpfischen Priester nur die Antwort, es sei ein Pferd. Als ich weiter in das Innere wollte, sagte mir derselbe Priester, es sei nicht erlaubt. „Was wollt ihr überhaupt hier in unsern Tempeln, wir kommen ja nicht in euere!" fügte er hinzu. Nun der Mann hatte nicht so ganz unrecht, und da selbst eine Cigarre ihn nicht weicher stimmen wollte, mußte ich mich schon mit dem Gesehenen begnügen, wenn es auch herzlich wenig war.

In den chinesischen Tempeln war man nicht so ungefällig, sondern ließ uns nach Belieben alles besehen, abzeichnen und anfassen. Es existiren in Singapore drei größere derselben, zwei innerhalb und einer außerhalb der Stadt; ich besuchte sie alle drei und fand sie im Aeußern und Innern ziemlich ähnlich. Von sämmtlichen chinesischen Gebäuden Singapores sind sie die einzigen, bei denen der sogenannte chinesische Baustil beibehalten ist. Zuerst tritt man in einen Vorhof oder Garten, dessen gewöhnliche Zierde der große rothe Hahnenkamm ist. An der Mauer zur Rechten und Linken befindet sich ein Ofen. Das einzige Geschäft der im Tempel wohnenden Priester scheint zu sein, in diesen Oefen von Zeit zu Zeit bedruckte Zettel zu verbrennen, und ebenso scheint der ganze Cultus der Tempel-

bewohner darin zu bestehen. Die Chinesen sind ein praktisches Volk, das in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit den Nordamerikanern hat. Ihr Gott ist Geld, und auch bei ihnen gilt gleichfalls der Grundsatz: „Zeit ist Geld.“ Wozu soll also der Chinese seine werthvolle Zeit mit Hersagen von Gebeten vergeuden? Er hat es viel bequemer, von den Priestern für einige Cash die wirksamsten gedruckten Gebete zu kaufen und sie gleichzeitig in einem der Oefen verbrennen zu lassen. So ist allen Theilen geholfen. Der Gott hat seine Gebete, der Priester sein Geld und der Tempelbesucher das Bewußtsein, seine religiöse Pflicht erfüllt zu haben. Bequemer kann doch kein Cultus sein!

Es würde eine schwierige Aufgabe sein, das Innere eines chinesischen Tempels beschreiben zu wollen. Es ist nur eine Anhäufung von Schnurrpfeifereien, Sachen und Sächelchen, für die wir weder einen Namen haben, noch uns einen Zweck denken können. Eine Menge Tische sind damit angefüllt, und von der Decke hängen ebenso viel bunte Papierlaternen, Ampeln, Kronleuchter u. s. w. Eine Unzahl von Blumentöpfen steht umher, in denen Hunderte von dünnen wohlriechenden Stäbchen glimmen, d. h. für chinesische Nasen wohlriechend, denn für die unsern ist der Qualm schrecklich. Im Hintergrunde des Tempels befindet sich das Allerheiligste. Mit Hülfe einer den Priestern offerirten Cigarre gelangten wir auch dahin. Der Weg führte durch eine Lichtzieherei, in der von den Bonzen die für besondere Feierlichkeiten erforderlichen Kerzen angefertigt werden. Es roch ziemlich unangenehm und war sehr schmuzig. Im Allerheiligsten thront unwandelbar das Bildniß des Confucius. Um dasselbe brennen eine Menge Lichter und glimmen unzählige Stäbe, die in China täglich millionenweise verbrannt werden. Ebenso sind unter den Heiligen allerlei wunderliche Götzenbilder, Drachen und sonstige unbegreifliche Figuren gruppirt. In ein paar Steintrögen wurden heilige Schildkröten gehalten, und an den Wänden haben sich chinesische Künstler mit den wunderbarsten Erzeugnissen der Phantasie verewigt, während die Priester zur Verschönerung des Tempels an dessen Wände eine Menge Bilder aus den Illustrated London News an-

geklebt haben, die nach unsern Begriffen durchaus nicht in ein Gotteshaus gehören. Genug, ein chinesischer Tempel in Singapore ist ein unbeschreibliches Ding, das mit allem andern Aehnlichkeit hat, nur nicht mit einem religiösen Gebäude.

Während unserer Anwesenheit im August hatten wir auch Gelegenheit, eins der größten religiösen Feste der Chinesen, das Todtenfest, anzusehen, dessen Beschreibung jedoch erst später bei der Schilderung Chinas erfolgen wird, und ebenso verweise ich auf China selbst in Bezug auf das Theater und die Kirchhöfe, die sonst gleichfalls zu den Sehenswürdigkeiten Singapores gehören, von denen in China sich aber nicht im geringsten unterscheiden.

Der Handel von Singapore ist bedeutend, jedoch besteht er hauptsächlich im Transit. Im Jahre 1859 liefen 3522 Schiffe ein und 3812 aus. Die Importen betrugen 24 Millionen Dollars, der Export belief sich auf 22,650000 Dollars.*) Die Erzeugnisse der Insel selbst, insofern sie für die Ausfuhr in Betracht kommen, sind nur Pfeffer, Muskatnüsse und Gambir, letzteres ein Gerbstoff auch unter den Namen Catechu und Terra Japonica bekannt. Hinsichtlich aller übrigen Lebensbedürfnisse ist Singapore auf das Ausland angewiesen. Der für den Unterhalt der Bevölkerung nothwendige Reis kommt von Malakka. Infolge einer bewunderungswerthen Liberalität der Engländer, die das Land im Innern jedem unentgeltlich überließen, der es haben wollte, siedelten sich außerordentlich schnell Chinesen dort an, und die großen Morast- und Dschungeln-Strecken verwandelten sich sehr bald in Culturland, das sich namentlich vortrefflich für den Anbau von Gambir eignete, während auf den Hügeln Pfeffer- und Muskatanlagen gemacht wurden.

Die nächste Umgebung der Stadt ist höchst angenehm. Auf

---

*) Die von Jahr zu Jahr wachsende commerzielle Bedeutung Singapores geht aus folgenden Daten hervor: 1865 liefen 3737 Schiffe, darunter 302 Dampfer ein und 3795 Schiffe, darunter 297 Dampfer aus. Die Einfuhr betrug 32,121000 Dollars, die Ausfuhr 30,110000 Dollars, beide hatten also in 6 Jahren um 20 Procent zugenommen.

den vielen umliegenden Hügeln sind die Villas oder Bungalos, wie man sie hier nennt, der europäischen Kaufleute angelegt und von reichen Gärten und Parks eingeschlossen. Die Wege sind in vortrefflichem Zustande, und die Droschken lassen nichts zu wünschen übrig, wenn man nicht gerade das Unglück hat, einen Kutscher, der nicht Bescheid weiß, oder einen störrischen Pony zu treffen. In ersterm Falle hat man das Schicksal, stundenlang auf der Insel in der Irre zu fahren, und kann froh sein, wenn das Pferd nicht ermüdet und man wenigstens die Stadt wieder erreicht. Im letztern Falle befindet man sich vielleicht eine Stunde von der Stadt mitten in den Dschungeln und eine halbe Stunde von jeder menschlichen Wohnung entfernt, und das Vergnügen wird noch dadurch erhöht, daß es dunkel ist, weil man seine Besuche des Abends abstattet. Dem Pony fällt es dann plötzlich ein stillzustehen, und keine Macht der Erde kann ihn bewegen vorwärts zu gehen, wenn man nicht aussteigt. Dann geht er, sobald man sich aber hineinsetzt, steht er wie angenagelt. Man muß nothwendigerweise dann zu Fuße gehen. Trifft dies aber, wie uns, in der Regenzeit, wo der röthliche Thon des Bodens aufgeweicht wird, so ist natürlich an das Abstatten des Besuchs nicht zu denken, und man muß froh sein, wenn man, zwar von oben bis unten beschmuzt, aber wenigstens ohne sonstige Unfälle sein Quartier in der Stadt wieder erreicht. So ging es uns einigemale, und das einzige Mittel, sich davor zu behüten, ist für einen Fremden, sich an einen Polizeibeamten zu wenden und sich von diesem gegen eine Erkenntlichkeit einen Wagen mit einem guten Pferde besorgen zu lassen. Allerdings wird die Droschke dadurch so viel theurer, aber den Maßstab unserer Geldverhältnisse darf man in Indien überhaupt nicht anlegen. Der Dollar ist die gangbare Münze, die Droschke kostet einen Dollar, das Glas Wein einen Dollar, und man gibt einen Dollar Trinkgeld. Im Gasthofe läßt sich unter zehn Dollars pro Tag nicht leben, und der Europäer gibt dem Bettler nicht unter $\frac{1}{4}$ Dollar ($12\frac{1}{2}$ Ngr.), weil er sich mit kleinern und Kupfermünzen nicht befaßt.

Die deutschen Handelshäuser Singapores gehören zu den

angesehensten der Stadt und stehen nach den Engländern in erster Reihe. Die Flaggen der verschiedenen deutschen Länder, namentlich aber die hamburger, sind im Hafen sehr stark vertreten, und der deutsche Handel entfaltet sich von Jahr zu Jahr mehr. Wir wurden von unsern Landsleuten mit der größten Zuvorkommenheit und Herzlichkeit aufgenommen, obwol gerade hier die preußische Expedition und ihre Zwecke mit den wenigst günstigen Augen angesehen waren. Ueberhaupt aber sind wir an allen Plätzen, wo sich Deutsche befanden, von diesen mit außerordentlichem Wohlwollen empfangen worden, und es ist nicht mehr als Pflicht der gewöhnlichsten Dankbarkeit, wenn ich dies hier berühre und hinzufüge, daß zu den angenehmsten Erinnerungen unserer Reise der Gedanke an die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Deutschen in China stets gehören wird.

Das Klima von Singapore ist verhältnißmäßig sehr gesund. Dysenterie, Sonnenstich und die gefährlichen Fieber Indiens sind viel seltener als in den übrigen europäischen Colonien, wozu freilich die Anlage der Häuser auf den freiliegenden Hügeln (in der Stadt befinden sich nur die Comptoirs der Europäer) und der unbehinderte Zutritt der frischen Seeluft sehr viel beitragen mag. Die Hitze wird demgemäß nie so excessiv, als man nach der Lage der Stadt unter 1° nördlicher Breite schließen sollte, und nur die Regenzeit ist die unangenehme Saison.

Die Insel wimmelt von Schlangen aller Art, meistens sind sie jedoch ungefährlich, wenngleich es dem Fremden sonderbar vorkommt, solchen Reptilien schon unmittelbar vor der Stadt und in bewohnten Straßen zu begegnen. Man gewöhnt sich jedoch bald daran und nimmt keine Notiz mehr davon. Nur die Chinesen vigiliren darauf, weil sie die Schlangen als Leckerbissen verspeisen.

Bei weitem unangenehmer sind jedoch die Tiger, eine Plage, von denen die Insel mehr heimgesucht wird als irgendein anderer bekannter Ort der Welt. Man rechnet, daß im Durchschnitt täglich ein Bewohner der Insel von diesen Raubthieren aufgefressen wird, obschon die englische Regierung für jeden

erlegten Tiger eine Prämie von 5 Pf. St. zahlt. Man würde sich gar nicht erklären können, wie diese Thiere auf der so bevölkerten Insel sich zu halten vermögen, wenn nicht Erfahrung festgestellt hätte, daß sie, vom Hunger getrieben, immer wieder von Malakka herüberkommen und schwimmend den das Festland von der Insel trennenden Wasserstreifen überschreiten. Da sie auf Singapore kein Wild oder Viehheerden finden, so fallen sie Menschen an, und dies ist allein der Grund der zahllosen von ihnen geforderten Opfer. Namentlich sind es Chinesen, die ihnen am besten zu munden scheinen, und selten greifen sie einen Malaien oder Kling an. Freilich mag auch wol dazu beitragen, daß die Chinesen das Innere bevölkern und oft allein von den Tigern in den Dschungeln überrascht werden. Während unserer Anwesenheit beunruhigten sie jedoch auch die nächste Umgebung der Stadt, und von drei Chinesen, die spazieren fuhren, wurde einer vom Wagen heruntergeholt. Ein anderer mächtiger Tiger wurde kurz vor unserm Abgange in einer Grube kaum 2000 Schritte von dem Orte gefangen, wo wir uns täglich badeten. Fast nie greifen sie jedoch die Menschen am Tage an, sondern stets am Abend, und es ist daher rathsam, im Innern der Insel sich nach Dunkelwerden zu Hause zu halten, wenn man nicht auf ihren Empfang vorbereitet ist.

In der Nähe des Docks, wo unser Schiff reparirt wurde, und das ungefähr eine Meile westlich von der Stadt gelegen ist, befindet sich auch das Palais des Maharadscha von Djohore, der, wie ich schon erwähnte, durch seine Pension verpflichtet ist, auf Singapore zu wohnen, und nur für kürzere Dauer einigemale die Hauptstadt seines Reichs, die wie dieses Djohore heißt, während des Jahres besucht, um dort die Regierungsgeschäfte zu erledigen, welche seine persönliche Gegenwart erfordern. Wir hatten Gelegenheit, sowol mit dem alten Fürsten als namentlich mit seinen beiden Söhnen Abubakar und Abdul-Rhaman näher bekannt zu werden, von denen der erstere nach dem im Januar 1862 erfolgten Tode seines Vaters die Herrschaft angetreten hat. Diese Bekanntschaft verschaffte uns ebenso viele Annehmlichkeiten, als sie uns Blicke in die Häus-

lichkeit malaiischer Großen thun ließ, die nicht ohne Interesse für uns waren. In den drei Personen des fürstlichen Hauses repräsentirten sich drei ganz verschiedene Charaktere, und wenn man sie nebeneinander sah, konnte man kaum glauben, daß sie Glieder derselben Familie seien. Der Fürst gehörte in seinem ganzen Aeußern noch der alten Zeit an. Sarong, Kopftuch, eine lose, vorn offene Gingham-Jacke und Sandalen bildeten seine Kleidung; das lange Haar war zu einem Schopfe auf dem Haupte gewunden, die Zähne schwarz und der Mund vom Sirikauen roth gefärbt. Unansehnlich von Gestalt und von unschönen Zügen, machte ihn nichts als Fürsten in seiner Umgebung kenntlich, und wenn er abends in der Mitte seiner Minister vor seinem Garten auf einem Prellsteine saß, hätte man ihn ebenso gut für einen gewöhnlichen Malaien halten können. Er sprach nur malaiisch und hatte überhaupt alle seine ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten beibehalten, von denen er nur abwich, wenn er hochgestellte Europäer bei sich sah, wie z. B. unsern Gesandten, der nebst mehrern Offizieren des Geschwaders von ihm zum Frühstück eingeladen wurde.

Bei solchen Gelegenheiten ging in seinem Hause alles europäisch zu, und die vollständig dazu eingerichteten Zimmer mit Teppichen, Fauteuils und Ajacou oder bengalischen geschnitzten Möbeln, sowie die ausgezeichnete Küche und auserlesenen Weine ließen nicht vermuthen, daß man sich bei einem malaiischen Fürsten und im Hause eines Mohammedaners zu Gaste befand, wenn man davon absah, daß er selbst von den Speisen nur Reis mit Curry genoß und den Wein nicht berührte. Die Unterhaltung konnte natürlich nur mit Hülfe eines Dolmetschers geführt werden, den gewöhnlich der Prinz Abubakar machte, welcher fertig englisch sprach. Dieser letztere war fast in allem der Gegensatz seines Vaters. Groß, von majestätischem Aeußern, hatte er die Sitten seines Landes nur insoweit beibehalten, als er seinem Volke gegenüber es thun zu müssen glaubte. Er trug das Kopftuch, den Sarong und die seidene Jacke, aber sein Haar war kurz geschnitten, ein Schnurrbart zierte sein männlich schönes Gesicht, die feinste Wäsche, Tuchbeinkleider und Glanzstiefel seinen Körper. In seinen Zügen sprach sich

viel Gutmüthigkeit aus, aber das große dunkle Auge verrieth Muth und Energie, während in dem des Vaters sich mehr die List und Schlauheit zeigte, und mehr als einmal hat Abubakar schon bewiesen, daß der Ausdruck seines Auges nicht täuscht. Auf Singapore heißt er allgemein der Tigertödter, und dieser Beiname knüpft sich an eine von ihm verübte Heldenthat, der man unter den verweichlichten Stämmen indischer Völker selten begegnet. Er ging eines Tags in der Nähe von Djohore im Walde spazieren, um mit einem Blaserohre kleine Vögel zu schießen, eine Beschäftigung, die unter den malaiischen Großen sehr beliebt ist. Als einzige Waffe trug er nur den Kris, ein gewundenes dolchartiges Schwert, das nie von der Seite des Malaien kommt und fast immer vergiftet ist. Plötzlich erblickte Abubakar einen mächtigen Tiger kaum 20 Schritte entfernt, fertig zum Sprunge liegend. Seine Geistesgegenwart gab ihm ein, hinter einen Baum zu schlüpfen und dadurch dem ersten gefährlichsten Anpralle auszuweichen. Gleichzeitig ließ er aber auch seinen Sarong fallen, wickelte ihn um den linken Arm, nahm den zweischneidigen Kris in die Rechte und trat damit dem Ungeheuer unerschrocken entgegen, dem er nicht Zeit ließ, sich abermals zum Sprunge anzuschicken, das aber mit halbgeöffnetem Rachen und blutgierigen Augen ihn erwartete. Muthig ging er auf den Tiger los, stieß ihm die umwickelte Linke in den Rachen, bohrte ihm gleichzeitig den Kris in das rechte Auge, und ehe das Thier nur ein Schmerzensgebrüll erheben konnte, auch blitzschnell in die Brust. Ob das Herz getroffen war oder das Gift des Dolches so schnell wirkte, jedenfalls brach das Raubthier sofort zusammen, biß in seiner Todesangst aber noch einmal so heftig zu, daß seine Zähne die schützende Hülle des Armes durchbohrten und tief in das Fleisch drangen, ohne jedoch dem kühnen Fürstensohne erheblichen Schaden zu thun. Ein dritter Stich in das linke Auge bewog das Thier, den Rachen wieder zu öffnen. Abubakar zog schleunigst seinen Arm heraus, und es war ihm jetzt ein Leichtes, dem geblendeten Thiere vollends den Garaus zu machen und dessen Schwanz als Trophäe seines Siegs nach Hause zu bringen.

Auf ähnliche muthige Weise hat er sich in Verbindung mit

den englischen Behörden bei dem Angriffe und der Verfolgung malaiischer Seeräuber benommen, die jene Gewässer beunruhigen, und eine Empörung von Chinesen in Djohore auf eine Art unterdrückt, die lebhaft an Pélissier's Kriegführung gegen die Kabylen in Afrika erinnert. Der alte Fürst hatte nämlich auf Betrieb Abubakar's eine große Zahl Chinesen zur Ansiedelung in Djohore bewogen, um nach dem Beispiele Singapores das Land durch deren Industrie zu heben, und es waren in wenigen Jahren etwa 20000 dieser Nation der Einladung gefolgt. Einige ehrgeizige Köpfe unter ihnen glaubten die Abwesenheit des Fürsten benutzen zu können, um die Herrschaft an sich zu reißen, und die Verschwörung wäre ohne Zweifel geglückt, wäre sie nicht einige Tage vorher verrathen worden. Abubakar eilte mit 500 seiner Getreuen nach Djohore, überraschte die Verschwörer bei einer ihrer Versammlungen, griff sie sofort an, hieb drei derselben persönlich nieder und jagte sie in wilder Flucht vor sich her in ein vom Meere begrenztes Dschungelngebüsch. Dies umstellte er an der Landseite, und ließ es darauf anzünden. Die Eingeschlossenen hatten nur die Wahl, sich zu ergeben oder eines schrecklichen Todes zu sterben, jedoch kaum noch die Hälfte konnte um Pardon bitten, die übrigen kamen in den Flammen oder im Meere um. Dieses Beispiel hat allen Verschwörungsgelüsten auf einmal ein Ziel gesetzt, und da Abubakar, der überhaupt kein Freund der Engländer ist, sich nach dem Tode seines Vaters von diesen emancipirt und die Pension aufgegeben hat, auch wahrscheinlich seine Residenz in Djohore aufschlägt, so ist nicht zu bezweifeln, daß sein kräftiger Arm seine Herrschaft zu befestigen wissen wird. Abdul-Rhaman, sein jüngerer Bruder, ist der schönste Malaie, den ich je gesehen habe, aber auch zugleich der größte Dandy seines Stammes. Während Abubakar sich von jeher die Entwickelung seines Landes sehr angelegen sein ließ, Sägemühlen und Gambirpflanzungen anlegte, lebte Abdul-Rhaman in echt malaiischer Weise nur für den Augenblick in der Gesellschaft seiner Frauen, oder kokettirte im Bewußtsein seines schönen Aeußern, das aller Augen auf sich zieht, zu Pferde oder zu Wagen auf den Promenaden Singapores. Seine Tracht ist halb malaiisch,

halb europäisch, und man kann nicht leugnen, daß er es meisterhaft versteht, durch diese Combination sich ein malerisches Costüm zu schaffen, das eben so geschmackvoll als kostbar ist. Jedenfalls ist der Prinz Djalma in dem Sue'schen „Ewigen Juden" kein Ideal mehr, und der junge Fürst Abdul-Rhaman von Djohore kann in jeder Beziehung mit ihm wetteifern.

Mit Abubakar wurden wir sehr befreundet und verbrachten höchst angenehme Stunden in seinem Hause, das, auf einem Hügel nahe am Wasser gelegen, ganz und gar auf europäische Weise eingerichtet ist. Wie es an asiatischen Höfen allgemeine Sitte ist, bedingt eine solche Freundschaft einen Austausch von Geschenken. Wir erhielten mancherlei schöne und interessante Sachen. Elefantenzähne, Malakkastöcke von besonders langem Schusse, ausgesuchten Thee, seidene Sarongs, Kopftücher aus Borneo, die deshalb so kostbar sind, weil das reiche Muster auf ihnen nicht gedruckt, sondern gemalt wird u. s. w. Wir revanchirten uns mit Stereoskopen, die ein großes Interesse erregten, und namentlich machte ein Eisenbahnzug bei Nacht dem alten Fürsten ungemein viel Freude. Er sowol wie Abubakar erkundigten sich angelegentlich nach deutschen und preußischen Verhältnissen, nach der Verwandtschaft unsers Königshauses mit dem englischen Hofe, und beide verriethen eine große Wißbegierde.

Abubakar hatte zwar drei Frauen, aber nur Ein Kind, ein wunderhübsches Mädchen von 7 Jahren mit Namen Katidja, von sehr heller Hautfarbe, das sehr bald gegen uns zutraulich und unser Liebling wurde. Er hegt, wie bereits bemerkt, die Absicht, sich möglichst von den Engländern zu emancipiren und aus seinem Reiche etwas zu machen. Djohore liegt an der Südostspitze der Halbinsel Malakka, ist circa 110 Quadratmeilen groß, aber nur sehr spärlich bevölkert. Vor der Einwanderung der Chinesen zählte es nur 60000 Einwohner, augenblicklich aber schon 100000, und der neue Fürst ist bemüht, immer neue Einwanderer heranzuziehen. Die Stadt Djohore, zu Wasser etwa vier Meilen von Singapore entfernt, ist zugleich die Hafenstadt des Landes, und die Wassertiefe gestattet Schiffen von 10 Fuß Tiefgang heranzukommen. Der Haupt-

reichthum des Landes besteht in Nutzhölzern, welche die reichen Waldungen liefern. Die neuerrichteten Sägemühlen geben sehr hohe Einkünfte, und die Anpflanzungen von Pfeffer und Gambir wachsen beträchtlich von Jahr zu Jahr. Reis gedeiht ausgezeichnet und wird bereits ausgeführt, während die Versuche mit Zucker ebenfalls sehr günstig ausgefallen sind.

Diese Resultate ermuthigen den jungen Fürsten zu andern neuen Unternehmungen, und es ist zu wünschen, daß seine Bestrebungen für die Civilisation und Hebung des Landes stets von gleichem Erfolge gekrönt sein mögen. Es ist diese Politik zugleich das beste Mittel, das Land vor der Annectirung an europäische Colonien zu bewahren, der die übrigen hinterindischen Staaten allmählich verfallen müssen, weil sie sich nicht entschließen können, den Weg der Civilisation zu betreten, die unaufhaltsam vorwärts drängt, bis sie früher oder später die ganze Erde umspannt haben wird.

Eine sehr schöne Photographie des Fürsten Abubakar, welche er mir nebst einem Stereoskop seines Hauses bei meiner spätern Rückkunft nach Singapore zum Andenken schenkte, wird mir stets eine angenehme Erinnerung an diese interessante Persönlichkeit und die Stunden sein, die ich in seiner Gesellschaft verlebte.

Am 27. August war unser Schiff, für Indien ganz außerordentlich schnell, wieder so weit reparirt, daß es seine Weiterreise antreten konnte. Leider war jedoch fast die Hälfte unserer Mannschaft am Fieber erkrankt, das um diese Jahreszeit auf Singapore herrscht, und wenn das Uebel auch durchaus keinen gefährlichen Charakter hatte, zwang es uns doch, noch acht Tage auf der Rhede zu verbleiben, ehe wir unsere Weiterreise nach Japan antreten konnten. Erst am 4. September gingen wir zu diesem Zwecke in See.

7.

Der Teufun, das Schrecken der östlichen Meere. Die Monsuns. Untergang des Frauenlob. Charakter der Südküste Chinas. Hongkong als englische Colonie und Bankplatz. Die Kaufmannsfürsten. Entwickelung des deutschen Handels und der Rhederei in China. Die Stadt Victoria. Katholische und protestantische Missionare.

Die ersten 14 Tage unserer Reise boten nichts Bemerkenswerthes dar. Der Südwest-Monsun wehte sehr schwach und brachte uns durchschnittlich kaum 20 Meilen vorwärts. Da sein Wechsel in den halbjährlichen Nordostwind jedoch gewöhnlich erst im October eintritt, hofften wir noch vor der Zeit Japan zu erreichen. Am 17. September änderte sich aber plötzlich das bis dahin ruhige und angenehme Wetter. Der Wind sprang auf Nordost und wurde stürmisch, die Luft begann ein drohendes Aussehen anzunehmen, die See lief in außergewöhnlich hohen Wellen und unbestimmten Richtungen, und diese Anzeichen, in Verbindung mit einem starken Fallen des Barometers, verkündeten das Anrücken eines jener furchtbaren Stürme, die, der Schrecken aller Seeleute, dem Chinesischen Meere eigen sind und nach dem chinesischen Namen Teifung, Mutter der Winde, von uns Teufun genannt werden.

Es sind Wirbelstürme, die gewöhnlich im Osten beginnen, entweder in gerader Linie oder auch in der südlich oder nördlich gebogenen Curve vorwärts schreiten, mit einer alles Denkbare übertreffenden Furie wüthen und meistens 24 Stunden, selten über zwei Tage anhalten. Wehe dem unglücklichen Schiffe,

das in ihre Nähe kommt oder wol gar ihr Centrum berührt. Ein solches Schiff ist fast ausnahmlos verloren und kann nur durch ein Wunder seinem Untergange entgehen. Im günstigsten Falle verliert es seine Masten, und nur große und stark gebaute Kriegsschiffe können einen Teufun bisweilen mit geringerm Verluste bestehen.

Bis vor zwanzig Jahren wußte die Seefahrt kein Mittel, diesem schrecklichen Feinde zu entgehen oder, wenn ein Schiff von ihm überrascht wurde, wenigstens das Centrum des Wirbelsturms zu vermeiden. Dem englischen Obersten Reid gebührt der Ruhm, durch die Auffindung dieses Mittels der Schiffahrt einen Dienst erwiesen zu haben, für den ihm jeder Seemann zu tiefem Danke verpflichtet sein muß. Durch Beobachtung der Orkane auf den Bermudas, deren Gouverneur er war, entdeckte er, daß diese furchtbaren Naturerscheinungen bestimmten Gesetzen unterworfen sind, daß sie sich stets nach einer gewissen Richtung drehen, und in einem werthvollen Buche „The Law of Storms" legte er die Resultate seiner so überaus wichtigen Forschungen der erstaunten Mitwelt vor. Redfield, Dove, Piddington u. a. vervollständigten diese Forschungen und bestätigten ihre Richtigkeit. Praktische Beobachtungen in beiden Hemisphären unterstützten die Theorie, und nicht allein die Orkane, Teufune und sonstigen zufälligen Stürme, sondern auch alle andern Winde wurden demselben Drehungsgesetze untergeordnet, obschon diese letztere Thatsache weniger für die Navigation als für die Wissenschaft im allgemeinen von Wichtigkeit war.

Für die Seeleute kommen hauptsächlich nur folgende Punkte in Betracht. Fast alle Stürme des Erdenrundes, namentlich aber die an gewisse Gegenden gebundenen Orkane, Teufune, u. s. w. sind Cyklone oder Wirbelstürme. Ein sich drehender Windkörper bildet das Centrum, das sich in einer bestimmten Richtung vorwärts bewegt und je nach der Heftigkeit seiner Drehung mehr oder minder die umgebenden Luftschichten in seinen Wirkungskreis zieht und ihnen Bewegung mittheilt. Danach wird der Durchmesser des ganzen Sturms größer oder kleiner, und zwar ist ein kleiner Durchmesser gefährlicher, weil er unvermuthet die Schiffe überfällt. In der nördlichen He-

misphäre dreht sich das Centrum gegen die Sonne, d. h. von Ost beginnend durch Nord und West nach Süden. Auf der südlichen Halbkugel findet das Gegentheil statt. Alle in den Bereich des Centrums gezogenen Luftschichten oder Winde wehen als Tangenten auf das Centrum und diese Thatsache ist für den Seemann am wichtigsten, insofern sie ihn in den Stand setzt, die Richtung des Centrums zu seinem Schiffe festzustellen. Er befinde sich z. B. auf der Nordseite des Aequators mit Nordostwind und allen Anzeichen eines Teufun. Dann liegt das Centrum des Wirbelsturms in der Richtung der Tangente oder um einen Viertelkreis rechts von ihm, wenn er sich mit dem Gesichte dem Winde zukehrt, mithin in Südost, oder, wenn er auf der südlichen Hemisphäre segelt, um einen Viertelkreis links, d. h. in Nordwest. Das Nächste, über das er sich jetzt vergewissern muß, ist der Weg des Centrums sowie dessen Entfernung von ihm. Der Weg ergibt sich aus dem Wechsel des Windes. Stürme der angegebenen Art bewegen sich mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 15—16 Knoten oder vier geographischen Meilen in der Stunde, während selten ein Schiff, das sich bereits in ihrer Peripherie befindet, mehr als die Hälfte segelt, es sei denn gerade vor dem Winde. Mit Ausnahme des Einen Falles, wo der Teufun dem Schiffe gerade entgegenkommt oder genau in seinem Curse folgt, wird sich daher die relative Lage des Centrums zum Schiffe schnell verändern. Demgemäß wird auch der Wind wechseln, und zwar um so schneller, je näher man sich dem Centrum befindet. Es sei z. B. der Wind Nordost, das Centrum mithin Südost und circa 100 Meilen entfernt. Das Schiff steuere Nordwest, während der Wind fest stehen bleibt und nur stündlich bei stets fallendem Barometer an Wuth zunimmt. In diesem Falle ist es klar, daß der Teufun dem Curse des Schiffes folgt und es in sechs bis acht Stunden überholt haben wird. Das einzige Rettungsmittel ist jetzt, dem Centrum aus dem Wege zu segeln, und zwar im rechten Winkel davon ab, um so schnell als möglich aus seinem Bereiche zu kommen. Nach Osten kann man nicht wegen des Windes, mithin ist Südwest der rettende Curs. Ist andererseits der Wind Nordost und springt nach und nach

auf Ost, Südost, Süd u. s. w., so gilt dies als Zeichen, daß man sich auf der rechten Seite des Sturms befinde oder daß das Centrum Südost, Süd, Südwest und West peilt, also südlich vom Schiffe vorbeimarschirt und dieses sich mit dem Nordwestcurse davon entfernt. Dann ist es Aufgabe, den Curs noch nördlicher zu stellen, je nachdem der drehende Wind es gestattet, und im rechten Winkel von der Bahn des Sturms abzusegeln.

Es erscheint kaum glaublich, daß nach zwanzigjährigem Bekanntwerden dieses so überaus wichtigen Gesetzes und den aus ihm gefolgerten einfachen Regeln es immer noch eine Menge Seeleute gibt, die entweder zu nachlässig sind, sich darum zu kümmern, oder in starrer Ignoranz geradezu die Sache verlachen. Wir selbst haben einen schlagenden Beweis davon gehabt. An jenem 17. Sept. befand sich kurz vor dem Ausbruche des Teufun ein englisches Transportschiff bei uns, mit dem wir gegenseitig Flagge zeigten. Nachmittags wehte es bereits so hart, daß die Marssegel dicht gerefft werden mußten. Der Wind war Nordost, blieb hartnäckig so, und der Teufun kam offenbar hinter uns her. Der Engländer drehte bei, sodaß er den Wind von der linken Seite hatte und unter Sturmsegeln langsam nach Süden trieb, ein Manöver, das total verkehrt war, weil er sich damit dem nördlich marschirenden Centrum näherte. Wir hielten dagegen ab und segelten vor dem Sturme mit 11—12 Knoten Geschwindigkeit nach Südwesten. Nach sechs Stunden fing das Barometer an zu steigen, die See wurde regelmäßiger und überhaupt das Wetter besser. Zugleich begann der Wind sich rechts zu drehen. Wir wußten also, daß wir uns auf der rechten Seite des Teufun befanden und letzterer nicht direct nach Nordwesten gehe, sondern sich jetzt in einer Curve südlich ziehe. Ein fernerer südlicher Curs würde uns ihm mithin wieder genähert haben, und wir drehten demgemäß unter den Wind, sodaß wir den Wind von der rechten Seite hatten und nach Norden trieben. Wir hatten die Nacht hindurch zwar noch schweren Sturm, verloren aber nichts, wogegen jener Engländer einen Monat später, während wir schon drei Wochen ruhig in Hongkong lagen, dort ohne Masten und

fast als Wrack eingebracht wurde. In demselben Teufun waren noch drei andere Schiffe entmastet worden und zwei gänzlich verloren gegangen. In dem geschilderten Falle hatten wir genügenden Seeraum, um fortzulaufen. Es werden jedoch auch öfters Schiffe von Teufunen, namentlich von solchen von kleinem Durchmesser, die urplötzlich erscheinen, an Stellen überrascht, wo Land oder Klippen ihnen das Fortlaufen verbieten. Dann ist freilich nichts weiter zu machen, als das Schiff auf der richtigen Seite unter den Wind zu bringen, um wenigstens sich so weit wie möglich vom Centrum des Sturms zu entfernen. Damit ist menschlicher Macht die Grenze gezogen und das Schiff der Gnade Gottes überlassen.

Ein solcher Fall betraf, wie wir später in Hongkong erfuhren, die Dampffregatte Arkona und den Schoner Frauenlob auf ihrem Wege nach Japan. Die Arkona hatte den Schoner im Schlepptau und befand sich bereits nahe vor dem Eingange der Bai von Jeddo, als plötzlich ein schrecklicher Teufun mit kleinem Durchmesser über die Schiffe hereinbrach, die wegen der gefährlichen Nähe des Landes nicht entrinnen, sondern nur beidrehen konnten. Der Sturm begann morgens 4 Uhr, erreichte seinen Höhepunkt gegen Mittag und war nachmittags 4 Uhr ganz vorbei. Die Arkona hatte sehr gelitten, sie hatte mehrere Stunden auf der Seite gelegen und nur dadurch ihre Masten behalten, daß es ihr endlich gelang, mit Hülfe der Maschine über den andern Bug zu kommen (den Wind von der andern Seite zu erhalten). Der arme Schoner dagegen war verloren, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich hat ihn eine der furchtbaren Seen, die in den Teufunen regellos von allen Seiten laufen und 30—40 Fuß pyramidal in die Höhe steigen, mit ihrem Zusammenbrechen erdrückt und in die Tiefe gezogen, ein schmerzliches Opfer, das die Expedition den Elementen zu bringen hatte. Zweiundvierzig Menschen, darunter sechs Offiziere und Beamte, kamen dabei um.

Die japanische Regierung schickte ein Dampfschiff aus, um Spuren des verunglückten Fahrzeugs aufzusuchen, aber weder vom Frauenlob noch von dem Dampfschiffe selbst ward je etwas

wieder entdeckt. Ein zweiter Teufun am 9. Sept. begrub auch das abgeschickte Dampfschiff im Meere, ebenso wie die englische Kriegsbrigg Camilla, die sich in jenen Gewässern befand.

Der September ist der schlimmste Monat. Der Wechsel der Monsuns, die Aequinoctien und die Perigäen des Mondes scheinen bei der Erzeugung von Teufunen neben den Hitzeausströmungen der großen asiatischen Ebenen eine bedeutende Rolle zu spielen. Im Jahre 1860 kamen drei Teufune im Monat September vor, die nicht nur auf dem Meere, sondern auch an den Küsten der von ihnen heimgesuchten Länder furchtbare Verheerungen anrichteten. Sie treten auch in andern Monaten auf; vom December bis Mai sind sie jedoch noch nie beobachtet worden.

Das einzige gewisse Anzeichen von der Nähe dieser gewaltigen Phänomene ist das Barometer. Bisweilen fällt dasselbe schon 24 Stunden vorher, fast immer aber so zeitig, um den vorsichtigen Seemann zu warnen. Langjährige Beobachtungen haben aus dem Fallen außerordentlich nützliche Regeln abgeleitet, nach denen man seinen Abstand vom Centrum mit ziemlicher Sicherheit schätzen und danach seine Maßregeln treffen kann. So zeigt ein durchschnittlicher Fall von 0″,02—0″,06 Zoll in der Stunde eine Entfernung von 70—40 geographischen Meilen, von 0″,06—0″,08 40—25, von 0″,08—0″,12 25—20, von 0″,12—0″,15 20—10 Meilen an. Wehe jedoch dem Schiffe, das sich in dieser Nähe des Centrums befindet, es ist fast regelmäßig verloren. Bisweilen fällt das Barometer bis 27 Zoll, und wahrscheinlich ist diese plötzliche Veränderung des atmosphärischen Druckes die Ursache, daß die Wellen in solchen Wirbelstürmen eine so außergewöhnliche Höhe erreichen und eine pyramidalische Form mit fast senkrechten Wänden annehmen, wodurch sie den Schiffen so gefährlich werden. Ebenso erklärt sich dadurch der heftige Seegang, der als Vorläufer eines Teufun oder Orkans bisweilen schon 24 Stunden vor seinem Ausbruche die Schiffe warnt, während blauer Himmel und das schönste Wetter keine Gefahr ahnen lassen.

Der von uns glücklich vermiedene Sturm bezeichnete den Wechsel des Monsun, der in diesem Jahre ungewöhnlich früh

und mit größerer Heftigkeit als sonst einsetzte. Wir versuchten noch mehrere Tage gegen ihn anzukämpfen; allein der stürmische Nordost erlaubte uns nicht, so viel Segel zu führen, um durch Laviren die nach Südwest laufende Strömung zu bekämpfen. Wir suchten deshalb unserer Ordre gemäß, die diesen Fall vorgesehen hatte, den Hafen von Hongkong anzusegeln. Dort wollten wir so lange bleiben, bis der Monsun seine regelmäßige Stärke erreicht haben würde, und dann unsere Kreuztour nach Japan fortsetzen.

Wir nahten der Küste Chinas etwa 20 Meilen westlich von Hongkong bei der St. Johns-Insel, die vor dem Ausflusse des Tschukiang oder Perlflusses liegt, und an dem Kanton erbaut ist. Hier fanden wir Schutz gegen den nördlichen Wind und kreuzten dicht unter dem Lande, um die Gegenströmung zu vermeiden, ostwärts.

Der Anblick der chinesischen Küste ist nicht erfreulich. Sie erhebt sich als eine hohe Mauer, oder als eine von aller Vegetation entblößte Felsenkette steil aus der Tiefe, und die vielen vor ihr zerstreut liegenden Inseln bieten denselben trostlosen Anblick. Keine Spur von Grün war zu entdecken. Die Sonne brannte glühend auf die kahlen röthlichen Basaltfelsen und Kegel hernieder, die, in den sonderbarsten Zacken und Formen gestaltet, der Küste einen Anstrich von romantischer Wildheit geben, ohne daß diese Wildheit durch ein Anzeichen von Cultur gemildert oder dem Auge angenehm wird. Erst in der Nähe von Hongkong, das in der Mitte einer Inselgruppe gelegen ist, änderte sich die Scenerie etwas und zeigte sich freundlicher. Als wir dann am 21. Sept. an der Nordseite von Hongkong entlang nach Victoria, der Hauptstadt der Insel, segelten, wurden wir durch den lieblichen Anblick der mit frischem Grün bekleideten Felsen, der hochcultivirten Thäler und endlich der bedeutenden in europäischem Stil erbauten Stadt mit ihren palastähnlichen Häusern, ihren Parks und umgebenden Gärten reichlich für die Oede der übrigen Küsten entschädigt.

Hongkong oder mit der richtigen Aussprache Hoong-Keang (d. h. der rothe Gebirgsstrom) ist eine sechs Meilen östlich vom Ausflusse des Perlstroms gelegene Insel von 5 Quadrat-

meilen Umfang und nahe dreieckiger Form, deren etwas concave Basis dem Festlande von China zugekehrt und von diesem nur durch eine Meerenge von 4—5000 Schritt Breite getrennt ist. Das Eiland ist wie die ganze Südküste und alle übrigen Inseln vulkanischer Formation, gebirgig, steil aus dem Meere aufsteigend und hat seine chinesische Benennung von einem Sturzbache erhalten, der sich in der Nähe der Stadt Victoria über die mit einer röthlichen Thonschicht bedeckten senkrechten Felswände in das Meer ergießt. Die Meerenge, welche sich durch Vorsprünge des Festlandes an der Nordost- und Nordwestseite der Insel zu einem engen Fahrwasser von kaum 600 Schritt Breite zusammenzieht, bildet bei ihrer gleichmäßigen Tiefe und den umgebenden hohen Bergen einen der schönsten, geräumigsten und geschätztesten Häfen von ganz China.

Bis 1841 war die Insel ebenso öde, kahl und unbewohnt wie die um sie zerstreut liegenden Gruppen. Die Engländer wurden zuerst auf sie aufmerksam, als beim Ausbruche des ersten Opiumkriegs im Jahre 1840 der Commissar Lin jeden Handel mit England untersagte, und die im Perlflusse vor Kanton versammelten englischen Handelsschiffe einen Platz in der Nähe suchten, wo sie den Verlauf der Dinge abwarten konnten. Der Hafen von Hongkong nahm sie auf. Die prachtvolle Lage desselben, seine Vertheidigungsfähigkeit sowie die Möglichkeit, von hier aus den Perlfluß zu überwachen und zu schließen, ließen den Besitz der Insel sowol als militärischen Posten wie auch als Handelshafen sehr wünschenswerth erscheinen, sodaß ihre Abtretung in die Friedensbedingungen aufgenommen ward. Der erste vorläufige Friedensschluß erfolgte am 20. Jan. 1841, und schon am 26. desselben Monats wurde Hongkong in Besitz genommen und zur englischen Colonie erklärt.

Damals war die Insel von 50—60 armseligen Fischerfamilien bewohnt, deren gebrechliche Hütten am Rande zerstreut lagen, heute nach 21 Jahren zählt Hongkong nicht weniger als 100000 Einwohner.*) Hunderte von Schiffen aller

---

*) Gegenwärtig (1872) ist die Bevölkerungszahl auf 140000 gewachsen.

Nationen beleben seinen Hafen. Docks, Werften, Fabriken und fürstlich gebaute und eingerichtete Häuser bekunden den Reichthum und die Industrie seiner Bewohner. Dieser schnelle Aufschwung gibt Zeugniß von dem praktischen Blick der Engländer, die in dem Besitze dieses Punktes dessen baldiges Aufblühen und große Zukunft vorhersahen.

Hongkong hat keinen directen Handel; es exportirt weder noch führt es nennenswerth ein, sondern es ist der Bankplatz für den gesammten chinesischen Handel und gewinnt dadurch so große Bedeutung. Die großen Handelshäuser haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, weil es bislang der einzige Platz in China war, der Sicherheit des Eigenthums bot. In den verschiedenen chinesischen Küstenplätzen, die dem europäischen Handel offen stehen, wie Kanton, Swata-u, Fu-tscha-u, Ningpo, Schang-hae und Tientsin, bestehen nur Commanditen, während Hongkong als Geldplatz der Kreuzpunkt des gesammten chinesischen Handels ist, die Residenz der merchant princes, Kaufmannsfürsten, wie hier die Chefs der großen Häuser genannt werden. Und wahrlich, sie sind die Fürsten der Kaufmannswelt, welche sich die unbedingte Herrschaft über den Handel erworben haben, welche die Preise machen, die Geldcurse regeln, und deren Unternehmungsgeist mit Hülfe der großartigen pecuniären Mittel, über die sie gebieten, commerzielle Transactionen hervorruft, von denen wir auf dem Continent von Europa keine Vorstellung haben.

Das größte dieser Häuser ist Jardine & Co., deren Gründer ein schottischer Kaufmann war; die Herren dieser Firma befrachten nicht allein jährlich Hunderte von Schiffen, sondern besitzen noch 30—40 eigene Fahrzeuge. Sie haben eigene Werften, Docks, Maschinenfabriken, ihnen gehört fast ein Viertheil der Insel und sie lassen wie kleine Souveräne ihr Eigenthum durch eine bewaffnete Macht beschützen.

Ihre Schiffe, namentlich die mit den chinesischen Küsten verkehrenden Opiumfahrzeuge, sind wie Kriegsschiffe bewaffnet und bemannt. Den Hauptbeweis für die Großartigkeit ihrer Handelsbeziehungen bietet jedoch die Thatsache, daß sie sich zwei eigene schnellsegelnde Dampfschiffe der größten und schönsten

Art einzig zu dem Zwecke haben bauen lassen, um die Postverbindung zwischen Hongkong und Singapore, bisweilen auch Bombay, einerseits und den nordchinesischen Häfen andererseits für ihre eigenen Briefe aufrecht zu erhalten. Diese Dampfschiffe nehmen weder Fracht noch Briefe für andere Leute an, sondern befördern nur Passagiere. Letztere müssen jedoch nach Ankunft des Schiffs noch 24 Stunden länger an Bord bleiben, um die neuen Nachrichten nicht zum Nachtheile der Schiffseigenthümer zu früh zu verbreiten. Wenn die Ueberlandpost in Singapore eintrifft, oder, wenn wichtige Nachrichten erwartet werden, schon in Bombay, liegt daselbst eins dieser Dampfschiffe bereit, um die Briefe der Firma Jardine & Co. nach Hongkong zu schaffen. An letzterm Orte befindet sich das zweite Dampfschiff, welches unverweilt die Correspondenz des Hauses weiter nach den verschiedenen Küstenplätzen befördert. Auf diese Weise geschieht es, daß das erwähnte Haus rücksichtlich der Nachrichten der regelmäßigen Post um zwei bis drei Tage voraus ist. Man kann sich denken, von welcher Wichtigkeit für ein solches Handelshaus der Vortheil sein muß, die politischen Nachrichten und Handelsconjuncturen aus Europa um einige Tage früher zu erfahren als die übrige commerzielle Welt. Es kommt z. B. die Nachricht, Thee oder Seide in England sei so und so viel gestiegen. Sofort wird von den Agenten des Hauses von beiden Artikeln aufgekauft, was irgend zu haben ist, und bei Ankunft der Post haben die übrigen Häuser das Nachsehen. Nur der unermeßliche und sichere Vortheil, der aus dieser beschleunigten Benachrichtigung hervorgehen mag, kann es erklären, daß das Haus im Stande ist, zwei Dampfschiffe, die ein Kapital von 1 Mill. Thalern repräsentiren, beständig unterhalten zu können, ohne damit direct einen Pfennig zu verdienen.

Der englische Handel ist in Hongkong wie an der ganzen chinesischen Küste natürlich der bedeutendste, da sich England durch die verschiedenen Kriege zuerst Vortheile gesichert und sie ausgebeutet hat. Nach ihm kommt der amerikanische und dann zunächst der deutsche. Ich betone dies, da es in Deutschland, wenigstens im Innern, durchaus nicht bekannt ist, daß

unser Handel und unsere Rhederei sich in China eine so große Bedeutung errungen haben, namentlich die letztere. Dies ist um so anerkennungswerther, als der Ausbreitung unsers Verkehrs keine militärische Schutzmacht zur Seite stand und unser Handel sich nur durch eigene Kraft emporschwingen konnte. Namentlich hat sich derselbe seit den letzten fünf Jahren gehoben, und die Absendung der deutschen (preußischen) Gesandtschaft rechtfertigt sich gewiß, wenn man erfährt, daß vom Januar bis Ende September 1860 allein 93 hanseatische Schiffe mit einem Gehalt von 43776 Tonnen im Hafen von Hongkong einliefen, und bis zum Schlusse des Jahres noch einige zwanzig mit circa 11200 Tonnen erwartet wurden. Von andern deutschen Schiffen waren theils angekommen, theils bis 1861 noch erwartet, 55 Schiffe mit 30000 Tonnen (die Tonne = 2000 Pfd. Zollgewicht); ferner deutsche Schiffe, die unter dänischer Flagge zu fahren haben (Holsteiner), etwa 45 mit 25000 Tonnen. Dies gibt für ein Jahr über 200 Schiffe mit 110000 Tonnen, eine Zahl, die allein an Werth der Schiffe ein Kapital von mindestens 6 Millionen Thalern repräsentirt. Rechnet man dazu die Ladung mit dem doppelten Werth, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so cursirt in China deutsches Eigenthum im Werthe von 20 Millionen Thalern, ohne bisjetzt auch nur die geringste Aussicht auf Schutz zu haben, der bei den ungeregelten Zuständen des von Revolutionen erschütterten und am Vorabend einer großen politischen Umwälzung stehenden Landes dringend nöthig sein dürfte.

Der Anwachs des deutschen Verkehrs wird natürlich von Engländern und Amerikanern mit neidischen Augen betrachtet, da diese nicht verkennen, daß wir uns allmählich einnisten und sie auf friedlichem, aber desto sichererm Wege, wenn auch sehr langsam, aus ihren Positionen, die sie als Monopol betrachten, zu verdrängen beginnen. Wie in Nord- und Südamerika wird deutsche Concurrenz allen andern Nationen auch hier gefährlich, und wenn vorläufig auch nur die deutsche Rhederei dabei im Vordergrunde steht, so läßt sich doch mit Gewißheit voraussehen, daß ein Vertrag mit China und die Einsetzung eines mit eigener Jurisdiction ausgerüsteten Diplomaten, dem in der Stationirung

eines Geschwaders in jenen Gewässern auch die Mittel zu Gebote stehen, seinen Worten den erforderlichen Nachdruck zu geben, dem so mächtig sich regenden Unternehmungsgeist in Deutschland einen neuen kräftigen Impuls verleihen und die deutschen Kaufleute veranlassen wird, ihre Aufmerksamkeit einem Lande zuzuwenden, dessen gewaltige Bevölkerungszahl von 360 Millionen Einwohnern für den Absatz unserer industriellen Producte die besten Aussichten bietet.

Namentlich scheint gerade jetzt der günstige Augenblick für die Entfaltung des deutschen Handels gekommen zu sein. Im Einklang mit den letzten Friedensbedingungen sind drei neue Häfen am Jang-tse-kiang eröffnet, unter denen Hankau, etwa 120 deutsche Meilen stromaufwärts liegend, der nördlichste und bedeutendste ist. In allen drei Häfen sind englische Consuln eingesetzt, und nach dem Vertrage, der uns den begünstigtsten Nationen gleichstellt, haben auch wir das Recht, dort Eigenthum zu erwerben, und wir sollten uns die Chancen nicht entgehen lassen, sogleich durch Anknüpfung von Handelsverbindungen und Gründung deutscher Häuser zu concurriren.*) Den gesammten chinesischen Küstenhandel haben bereits die Deutschen in der Hand, und es war sehr erfreulich für mich, in einem Blatte, der Hongkong Shipping Gazette, eine Notiz zu lesen, nach der in Einer Woche für elf Küstenfrachten zehn deutsche und nur ein englisches Schiff gechartert waren. Dieser Umstand macht besonders die Amerikaner uns sehr ungeneigt, da sie früher die ganze Cabotage hatten. Wie wir von Amerikanern und selbst vom amerikanischen Consul in Hongkong äußern hörten, hat diese Nation ihr Möglichstes gethan, um den Abschluß unsers Vertrags mit Japan zu hintertreiben. Wenngleich ihr dies glücklicherweise nicht gelungen ist, so scheint doch wenigstens

*) Der hier ausgesprochene Wunsch ist sehr bald in Erfüllung gegangen. Deutschland hat sich die gebotenen Vortheile nicht entgehen lassen; es befinden sich gegenwärtig über 400 deutsche Schiffe in den chinesischen Gewässern; fast die erste in Hankau etablirte europäische Firma war eine deutsche und in allen dem Handel geöffneten Plätzen Chinas rivalisiren deutsche Häuser mit den bedeutendsten englischen und amerikanischen Firmen.

die lange Verzögerung der Verhandlungen und der nur einseitig mit Preußen statt mit dem Zollverein erfolgte Tractat durch Intriguen mit herbeigeführt zu sein.*) Preußische Schiffe besuchen nämlich am wenigsten die chinesischen Gewässer, und wenn die außerpreußischen von dem Vertrage ausgeschlossen wurden, so hatten die Amerikaner in Japan weniger Rivalen zu fürchten.

Der Vortheil, den die Deutschen in der Küstenschiffahrt errungen, liegt hauptsächlich in ihrer Persönlichkeit den Chinesen gegenüber. Während Amerikaner und Engländer sowol die chinesischen Kaufleute als die Passagiere auf eine brutale Weise behandeln, sie nicht viel besser als Neger ansehen und sich dadurch bei ihnen verhaßt machen, erblicken die gebildetern und humanern Deutschen in ihnen nur Mitmenschen, mit denen sie wie mit ihresgleichen freundlich umgehen. Diesen Unterschied wissen die Chinesen so wohl zu würdigen, daß sie, wenn irgendein deutsches Schiff zu haben ist, ganz bestimmt dasselbe allen andern Nationen vorziehen. Ja, wenn ein deutsches und ein fremdes Schiff für dieselbe Tour gechartert werden, erhält das deutsche fast regelmäßig eine höhere Fracht, und aus demselben Grunde kaufen deutsche Kaufleute häufig billiger als andere.

Die Stadt Victoria liegt an der Nordseite der Insel Hongkong. Sie ist unmittelbar am Wasser und am Fuße eines 1500 Fuß hohen Berges erbaut. Die Wahl des Punktes war nicht glücklich. Der Berg verschließt im Sommer den Zugang des Süd- und Westwindes, und die glühenden Sonnenstrahlen sind nicht nur unerträglich, sondern begünstigen auch die Erzeugung von Miasmen, die den Gesundheitszustand der Insel sehr beeinträchtigen. Zwar bot das überall frei und gesund gelegene Macao für die reichen Bewohner stets einen Zufluchtsort, seine Entfernung griff jedoch störend in die Geschäfte ein, und wenn die Kaufleute auch ihre Familien im Sommer dorthin schickten, mußten sie doch selbst zurückbleiben und ihre Ge-

---

*) Bekanntlich ist 1867 der Vertrag auf den Norddeutschen Bund und 1871 auf das gesammte Deutsche Reich ausgedehnt worden.

sundheit riskiren. Es geschah alles Mögliche, um das Klima von Victoria zu verbessern. Große Parkanlagen und Baumpflanzungen wurden geschaffen, und man muß staunen, mit welcher Energie die Engländer auf dem kahlen Felsen die üppigsten Wälder erstehen ließen. Wenn dies auch nicht verfehlte, einen heilsamen Einfluß zu üben, blieb das Klima im Sommer immer noch schlecht, und namentlich litt das als Garnison der Stadt an sie gefesselte Militär trotz aller Ventilation und zweckmäßigen Einrichtungen in den Kasernen, der Bekleidung u. s. w. bedeutend. Das fernere Aufblühen der Colonie erschien beeinträchtigt, und die Engländer ergriffen daher mit Freuden die Gelegenheit, um im letzten Friedensschluß zu Peking (1861) sich das Hongkong gegenüberliegende Kaulung an der Südküste Chinas zu sichern. Wenngleich sie den Franzosen gegenüber alles gethan haben, um diese an der Besitzergreifung irgendeines chinesischen Territoriums zu hindern, sind sie doch gegen sich selbst nicht so streng gewesen. Die Abtretung der etwa zwei englische Quadratmeilen großen Küstenstrecke, die den Monsuns zugänglich und gesund gelegen ist, machte eine der Separatbedingungen des Friedens von Peking aus. Zwar wurde den Franzosen die Abtretung als Kauf angezeigt, aber es ist in Hongkong ein öffentliches Geheimniß, daß der Acre nur mit einem Penny bezahlt wurde. In dieser Art zu kaufen sind die Engländer überhaupt stark, und eine Menge ihrer Colonien haben sie sehr billig auf eine solche Weise erworben, gegen die sich formell nichts einwenden läßt. Während des letzten chinesischen Kriegs waren bereits die Lager der von Europa kommenden Verstärkungen auf Kaulung aufgeschlagen; jetzt ist ein Sanitarium dort erbaut, die Garnison wird hinüberverlegt, und bei unserer letzten Anwesenheit (Ende 1861) war man stark beschäftigt, Neubauten aufzuführen. Bald wird sich auf dem chinesischen Festlande eine blühende englische Stadt erheben*), die nicht verfehlen kann, sich durch weitern Ankauf auszudehnen,

---

*) Dies ist bereits geschehen; es sind dort Werften, Arsenale ꝛc. hinüberverlegt und das Weichbild der neuen Stadt erweitert sich durch Ankauf von Tag zu Tag.

und deren Territorium vielleicht schon in wenigen Jahren statt zwei, zwanzig Quadratmeilen umfaßt.

Victoria ist eine europäische Stadt. Sie besitzt schöne, breite gepflasterte Straßen, auf denen der Constabler herrscht. Neben der chinesischen Sänfte rollen elegante englische Equipagen über das Pflaster; Gas verdrängt die dunkle Nacht. Das unvermeidliche Clubgebäude erhebt sich in palastähnlichem Stil in der Nähe des Landungsplatzes, und die verschiedenen Wohnungen der Kaufleute reihen sich ihm würdig an. Hoch oben von der Mitte des Berges schaut, romantisch gelegen, aus freundlichem Grün die Residenz des Gouverneurs auf die zu ihren Füßen liegende Stadt und auf einen mit schattigen Alleen umpflanzten freien Platz, der sich unmittelbar am Wasser hinstreckt, und von diesem eine erfrischende Kühle empfängt. Hier ist der Sammelplatz der Bewohner auf ihren Abendspaziergängen, wo sie entweder der wöchentlich einigemal spielenden Militärmusik lauschen, oder auch den gymnastischen Uebungen und Spielen zuschauen, welche von den Engländern so geliebt werden und ihre ebenso gesunde wie interessante Unterhaltung bilden. Den linken östlichen Flügel der Stadt nehmen die verschiedenen Fabrikgebäude, Werften und Vorrathshäuser ein. Bei der großen Menge Schiffe, die Hongkong besuchen und seinen Hafen zu Hunderten bevölkern, herrscht hier in den Wochentagen ein ungemein reges Leben. Tausende von chinesischen Arbeitern und Kulis wogen durcheinander und von einer terrassenförmig am Berge hingeführten Promenade genießt man eine höchst belohnende Aussicht auf das Gewühl in diesen auf einen engen Raum zusammengedrängten Geschäftslokalen, auf den von Schiffen und Tausenden von Booten belebten Hafen, die, nur von chinesischen Frauen gerudert, unter deren geschickten Händen pfeilschnell über das Wasser gleiten, und auf die röthlichen Felsen des Festlandes, die sich in schroff gezackten Contouren scharf am Abendhimmel abzeichnen, während weit im Hintergrunde ein bläulich gefärbter Höhenzug allmählich im Horizont verschwimmt.

Westlich schließt sich an Victoria der chinesische und bei weitem größte Theil der Stadt, in dem die betriebsamen Söhne des Himmlischen Reichs ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben

und als echt conservative Nation in echt chinesischer Weise ihren tausendjährigen Ueberlieferungen gemäß hausen.

Der Europäer hat hier die beste Gelegenheit, die Gegensätze des asiatischen und europäischen Lebens zu studiren. Wenige Schritte bringen ihn hier aus einer mit allen nationalen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten englischen in eine echt chinesische Stadt, die sich von denen auf dem Continent nur durch die von englischer Polizei erzwungene größere Reinlichkeit auszeichnet, auf die aber sonst die nahe Nachbarschaft und der tägliche Umgang mit den Fang-Kwei oder „ausländischen Teufeln“, wie die Chinesen alle Europäer nennen, nicht den geringsten Einfluß geübt hat.

Ein Theater gibt es in Victoria noch nicht, ebenso wenig sonstige öffentliche Vergnügungsörter, da jeder Punkt des ohnehin beschränkten Raums zu Handelszwecken dienen muß. Trotzdem fehlt es nicht an Unterhaltung. Sänger und Sängerinnen, Virtuosen aller Art, Kunstreiter und Akrobaten besuchen auf ihren Reisen auch Hongkong, Pferderennen und Regattas werden abgehalten, und an Zweckessen fehlt es ebenfalls nicht. Die Geselligkeit ist sehr groß; man kommt abends zwanglos bei dem einen oder andern zusammen und findet stets offenes Haus. Die Deutschen, deren es in Hongkong einige sechzig den höhern Schichten der Gesellschaft angehörige gibt, haben einen Club und halten brüderlich zusammen. Wir müssen ihnen das Zeugniß geben, daß wir selten ein so freundliches Entgegenkommen und eine so rückhaltslose Gastfreundschaft gefunden haben wie hier bei unsern Landsleuten, wofür dieselben hiermit noch einmal unsern herzlichsten Dank annehmen mögen.

Victoria ist durch Strandbatterien genügend befestigt, um jeden Angriff abzuschlagen; der Hafen wird aber jedem Feinde vollständig geschlossen sein, wenn die am gegenseitigen Ufer bereits in Angriff genommenen Werke vollendet sind.*) Am äußersten östlichen Ende der Stadt erheben sich nahe am Wasser zwei ziemlich hohe Hügel. Auf dem einen ist das Militär-

---

*) Diese Befestigungen sind jetzt vollendet und Hongkong ist dadurch uneinnehmbar geworden.

hospital erbaut, auf dem andern liegen die Gebäude der deutschen Mission. Letztere steht hier eben nicht in großem Ansehen, ebenso wenig wie die englische und amerikanische. Man wirft diesen Anstalten Mangel an Eifer vor, und jedenfalls dürfen sich alle drei keiner großen Resultate rühmen. Die Jesuiten und andere katholische Missionare sollen bessere Erfolge erzielen, weil sie in das Innere gehen, sich dort niederlassen, im Aeußern ganz Sitten und Gewohnheiten der Chinesen annehmen, jahrelang unter ihnen und in ihren ärmlichen Hütten wohnen und allem Verkehr mit der Außenwelt und den früher gewohnten Kreisen entsagen. Soviel ich den Charakter der Chinesen kennen gelernt habe, ist dies jedoch nicht allein die Ursache, weshalb die katholischen Missionen mehr Convertiten machen; vielmehr, glaube ich, haben sie vor den protestantischen den Vorzug, weniger orthodox und abstract zu sein. Die Chinesen sind ein sehr sinnliches, zugleich aber ein sehr praktisches Volk. Kommen Religionslehrer zu ihnen, die mit drakonischer Strenge von vornherein ihre Fehler verdammen, unnachsichtlich ihre sinnlichen Neigungen verurtheilen und dafür nur die von jeder äußern Form entkleideten abstracten Lehren einer Religion bieten, die mit ihrem bisherigen Irrglauben in so grellem Widerspruch steht und für das Aufgegebene keinen sichtlichen Ersatz bietet, der ihrer Lebensrichtung annehmbar oder verständlich erscheint, so darf es nicht wundernehmen, wenn die Bemühungen solcher Bekehrer von so geringem Erfolge gekrönt sind.

Die Jesuiten verfahren nicht auf diese Weise. Abgesehen davon, daß die katholische Religion sich in ihren Formen dem fast nur aus Ceremonien bestehenden Cultus der Chinesen, mag dieser Buddhaismus oder Taoismus heißen, weit mehr als die protestantische nähert und schon dadurch den Chinesen weniger fremd erscheint, treten auch ihre Missionare ohne Schroffheit und mit kluger Nachsicht auf. Das Bestreben derselben geht zugleich dahin, ihre Schüler praktisch von der größern Vollkommenheit der christlichen Religion dadurch zu überzeugen, daß sie den Beweis führen, wie Christenthum und Civilisation voneinander untrennbar sind. Und das ist meiner Ansicht nach der einzig richtige Weg, um dem Christenthume in China die Wege zu

bahnen, wenn es nicht mit Feuer und Schwert geschehen soll, was dem Geiste unserer Religion widerspricht. Im 16. und 17. Jahrhundert waren überall in China Jesuiten, und man rechnete die Zahl der durch sie bekehrten Christen über eine halbe Million. Sie schlugen genau denselben Weg wie ihre jetzigen Nachfolger ein, indem sie die Chinesen zu überzeugen suchten, daß der Missionare überlegene Kenntnisse, denen selbst der Kaiser Anerkennung zollte, die Folge einer Civilisation wären, welche nur unter dem Banner des Christenthums gedeihen könnte. Alle Erfindungen, alle Verbesserungen, die sie in China einführten und deren Nützlichkeit das Volk lebhaft empfand und würdigte, stammten aus christlichen Ländern, und das unausgesetzte Streben der Jesuiten in dieser Richtung nöthigte endlich den Chinesen eine Achtung vor den Europäern ab, welche die Missionare stets auf die Religion zurückführten und so zu deren Verbreitung benutzten. Leider veranlaßten Ereignisse, deren Erörterung hier zu weit führen würde, eine Verbannung der Missionare aus China, die fast 200 Jahre gedauert hat, und damit fiel das so mühsam von denselben aufgerichtete Gebäude wieder zusammen.

Vor einigen Jahren versuchte ein deutscher protestantischer Missionar denselben Weg einzuschlagen, wurde aber von seinen starr orthodoxen Amtsbrüdern so verketzert, daß er aus ihrem Verein schied und in die Dienste der englischen Regierung trat, wo ihm jetzt als Inspector sämmtlicher chinesischen Schulen in Hongkong ein angemessener Wirkungskreis eröffnet ist.

Die Insel Hongkong ist wegen ihrer fast kegelförmigen Gestalt nur an den Küsten bewohnt. Außer Victoria ist noch die Stadt Aberdeen an der westlichen Seite der Insel gegründet, die jedoch kaum 4—6000 Einwohner zählt, und wo sich nur wenige Europäer aufhalten. Hier befinden sich die den Herren Jardine & Co. gehörigen, in Fels gehauenen drei Trockendocks, die so groß sind, daß sie Fregatten aufzunehmen vermögen Nicht weit davon liegt ein chinesisches Dorf Little Hongkong oder Klein-Hongkong, das von etwas Wald umgeben ist und als romantischster Punkt der Insel öfter von Pickenickpartien aufgesucht wird. Der dorthin führende Weg quer durch die

Insel und über die Berge ist ziemlich beschwerlich und so steil, daß man weder reiten noch fahren kann, sondern entweder zu Fuße gehen oder sich in Sänften tragen lassen muß. Dies letztere ist überhaupt wegen der bergigen Beschaffenheit der ganzen Insel das gewöhnliche Transportmittel auf Hongkong und versieht die Stelle der Droschken. Auf einigen dieser Picknicks, die von unsern Landsleuten uns zu Ehren veranstaltet wurden, hatten wir ein Cortége von 50 Sänften mit nicht weniger als 200 Kulis zum Tragen, da bei den steilen Höhen zwei Träger für eine Sänfte nicht genügen. Derartige Partien erscheinen dem Europäer großartig und fürstlich, aber sie stimmen nur mit den Verhältnissen, die in Ostindien herrschen und an die man sich erst gewöhnen muß, da sie von den unsern so ungemein abweichen.

8.

Die Bocca Tigris, ihre Forts und Kanonen. Die Uferlandschaften am Perlflusse. Die Pagoden. Hafenstadt Whampoa. Kanton, die Capitale des Südens. Bedeutung und Geschäfte der Stadt. Städtemauern in China. Bauart der Chinesen. Innere Einrichtung der Häuser. Hausgeräth. Gärten. Die Geschmacksrichtung der Asiaten.

Unser Aufenthalt in Hongkong dauerte etwas über fünf Wochen. Wir benutzten diese Gelegenheit, um so viel wie möglich von China zu sehen und Land und Leute kennen zu lernen. Eine tägliche Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Hongkong und Kanton erleichtert den Besuch der letztern Stadt, und wir ließen es uns nicht entgehen, davon den besten Gebrauch zu machen.

Ich werde im Nachstehenden versuchen, die Eindrücke wiederzugeben, die der Besuch dieser mächtigen Stadt auf mich gemacht hat. Manches, was ich schildern will, mag mit den Wahrnehmungen anderer Reisenden durchaus nicht übereinstimmen. Indessen China ist das Land der Gegensätze, und wenn ich vielleicht öfter gerade das Gegentheil von dem wahrgenommen haben sollte, was andere Reisende vor mir beobachtet, so ist dies eben nur eine Folge der Widersprüche im chinesischen Charakter, den der eine so, der andere so kennen gelernt hat. Aus ebendiesem Grunde habe ich meine Beobachtungen erst niedergeschrieben, nachdem ich bereits auch den Norden Chinas gesehen und mich an den verschiedenen Plätzen des Landes fast ein Jahr lang aufgehalten hatte. So glaubte ich meinen Ur-

theilen die Einseitigkeit benehmen und denselben die möglichste Objectivität sichern zu können.

Die Dampfschiffe, welche die Verbindung zwischen Hongkong und Kanton vermitteln, sind amerikanische. Die Tour kostet exclusive Beköstigung 13½ Thaler oder 9 Dollars. Man legt die 25 deutsche Meilen betragende Strecke in 7—9 Stunden zurück, je nachdem man es mit der Flut oder Ebbe trifft.

Kanton, oder wie es auf chinesischen Karten heißt: Kwang-tung Sangtschin, die Hauptstadt der Provinz Kwangtung, liegt am linken Ufer des Tschukiang oder Perlflusses und 15 geographische Meilen von Hoomun (d. i. Tigermund) oder der Bocca Tigris entfernt, welche Mündung von den Chinesen als die des Stromes betrachtet wird, während wir Europäer diese noch zehn Meilen südlicher bis über Macao hinausverlegen. Die Bocca Tigris, bei welcher sich der Fluß durch die Einbiegung beider Ufer und durch einige Inseln bis auf 2—300 Schritt verengt, hat ihren Namen von den Portugiesen erhalten, welche in den Umrissen der einen Insel die Gestalt eines Tigerkopfes mit geöffnetem Rachen erkennen wollten.

Bis zu diesem Punkte ist der Weg von Hongkong aus sehr traurig. Der bereits geschilderte Charakter der chinesischen Südküste setzt sich bis hierher ohne Abwechselung fort, und nur hier und dort erfreut ein Fleckchen Grün das durch so viel Oede ermüdete Auge, wo am Ausflusse eines kleinen von den Bergen rieselnden Baches Fischer ein Dorf gebaut und so viel Humus gefunden haben, um ein paar Bäume zu pflanzen, die keine chinesische Ansiedelung entbehren zu können scheint. Der einzige Trost für den Reisenden ist, daß er mit dem schnellen Dampfschiffe diese langweilige Strecke von zehn Meilen in drei Stunden zurücklegt. Mit dem Passiren der Bocca sieht er sich sodann von einer freundlichern Scenerie umgeben.

Die Bocca selbst macht von weitem einen sehr imposanten und kriegerischen Eindruck. Die beiden vorspringenden Landspitzen, welche sie bilden, und welche die Ausläufer zweier Höhenzüge sind, die in der Vorzeit die Ufer des Perlflusses eindämmten, fallen von einer Höhe von einigen hundert Fuß ziemlich steil gegen den Fluß ab, und ebenso kühn erheben sich die

drei im Fahrwasser gelegenen Inseln. An ihrem Abhange sind nicht weniger als acht verschiedene Forts gebaut, deren einige über 80 Geschütze zählen oder vielmehr zählten, und welche bestimmt waren, die Oeffnungen des Tschukiang den Kriegsfahrzeugen der „rothhaarigen Barbaren" zu verschließen. Wenn man die weißen Mauern dieser Festungswerke und deren unzählige Schießscharten, die das Feuer ihrer Geschütze sämmtlich auf das enge Fahrwasser concentriren, aus der Ferne sieht, so glaubt man, daß jedes Schiff dem unfehlbaren Untergange geweiht sein muß, welches versuchen wollte, diesen Eingang zu forciren. Bei näherm Herankommen erklärt es sich jedoch leicht, wie die Engländer schon verschiedene male diese furchtbaren Batterien zum Schweigen bringen und sie mit verhältnißmäßig geringem Verluste schließlich ganz zerstören konnten.

Wie in allen andern Dingen sind die Chinesen auch in der Kriegskunst stationär. In ihrer dünkelhaften Ueberhebung über alle Nationen, die namentlich unter der jetzigen Dynastie genährt und auf ihren Höhepunkt geschraubt ist, verschmähen sie hartnäckig die Annahme von Neuerungen und Verbesserungen, und ihre Befestigungskunst befindet sich nahezu auf demselben Standpunkte wie vor 1000 Jahren. Ihre Mauern und Festungswerke waren ursprünglich gegen Pfeile und Wurfgeschosse asiatischer Nomadenvölker errichtet und sind für die moderne Artillerie nur insofern geändert, als in der Krone Schießscharten für Geschütze eingeschnitten wurden. Ebenso ist ihre Artillerie selbst auf der Stufe stehen geblieben, auf welche sie, nach der Eroberung des Landes durch die Tataren, der berühmte jesuitische Missionar Pater Verbiest, ein Deutscher, erhob, der im Jahre 1681 für den Tatarenkaiser Kanghy mehrere hundert Kanonen goß. Obwol es unzweifelhaft feststeht, daß schon 500 Jahre früher das Schießpulver in China bekannt war, benutzte man es zu Kriegszwecken doch nicht eher als im Jahre 1621, und jene Geschütze waren die ersten, welche im Lande gefertigt wurden.

Außerdem sind die Forts an der Bocca sämmtlich so angelegt, daß jede über sie hinweggehende Kugel von den unmittelbar hinter ihnen steil aufsteigenden Felswänden aufge-

fangen wird und von hinten in die Batterien hineinprallen muß, wodurch die Bedienungsmannschaften, die ohnehin aus unkriegerischen Leuten bestanden, demoralisirt wurden. In Anbetracht dieser Umstände ist es erklärlich, weshalb nur wenige Lagen einiger englischen Fregatten dazu gehörten, um diese mittelalterlichen Befestigungen für immer zum Schweigen zu bringen. Beim Beginn des letzten Kriegs wurden sie durch die französisch-englische Flotte gänzlich zerstört, und sämmtliche Geschütze, 600 an der Zahl, genommen. Die eingestürzten Mauern liegen jetzt in ihren Ruinen harmlos da. Wie alles in China, sind auch sie bei dem ersten gewaltsamen Anstoße morsch zusammengebrochen, und die Erschütterung hat die Zerstörung des kaiserlichen Palastes in Peking nach sich gezogen.

Jenseit der Bocca Tigris nimmt die Gegend einen ganz veränderten Charakter an. Die Höhenzüge treten in weiten Bogen in das Land zurück, und eine reich cultivirte, im üppigsten Grün prangende Alluvialebene dehnt sich vor uns aus, soweit das Auge reicht. Hunderte von Dörfern, von mächtigen Bäumen beschattet und theilweise in ihrem Grün versteckt, liegen an den Ufern des Flusses oder zwischen den üppig schwellenden Reisfeldern zerstreut, Tausende von schwerfälligen Dschonken und leichtern Booten bevölkern den Tschukiang, der, in ununterbrochener Linie zu beiden Seiten mit Fruchtbäumen eingefaßt, sich durch die reiche Landschaft windet. Ueberall erhält man den Eindruck, daß man eins der fruchtbarsten und prachtvollsten Länder der Welt betreten hat. Reich und mannichfaltig ist die Scenerie, obwol sie weder etwas Romantisches noch etwas Großartiges bietet. Die nur spärlich von leisen Erhebungen unterbrochene Ebene ist das Bild des Friedens: ein wogendes Feld reiht sich an das andere, Tausende von geschäftigen Menschen heimsen die Früchte ihrer Arbeit ein, und vor den Dörfern thürmen sich die Korngarben zu Bergen. Hochbeladen damit ziehen Schiffe und Boote zur Hauptstadt, die wir zwar selbst noch nicht sehen, deren Nähe sich aber durch das immer regere Treiben auf den Wegen, durch die immer zahlreicher sich sammelnden Fahrzeuge kundgibt, und deren Hintergrund, von den Chinesen das Gebirge der Weißen Wolke

genannt, am Horizont emporsteigt. Mit fliegender Eile trägt uns das Dampfschiff durch die üppige Landschaft. Bald sind wiederum 10 Meilen zurückgelegt, und wir erblicken jetzt am rechten Ufer des Flusses eins jener merkwürdigen Gebäude, die, eine Eigenthümlichkeit Chinas, in dem ganzen weiten Reiche verbreitet sind. Eine der drei Pagoden, welche vor Kanton das rechte Ufer des Perlflusses schmücken, erhebt sich vor unsern Blicken. Ihre eingestürzte Spitze, die hohen Bäume, welche ihre Krone zieren und auch, aus den verschiedenen Galerien hervorsprossend, wie Laubengänge das verwitterte Gemäuer des mächtigen Thurms umgeben, zeugen von dem hohen Alter dieser Baudenkmäler, deren Bedeutung und Ursprung wir vergeblich zu entziffern suchen und die vielleicht nicht einmal ein Chinese kennt. Die einen sehen in ihnen die Verewigung großer geschichtlicher Thatsachen, die andern verknüpfen damit die Einführung der Buddhareligion in China. Sie sollen ursprünglich als Thürme von Tempeln erbaut sein, und auch jetzt trifft man bei vielen buddhaistische Klöster und Tempel an. Der Umstand, daß fast alle sieben Stockwerke haben, wird mit den sieben Verwandlungen Buddha's, die nach chinesischen Begriffen bisjetzt stattgefunden haben, in Verbindung gebracht, während die neunstöckigen, deren es in Nanking, Peking und Kanton gibt, als eine mystische Anspielung auf die neun Incarnationen Wischnu's gelten, als welcher Buddha in Indien betrachtet wird. Sei dem wie ihm wolle, immerhin bleiben diese Bauwerke, die sich oft über 200 Fuß in cylindrischer Form mit konischer Spitze erheben, merkwürdige Reliquien der alten Zeit, und es ist unverzeihlich von der jetzigen Dynastie, daß sie seit ihrer Thronbesteigung nichts gethan hat, um diese Denkmäler, die von den chinesischen Herrschern mit besonderer Pietät in Stand gehalten wurden, vor dem Verfalle zu schützen. Allmählich beginnen sie den Einflüssen der Zeit zu unterliegen. Stein für Stein bröckelt ab, der Regen dringt in die Spalten, manche kann man ohne Lebensgefahr nicht ersteigen. Nach einem Jahrhundert werden nur noch wüste Steinhaufen die Stellen anzeigen, wo diese mächtigen Säulen viele Jahrtausende den Stürmen der Zeit Trotz boten. Man steigt im Innern

der Pagode zu ihrer Spitze hinauf. Die einzelnen Stockwerke sind durch Treppen verbunden; jedoch muß man merkwürdigerweise jedesmal auf die Galerien hinaustreten und einen Halbkreis um die Pagode beschreiben, ehe man durch eine Art Thür in der Mauer zu der nächsten Treppe und auf ihr zum folgenden Stockwerk gelangt.

Die zweite Pagode steht in der Nähe von Whampoa, einer Fischerstadt, die jedoch für die Europäer insofern von Bedeutung ist, als sich hier der eigentliche Hafen von Kanton, wenigstens für europäische Schiffe befindet. Theilweise bildet von hier bis Kanton die Schiffahrt wegen der vielen Wendungen des Stroms und seiner reißenden Schnelligkeit große Schwierigkeiten, theils auch haben die bedeutend geringern Hafenabgaben die Handelsschiffe bewogen, hier zu ankern und sich mit Booten ihre Ladung von Kanton herunterkommen zu lassen. Whampoa bildet ein sonderbares Gemisch von europäischer und zugleich echt chinesischer Stadt. Ein unordentliches, willkürlich nebeneinandergesetztes Conglomerat von elenden Hütten erhebt sich auf Pfählen aus dem Flusse und macht bei der Ebbe den Eindruck, als ob es auf Stelzen im Sumpfe watete. Diese Hütten sind oft so klein wie Käfige, und man bekommt hier zuerst einen Begriff von der Anspruchslosigkeit der Chinesen und ihrer ökonomischen Raumbenutzung, wenn man sieht, daß in einem Vogelbauer von kaum 200 Kubikfuß Gehalt Familien von acht bis zehn Personen wohnen. Mitten dazwischen ragen hohe eiserne oder gemauerte Schornsteine in die Lüfte empor, aus denen dichte schwarze Rauchwolken hervorsteigen, während das ächzende Pulsiren eines kleinen Rohrs daneben in regelmäßigen Absätzen weißen Wasserdampf ausstößt und das Arbeiten einer europäischen Dampfmaschine verkündet. Sie pumpt das Wasser aus einem Trockendock, in das soeben ein reparaturbedürftiges Schiff eingelaufen. An diese Docks, deren sich drei in Whampoa befinden, reihen sich die luftigen und leicht zusammengeschlagenen Godowns oder Waarenlager speculativer Kaufleute, die durch die Bedürfnisse der Schiffahrt ein Vermögen erwerben. Fast auf Meilen liest man die gigantischen Buchstaben ihrer Schilder. Wie nirgends in der Welt, fehlt auch hier nicht

der Deutsche, und der Name Müller erweckt neben einem Lächeln zugleich den Gedanken an die Heimat. Auch die Chinesen scheinen den Nutzen von Schildern begriffen zu haben und verkünden in englischer Sprache, daß hier Tschai Tscheong, genannt „der lahme Jack", als most excellent tailor for gentlemen sein Atelier aufgeschlagen, und dort Ahoy, genannt „Sechsfinger", bereit ist, alle fremden Silbermünzen on the most profitable terms, was natürlich nur auf ihn selbst Bezug hat, gegen chinesisches Scheng oder Kupfergeld einzuwechseln, welches so schlecht ist, daß selbst die Chinesen verschmähen, es zu fälschen.

Die Umgebung des Städtchens ist reizend. Nördlich von ihm erhebt sich ein sanft ansteigender Hügel, der als Begräbnißplatz dient und den Eindruck eines freundlichen Gartens macht. Mit der bekannten Pietät der Chinesen für ihre Verstorbenen ist jeder Grabhügel sorgfältig im Stande gehalten und mit Bäumen und Blumen geschmückt. Damit das in der Regenzeit herabströmende Wasser die Gräber nicht beschädige, ist der ganze Abhang des Hügels terrassirt und durch Rinnen für den Abfluß gesorgt. Auf den andern Seiten rahmen Reis- und Gemüsefelder das Städtchen ein, und auf den Kanälen, die hinter ihm in reichlicher Zahl das Land wie ein Netz durchweben, schwimmen Hunderte von Dschonken, deren breite dunkle Mattensegel angenehm mit dem umgebenden Grün contrastiren.

Wir erreichten Kanton gegen Abend, nachdem wir die Tour von 25 Meilen diesmal in acht Stunden zurückgelegt hatten. Ich hatte mir ein anderes Bild von der Stadt gemacht, die in Europa einen so hohen Grad von Berühmtheit erworben, welche die zweite Stadt des weiten chinesischen Reichs ist und über eine Million Einwohner zählt. Erst als wir ganz nahe kamen, konnten wir überhaupt von der Stadt etwas erblicken, und dies war jedenfalls unsern Erwartungen nicht entsprechend. Allerdings entwickelte sich vor unsern Blicken allmählich ein unendliches Häusermeer, allein seine Gleichmäßigkeit schließt alle Schönheit aus. Der südwestliche Theil bot nur einen Haufen von Ruinen und Trümmern; seit dem letzten Bombardement der Alliirten, das diesen Theil der Stadt in Asche legte, ist nichts

für seine Wiederherstellung geschehen. Seine Bewohner, man sagt eine Viertelmillion, sind in entfernte Provinzen ausgewandert, und die geschwärzten Mauerpfeiler der niedergebrannten oder niedergeschossenen Häuser stechen in ihrer lautlosen Ruhe und düstern Einsamkeit merkwürdig gegen das rege Gewimmel und laute Treiben der dichtgedrängten Menschenmassen ab, die auf den Flüssen und Kanälen, auf den Wegen und Feldern umher wie ein Bienenschwarm durcheinanderwogen.*)

Der übrige Theil der Stadt ist eine fast ununterbrochene Fläche von grauen Dächern in gleicher Höhe. Nur drei Pagoden erheben sich als einzige hohe Punkte aus dem ermüdenden Niveau, und im Nordosten findet das wandernde Auge einen Ruhepunkt an der „Weißen Wolke", welche Kanton an dieser Seite begrenzt und bis 1200 Fuß aus der endlosen Ebene als Höhenzug emporsteigt.

Die berühmten europäischen Factoreien sind nicht mehr. Auch sie wurden beim Bombardement niedergebrannt, und die ausländischen Consulatsflaggen wehen seitdem auf bescheidenen Gebäuden, die sich am rechten Ufer des Flusses unmittelbar am Wasser und Kanton gegenüber auf der Insel Honan erheben, welche zwei Arme des Perlflusses bilden. Ursprünglich zu Waarenlagern bestimmt, sind sie provisorisch in Wohnungen der Europäer verwandelt, aber so beschränkt, daß diese nicht einmal ihre Familien bei sich haben können.

Das Dampfschiff ankerte in der Nähe dieser Gebäude unweit der kleinen Felseninsel, die unter dem Namen French Folly in allen englisch-chinesischen Kriegen eine Rolle gespielt hat. Folly, sei hier bemerkt, ist nicht das englische Wort für Thorheit, wie es öfters übersetzt ist, sondern die chinesische Corruption des Wortes Fort, Festung. Die Werke sind jedoch jetzt rasirt, und die kleine Insel liegt unbenutzt und unbewohnt da.

Unsere Ankunft gab den Impuls zu einer ebenso originellen als belebten und interessanten Scene. Hunderte der kleinen Fährboote, von denen die Flüsse Chinas, namentlich der Tschu-kiang bei Kanton, wimmeln, und die von ihrer eiförmigen Ge-

*) Der verwüstete Stadttheil ist jetzt wieder aufgebaut.

stalt den Namen Tankea oder Eierhäuschen führen, flogen mit Windeseile von allen Seiten auf das Schiff zu, sobald der Anker gefallen war. Jeden Augenblick erwartete man, das eine oder andere überfahren oder zerschmettert zu sehen, aber mit wunderbarer Gewandtheit wußten die rudernden Frauen jeden Anstoß zu vermeiden und mit ihren langen Rudern den Booten jede gewünschte Richtung zu geben, ohne deshalb ihr Ziel, die Treppe des Dampfschiffs, außer Augen zu lassen und schon auf dreißig, vierzig Schritt den Reisenden ihr Fahrzeug zur Passage anzubieten. Ich habe selten eine so schnelle Expedition von Reisenden gesehen. In Zeit von fünf Minuten waren sämmtliche Passagiere, etwa 50 an der Zahl, mit ihrer Bagage ausgeschifft. Die beladenen Boote wanden sich wie die Schlangen durch die Scharen der übrigen, und auch wir sahen uns, ehe wir es dachten, bei den Factoreien ausgesetzt, wo unsere deutschen Freunde unserer harrten.

In Kanton gibt es keine Gasthäuser; man ist lediglich auf die Gastfreundschaft der dort wohnenden Europäer angewiesen, und diese wurde uns bei den dortigen deutschen Kaufleuten auf die herzlichste Weise zutheil. Aber nicht nur eine ungemeine Gastfreundschaft erwiesen uns unsere Landsleute, sondern sie führten uns auch mit der unermüdlichsten Aufopferung ganze Tage lang in der Stadt umher, zeigten uns alles nur irgend Interessante und theilten uns ihre langjährigen Erfahrungen in der Capitale des Südens über den Charakter der Bewohner und deren Eigenthümlichkeiten mit. Auf diese Weise sahen wir von Kanton sehr viel, wahrscheinlich mehr als die meisten Reisenden, und faßten manches auch mit einem andern und bessern Verständniß auf, indem unser liebenswürdiger Begleiter, Herr Menke, uns stets bereitwillig Aufschlüsse gab.

Kanton ist eine der ältesten Städte im südlichen China und hat seit seiner Erbauung ebenso wie das ganze chinesische Reich die wechselvollsten Schicksale erlebt. Seine Gründung sowie seine ursprüngliche Lage und Benennung reichen bis in die mythologische Zeit der chinesischen Geschichte und sind deshalb schwer zu bestimmen. Jedoch dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen kurzen Abriß der Geschichte der Stadt zu vernehmen,

wie sie die chinesische Chronik, die wenigstens seit den letzten 2000 Jahren auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf, erzählt.

Um das Jahr 2150 vor Christo lebte der berühmte König Yai, der noch jetzt wegen seiner Weisheit und großen Herrschertugenden in China als das Muster aller Könige gilt. Er war der vorletzte König der zweiten Dynastie, welche den Thron Chinas innehatte und unter dem Namen der „fünf Fürsten" in den Annalen verzeichnet steht. Dem Anschein nach hat er den bis dahin in Barbarei versunkenen Süden Chinas mit den Segnungen der Civilisation bekannt gemacht und ihn mit dem Norden vereinigt. Er befahl einem seiner Minister, sich nach Nangkeai, das damals die Stelle von Kanton einnahm, zu begeben und dies sowie das umliegende Land zu regieren. Fast tausend Jahre lang wird dann der südlichen Staaten in der Geschichte kaum erwähnt. Erst 1123 v. Chr., unter der vierten, der Schang-Dynastie, welcher die Heas vorangegangen waren, treten sie wieder in den Vordergrund und werden als tributäre Staaten des Kaisers von China aufgeführt. China bestand damals aus einer Reihe kleinerer Vasallenreiche, die oft miteinander Krieg führten, dem Kaiser viel Sorge machten, und namentlich war es der Süden, der am wenigsten geneigt schien, seine Oberherrschaft anzuerkennen, bis endlich im Jahre 630 v. Chr., unter der fünften, der Tschau-Dynastie, der Süden gänzlich unterjocht und mit dem Norden zu Einem Reiche verschmolzen wurde. Einen interessanten Einblick in die Culturgeschichte jener Zeit gewährt die Natur des Tributs, den nach der Chronik die Provinz Kanton und andere südliche Staaten lieferten. „Einige brachten Krabben und Frösche", heißt es in den Annalen, „andere Schlangen und Heuschrecken." Ich weiß nicht, ob noch jetzt Heuschrecken in China gegessen werden; jedenfalls sind aber die drei andern Thierarten sehr beliebt. Frösche fehlen auf keiner gutbesetzten Tafel. Krabben bilden nebst Fischen einen Hauptnahrungszweig der untern Klassen, und Schlangenfleisch liebt der Chinese sehr. Wie alle andern Verhältnisse scheint daher auch die Geschmacksrichtung in China seit Jahrtausenden stationär geblieben zu sein.

Das jetzige Kanton soll nach den chinesischen Geschichtsforschern unter Nanwang, einem der letzten Kaiser der Tschau-Dynastie, der 350 Jahre v. Chr. regierte, gegründet sein und ursprünglich den Namen Nan-wo-tsching, die kriegerische Stadt des Südens, geführt haben, obwol sie nur von einer aus Bambus und Morast aufgeführten Mauer umgeben war. Anfänglich klein, scheint sie allmählich erweitert und mehr als einmal nach verschiedenen Punkten verlegt worden zu sein. Ebenso hat die Stadt wie China selbst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen gehabt, die ihr theils nach ihrer Lage, theils infolge anderer Anlässe beigelegt wurden. Einer der ersten Namen, unter denen Kanton auch jetzt noch öfter in Büchern erscheint, ist Yangtsching, „die Stadt der Ziegenböcke". Der Sage nach erschienen einst fünf Genien in der Stadt. Sie kamen aus Indien auf Ziegenböcken geritten, welche alle verschieden gefärbt waren, und ebenso trugen sie Gewänder von ungleichen Farben. Jeder der Böcke hielt einen Büschel Kornähren im Maule und bot sie dem Volke dar, während die Genien folgende Worte sprachen: „Mögen Hungersnoth und Mangel nie eure Märkte heimsuchen." Darauf verschwanden sie spurlos, und die fünf Ziegenböcke verwandelten sich in Steine. Nach diesem Ereignisse wurde die Stadt auch gleichzeitig „Stadt der Genien" genannt und einer ihrer Tempel heißt noch jetzt „Tempel der fünf Genien". Letztere sind in ihm abgebildet, und zu ihren Füßen liegen die in Stein verwandelten Böcke, die jedoch als solche schwer zu kennen sind.

Im Jahre 250 v. Chr. unter Thin-tsche-wang muß der Süden arg revoltirt haben. Der Kaiser schickte nicht weniger als 500000 Mann, um ihn zu unterjochen. Der Kampf dauerte drei volle Jahre; schließlich wurden jedoch die Kaiserlichen vollständig aufgerieben, und die Aufrührer unterwarfen sich erst 201 v. Chr. dem Gründer der Han-Dynastie. Seit dieser Zeit scheint „die kriegerische Stadt des Südens" sich mehr den Künsten und Beschäftigungen des Friedens zugewendet und in der Industrie große Fortschritte gemacht zu haben. Unter Tinkin, dem „kriegerischen Monarchen", im Jahre 540 n. Chr., schickte die Stadt ein Stück sehr feines Tuch als Tribut

dem Kaiser. Dieser war jedoch mit der luxuriösen Feinheit des Stoffes so unzufrieden, daß er es zurückwies und die Verfertigung so kostbarer Stoffe in Zukunft verbot. Um diese Zeit herrschte schon ein reger Verkehr zwischen Kanton und den verschiedenen Völkerschaften Indiens, aber erst unter der Tang-Dynastie im Jahre 700 n. Chr. wurde in der Stadt ein regelmäßiger Markt für ausländischen Handel eröffnet und ein kaiserlicher Commissar ernannt, um statt des bisherigen Tributs fixirte Abgaben zu erheben. Von dieser Zeit datirt die gegenwärtige Bedeutung der Stadt, die jetzt rasch aufblühte. Nach dem Falle der Tang im Jahre 906 n. Chr. wurde sie wieder die Hauptstadt eines eigenen Königreichs, das dem Kaiser Tribut entrichtete, der aus Gold, Silber, Elfenbein und andern Kostbarkeiten im Betrage von 10 Millionen Thalern bestand. Zugleich jedoch scheint Kanton unter dem Drucke der grausamsten Despoten gestanden zu haben; seine Könige ließen die Verbrecher „kochen, schinden, auf Lanzen werfen und mit Tigern und Elefanten kämpfen“.

Der Nothschrei des Volks über diese Greuelthaten bewog den Gründer der Sung-Dynastie, 964, das Königreich Kanton wieder zu erobern und durch den Sturz seiner Herrscher das gequälte Volk zu befreien. Letzteres muß damals noch ziemlich in geistige Barbarei versunken gewesen sein, da Sung und seine Nachfolger die Hexerei abschafften, die Zauberei verboten, die für die Ausübung abergläubischer Riten erbauten Tempel niederrissen, dem Volke untersagten „den bösen Geistern Menschen zu opfern“, und Apotheken errichten ließen, um den Epidemien zu steuern, welche im Lande grassirten. Im Jahre 1067 wurde Kanton, das um diese Zeit zuerst unter seinem jetzigen Namen Kwangtung erscheint, mit einer Mauer von einer halben Meile Länge umgeben, die man zum Schutz gegen die Einfälle der Cochinchinesen, welche die Stadt häufig geplündert hatten, erbaute.

Die Gründer der Yuen-Dynastie überzogen 1279 den Süden Chinas mit Krieg und wütheten dort wie Bluthunde. Die Chroniken erzählen, daß sie Städte und Dörfer verwüsteten und so viele Menschen erschlugen, daß „das Blut in rauschenden

Strömen floß". Aller fremde Handel in Kanton wurde unterbrochen und erholte sich erst um das Jahr 1300, als auch die Häfen der Provinzen Tschekiang und Fukien ihm geöffnet wurden.

Der erste Pionnier des europäischen Handels mit China scheint Fernao Perez de Andrad, ein Portugiese, gewesen zu sein, der das Cap der guten Hoffnung umsegelte und Kanton im Jahre 1517, während der friedlichen und glücklichen Zeit der Ming-Dynastie, erreichte. Ihm folgten bald spanische, englische und holländische Abenteurer, und die Häfen von Kanton, Macao und Tingi in der Provinz Kwangtung, Ningpo und Tschusan in der Provinz Tschekiang und Amoy in Fukien wurden jetzt große Märkte für den europäischen Verkehr, obwol Kanton stets der wichtigste Stapelplatz blieb. Bis zur Eroberung Chinas durch die Tataren, die in den Jahren 1646 und 1647 vollendet wurde, erfreute sich der Süden einer glücklichen Ruhe. Ein Patriot, Yunglai, erhob aber damals das Banner der Rebellion für die gestürzte Ming-Dynastie und wählte Kanton zum Hauptquartier. Eine von Peking gegen ihn ausgesandte und hauptsächlich aus Tataren bestehende Armee unterwarf bald die Provinzen Fukien, Kwangsi und Kwangtung, wurde aber in ihrem Siegeslauf durch Kanton aufgehalten, das ihm muthig Trotz bot. Elf Monate lang machten die Tataren die wüthendsten Angriffe, sahen sich jedoch ebenso auf das blutigste zurückgeschlagen, und hätten unzweifelhaft unverrichteter Sache zurückkehren müssen, wenn ihnen nicht durch Verrath die Thore geöffnet und die unglückliche Stadt in ihre Hände gegeben worden wäre. Ein Jesuit, Martin Martinio, der sich zu jener Zeit im Süden Chinas aufhielt, beschreibt in Uebereinstimmung mit den chinesischen Chronisten die bei dem Falle der Stadt verübten Greuel als etwas über alle Begriffe Furchtbares. Am 24. November 1650 wurde die Stadt übergeben, und am folgenden Tage begannen die durch den muthigen und langen Widerstand erbitterten Tataren die Plünderung. Dieselbe dauerte fast vierzehn Tage lang bis zum 5. December. Weder Alter noch Geschlecht wurde geschont, sondern alles ohne Gnade gemordet; nur einige Künstler und Handwerker wurden

gespart, um die nothwendigen Industriezweige fortzupflanzen, sowie eine Anzahl starker Männer, um die gemachte Beute fortzuschleppen. Während der ganzen Zeit hörte man nichts als das brüllende Geschrei der wilden Sieger, die sich mit den Worten: „Tödtet, tödtet diese barbarischen Rebellen!“ zu weiterm Schlachten anfeuerten. Am 6. December endlich kam die Ordre, mit der Plünderung aufzuhören, nachdem während der Belagerung und nach der Eroberung 700000 Menschen umgekommen waren.

Nachdem die Tataren ihr Todeswerk vollendet hatten, schlugen sie ihre Quartiere in der alten Stadt auf, wo sie noch bis auf den heutigen Tag wohnen, während Civilbeamte und unter ihnen auch der Verräther Fan-tsching-gan in der neuen Stadt ernannt wurden.

Von diesem schweren Schlage erholte sich Kanton nur langsam, und es dauerte volle funfzig Jahre, bis es aus seinen Ruinen auferstand. Dann aber wuchs es schnell empor und wurde bald der Mittelpunkt der Industrie, des Handels und Reichthums, den selbst nicht die Land- und Seeräuberbanden, welche seit den ältesten Zeiten ihr Wesen in China treiben und nie haben unterdrückt werden können, zu beeinträchtigen vermochten.

Ebenso haben die englischen Kriege nur vorübergehend hemmend auf die Entwickelung der Stadt eingewirkt, und ihre andauernde Occupation von seiten der Westmächte hat durch die herbeigeführte größere Sicherheit des Eigenthums eher dazu beigetragen, den Wohlstand zu heben, als ihm zu schaden, wenngleich die Bevölkerung durch Auswanderung in Masse seit dem letzten Bombardement beträchtlich abgenommen hat. Von jetzt ab wird jedoch Kanton wahrscheinlich von seiner bisherigen Bedeutung verlieren. Es verdankte dieselbe zum großen Theil dem Umstande, daß die hauptsächlichsten Exportartikel des Landes, Thee und Seide, ihren Weg aus den nördlichen Provinzen, die sie hervorbringen, nach Kanton nahmen. Schon im Jahre 705 v. Chr. ließ der Kaiser Tschan-kin-ling, um die Stadt zu heben, jenen berühmten Paß durch das Meilinggebirge brechen, der in Verbindung mit einem Kanalsystem die einzige Verkehrsstraße

zwischen Norden und Süden bildet, und deren Ausgangspunkt Kanton ist. Die Eröffnung der nördlichen Häfen Swata=u, Fu=tscha=u, Ningpo und Schang=hae that dem Süden wol etwas Abbruch, allein empfindlichen Nachtheil wird Kanton erst jetzt durch die Eröffnung des Jang=tse=kiang erleiden, der die nördlichsten Provinzen durchströmt, eine Strecke von dreihundert Meilen schiffbar ist und für die Producte des Innern eine viel bequemere und billigere Straße als jener Landweg durch den Meilingpaß bietet.

Kanton besteht aus drei Theilen, der alten, der neuen und der Wasserstadt, die sowol in ihrer äußern als innern Erscheinung so verschieden sind, daß alle drei eine specielle Berücksichtigung verdienen.

Ein charakteristischer Zug aller größern Städte in China sind die hohen sie umgebenden Mauern, die, meistens ein und derselben Zeitperiode angehörend, fast ganz gleiche Größenverhältnisse haben und theilweise zum Schutze gegen die Einfälle der Tataren, theils gegen die Angriffe der chinesischen Nachbarstaaten erbaut wurden.

Die Höhe dieser Mauern, wie ich sie in Kanton, Schang=hae und Tientsin gesehen, und wie sie nach der Beschreibung auch Nanking und Peking besitzen, beträgt 25—30 Fuß. Sie bestehen inwendig aus festgestampfter Erde und sind äußerlich mit blauen Ziegelsteinen verkleidet. An der Basis circa 20 Fuß breit, steigen sie an der Außenseite perpendikulär, innen aber schräg auf und verjüngen sich bis zu einer Kronenbreite von 10—12 Fuß. Eine Crenelirung ziert regelmäßig die Krone, jedoch können weder deren Oeffnungen als Schießscharten für Geschütze dienen, noch habe ich je eins derselben auf dem Parapet gesehen. Ebenso wenig können die Mauern einer Kanonade widerstehen; ihre Höhe, Gewicht und perpendikuläre Außenseite würden das Bresche schießen sehr erleichtern. Bei den verschiedenen Thoren ist die Mauer durch einen halbkreisförmigen Vorsprung, eine Art Bastion, verdoppelt, dessen Eingänge seitwärts auf das innere Thor stoßen und in dem sich Thürme von mehrern Stockwerken zur Aufnahme von Soldaten befinden, während ähnliche Bastionen in Zwischenräumen von

150—200 Fuß die Courtinen ihrer ganzen Länge nach flankiren. Die berühmte Chinesische Mauer, dies mächtige Bauwerk, das sich vom Golf von Petschili in ununterbrochener Linie über 400 geographische Meilen weit bis zur westlichen Tatarei erstreckt, ist nach denselben Principien construirt. Da ich jedoch später darauf zurückkommen werde, erwähne ich sie hier nur beiläufig.

Die Kanton umgebende Mauer schließt sowol die alte als die neue Stadt ein, die jedoch beide wieder durch eine zweite Mauer voneinander getrennt werden. Der Flächenraum der Stadt ist im Vergleich zu der Einwohnerzahl nicht bedeutend; der ganze Umfang kann nicht 1½ Meile übersteigen, wenigstens sind wir mit mäßig schnellen Schritten in 2½ Stunden um die ganze Stadt gewandert. Zwölf Thore, von denen einige sehr sonderbare Namen, wie Thor der ewigen Reinheit oder der ewigen Glückseligkeit, haben, führen von außen in die Stadt, und vier andere vermitteln die Communication zwischen ihren beiden Haupttheilen. Bei Nacht sind sämmtliche Thore geschlossen und nur mit specieller Erlaubniß eines hohen Beamten zu passiren, obwol ein paar Kupfermünzen in den Augen der Wächter denselben Werth haben als jene Erlaubniß. Bei unserer Anwesenheit waren jedoch die Thore von Engländern und Franzosen besetzt und während der Nacht für jeden Chinesen ohne Ausnahme geschlossen.

Die Zahl der Straßen in Kanton ist sehr groß, nicht geringer als 600, die, ohne bestimmten Plan angelegt, kreuz und quer durcheinander laufen, meistens kurz, krumm und schmuzig sind. Die beiden letzten Prädicate gelten überhaupt von allen chinesischen Straßen, selten trifft man sie breiter als 10 Fuß. In der Mitte sind regelmäßig einen Fuß breite Fliesen der Länge nach gelegt, der übrige Theil jedoch ungepflastert. Da es weder Gossen noch sonstige Abzugskanäle gibt, auch die so eng zusammenstehenden und oben nach vorn überbauten Häuser den Sonnenstrahlen fast allen Zugang verschließen, so kann man sich denken, daß bei dem Verkehr einer halb auf den Straßen lebenden Bevölkerung von über eine Million, die selbst bekanntlich nicht sehr für Reinlichkeit eingenommen ist, ein Gang durch Kanton wasserdichte hohe Stiefeln

beansprucht, um den überall herrschenden Schmuz zu überwinden. Namentlich ist die alte oder Tatarenstadt in dieser Beziehung das Nonplusultra asiatischer Unreinlichkeit, die um so greller in die Augen fällt, weil die baufälligen schmuzigen Häuser ebenso abstoßend erscheinen, während in der neuen Stadt doch wenigstens die Tausende von chinesischen Läden mit ihren oft kostbaren Stoffen und geschmackvoll zur Schau gestellten Verkaufsgegenständen den Blick fesseln.

Außer den Straßen durchziehen noch eine Menge größerer und kleinerer Kanäle die Stadt, welche den Transport der schweren Güter vermitteln, da in Südchina kein Fuhrwerk existirt und alles, was nicht von Menschen getragen werden kann, zu Wasser fortgeschafft werden muß.

Nirgends documentirt sich die in China alle Verhältnisse des socialen Lebens beherrschende Gleichmäßigkeit auffallender als in der Bauart, Form und Größe der Gebäude. Auf dem Lande sind die Häuser fast ohne Ausnahme, in den Städten der bei weitem größte Theil einstöckig, nie aber mehr als zweistöckig. Unser europäisches Bauen in die Höhe ist den Chinesen so unerklärlich, daß der Kaiser zu dem englischen Gesandten Macartney äußerte, es könne doch wol nur die große Beschränkung des Landes Ursache sein, daß die Europäer ihre Wohnungen so nahe an die Wolken thürmten.

Ein Baustil nach unsern gewohnten Anschauungen tritt an den Häusern nicht hervor; wenigstens haben wir nichts, mit dem sich die Bauart vergleichen ließe. Der überall sich geltend machende Grundzug ist die Zeltform, die sich bei allen Gebäuden in der concaven Form des Daches, der Zierlichkeit der Pfeiler, sowie in der Leichtigkeit des Materials deutlich ausspricht. Oeffentliche und Privatgebäude, der Palast des Kaisers und die Hütten des hungernden Kuli, die Tempel und die Pavillons in den Gärten der Wohlhabenden — alles zeigt diesen Charakter, der, ohne Anspruch auf Schönheit oder Regelmäßigkeit machen zu können, dennoch durch seine Zierlichkeit das Auge angenehm berührt. Es ist nicht zu verkennen, daß die nomadisirenden Völkerschaften, welche zuerst in China sich feste Wohnsitze gründeten, in diesen das gewohnte Zelt nachahmten, und

wenn auch im Laufe der Jahrtausende das Innere sich allmählich veränderte, ward doch die äußere Form fast gar nicht modificirt. Sie ist so alt wie die Geschichte des Reichs, durch vieltausendjährige Ueberlieferungen geheiligt, und eine Abweichung von ihr erscheint dem Chinesen eine Profanation. Der Grundplan der chinesischen Häuser im allgemeinen zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem der maurischen Gebäude. Eine Mauer ohne andere als Thüröffnungen schließt das Haus von der Straße ab, wenn dasselbe nicht ein Kaufladen ist, während alle Fenster nach dem Hofe münden. Durch den Haupteingang gelangt man zunächst in das größte Zimmer, das sowol zum Empfange von Gästen als zum Speisen dient. An dieses schließen sich die übrigen Räumlichkeiten, die von dem Hauptzimmer gewöhnlich durch Wände von oft kostbarem Schnitzwerk getrennt sind, und deren Eingänge durch Portièren von Seide oder Baumwolle, je nach der Lebenslage des Besitzers, geschlossen werden.

Das Ansehen und die Großartigkeit der Wohnungen richtet sich nach dem größern oder kleinern Flächenraum, den sie bedecken, sowie nach Größe und Zahl der innern Höfe und der sie umgebenden Baulichkeiten, die jedoch von außen nicht gesehen werden können, da die Mauer sie gegen die Straße hin abschließt. Gewöhnlich bildet das Ganze ein Parallelogramm, und die Mauer stützt die Firste eines Daches, dessen untere Fläche auf einer innern mit jener parallel laufenden Mauer ruht und eine Reihe von Wohnlichkeiten für das Gesinde abgibt. Man betritt das Innere einer chinesischen Privatwohnung durch eine ziemlich enge Pforte, die sogar gewöhnlich in einer unscheinbaren Seitenstraße mündet und durchaus nicht auf die Pracht des Innern schließen läßt. In der Mitte der verschiedenen Höfe erheben sich die eigentlichen Wohngebäude, zunächst das oder die für die männlichen Insassen bestimmten, sodann das für die Frauen, und hinter diesem folgt gewöhnlich ein Garten mit Parkanlagen, Teichen und Pavillons. Wo irgendwie an den Thüren, auf den Dächern oder Fenstern sich hat Schnitzwerk anbringen lassen, ist es gewiß geschehen, und es fällt dieses dem Fremden ebensowol durch die Feinheit und Schönheit seiner

Ausführung als durch die Bizarrerie des darin vorwaltenden Geschmacks auf. Der Drache, das Sinnbild alles Glücks und alles Guten in China, fehlt fast nie. In allen möglichen Größen und aus dem verschiedenartigsten Material gefertigt, schlingt er sich in den Verzierungen mit geöffnetem Rachen, um die Dämonen zu verscheuchen, die in dem Gehirn der abergläubischen Bevölkerung spuken und auf jede Weise in das Haus zu bringen suchen.

Der sonderbare und von dem unsern gänzlich abweichende Geschmack der Chinesen in Form und Einrichtung ihrer Umgebung äußert sich überall in ihren Wohnungen. Gerade und gleichmäßige Linien, wie sie unserm Auge behagen, scheinen sie möglichst zu vermeiden. Fast alle Thüren in der Welt, mögen sie zum Palaste des Fürsten oder in die Baumrindenhütte des Negers führen, sind regelmäßige rechtwinkelige Oeffnungen, nur in China nicht. Wandert man im Innern einer chinesischen Wohnung umher, so tritt man bald durch eine kreisrunde, bald durch eine ovale oder elliptische Thür, oder sie hat die Form eines Blattes oder einer Vase, nie sieht man aber zwei gleiche. Dasselbe gilt von ihrem Mobiliar. Tische, Stühle, Bänke, Sofas, Bettstellen — alles ist verschieden und in ihren Formen herrscht eine vollständige Confusion. Sie sind nicht gleich hoch, nicht gleich breit, die Tische haben bald einen, bald drei, vier oder sechs Füße, die Stühle haben theils Lehnen, theils nicht, die Sitze sind entweder Holz, Bambusgeflecht, Marmor oder andere Steinplatten, bald rund, bald länglich, vier- oder sechseckig. Nur Eine Eigenschaft haben alle Möbel miteinander gemein, sie sind massiv, für die Ewigkeit berechnet und plump. Was uns mit ihnen aussöhnt, ist die kostbare Schnitzerei an ihren Lehnen und Füßen, und diesem Vorzuge haben sie es zu danken, daß die unerträglich façonnirten Stücke nach Europa ausgeführt und hochgeschätzt werden. Der Reichthum und die Pracht dieser Schnitzereien ist oft wirklich wunderbar, und ich habe ein zum Versenden fertiges Mobiliar gesehen, das ein in Hongkong ansässiger Deutscher nach seiner Heimat schickte, dessengleichen man bei uns vergebens suchen würde. Jeder der Stühle kostete beinahe 100 Thaler und eine

Bettstelle 500 Thaler. Bedenkt man, daß Arbeitslohn nirgends in der Welt so niedrig ist wie in China, so wird man den Werth der Schnitzereien ermessen können.

Die Chinesen sind die einzigen Asiaten, welche von Stühlen Gebrauch machen, aber sie haben dafür desto mehr, ihre Zimmer sind damit vollständig überladen, und ebenso ist man in ihren Gärten nie um Sitze verlegen, die dann gewöhnlich der Kühle und Leichtigkeit wegen aus Porzellan gefertigt sind und die Gestalt von hohen Cylindern mit nach innen gebogenen Seitenflächen haben. Oft sind es jedoch auch hölzerne Sessel mit Steinplatten, die aber nicht behauen sind, sondern nur eine gerade Fläche haben. Diese wird nach oben gekehrt und das Gestell der Form des Steins angepaßt. Kühl sitzt man auf solchen Steinen, aber auf die Dauer würden wir selbst im heißen Klima ein weicheres Material vorziehen. Die Chinesen scheinen jedoch in dieser Beziehung weniger verwöhnt zu sein, da sie auch einen steten Gebrauch von Porzellankopfkissen machen. Dieselben mögen ebenfalls kühl sein, als eine wohlthuende Unterlage für den Kopf habe ich sie jedoch nicht schätzen gelernt. Bei einer Picknickpartie nach einem chinesischen Kloster in der Umgegend von Kanton bekam ich infolge eines Fieberanfalles so heftige Kopfschmerzen, daß ich gezwungen war, mich niederzulegen. Ein gutmüthiger Mönch brachte mir eine Strohmatte als Unterbette und ein solches Porzellankopfkissen. Obschon es mir bei der höhern Lage des Kopfes Erleichterung gewährte, begann nach zehn Minuten mein Hals so zu schmerzen, daß ich das Kissen wieder entfernen mußte.

Die Gärten repräsentiren ein ebenso unregelmäßiges Gewirr von Bizarrerien wie das Mobiliar, denn die auch in Europa bekannte und nachgeahmte Verzwergung der Bäume, die hier ganz allgemein ist, rechne ich ebenfalls dazu. Jedenfalls kann ich nichts Schönes darin finden. Es ist keine Nachahmung, sondern eine Verkrüppelung der Natur, gerade so wie die sogenannten kleinen Füße der Frauen, die jedem andern als dem chinesischen Auge als Klumpfüße erscheinen und Ekel erregen. Den Zwergbäumen sieht man es immer an, daß sie Krüppel sind, und schon darum kann ein gebildeter Geschmack sie nicht schön finden.

Die Gärten enthalten auch manches wirklich Schöne. Die Chinesen sind große Liebhaber von künstlichen Felspartien, die man in allen Gärten und, wo diese fehlen, fast auf jedem Hofe einer anständigen Wohnung findet. Bisweilen gelingt ihnen hierbei die Nachahmung der Natur sehr gut, namentlich wenn sie sich dabei in kleinen Dimensionen halten. Ich habe in Kanton einzelne solcher Anlagen gesehen, die wirklich reizend waren. Man konnte sich bei ihrem Anblicke in eine wildromantische Gegend versetzt fühlen. Dort stürzte sich durch die zackigen Klippen einer Felswand ein Gießbach hernieder, dessen Wasser eine verborgene Fontaine in die Höhe trieb; hier bekleideten feinblätterige Schlinggewächse mit einem dichten Teppich künstliche Grotten, während knorrige Zwergeichen jenen Felsgrat zierten. Es lag etwas Bezauberndes in dieser Umgebung, die noch erhöhten Reiz durch einen großen dahinterliegenden Teich erhielt, auf dessen Spiegelfläche die kreisförmigen Blätter der heilig gehaltenen Lotospflanze schwammen, deren gigantische, roth oder gelb gefleckte Tulpenblüten träumerisch sich über das Wasser neigten, während Tausende der prachtvollen chinesischen Gold- und Silberfischchen, mit Flossen und Schwanz so lang wie der Körper selbst, zwischen ihnen durchschlüpften und in den Sonnenstrahlen spielten.

Sobald die Chinesen jedoch die Miniaturform in diesem Genre verlassen, werden ihre Schöpfungen gezwungen, unnatürlich und häßlich. In einem der großen und öffentlichen Theegärten von Schang-hae, der damals in eine französische Kaserne verwandelt war, befindet sich eine solche künstliche Felspartie in größerm Maßstabe, auf deren Construction offenbar große Sorgfalt verwendet ist, ohne jedoch einen andern Eindruck als den eines Steinbruchs zu machen. Es mag sein, daß das fehlende Grün viel dazu beitrug, da ich im Winter dort war, allein immerhin blieb es ein wirrer Steinhaufen, dem man es ansah, wie viel Zwang erforderlich war, um ihm seine auffallenden und unschönen Formen zu geben.

Man kann sich denken, daß in dem Lande des Porzellans dies Material auch vielfältig zur Zierde der Wohnungen gebraucht wird, und in der That findet man nirgends so viel

Vasen und Töpfe wie hier. Die Blumen in den Gärten werden nicht wie bei uns in Beeten, sondern stets in Töpfen gezogen, wodurch die Pflanzen viel von ihrem Reize verlieren. Es fehlt wieder die Natur. Topfblumen im Zimmer erfreuen das Auge; im Garten müssen sie meiner Ansicht nach frei blühen, wenn sich der Mensch an ihnen ergötzen soll. Der Chinese muß aber an allem künsteln, er kann nichts so lassen, wie die Natur es geschaffen, und diese Künsteleien bleiben immer mittelmäßig, weil nie Kunst darin ist. Der Kunstsinn geht ihm gänzlich ab, und darin unterscheiden sich die Asiaten mit wenigen Ausnahmen von der kaukasischen Rasse. Der Chinese sowol wie der Japanese überragen den Europäer an Imitationsgabe, beide übertreffen ihn bei weitem an Feinheit und Genauigkeit der Arbeit, namentlich der Japanese; aber beiden ist Kunst fremd, und was sie aus eigener Kraft schöpfen, ist entweder Caricatur oder kleinlich und regellos. Die Lebhaftigkeit und Frische ihrer Farben ist weltberühmt, und keine Nation erreicht sie darin; ihren Gemälden aber fehlt Licht, Schatten und Perspective. Ihre Plastik beschränkt sich einzig auf Vasen und Töpfe von Porzellan und Bronze in barocken Formen; sobald sie die Bildhauerei versuchen, schaffen sie Ungeheuer. Einen Baustil besitzen sie nicht; ihre Musik ist ein lärmendes Getöse von Trommeln und kreischenden Instrumenten ohne Melodie und Harmonie. Ihr Theater ist ein Institut, von dessen künstlerischem Werth der Umstand hinlänglich Zeugniß gibt, daß die Schauspieler einer Kaste angehören, die ähnlich den indischen Parias kein Bürgerrecht besitzt, und die keine andere Beschäftigung als noch die eines Barbiers oder Lastträgers treiben darf.

Die Chinesen haben eine besondere Liebhaberei für Antiquitäten, und die Wohlhabenden besitzen oft eine ganze Sammlung echter oder nachgemachter, denn in diesem Industriezweige sind die Söhne Han's Meister. Am werthvollsten und gesuchtesten sind die Vasen, deren Material aus einer Zusammenschmelzung von kostbaren Metallen stammt, die unter dem vierten Herrscher der Ming-Dynastie, Hoonghy, infolge eines Palastbrandes im Jahre 1440 stattfand. Ein anderer Häuserzierath

sind Laternen in allen Formen und Dimensionen von transparentem Papier, Glas oder Horn. Die Behandlung des letztern Materials muß eigenthümlich sein, da ich Laternen sah, deren über 18 Zoll Durchmesser haltender Körper kugelförmig war und ohne Naht aus einem transparenten Stück Horn bestand. Diese Laternen sind gewöhnlich bemalt und zeigen in bunten Charakteren Namen und Titel ihres Besitzers.

Im Süden dienen entweder Bettstellen mit Bambusflechtwerk oder Matten als Schlafstätten; im Norden dagegen haben fast alle Zimmer eine breite gemauerte Bettstelle, die von unten geheizt wird und zugleich den Ofen vertritt, den man sonst in China ebenso wenig wie Kamine findet. Außerdem sind nur Kohlenbecken das ganze Präservativ gegen die Kälte, die oft sehr empfindlich auftritt und nur durch drei- und vierfache Pelze oder wattirte Röcke erträglich wird.

Glasfenster sind selten, und man trifft sie überhaupt nur in den Plätzen, die direct mit Europäern in Verbindung stehen. Sonst vertritt transparentes Papier, das in Korea und Japan fabrizirt wird, ihre Stelle, bisweilen jedoch in den Häusern der Reichen Seidengaze mit sehr hübschen Gold- und Silberstickereien und im Norden kleine dünngeschliffene Scheiben aus den Schalen der falschen Perlmuttermuschel.

9.

Die Yamuns oder Gerichtshäuser. Grausamer Charakter der Chinesen. Die Lage der Gefangenen. Die Strafe des Halskragens. Die Tempel in Kanton. Die drei Religionen in China. Aberglaube der Chinesen.

Von den öffentlichen Gebäuden Kantons und anderer chinesischer Städte verdienen die Yamuns, die Tempel und die Theater Erwähnung. Man mag hinkommen, wo man will, überall sind sie sich gleich, und überhaupt braucht man nur Eine größere Stadt gesehen zu haben, um alle zu kennen. Zwar weichen die Menschen in den verschiedenen Provinzen des weiten Reichs vielfach in Sprache und theilweise in Sitten und Gewohnheiten voneinander ab, ihre Wohnungen, Dörfer und Städte aber sind alle aus Einem Gusse.

Die Yamuns sind die Bureaux der Beamten oder Mandarinen, der Befehlenden, wie sie anfänglich von den Portugiesen, später von allen Europäern und jetzt auch schon von den Chinesen selbst genannt werden. In diesen Gebäuden, die zugleich die Privatwohnungen der Mandarinen einschließen, laufen die geheimnißvollen Fäden des Netzes zusammen, das der Kaiser über ein Volk von 360 Millionen Seelen gezogen, und an denen er seine „Kinder" mit Hülfe „väterlicher Ermahnungen", wie in China die verschiedenen Gesetzesstrafen, seien es auch Folter, Hungertod oder sonstige Grausamkeiten, genannt werden, leitete, bis einige Millionen die in das Fleisch schneidenden Maschen zerrissen und ihn im Verein mit den „rothhaarigen Barbaren" zwangen, vom „heiligen Stuhl des Drachen" her-

abzusteigen und sich zur Rettung seines „himmlischen" Lebens in seine Erblande, die Tatarei, zu flüchten.

Die Yamuns zeichnen sich vor andern chinesischen Wohnungen nur durch ihren Umfang und dadurch aus, daß ihre nach der Straße blickende Fronte einen großen und zwei kleinere Thorwege besitzt, durch die man sie betritt, und daß in dem Hauptthause das Beamtenpersonal des Mandarinen logirt, während der letztere selbst mit seiner Familie in dem Gebäude des hintersten Hofes wohnt. Gewöhnlich halten, in Wasserfarben auf dem Eingangsthore gemalt, zwei riesige Tatarenkrieger mit gezückten Schwertern und zolllangen Zähnen Wache, und man erschrickt unwillkürlich, wenn man die ungeschlachten Leiber dieser Wächter mit ihren grimmigen Gesichtern plötzlich sich zur Seite sieht. Für das Volk sind diese Schreckbilder jedoch kaum nöthig. Die Yamuns mit ihren Verhörzimmern, Gefängnissen, Bambushieben und Marterwerkzeugen sind für den Chinesen ohnehin schon Schrecken genug. Wenn er es machen kann, weicht er ihnen schon von weitem aus, und wenn auch nicht über den Thoren geschrieben steht: Lasciate ogni speranza! so wissen Tausende von Unschuldigen, daß niemand ungestraft hinauskommt, der einmal als verdächtig vor das Forum des Yamun-Tribunals gezogen wurde.

In einem andern Yamun, von den Franzosen Pagode aux supplices genannt, sind zur heilsamen Furchterweckung bei den lieben „Kindern" des „Sohnes der Sonne" alle väterlichen Ermahnungen bildlich und sehr naturgetreu zu beiden Seiten des ersten Hofes unter den Colonnaden dargestellt. Es ist kaum glaublich, welche Varietäten von raffinirten Grausamkeiten hier zu finden sind, und wenn auch einige humane Chinesenfreunde in Abrede stellen wollen, daß solche Strafen wirklich existiren, und sie diese Darstellungen auf die buddhistische Hölle beziehen, so bin ich doch nach allem, was ich erfahren, sehr geneigt, das Gegentheil zu glauben.

Fühllosigkeit bei Leiden anderer Menschen bildet einen Grundzug im chinesischen Charakter, und damit ist ausgesuchte Grausamkeit sehr verwandt. Wenn auch vielleicht Verbrecher nicht mehr auseinandergesägt oder gekocht werden, so ist es

ebenso gewiß, daß man Falschmünzern die Augenlider abschneidet oder sie in einem Käfig verhungern läßt, und das ist wahrlich nicht viel besser. Man braucht nur ein chinesisches Gefängniß zu besuchen und die unglücklichen Geschöpfe anzusehen, die zu Hunderten in einem dunkeln Loche von kaum 200 Quadratfuß Fläche auf bloßen Verdacht hin eingesperrt sind und fünf, sechs Monate ihres Urtheilsspruchs harren müssen, um zu wissen, daß das Wort Humanität im Wörterbuche des chinesischen Gesetzes oder vielmehr in dem seiner Ausleger nicht enthalten ist.

Ich sah in einem Gefängnißlocal auch den berühmten Cangue oder Halskragen in Anwendung gebracht, der eine gewöhnliche Strafe für kleine Diebstähle ist. Wenn bei der guten Einrichtung unserer Gefängnisse Verbrecher einzig darum rückfällig werden, um wieder hineinzukommen, nachdem sie freigelassen waren, weil sie ein warmes Zimmer, Kleidung und Nahrung finden, so ist das nicht zu verwundern. Wenn jedoch in China ein Dieb, der sechs bis acht Monate den Halskragen geschleppt, zum zweiten male stiehlt, so ist dies wenigstens nicht Schuld der Strafe.

Das Instrument besteht aus einem zwei- bis dreizolligen Bretergerüst von $2\frac{1}{2}$—3 Fuß im Geviert, in dessen Mitte sich ein Loch gerade groß genug für den Hals des Delinquenten befindet. Dieser Kragen von mindestens 25 Pfund Gewicht wird ihm umgelegt, und er muß ihn ununterbrochen Tag und Nacht, je nach der Größe seines Vergehens, sechs bis acht Monate, ja ein Jahr lang schleppen. Man sagt, der Mensch gewöhne sich an alles, aber die Unglücklichen, welche ich mit dem Kragen sah, hatten sich in sechs Monaten nicht daran gewöhnen können, und ich werde so bald nicht ihre von Schmerz und Schlaflosigkeit abgezehrten Gesichter vergessen. Sie können nur schlafen, wenn sie sich auf den etwa einen Fuß hohen Pritschen ausstrecken, den Holzrahmen perpendikulär stellen und dann mit dem Halse in dem Ausschnitte ruhen. Da letzterer jedoch etwa einen halben Fuß höher als die Pritsche steht und Hals und Nacken von seinen scharfen Kanten beständig wund gescheuert sind, so kann man sich denken, wie die Nachtruhe der gequälten Geschöpfe sein muß. Ueberdies sind die also

Bestraften nach ihrer Freilassung durch einen breiten Narbenring um den Hals für immer als Diebe kenntlich, selbst wenn ihnen der abgeschnittene Zopf im Laufe der Jahre wieder wachsen sollte.

In den Gefängnissen, zu denen uns ein französischer Polizeioffizier bereitwilligst Zutritt gestattete, sah ich auch zum ersten male gefesselte Frauen, die größere Verbrechen begangen hatten, unter andern eine Schwester, die ihren Bruder gemordet. Einige hundert Weiber, Mütter und Schwestern von Rebellen waren gleichfalls eingekerkert, doch hatten sie Freiheit, in den Höfen umherzugehen. Die Mutter des Rebellenhäuptlings oder „jüngern Bruders Christi", wie er sich nennt, Tai-Ping-Wang, befand sich schon seit zehn Jahren hier und erzählte uns in Jammertönen ihre erlittenen Leiden. Die unglückliche Greisin war sogar gefesselt, und es ist ein Wunder, wie ein so gebrechliches siebzigjähriges Mütterchen solche Qualen überleben kann. Die chinesischen Behörden haben geglaubt, daß die im Volke so tief eingewurzelte kindliche Liebe Tai-Ping-Wang veranlassen werde, zur Befreiung seiner Mutter von der Leitung der Rebellion abzustehen, haben dadurch aber nur ihre geringe Menschenkenntniß bewiesen. Ein Mann, dessen Ehrgeiz nach einem Kaiserthrone strebt, läßt sich nicht durch Familienbande zurückhalten.

Die gefangenen Rebellen, welche ich hier sah, machten keinen günstigen Eindruck auf mich. Jedoch, glaube ich, waren es weniger die männlichen, puritanisch strengen und tapfern Krieger, von denen die Rebellion ausgegangen, und die kürzlich den Tatarengeneral Sankolinsin geschlagen und die kaiserliche Armee fast aufgerieben hatten, als die ein jedes Heer umschwärmenden Marodeure, also im Grunde Mörder und Diebe, welche als Rebellen bezeichnet wurden, weil sie statt des Zopfes ungeschorenes Haupthaar trugen. Die Anhänger Tai-Ping-Wang's tragen nämlich statt des tatarischen Zopfes die alte chinesische Haartracht. Die Gefangenen waren sämmtlich gefesselt; die meisten schleppten an einer um den Hals befestigten Kette einen Stein, gingen aber sonst frei in den Höfen umher. Die ihnen von Staats wegen verabreichte Nahrung besteht in

einem halben Pfunde Reis täglich. Außerdem erhalten sie 30 Cash oder zehn Pfennige, um ihre sonstigen Bedürfnisse, zu denen auch die Kleidung gehört, zu bestreiten, jedoch ist es ihren Angehörigen freigestellt, sie mit Nahrung und Kleidung zu versehen.

Ich besuchte mehrere der größten Yamuns. Der eine war der Palast des Tatarengenerals, ihm aber seit einiger Zeit von den Franzosen „abgeborgt", wie der beliebte Ausdruck hieß, und in das Generalcommissariat des französischen Expeditionscorps verwandelt. Dieser Yamun ist noch insofern merkwürdig, als der berühmte Yeh, der vor fünf Jahren den Engländern so viel Sorge machte, darin gefangen genommen wurde.

Yeh war jedenfalls ein Mann von Energie, namentlich den Rebellen gegenüber, und wenigstens trägt er an der Verbreitung der Rebellion nicht Schuld. Er ließ in drei Jahren nicht weniger als 70000 Rebellen allein in Kanton hinrichten.

Die Zahl der Tempel in Kanton sowie überhaupt in China ist sehr groß, und jedenfalls wird äußerer Cultus genügend zur Schau getragen. Was ich von den Häusern gesagt, gilt auch von den Tempeln; sie sind sich überall gleich, sämmtlich einstöckig, und unterscheiden sich nur durch den von ihnen bedeckten Flächenraum und reichere oder geringere Ausstattung. Kanton zählt deren 124. Einer der ältesten ist der Kwangheaitse oder der „Tempel des Ruhms und der Kindespflichten". Derselbe wurde unter Sankow im Jahre 250 v. Chr. gebaut, gehört zu den größten und reichsten von ganz China und zeichnet sich durch die Masse der in seinen Hallen aufgepflanzten Götzenbilder aus. Ein zweiter berühmter Tempel, der fast von allen Fremden besucht wird, ist der von Honan. Honan ist, wie ich bereits weiter oben bemerkte, eine vom Tschukiang und einem Kanale gebildete Insel, die Kanton gegenüberliegt, und auf der seit dem Brande der Factoreien die fremden Kaufleute wohnen. Die Gebäude und Gärten dieses Tempels, die von einer Mauer eingeschlossen sind, umfassen einen Raum von 10—13 Morgen. Ursprünglich ein Privatgarten, baute ein frommer Priester 1400 n. Chr. hier einen dem Buddha

geweihten Tempel, den er den Tempel „der 10000 Herbste“ nannte. Bis zum Jahre 1650 blieb er indessen ein obscurer Platz, welcher seine jetzige Berühmtheit erst durch die Frömmigkeit eines Priesters mit Namen Ahtse erlangte, der zugleich ein Wunder verrichtete. Die Provinz Kanton widerstand bekanntlich am längsten der Tatarenherrschaft, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts schickte der Kaiser seinen Sohn, um den widerspenstigen Süden gänzlich zu unterjochen. Dieser nahm sein Hauptquartier in dem Tempel von Honan und traf Vorbereitungen, um dreizehn auf der Insel liegende Dörfer wegen ihres verzweifelten Widerstandes nach den Befehlen seines Vaters von Grund aus zu zerstören. Zufällig traf sein Auge auf Ahtse, der sehr wohlbeleibt war. Pingnan, so hieß der Kaisersohn, nannte ihn einen Heuchler, weil er bei der vorgeschriebenen buddhistischen Priesterspeise, die nur aus Vegetabilien besteht, unmöglich so fett werden könne, und zog sein Schwert, um ihn höchsteigenhändig zu bestrafen. Plötzlich jedoch wurde sein Arm steif, und da ihm auch noch in der Nacht eine göttliche Person mit dem Befehle erschien, das Leben des heiligen Ahtse zu schonen, so gelobte er am andern Morgen dem Priester ewigen Gehorsam, worauf augenblicklich die Lähmung des Arms aufhörte. Durch die Vermittelung Ahtse's wurden nun auch die dreizehn Dörfer von ihrem Untergange gerettet, und die dankbaren Einwohner überschütteten ihren Wohlthäter mit so viel Ländereien, Geld und andern Gaben, daß der Tempel, zu dem Pingnan noch eine prachtvolle Halle „der himmlischen Könige“ erbaute, der reichste in Kanton wurde und bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Durch das äußere Thor gelangt man auf einen großen mit Topfblumen, namentlich mit dem heiligen Lotos und dem in China so beliebten Hahnenkamm gezierten Vorhof und durch diesen zu einem zweiten Thore, über dessen Eingang mit goldenen Charakteren der Name des Tempels, Haretschwang, geschrieben steht. Dieses Thor wird durch die kolossalen Holzstatuen zweier kriegerischer Halbgötter beschützt, die im Aeußern viel Aehnlichkeit mit den bei den Yamuns erwähnten Schildwachen haben. Durch einen dritten Hof gelangt man zum „Palast

der vier himmlischen Könige", Bilder alter Heroen. Von hier führt ein breiter gepflasterter Weg zu dem eigentlichen Tempel, und man befindet sich jetzt in der geheiligten Gegenwart der „drei kostbaren Buddhas", des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, stattlicher Holzfiguren in reiche Seide gekleidet und mit braun angemalten Gesichtern. Die Halle, in der sie aufgestellt sind, ist sehr geräumig, circa 100 Fuß im Gevierte, und enthält außerdem eine Menge Altäre, Götzenbilder u. s. w. Oben von der Decke hängen unzählige bemalte, mit Seidenbändern, Papierschnitzelchen und Trodbeln verzierte Laternen herab. Ein mächtiger Gong von 3 Fuß Durchmesser ist bestimmt, mit seinem meilenweit schallenden Tone die Priester und Frommen zum Gebet zu rufen, und die Säulen und Wände sind mit Sinnsprüchen buddhistischer Weisen in goldenen Buchstaben auf großen schwarzlackirten Tafeln oder langen rothen Papierstreifen geschmückt. Auf den Altären paradiren Hunderte von Götzenbildern in Miniatur, meistens aus Speckstein geschnitten und zum Verkaufe bestimmt, und ein beständiger Dampf der zu Ehren der Götter verbrannten Räucherstäbe erfüllt wie eine Wolke den Tempel. Diese Stäbchen werden aus Sandelholzpulver gemacht, und ihr Verbrauch ist in China unglaublich groß. Täglich werden Millionen davon verbrannt, nicht allein in den Tempeln, sondern vor allen Hausaltären, die keinem chinesischen Hause und keinem Boote fehlen, und bei jeder Festlichkeit, sie mag Namen oder Zweck haben, welchen sie will. Der Rauch soll wohlriechend und den Göttern angenehm sein, Europäer vermögen ihn jedoch in geschlossenen Zimmern nicht zu ertragen.

An beiden Seiten dieser großen Halle laufen Reihen von Gemächern entlang. An der linken Seite befindet sich unter ihnen eine Druckerei, aus der die Briefe an die verschiedenen Götter des Himmels und der Unterwelt hervorgehen, aus deren Verkauf die Priester bedeutende Sporteln ziehen. Die übrigen Räume sind Zellen für die Priester oder Ställe für Schweine, Hühner und anderes Vieh, das fromme Gläubige den Insassen des Tempels als Opfer bringen. Rechts findet sich zunächst ein Pavillon für einen militärischen Halbgott Kwang-fu-tse,

sodann eine Empfangshalle für Gäste, eine Schatzkammer, ein Absteigequartier für Te-thiang-Wang, den vielgefürchteten König der Unterwelt, ferner die Wohnung des Oberpriesters, ein Speisezimmer und die Küche.

Hinter dem Tempel folgt ein großer Garten mit der gewöhnlichen chinesischen Ausstattung von künstlichen Felsen, Zwergbäumen, Goldfischteichen mit Lotosblumen und darüberführenden Brücken, die aber nicht, wie bei andern vernünftigen Menschen, in gerader Linie hinübergeführt, sondern in rechtwinkeligem kurzen Zickzack erbaut sind, wodurch die Passage nicht allein unbequem, sondern auch fünf- bis sechsmal so lang wird.

Am Ende des Gartens befindet sich ein Mausoleum, in dem die Asche der gestorbenen und verbrannten Priester einmal jährlich feierlich beigesetzt wird, und neben ihm der Ofen, in dem die Leichen verbrannt, sowie eine kleine Nische, in der die Gefäße mit der Asche bis zu ihrer Beisetzung im Mausoleum aufbewahrt werden. Gegenwärtig zählt der Tempel 180 Priester, die theilweise ihren Unterhalt aus den Fonds der Tempelgüter, theils durch den Verkauf von Räucherstäben, Briefen an die Götter u. s. w. beziehen und ein sorgenloses bequemes Leben führen. Meistens sind es Menschen ohne Erziehung, und sehr wenige können Anspruch auf Bildung machen.

Unter den übrigen Tempeln Kantons verdient noch der bereits erwähnte der fünf Genien Beachtung, als der älteste der Stadt, sodann der Tempel der fünfhundert Götter, in dem diese sämmtlich in Lebensgröße, aus Holz gehauen, aufgestellt sind, und endlich der mohammedanische Tempel, neben dem sich ein 160 Fuß hohes schlankes Minaret erhebt. Derselbe wurde unter der Tang-Dynastie 715 n. Chr. von „Fremden" erbaut, und das Minaret heißt bei den Chinesen wegen der fehlenden Galerien die ungeschmückte Pagode. Unter der Ming-Dynastie 1468 wurde die Pagode umgebaut, und Ab-tu-lah (Abdullah), ein chinesischer Beamter nebst 17 Familien, wahrscheinlich sämmtlich Mohammedaner, wohnten in seiner Nähe. Augenblicklich beläuft sich die Zahl seiner Nachkommenschaft auf 3500, die von den Chinesen als Leute bezeichnet werden „die weder Götzen in ihren Tempeln haben noch Schweinefleisch essen". Das

scheint aber das einzige Ueberbleibsel ihres mohammedanischen Cultus zu sein. Sie unterscheiden sich weder in Sitten noch Sprache noch Kleidung von den Chinesen, tragen wie diese den Zopf und haben außerdem so viel buddhistische Ceremonien und abergläubische Riten aufgenommen, daß sie vor den Chinesen kaum etwas voraushaben.

In China herrscht vollständige Religionsfreiheit, d. h. es ist die Ausübung eines jeden Cultus und Proselytenmacherei mit seltener Toleranz gestattet, aber nur so lange, als beides sich von Einmischung in die Staatsverhältnisse freihält und nicht an den herrschenden socialen Verhältnissen rüttelt. Die im 16. und 17. Jahrhundert durch ganz China zerstreuten Jesuitenmissionen wußten sehr wohl diese Grenzen innezuhalten und bekehrten nicht nur Hunderttausende zum Christenthume, sondern wurden von den Herrschern wegen ihrer hervorragenden Kenntnisse mit hohen Ehrenstellen und Gehalten belohnt. Ihre zelotischen und ehrgeizigen Nachfolger verdarben alles, indem sie mit Hülfe ihrer Convertiten in das Staatsleben eingreifen, mit ihren geistlichen Waffen das ganze Reich für Rom erobern und es mit weltlichen beherrschen wollten. Die Folge war ihre Vertreibung und die Ausrottung des Christenthums, das trotz aller Missionsberichte jetzt so wenig Proselyten in China zählt wie kaum irgendein anderer nicht christlicher Staat.

Es existiren in China drei Hauptsekten in friedlicher Eintracht nebeneinander: die Confucianer, die Buddhisten und die Taoisten. Davon ist der Cultus des Confucius die Staatsreligion, weil auf ihren Principien die ganze chinesische Regierungsform beruht. Diese drei Religionen bestehen nun schon seit Tausenden von Jahren, nie aber ward die chinesische Geschichte durch solche Greuelthaten befleckt, wie sie die europäischen Religionskriege zur Folge hatten. Dieser ewige Frieden hat die drei Sekten einander so genähert, daß, wie verschieden auch ihre Principien anfangs waren, ihre äußern Formen fast übereinstimmen und mancher Chinese in Verlegenheit kommen würde, wenn man ihn darauf fragen wollte, zu welchem Cultus er sich speciell bekenne.

Es ist in wissenschaftlichen Werken über diese drei Religionen

so Vieles und Gründliches geschrieben, daß ich mich einer nähern Erörterung füglich enthalten kann; nur einige wenige allgemeine Bemerkungen will ich über die drei Religionen und ihre Bekenner hier machen.

Confucius war weniger Religionslehrer als Philosoph und Politiker. Alle seine Lehren und Maximen beziehen sich schließlich auf den Staat. Sein Streben war die Schaffung einer Regierungsform, die ebenso einfach als natürlich und darum dauernd sein sollte. Er glaubte in der Familie und in ihren natürlichen Beziehungen das Vorbild eines solchen Staats zu erblicken, und stellte daher Abhängigkeit und Subordination, wie sie nach der Natur das Kind dem Vater schuldet, als die Grundprincipien seines Systems auf. Unabhängigkeit und Gleichheit, abstracte und in der Natur nicht vorhandene Begriffe existiren auch für seine Staatskunst nicht: diese kennt nur Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern, der Jüngern gegen die Aeltern. Der Kaiser ist der Sohn des Himmels und diesem allein Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, aber er ist Vater des Volks, und wie der Vater einer Familie unumschränkte Macht über diese ausübt, so ist der Kaiser unumschränkter Herr des Volks. Diese Gefühle und Ideen werden der Seele des Kindes von frühester Jugend an eingeimpft, sie sind die Grundlage seiner moralischen Erziehung, ihre Entwickelung und Anwendung bildet das Studium des Jünglings und ihre stricte Ausübung ist das erste Erforderniß des Beamten oder Staatsmanns. Dem Einflusse dieser Principien auf den Geist und die Gefühle des Volks ist es aller Wahrscheinlichkeit nach zuzuschreiben, daß in China die größte Bevölkerung der Welt unter einem einzigen Herrscher zusammengehalten wird. Jedenfalls kann sich kein Philosoph rühmen, einen so großen Theil der menschlichen Rasse seit fast 2500 Jahren beeinflußt zu haben, und ebenso wenig hat jemand die ungeschmälerte Verehrung so vieler Millionen erworben wie Confucius.

Die von ihm hinterlassenen Schriften und Bücher bilden die Grundlage einer jeden Erziehung, und eine vollständige und genaue Kenntniß derselben sowie ihrer Commentare ist unerlaß-

liche Bedingung für jeden Bewerber um einen höhern Grad der wissenschaftlichen oder Beamtencarrière.

In jeder Stadt bis zu den Ortschaften dritten Ranges befindet sich mindestens Ein dem Confucius geweihter Tempel, dessen Priester die Staatsbeamten sind. Der Hohepriester der Staatsreligion ist der Kaiser, die vornehmsten Gottheiten sind Himmel und Erde. Ersterer ist ein höchstes Wesen, welches das Universum erhält und moralisch straft und belohnt. In dieser Beziehung wird der Kaiser „Sohn des Himmels" genannt.

Wenn der Kaiser dem Himmel seine Anbetung darbringt, trägt er eine azurblaue, wenn der Erde, eine gelbe, wenn der Sonne, eine rothe und wenn dem Monde, eine weiße Robe, während die daran theilnehmenden Beamten in Hofkleidung erscheinen. Der Altar des Himmels ist rund, der der Erde viereckig, was auf ihre Gestalt Bezug haben soll. Bei dem großen Opferfeste der Natur werden weder Priester noch Frauen zugelassen; nur wenn der Göttin des Seidenbaues Verehrung dargebracht wird, präsidirt die Kaiserin und nimmt eine Zahl ihrer Hofdamen theil. Das Fest des Himmels findet im Wintersolstitium, das der Erde zur Sommersonnenwende statt, und für die übrigen sind ebenfalls feste Zeitpunkte gewählt. Bei Mangel an der erforderlichen Vorbereitung oder an den Opfern selbst werden den betreffenden Beamten Gehaltskürzungen oder Bambushiebe als Strafe erkannt. Letztere lassen sich jedoch durch Geld abkaufen. Der Mann aus dem Volke dagegen erhält ohne Gnade 80 Bambushiebe auf die innern Flächen der Schenkel.

Der Buddhismus wurde im Jahre 65 v. Chr. in China eingeführt und hat sich seitdem über das ganze Reich verbreitet. Er ist insofern dem indischen vorzuziehen, als er sich frei von allem Fanatismus hält und nie zu der religiösen Schwärmerei wie in Indien ausartet. Dies liegt jedoch hauptsächlich in dem praktischen Charakter der Chinesen, der sich an das Reale hält und seine Geistesthätigkeit allein auf die Erlangung materieller Genüsse concentrirt. Ueberhaupt haben die drei chinesischen Sekten durchaus nichts Finsteres, Bigotes und Fanatisches an

sich; alles ist heiter, ruhig und friedlich. Das ist mit ein Hauptgrund, weshalb zelotische Missionen mit ihren Drohungen ewiger Verdammniß und ihrem Dogma der Erbsünde keine Erfolge erzielen. Der Cultus des Confucius lehrt gerade das Gegentheil; nach ihm ist der Mensch nicht sündig geboren, sondern trägt den Keim alles Edeln und Guten in sich.

Die buddhistischen Priester sind im allgemeinen unwissend, faul und schmuzig; vom Volke werden sie verachtet. Sie führen ein Leben ohne irgendwelche Zweckthätigkeit. Nach den Anschauungen ihrer Religion ist es die Aufgabe des Menschen, alle Leidenschaften, selbst die Gedanken zu unterdrücken und von keinen menschlichen Wünschen versucht zu werden. Die Folge eines solchen Strebens kann nur Vernichtung aller Seelenthätigkeit sein, und in der That machen die meisten dieser Priester den Eindruck stumpfsinniger Menschen, wozu der geschorene Kopf noch beiträgt.

Auch buddhistische Nonnenklöster gibt es in China. Ich habe zwar keins derselben besucht, aber einige ihrer Insassen gesehen, die mir keine hohe Meinung von diesen geistlichen Genossenschaften einflößten. Sie haben wie die Priester das Haupt geschoren und tragen ein den katholischen Nonnen ähnliches grobes Gewand, legen auch wie diese das Gelübde der Keuschheit ab, stehen aber in dieser Beziehung in sehr schlechtem Ruf.

Der Buddhismus kann, selbst wenn er nicht im Verfall begriffen wäre, in China nie Staatsreligion werden und immer nur tolerirt bleiben, weil viele seiner Lehren mit den politischen Institutionen des Landes in geradem Gegensatze stehen. Ein beschauliches und von allen Sorgen befreites Leben zu führen, wie es Buddha als Weg zur ewigen Seligkeit vorschrieb, und das seine Anhänger zur Trägheit verführte, kann in China nie maßgebend werden, wo der Kaiser selbst einmal jährlich den Pflug führt, und wo nur die angestrengteste Arbeit die Masse des Volks vor dem Hungertode bewahrt. Ebenso wenig konnte der Cölibat dort Anklang finden, wo seit undenklichen Zeiten Fortpflanzung und möglichste Vermehrung des menschlichen Geschlechts durch frühe Heirathen das Hauptaugenmerk der

Regierung war. Diese trug daher von jeher Sorge, daß die Buddhapriester keinen Einfluß auf das gemeine Volk erhielten, während die gebildeten Chinesen viel zu rationell sind, um sich von den Fabeln dieser unwissenden schmuzigen Rasse beherrschen zu lassen oder ihre Hunderte von Götzen für Götter zu halten.

Uebrigens ist der Buddhismus, wie bereits bemerkt, in China über seine Blütezeit lange hinaus, seine Klöster und Pagoden zerfallen, und je mehr das Land den Europäern geöffnet wird, desto mehr werden sich die Anschauungen des Volks ändern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Rebellen die gegenwärtige Dynastie entweder verdrängen oder, wie die neueste Zeit zu bestätigen scheint, sie zwingen werden, eine gänzlich veränderte Politik zu nehmen. Es kann dann nicht ausbleiben, daß damit auch die morschen religiösen Zustände des Landes zusammenbrechen müssen und eine neue Religion ihren Einzug halten wird. Einige christliche Sanguiniker sehen bereits in Tai-Ping-Wang, dem „jüngern Bruder Christi", wie er sich nennt, den Bekehrer von 300 Millionen Menschen zum Christenthume. Nach dem, was ich von den Rebellen gesehen und erfahren, konnte ich keine bedeutende Meinung von ihnen gewinnen, aber jedenfalls ist die Religion des Rebellenführers und seiner Anhänger besser als irgendeine der gegenwärtigen in China, weil moralischer und geeignet, einen Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum zu bilden.*)

---

*) Die grausame Kriegführung und Zerstörungswuth der Rebellen, deren Politik den Fremden keinerlei sichere Zukunft garantirte, wenn Tai-Ping-Wang sich zum Herrscher Chinas aufschwang, bewog im Jahre 1861 Engländer und Franzosen, der rechtmäßigen Regierung unter Prinz Kung gegen die Rebellen zu Hülfe zu kommen, als diese Schanghae und die Nordküste bedrohten. Gegen gewichtige politische Concessionen wurde ein englisch-chinesisches und ein französisch-chinesisches Truppencorps mit europäischen Heerführern und Waffen gebildet. Mit diesen Hülfsmitteln gelang es nicht allein, die Rebellen allmählich aus ihren Hauptpositionen zurückzudrängen, sondern sie in ihren Hauptabtheilungen so vernichtend zu schlagen, daß Tai-Ping-Wang sich aus Verzweiflung über seine verlorene Sache entleibte (1861). Damit war die Rebellion ihrer geistigen Führerschaft beraubt und in ihren Erfolgen gebrochen. Sie lebte und

Die Taoisten oder Rationalisten, nach der Wurzel Tao, Vernunft, besitzen die wenigsten Tempel und Anhänger. Der Stifter dieser Religion lebte ungefähr gleichzeitig mit Confucius, 560 v. Chr. Ihre Lehre, deren Kern eine Verachtung alles Reichthums und weltlicher Ehren ist, entbehrt trotz ihres Namens aller Vernunft und ihre Priester beschäftigen sich hauptsächlich mit Teufelsaustreibung und als Quacksalber, werden jedoch nur von den unwissendsten und abergläubischsten Chinesen zu Rathe gezogen. Wenn nämlich in einem solchen Falle Arzneien nicht mehr anschlagen wollen, so haben sich nach chinesischen Anschauungen böse Geister des Kranken bemächtigt, die sich von ihm nähren, und es wird ein Taopriester gerufen, um sie zu bannen. Dieser läßt mit Gongs und andern Instrumenten einen furchtbaren Lärm machen, der noch durch das Abbrennen von Tausenden kleiner Knallschwärmer vermehrt wird, und glaubt dadurch den bösen Geist zu erschrecken und zu verjagen. Zugleich werden im ganzen Hause Leckerbissen aufgestellt, um den Appetit der Dämonen zu reizen, und der exorcisirende Taotse murmelt während der Zeit Gebete oder Phrasen in einer ihm selbst unverständlichen Sprache, beschreibt mystische Figuren und entwickelt überhaupt alle jene Trugmittel, mit denen listige Pfaffen und Betrüger von jeher ihre unwissenden Mitmenschen geblendet haben.

Aberglaube ist überhaupt bei dem ganzen chinesischen Volke mehr als anderwärts zu finden und er wird durch den in Peking erscheinenden Hof- und Staatskalender, der für die verschiedenen Handlungen des menschlichen Lebens die guten und bösen Tage festsetzt, von oben herab nur noch befördert. Wenn man durch die Straßen einer chinesischen Stadt wandert, wird man durch nichts so frappirt als durch die Menge der Wahr-

---

lebt zwar noch fort, aber ohne innern Zusammenhang und leitende Idee und deshalb politisch ungefährlich. Ihre Theilnehmer sind nur noch Räuber und Diebe, welche allmählich zusammenschmelzen, je mehr die Regierung wieder erstarkt, indem sie die unhaltbare Politik des Abschließens allmählich aufgibt und mit der Oeffnung des Landes Handel und Wandel mächtig hebt.

sagerbuden, die man alle hundert Schritte antrifft und die stets von großen Scharen Volks aus allen Ständen umlagert sind. Der Glaube an ein Fatum, an glückliche und unglückliche Tage und Stunden herrscht unumstößlich im Gemüthe des Chinesen. Dabei ist er jedoch so vorsichtig, dem kaiserlichen Kalender nicht unbedingt zu trauen, und bei jeder nur einigermaßen wichtigen Handlung befragt er noch Dutzende von Wahrsagern sowie die in jedem Tempel und an jedem Feldaltar zum unentgeltlichen Gebrauch aufgestellten Becher mit Orakelstäben, die, schräg gegen die Erde gehalten, so lange geschüttelt werden, bis einer herausfällt, der durch die darauf geschriebene Sentenz dem Frager eine Antwort gibt. Das Naive dabei ist, daß der Fragesteller sich durch eine abschlägige Antwort nicht entmuthigen läßt, sondern den Proceß so lange fortsetzt, bis er den gewünschten Bescheid erhält. Auch sind die chinesischen Wahrsager von den unsern durch Vielseitigkeit verschieden. Während die unsern sich auf Karten und die Linien der Hand, höchstens noch auf den Kaffeesatz beschränken, habe ich in China mindestens zwanzig derartige Künstler gesehen, von denen jeder ein anderes System befolgte. Hier wirft einer zwei Kupfermünzen wie Würfel auf den Tisch und folgert die bevorstehenden Schicksalsfügungen aus ihrer gegenseitigen Lage und dem Umstande, welche von den beiden Münzen (deren eine mit tatarischer, die andere mit chinesischer Schrift bedeckt ist) nach oben gekehrt liegt. Dort versucht ein anderer dieselben Resultate aus den Stellungen zweier halber, der Länge nach gespaltener Ziegenhörner abzuleiten. Ein dritter treibt Physiognomik und schildert seinen Kunden aus der Vergleichung ihrer fetten verschwommenen Züge, der Kloßform ihrer dicken Nase und der Länge ihrer Ohren mit einem Normalgesicht, das auf einem weißen Brete seiner Bude als Aushängeschild dient, ihre brillanten Aussichten für die Zukunft. Wie wir nämlich in China so häufig den Gegensatz unserer Sitten und Anschauungen finden, so geht es auch mit den Ohren. Je mehr sich diese an Gestalt denen des Esels nähern, desto mehr Geist und Talent wird dem Besitzer zugeschrieben. Ein anderer Wahrsager wieder symbolisirt Worte. Die chinesischen Wortzeichen, deren jedes einen Begriff bedeutet,

eignen sich ganz besonders zu dieser Art von Symbolik. Der Frager zieht aus einem Buche ein Papierröllchen, auf dem eins der vieldeutigsten Worte geschrieben steht. Der Wahrsager sucht nun die ursprüngliche Wurzel desselben auf, erklärt mit bewunderungswerther Zungenfertigkeit deren Sinn, ebenso ihre spätere Umformung, analysirt die hinzugefügten Zeichen und bildet aus den einzelnen Zeichen ein Anagramm, das er natürlicherweise für eine Reihe von Fällen in petto hat und als Antwort der Frage anpaßt. Ein fünfter legt Karte, ein sechster läßt durch Vermittelung abgerichteter Vögel aus einem Haufen mit vielseitigen Sentenzen beschriebener Blätter eins ziehen und erklärt dieses Blatt der an ihn gerichteten Frage gemäß. In solcher Weise betrügen diese Gauner, deren Zahl man in China über eine Million schätzt, das unwissende Volk und locken ihm das Geld aus der Tasche. Diese Beschuldigung will freilich nicht viel sagen. Die chinesischen Wahrsager sind Menschenkenner; sie wissen, daß ihre Landsleute wol sehr abergläubisch sind, aber ihr Geld noch lieber haben, und setzen deshalb ihre Preise sehr niedrig. Die Taxe für einen Orakelspruch irgendeiner Art beträgt sechs Cash oder zwei Pfennige, und das ist gewiß billig.

Ein anderer den Anhängern aller Religionssekten gemeinsamer Aberglaube ist der Gebrauch und der Glaube an Talismane. Von diesen ist das Geldschwert, die Nachbildung eines Schwertes mit Kreuzgriff aus einer Reihe alter Kupfermünzen, die unter verschiedenen Herrschern geprägt wurden, der gewöhnlichste. Man hängt diese Talismane über den Betten oder in Stuben und Häusern namentlich dort auf, wo ein Selbstmord oder eine andere blutige That begangen ward. Sie sollen die wandernden Geister, vor denen die Chinesen so große Furcht haben, abhalten. Zu demselben Zwecke werden am Neujahr Pfirsichzweige mit Blüten, und am fünften Tage des fünften Monats Kalmusstauden über den Thüren aufgehängt. Auch wird um den Hals von Kindern eine Art Flaschenkürbis befestigt, der das Symbol eines langen Lebens ist.

10.

Das chinesische Theater. Der Stand der Schauspieler. Die dramatische Literatur. Gesang und Musik der Chinesen.

Unter den übrigen Gebäuden einer chinesischen Stadt sind noch die Theater zu erwähnen. Das chinesische Volk kennt nur zwei Vergnügungsorte. Die Theehäuser oder Theegärten und das Theater. Ohne diese beiden Genüsse glaubt man in China nicht existiren zu können. Selbst in jede Colonie, wenn sie einigermaßen prosperirt, wird neben allen andern Sitten und Gebräuchen regelmäßig das Theater mitgenommen, während die Theehäuser als Eigenthum eines einzelnen in jedem Dorfe zu finden sind.

Wenngleich die Regierung nicht wie im alten Rom dem Volke auf öffentliche Kosten Schauspiele gibt, so trägt sie doch insofern der Vorliebe für Theater Rechnung, als sie erlaubt, dieselben in jeder Straße zu erbauen und die Kosten durch allgemeine Subscription aufzubringen. Diese sind nun, was das bloße Gebäude betrifft, allerdings nicht bedeutend. Die Theater zeichnen sich zwar durch ihre Größe vor den übrigen Häusern, aber keineswegs durch Stabilität und kostbare Ausstattung aus. Bambus und Matten sind ihre Hauptbestandtheile; ersterer bildet das Gebälk, letztere die Wände und das Dach. Die innere Einrichtung ist gleich primitiv und bescheiden. Ein erhöhtes Bretergerüst bildet die Bühne, vor der das Orchester sitzt, und die Bühne wird durch eine angestrichene Papier- oder Mattenwand, die den Hintergrund vorstellt, von der Garderobe getrennt. Für das Publikum sind rohe Bänke amphitheatralisch aufgestellt, während die Wohlhabenden ihre eigenen

Stühle halten. Rechnet man dazu noch ein paar kleine Holzbuden an den Eingängen für Kassirer und Billeteure, so hat man das Innere und Aeußere eines chinesischen Theaters vollständig vor sich. Coulissen und sonstige scenische Vorrichtungen gibt es nicht, wenn man nicht einige fest auf der Bühne stehende bemalte Papierschirme dazu rechnen will, hinter welche bisweilen die außer Scene gesetzten Personen treten. Es bleibt dem Publikum überlassen, sich mit Hülfe der Einbildungskraft alle Scenerie hinzuzudenken, deren Andeutungen ebenso originell als naiv sind. Wird z. B. ein General zu einer Expedition nach einer entfernten Provinz geschickt, so erscheint er mit einem Zügel in der einen und einer Peitsche, die er knallen läßt, in der andern Hand. Unter einem betäubenden Lärmen von Gongs, Trompeten und Trommeln schreitet er drei- bis viermal auf der Bühne umher, macht halt und theilt dem Publikum mit, daß er dort und dort angelangt sei. Soll andererseits die Reise über See gehen, so nimmt der Betreffende das Modell einer Dschonke unter den Arm und schreitet damit über die Bühne. Pferde werden durch einfache Besenstiele dargestellt, und wird die Scenerie geändert, so gibt ein Schauspieler als Regisseur dem Publikum die nöthigen Erklärungen.

In einer Sache dagegen übertreffen uns die Chinesen, in ihrer Garderobe. Es klingt unglaublich, ist aber doch Thatsache, daß man auf dem kleinsten Theater Costüme sieht, die so von schwerer Seide, Gold- und Silberstickerei starren, daß ihr Werth sich nach unsern Preisen auf mehrere hundert Thaler belaufen würde. Fast alle ernsten Theaterstücke sind historischen Inhalts und spielen in den Zeiten vor der Tatarenherrschaft. Die Costüme sind Copien der Trachten jener Zeiten, die für die Frauen fast unverändert geblieben, aber bei den Männern durch die Tataren bedeutende Veränderungen erlitten haben. Fast alle in solchen Dramen auftretenden Personen sind im Gesicht mehr oder minder weiß bemalt. Die meisten Fremden halten dies für eine ebenso entstellende als merkwürdige Schminke, aber diese Malerei diente vor der Tatarenzeit als äußeres Zeichen des Rangunterschiedes. Je mehr Weiß das Gesicht zeigte, desto höher stand der Betreffende im Range.

Die Schauspieler gehören der untersten Klasse der Gesellschaft an. Vor etwa 500 Jahren revoltirten die Einwohner eines Districts gegen den Kaiser. Sie wurden bezwungen und damit bestraft, daß ihnen und ihren Nachkommen für ewige Zeiten der Weg zu allen Staatsämtern versperrt wurde. Ebenso ward ihnen verboten, an den literarischen Wettkämpfen, die zu Zeiten in China stattfinden, theilzunehmen, und ihnen nicht einmal die Wahl eines Berufs oder einer Profession gestattet. Diese chinesischen Parias, die in eigenthümlicher Uebereinstimmung mit einer der niedrigsten Kasten in Indien Dobi heißen, haben nur die Erlaubniß, Sänftenträger, Hausirer, Barbiere oder Schauspieler zu werden, während ihre Frauen das Geschäft des Heirathstiftens betreiben. Man kann sich also denken, daß von Künstlern unter den Schauspielern nicht viel die Rede ist, obwol es immer einige darunter gibt, die recht gut spielen.

Stationäre Theater wie in Europa gibt es nicht. Die Schauspieler ziehen in Trupps im Lande umher und werden bald hier bald dort von irgendeinem Unternehmer für eine bestimmte Summe auf eine Reihe von Vorstellungen gemiethet, und dieser nimmt dann Entrée; oder reiche Beamte oder Privatleute engagiren sie für eine gewisse Zeit, und dann hat jedermann unentgeltlich Zutritt.

Das chinesische Drama ist nicht dazu angethan, große Künstler zu bilden. Die dramatische Literatur ist zwar in China ungemein stark vertreten, und einige der besten Schauspiele sind zu verschiedenen Zeiten in das Englische oder Französische übertragen worden; allein die poetischen Schöpfungen erheben sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Weder in den ältern noch in den neuern dramatischen Erzeugnissen der Chinesen findet man tiefere Anschauung oder schwungvolles Pathos. Obschon ihre Tragödien äußerlich viel Aehnlichkeit mit den Compositionen der alten Griechen haben, stehen sie doch im Werthe tief unter den Leistungen eines Sophokles, Aeschylus oder Euripides.

In ihren Bühnenstücken machen die Chinesen keinen bestimmten Unterschied zwischen Tragödie und Komödie, vielmehr läßt sich dies nur aus dem Gegenstande des Stücks und dem Dialog

abnehmen. Die Tragödie ist gewöhnlich an ihrem historischen oder mythologischen Charakter zu erkennen.

Bei der großen Sinnlichkeit des Volks ist natürlich auch das Repertoire sehr reich an frivolen und unsittlichen Schauspielen, doch werden, obwol es keine Theatercensur gibt, diese Stücke nicht so häufig öffentlich als in den Privattheatern reicher Lüstlinge aufgeführt. Bei solcher Gelegenheit überreicht der Regisseur dem vornehmen Gaste eine Liste der seiner Gesellschaft geläufigen Pièces, und der Gast trifft dann seine Wahl. Souffleure gibt es nicht in China, jeder kennt seine Rollen auswendig, aber deswegen beschränkt sich das Repertoire desselben Theaters auch nur auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Stücken.

Das erste chinesische Drama, „Die Waise von Tschau“, wurde durch den Jesuiten Prémare, einen der ersten Sinologen seiner Zeit, in das Französische übersetzt und von Voltaire als Grundlage einer seiner besten Tragödien, „l'Orphelin de la Chine“ benutzt. Das Stück spielt ungefähr 100 Jahre vor der Geburt des Confucius, und sein Inhalt ist folgender: Ein militärischer Chef erobert Länder, die dem Hause Tschau gehören, und beschließt die Ausrottung des ganzen Geschlechts. Ein treuer Diener rettet das Leben des letzten männlichen Erben, indem er ihn verbirgt und sein eigenes Kind statt dessen opfern läßt. Die Waise wird in Unkenntniß ihrer wirklichen Abkunft erzogen, bis ihr in ihrem Mannesalter ihr Retter und Pflegevater das Geheimniß enthüllt. Die Waise rächt nun das Schicksal ihrer Familie an dem Usurpator. Die Handlung im Stück ist einfach und ohne Verwickelungen, der Dialog fließend, die Sprache gewählt, ohne jedoch sehr poetisch zu sein.

Ein zweites Drama, „Der Erbe in hohem Alter“, wurde ein Jahrhundert später von dem Engländer Davis in das Englische übersetzt. Dies Stück ist insofern interessant, als es vielen Aufschluß über Charakter und Sitten der Chinesen gibt. Es schildert die Consequenzen, die das Volk an die Verrichtung gewisser Ceremonien am Grabe der Voraltern sowie an das Hinterlassen männlicher Erben knüpft, die allein diese Andacht verrichten können, deren Details genau beschrieben

werden. Ebenso wird darin das Verhältniß des Kebsweibes zu der legitimen Frau geschildert und deutlich gezeigt, daß erstere nur eine Haussklavin ist, die ebenso wie ihre Kinder der rechtmäßigen Gattin gehört.

Fast alle chinesischen Dramen haben, einschließlich eines einleitenden Vorspiels, fünf Acte, die jedoch weniger auf der Bühne als im Buche markirt werden. Die Anweisungen für die Schauspieler sind wie bei uns in die Rollenbücher hineingedruckt. Frauen betreten nie die Bühne, ihre Rollen werden stets durch junge Männer gegeben.

Die Vorstellungen, namentlich diejenigen historischer Art, werden während ihrer Aufführung durch das Orchester auf eine Weise begleitet, die uns nicht bekannt ist. Die Musik dient dabei als Verstärkungsmittel, und jedesmal wenn einer Sentenz oder Worten Nachdruck verliehen werden soll, fällt auf ein gegebenes Zeichen die Musik ein und macht einen schrecklichen Lärm. Dies geschieht bisweilen so oft, daß man mehr Lärm von Instrumenten als Dialog hört und europäische Nerven selten die Anhörung eines ganzen Dramas zu ertragen vermögen.

An musikalischen Instrumenten besitzen die Chinesen eine große Auswahl, namentlich Lauten und Guitarren, die aber nur drei Saiten haben und nicht mit den Fingerspitzen, sondern mit Bambusstäbchen in der Form eines Butterstechers gespielt werden. Sodann verschiedene Geigen oder vielmehr Violoncellos mit zwei Saiten, zwischen denen der Strang des Bogens fährt. Ihre Töne sind ungemein schneidend, machen sich am lautesten und greifen die Nerven am meisten an. Ferner mehrere Arten von Flöten und Blechclarinetten, und endlich eine Menge von Trommeln, Gongs und Becken aus Metall oder hartem Holz. Die Saiten der Streichinstrumente sind nicht aus Darm, sondern aus Seide und Draht gemacht.

Ueber die Töne, welche diesen Geräthen entlockt werden, läßt sich nicht viel sagen; Musik nach unsern Begriffen existirt in China nicht. Man hört freilich eine oft wiederkehrende Melodie durch, aber von Harmonie ist keine Rede. Die Instrumente sind unisono gestimmt, und höchstens spielt das eine

die betreffende Melodie eine Octave tiefer als das andere. Es gibt keine bestimmte Tonart, sondern Moll und Dur wechseln beständig während des Spiels miteinander ab. Ebenso wenig kennen die Chinesen halbe Töne, Contrapunkt oder Abtheilungen in der Musik, und ihre Melodien haben für uns durchaus nichts Anziehendes. Der Totaleindruck ihrer Musik bleibt stets nur ein wüstes Zusammenklingen möglichst geräuschvoller Instrumente. Ihr Gesang ist nicht besser. Die Frauen quieken oder schreien in den höchsten Falsettönen und die Männer durch die Fistel unisono mit den die Melodie angebenden und zugleich begleitenden Instrumenten, und ich werde so leicht nicht die Tortur vergessen, welche ich erlitt, als ich einst in Hongkong von einem Chinesen zu einem solchen Singsang eingeladen und drei Stunden zur Anhörung eines solchen Instrumental- und Vocalconcerts verurtheilt war. Die einzelnen vorhandenen Noten werden durch bestimmte Charaktere ausgedrückt und die Melodien in ihnen niedergeschrieben.

Nach dem Alter der Musik in China und den Aufmunterungen, die Confucius der Pflege dieser Kunst hat zutheil werden lassen, sollte man voraussetzen, daß sie sich im Laufe der Zeit zu einer höhern Stufe hätte emporschwingen müssen, allein wie alles andere ist auch sie seit Tausenden von Jahren stationär geblieben. Das ist um so mehr zu verwundern, als der gebildete Chinese sehr wohl unsere bessere und harmonische Musik zu würdigen weiß, wie wir dies oft genug Gelegenheit hatten zu bemerken, wenn die Musik der Arcona öffentlich in Schanghae spielte.

11.

Die Boote der Wasserstadt in Kanton und ihre Führerinnen. Fahrzeuge und Schiffahrt der Chinesen. Der Kompaß. Zustand der Kriegsflotte. Der Flußverkehr.

China ist so sehr übervölkert, daß namentlich in der Nähe großer Städte, die stets an Flüssen erbaut sind, ein Theil der Bevölkerung seine Wohnsitze auf dem Wasser aufschlagen muß, weil der für ihre Unterbringung nöthige Grund und Boden dem Ackerbau, der hauptsächlichsten Nahrungsquelle des Volks, nicht entzogen werden darf. Diese Nothwendigkeit, die Bodenfläche für den Ackerbau zu reserviren, hat nun in Kanton eine förmliche Wasserstadt in das Leben gerufen, die nicht weniger als eine Viertelmillion Einwohner zählt. Die Bevölkerung von Kanton wird auf eine Million geschätzt, obwol ich sie für größer halte; die Wasserstadt bildet den vierten Theil.

Wenn man mit dem Dampfschiffe das südwestliche Ende Kantons passirt, erblickt man, so weit das Auge reicht, unzählige Boote von ganz gleicher Form. Bord an Bord liegend, bilden sie endlose Straßen zu beiden Seiten des Flusses, in denen sich wieder Hunderte und Tausende von andern Booten hin- und herbewegen und ein so buntes Gewimmel hervorrufen, daß der Fremde staunend steht.

Diese Boote, die ich bereits früher als Tankea oder Eierhäuschen erwähnte, sind die Häuser der Wasserstadt, von deren Bedeutung man eine Vorstellung erhält, wenn man bedenkt,

daß im Polizei-Yamun von Kanton 90000 dieser Tankea registrirt sind. Zu allen diesen Fahrzeugen gesellen sich nun noch die Arbeits-, Fähr- und Frachtboote sowie die zahllosen größern Handelsdschonken, die, entweder aus dem Innern oder von seewärts kommend, den Fluß bevölkern und von Whampoa bis eine Meile nordwärts von Kanton in Scharen von Hunderten neben- und hintereinander vor Anker liegen, oder auf dem Perlflusse und den Kanälen sich schwerfällig fortbewegen.

Ich muß gestehen, daß ich auf meinen Reisen nie etwas Aehnliches gesehen habe, und nichts kann meiner Ansicht nach den commerziellen geschäftigen Geist der Chinesen und die große Lebhaftigkeit ihres innern Verkehrs schärfer charakterisiren als die im wahren Sinne des Wortes unzählbare Menge ihrer Fahrzeuge, die meist noch von Passagieren vollgepfropft sind. Die Form, Bauart, Takelage u. s. w. der größern Handels- und Fischerdschonken sind fast in jeder Provinz verschieden, und zwar ist dieser Unterschied an der Seeküste so markirt, daß europäische Seefahrer, welche die chinesische Küste öfter besuchen, im Nebel genau die Position ihres Schiffs kennen, sobald sie einer der chinesischen Fischerflotten begegnen, die zwei, drei Meilen von der Küste ihr Handwerk betreiben und an der Form und der Besegelung ihrer Dschonken sofort als zu der oder der Seestadt gehörig erkannt werden.

Mit den Tankea ist dies jedoch nicht der Fall. Diese sehen sich im ganzen Reiche so ähnlich wie ein Ei dem andern, und der einzige Unterschied ist, daß sie im Süden ausschließlich von Frauen, im Norden jedoch auch von Männern geführt werden. Sie sind 12—14 Fuß lang, 4 Fuß breit, sehr flach gehend und gegen Wind und Wetter in der Mitte durch ein halbrundes festes Dach von Bambusflechtwerk und vorn und hinten durch eben solche lose Dächer geschützt, die sich nach Belieben hinsetzen und fortnehmen lassen. In diesem Raume, der kaum 50 Quadratfuß einschließt und dabei nicht höher als 4 Fuß ist, wohnt jahraus jahrein eine ganze Familie von sechs, acht, ja zehn Personen, und man vermag sich so einen Begriff zu machen, mit wie wenig Platz Chinesen sich behelfen können. In diesen Booten wird gekocht, gegessen und geschlafen. Die Aeltern

verlassen selten, die Kinder oft jahrelang ihre enge Behausung nicht. Dabei ist aber diese Bevölkerung wohlauf, kräftig und guter Dinge.

Die Boote zeichnen sich im Gegensatz zu den Wohnungen am Lande durch Reinlichkeit aus. Ihre Bewohner, obwol sie von der Hand in den Mund leben und oft am Morgen nicht wissen, woher sie Speise nehmen sollen, sind fast immer gut gekleidet, und ich bin oft und gern mit den Tankea gefahren und habe mich jedesmal über die rüstigen, fleißigen Mütter und die bausbäckigen starken Kinder gefreut, die oft schon in einem Alter von vier bis fünf Jahren mit schwachen Kräften die Mutter an ihrem schweren Ruder unterstützen müssen. Die Boote werden nicht, wie bei uns gebräuchlich, durch mehrere Ruder an der Seite, sondern durch ein größeres nach hinten hinaus fortbewegt. Dasselbe ist der größern Haltbarkeit wegen aus zwei Theilen zusammengesetzt und hat unten ein sehr breites Blatt, das abwechselnd nach beiden Seiten mit seiner schiefen Fläche auf das Wasser gedrückt wird und, nach dem Princip der Schraube wirkend, dem Boot nicht nur eine schnelle, sondern auch eine ununterbrochene und gleichmäßige Bewegung mittheilt und es je nach der Vermehrung des Drucks auf die eine oder andere Seite beliebig lenkt. Zur möglichsten Verminderung der Friction ruht das Ruder auf einem eisernen Pivot. So gleiten die Fahrzeuge mit großer Geschwindigkeit über das Wasser, gelenkt von einer einzigen Frau, deren Geschicklichkeit man nicht genug bewundern kann, und die nur vieljährige Uebung unter einem solchen Bootsgewimmel, wie es der Perlfluß bietet, zu erzielen vermag.

Eine besondere Sorgfalt verwenden die Bootsfrauen auf ihre Haartracht. Alle Chinesinnen haben wunderschönes schwarzes Haar, und sie wissen dies auf die vortheilhafteste Weise zur Schau zu stellen. Während die Mandschu den besiegten Männern den tatarischen Zopf aufgezwungen und es unbegreiflicherweise im Laufe zweier Jahrhunderte dahin gebracht haben, daß die anfangs so sehr verhaßte Tracht der Stolz jedes Chinesen geworden und der Verlust des Zopfes als die größte Schande betrachtet wird, ließen sie die Haartracht der

Frauen unberührt, und wir sehen dieselbe heute, wie sie vor tausend und mehr Jahren war. Bei Hohen und Niedrigen ist sie ganz gleich, nur zeichnen Goldspangen und Perlenschmuck die Reichen aus. Das Haar wird sämmtlich nach hinten gekämmt, zu einem Schopf gebunden und dieser mittels Pommade, Kämmen und Polstern zu einer Figur geformt, die Aehnlichkeit mit einem fliegenden Schmetterlinge hat. Eine derartige Coiffüre kostet natürlich ungemein viel Zeit; aber schon mit Tagesanbruch sieht man sämmtliche Bootsfrauen vollständig frisirt. Die Schmetterlingsflügel sind das Zeichen der Frauen; Jungfrauen tragen das Haar zu einem einfachen Zopfe geflochten und aufgewickelt.

Die Verhältnisse des Landlebens sind, soweit es irgend möglich, auf die Wasserstadt übertragen. In größern Booten finden wir Theater und Theehäuser, aus denen das unmelodische eintönige Geklimper von Guitarren mit obligater Begleitung von kreischenden Stimmen und den lauten Klängen des Gong hervorschallt, während diese Fahrzeuge sich am Abend durch unzählige bunte Laternen bemerklich machen. Die vielen Hausirer und Lebensmittelverkäufer, welche die Straßen der Stadt durchziehen und deren jeder an einem besondern Geschrei erkannt wird, fahren hier mit ihren Sachen von Boot zu Boot und versorgen deren Bewohner mit allen Bedürfnissen. Von Zeit zu Zeit fällt dem Auge eine Gruppe größerer, mit heitern Farben bemalter und mit allen möglichen Flaggen und Flitterstaat geschmückter Fahrzeuge auf. Dies sind die sogenannten Blumenboote, schwimmende Hotels, in denen Hochzeiten und andere Festlichkeiten gefeiert werden. Bei solchen Gelegenheiten sind die Chinesen in ihren Freudenbezeigungen ebenso laut als unermüdlich, und wehe dem armen Europäer, unter dessen Fenstern ein solches Boot seinen Ankerplatz wählt. Die ganze Nacht hindurch wird er von den schrecklichen Tönen disharmonischer Instrumente und dem Abbrennen krachender Schwärmer wach gehalten.

Man sollte glauben, daß eine Nation, von der so viele Millionen beständig auf dem Wasser leben, deren hervorstechendster Charakterzug die Liebe zum Handel ist, und die an

den langgestreckten Küsten eine Zahl von Seeschiffen besitzt, gegen welche die Rhederei unserer größten Handelsstaaten wie England und Amerika verschwindend klein erscheint, auch in der Seeschiffahrt bedeutende Fortschritte gemacht habe; aber es scheint gerade das Gegentheil stattgefunden zu haben. Um einen Begriff von der Menge der Fahrzeuge zu geben, will ich nur erwähnen, daß wir während einer Kreuztour von Hongkong nach Japan eine Strecke von 60 deutschen Meilen an der chinesischen Küste hinauffuhren und während der fünf Tage, welche wir dazu gebrauchten, beständig von Tausenden großer Fischerdschonken umgeben waren. Eines Tags zählte ich nur an einer Seite unsers Schiffs deren nahe an 400.

Man darf jedoch nur einen Blick auf diese Fahrzeuge werfen, um an ihnen sofort den niedrigen Standpunkt chinesischer Schiffahrt zu erkennen. Ihre Formen sind plump, ungeschickt und unpraktisch, das Vordertheil fast viereckig und das Hintertheil so schwach, daß man nicht begreift, wie Menschen in einem solchen Fahrzeuge zur See gehen können. Die Masten sind unverhältnißmäßig stark und werden durch kein Tauwerk gestützt; die Segel sind aus Matten gefertigt und unhandlich. Ihre Anker sind aus Holz gemacht, und die mechanischen Hülfsmittel, welche wir seit undenklichen Zeiten zur Handhabung der Segel und Raaen benutzen, wie Flaschenzüge, Kloben u. s. w., scheinen hier bis auf eine unpraktische Winde unbekannt zu sein.

Die Besatzung zählt viel Köpfe, aber auch viel Sinne, und dies sehr oft zum Unglück des Schiffs. Die Chinesen fahren nicht aus Neigung, sondern aus Zwang zur See. Nur wenn ihnen am Lande jede Subsistenz fehlt, verdingen sie sich als Matrosen auf eine Dschonke, und gewöhnlich ist es der Abschaum der Bevölkerung, der sich hier zusammenfindet. Außer dem Eigenthümer der Waaren oder dessen Vertreter hat das Schiff noch einen Kapitän oder Steuermann. Er führt nominell den Befehl über die Matrosen; jedoch gehorchen ihm diese nur, wenn es ihnen convenirt, und behandeln ihn oft schlechter wie ihresgleichen. Jeder Mann der Besatzung darf eine bestimmte Quantität Waaren mitnehmen, und jeder beansprucht deshalb in der Führung des Fahrzeugs eine Stimme. Daher kommt

es, daß Kapitän und Steuermann sich oft dem Willen der Bemannung fügen müssen, wodurch nicht selten das Schiff beschädigt wird oder verloren geht. Im Augenblick der Gefahr hört alle Ordnung und Disciplin auf, alles schreit durcheinander, und selten wird eine Dschonke aus einer gefährlichen Lage durch ihre Besatzung befreit. Dies sowie die Gebrechlichkeit der Dschonken und ihre Schwerfälligkeit im Manövriren und Segeln macht es auch erklärlich, daß in einem Teufun oft Hunderte von diesen Fahrzeugen auf einmal zu Grunde gehen oder an die Küste geschleudert werden und Tausende von Menschen dabei umkommen.

Es ist bekannt, daß der Kompaß in China erfunden wurde. In einem ihrer Wörterbücher aus dem Jahre 121 n. Chr. wird von den Chinesen schon des Magnetsteins erwähnt, „mit dem der Nadel eine Richtung gegeben werden kann". In einem andern Werke aus der Mitte des 3. Jahrhunderts ist der Gebrauch des Kompasses genau beschrieben, und in einem dritten Buche vom Jahre 419 n. Chr. wird gesagt, daß die Schiffe mit Hülfe des Magnets nach Süden gesteuert würden. Ebenso hat Klaproth nachgewiesen, daß die Bestimmung der Variation oder der magnetischen Abweichung der Nadel vom wahren Meridian in China lange vor uns bekannt war. Als Beweis für die Originalität des chinesischen Kompasses mag der Umstand dienen, daß sie den Attractionspunkt nicht, wie wir, im Norden, sondern im Süden annehmen und danach auch der Variation den entgegengesetzten Namen geben. Ebenso zeigt die Construction des Instruments das hohe Alter der Erfindung. Ich bin im Besitze eines solchen Kompasses, der nicht wie bei uns aus einer beweglichen, an die Nadel befestigten und sich auf einem Stift drehenden Windrose, sondern aus einer zehn Zoll im Durchmesser haltenden und einen Zoll dicken kreisförmigen Holzscheibe besteht, in deren Mittelpunkt die kleine kaum einen Zoll lange Nadel in einer Höhlung schwingt. Auf der Scheibe selbst sind die ältesten astronomischen Ideen der Chinesen eingravirt. In den von ihnen vor tausend Jahren geschriebenen Büchern findet man das genaue Conterfei der jetzigen Kompasse, die ebensowol als Führer zur See wie über Land bei Reisen des

Kaisers gebraucht wurden. Bei letzterer Gelegenheit stand mit der Magnetnadel eine kleine Figur in Verbindung, die auf dem Vordertheil des kaiserlichen Wagens angebracht war, mit dem aufgehobenen Arme stets nach Süden zeigte und der „Genius mit dem Federkleide" genannt wurde. Auch in Japan wurde schon im 7. Jahrhundert derselbe Apparat benutzt, jedoch erwähnt der betreffende Chronist, daß die Entdeckung aus China stamme.

Mit dem Kompasse erging es den Chinesen wie mit dem Schießpulver, das gleichfalls von ihnen lange vor uns erfunden wurde. Die wichtige Entdeckung reizte sie nicht zur Vervollkommnung, und wenn sie mit Hülfe des Kompasses bereits vor tausend Jahren Indien aufsuchten und fanden, gehen doch ihre Schiffe jetzt nicht mehr weiter als bis Singapore und Java. Sie fahren an der Küste entlang, und es ist Aufgabe des Steuermanns, den Curs von einer Insel- oder Landspitze zur andern zu bestimmen. Theils erlaubt die Bauart ihrer Dschonken, theils die unbehülfliche Construction ihrer Takelage nicht, auf offener See gegen den Wind anzukreuzen. Sie können nur mit günstigem Winde segeln, gehen mit dem Nordostmonsun nach dem Süden und kommen nach sechs Monaten mit dem Südwestmonsun wieder zurück. Wenn sie das Land aus den Augen verlieren, so sind sie in der größten Verlegenheit, da sie weder Breite noch Länge zu bestimmen vermögen und in ihrer lächerlichen Selbstgenügsamkeit und Ueberhebung es verschmähen, sich von den Europäern belehren zu lassen. Der Missionar Gützlaff, der mit einer chinesischen Dschonke eine Reise machte, erzählt eine Thatsache, die besser als alles andere die arrogante Dummheit der Chinesen charakterisirt. Er wurde vom Kapitän und Steuermann aufgefordert, ihnen unsere Methode zur Bestimmung der Breite und Länge zu erklären. Als es ihm gelungen war, ihnen die Theorie verständlich zu machen, war der Kapitän sehr erstaunt, daß sich mittels des Sextanten das Sonnenbild bis auf den Horizont herunterbringen lasse, und verlangte von Gützlaff, er solle ihm mit Hülfe desselben Processes die Tiefe des Wassers bestimmen oder, nach seiner Ansicht, den Meeresgrund an die Oberfläche bringen. Als der Missionar dies als eine Unmöglichkeit erklärte, behauptete der

Chinese, „dann wären die Observationen vollständig nutzlos und echt barbarisch“.

Der Zustand der chinesischen Kriegsflotte ist um nichts besser als die Beschaffenheit der Handelsfahrzeuge.*) Die Kriegs- oder Mandarinendschonken sind ebenso plump gebaut, von ebenso unwissenden Führern commandirt, ebenso schlecht gehandhabt wie jene, und der Zustand ihrer Artillerie harmonirt mit der sonstigen Art des Schiffs. Alle möglichen Kaliber, Jahrgänge und Constructionen, nur nicht die der Neuzeit, sind dabei vertreten, und ich habe Hunderte von Geschützen gesehen, deren ehrwürdiges Alter und verrostete Außenseite darauf schließen ließ, daß sie zum Glücke ihrer Bedienung nie gebraucht wurden, weil sie höchst wahrscheinlich beim ersten Schusse gesprungen wären.

Jedes Geschütz zeichnete sich dadurch aus, daß ein Streifen rothes Tuch um die Mündung gebunden war. Obwol ich den Grund nicht davon erfahren konnte, schließe ich doch, daß den Kanonen eine ähnliche Verehrung gewidmet wird wie dem Kompaß, dem Steuerruder und dem Ankertau, die ebenfalls an Bord der Handelsdschonken mit einem rothen Tuchstreifen geschmückt sind und denen allerlei Opfer dargebracht werden. Täglich brennen vor diesen drei Gegenständen, die allerdings für die Sicherheit des Schiffs sehr wesentlich sind, Räucherstäbe und werden kleine Dschonken aus Goldpapier verbrannt. Ebenso wird bei allen Wind- und Wetterveränderungen der „Königin des Himmels“, der Schutzpatronin der Seeleute, auf ähnliche billige

---

*) Seit 1863 ist die Grundlage einer modernen Kriegsflotte in einer Reihe von Kanonenbooten neuern Modells geschaffen, die zur Unterdrückung des überhandnehmenden Piratenwesens gebaut wurden. England und Frankreich verlangten dies unter der Drohung, sonst die Sache auf Kosten der chinesischen Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Seitdem sind etwa 10 Dampfkanonenboote und einige kleinere Corvetten gebaut, die von Europäern commandirt werden. Auch Arsenale, Docks und Maschinenbau-Etablissements sind gegründet, die ebenfalls unter Leitung von Fremden stehen. Trotzdem wird es noch sehr lange dauern, ehe man von einer chinesischen Kriegsmarine wird sprechen können, die irgendwelche Bedeutung hat.

Weise geopfert. Etwas mehr Ordnung und Disciplin herrscht wol auf den Mandarinendschonken, aber von europäischer Mannszucht ist keine Rede. Es ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Kriegsfahrzeuge auf 5—6000 anschlägt, aber ihr Nutzen ist geradezu Null. Alle Flüsse und Küsten des ganzen großen Reichs wimmeln von Piraten, die unter den Augen der Kriegsdschonken ihr Handwerk betreiben, und wo die Mandarinen aus Furcht vor dem kaiserlichen Bambus es einmal gewagt haben, europäischen Kriegsschiffen entgegenzutreten, haben sie stets die großartigsten Niederlagen erlitten. Von einem einzigen kleinen europäischen Kriegsdampfer sind oft 60—80 Dschonken in den Grund gebohrt, verbrannt oder in die Flucht geschlagen worden. In der Gegend von Schanghae und Ningpo, wo die Seeräuber am häufigsten und frechsten sind, hat eine Gesellschaft chinesischer Kaufleute sich einen von Europäern befehligten und bemannten Kriegsdampfer bauen lassen, der ihre Dschonken escortirt, weil sie bei der kaiserlichen Flotte auf Schutz gegen die Piraten nicht rechnen dürfen. Die Frechheit der Piraten übersteigt bisweilen alle Grenzen. So z. B. wurde im Jahre 1861 eines Abends in der englischen Colonie Hongkong mitten im Hafen und keine tausend Schritt von der als Wachtschiff fungirenden Dampfcorvette Esk eine amerikanische Brigg von einigen Piratendschonken überfallen, die gesammte Mannschaft ermordet und das Schiff ausgeraubt. Nur Ein Passagier, ein deutscher Kaufmann, sprang über Bord, und es gelang ihm, sich durch Schwimmen auf die am westlichen Hafeneingange gelegene kleine Insel Green Island zu retten, die jedoch ganz unbewohnt ist, Nach einer Stunde hört er eine Dschonke vorbeirudern, ruft sie an und ersucht sie, ihn an das Festland zu bringen. Der Dschonkenführer fordert dafür den enormen Preis von 50 Dollars, die der Kaufmann auch verspricht; wie erschrickt er jedoch, als er beim Betreten des Fahrzeugs alle jene wilden Gesichter wieder erkennt, vor denen er kurz vorher über Bord gesprungen. Glücklicherweise verläßt ihn jedoch seine Geistesgegenwart nicht, und er verräth sich nicht. Als die Dschonke in der Nähe des Wachtschiffs vorbeirudert, verlangt er an Bord des Esk gesetzt zu werden. Die Piraten machen Schwierigkeiten, werden aber

durch die Drohung des Deutschen, um Hülfe zu rufen, dazu vermocht. Sie bringen ihn an Bord, kaum hat er jedoch den Fuß auf die Leiter gesetzt, als die Räuber-Dschonke schon wieder abstößt, und ehe der Deutsche Zeit hat, dem wachthabenden Offizier den Vorfall zu erzählen, ist jene bereits in der Dunkelheit verschwunden. Zwar werden ihr sofort einige bewaffnete Boote nachgeschickt, allein ohne irgendwelchen Erfolg.

So traurig, wie es mit der Seeschiffahrt in China bestellt ist, so vorzüglich steht es mit der Flußschiffahrt. Abgesehen von unsern Dampfschiffen sind uns die Chinesen in ihrer Passagierbeförderung zu Wasser ganz gewiß überlegen. Der äußerst geringe Tiefgang der Flußfahrzeuge bei ungemein großem Laderaum, ihre steife Bauart und große Bequemlichkeit, sowie die Geschicklichkeit, mit der diese Fahrzeuge durch die schwierigsten Passagen gelenkt werden, erregen stets die Bewunderung der Europäer. Ihre Lenksamkeit haben sie dem obenerwähnten, nach hinten hinausliegenden Ruder zu danken, das bei größern Fahrzeugen oft 50 Fuß Länge besitzt und nicht selten von 20 bis 60 Menschen bewegt wird. Die Wirkung eines solchen gewaltigen Hebels muß bei den flachgehenden Fahrzeugen natürlich sehr bedeutend und augenblicklich sein.

Die Passagierboote können 80—100 Menschen fassen; sie sind durch ein festes Deck gegen die Witterung geschützt, und ihre Räumlichkeiten haben eine Höhe von 7—8 Fuß. Diese Räume bestehen aus einem Vorzimmer für die Dienerschaft, einem Wohnzimmer und verschiedenen Schlafkammern nebst allen Bequemlichkeiten, die chinesischer Comfort kennt. Im Gegensatz zu dem Schmuze der Häuser zeichnen sie sich durch merkwürdige Reinlichkeit aus, und wenn man von der Schnelligkeit absieht, läßt sich eine bequemere Flußschiffahrt kaum denken. Geschwindigkeit freilich darf man nicht erwarten; die Form, welcher man die Bequemlichkeit verdankt, schließt jene aus. Selbst unter den günstigsten Umständen macht eine solche Barke höchstens drei bis vier Meilen an einem Tage.

12.

Eintheilung und Bevölkerung des chinesischen Reichs. Stabilität und Grundprincip der Regierungsform. Volksbildung und Unterricht. Der Kaiser, seine Stellung, seine Edicte. Das Reichsministerium und der Verwaltungsorganismus. Die Staatsprüfungen für die höhere Beamtenlaufbahn. Der chinesische Strafcodex. Grausamkeit und raffinirte Strafarten. Käufliche Vertreter in der Strafbüßung, selbst bei Todesstrafe.

Kanton ist der Sitz eines Gouverneurs oder Vicekönigs. Dieser hohe Beamte wird nämlich vom Kaiser mit königlicher Macht und durch das Symbol eines besondern kostbaren Schwertes mit Kreuzgriff, goldener Scheide, sowie mit Brillanten besetzt, mit dem Rechte über Leben und Tod beliehen, das, wie ich bereits bemerkt, unter andern von dem berüchtigten Yeh in solcher Weise ausgeübt wurde, daß in drei Jahren seiner Herrschaft allein in Kanton 70000 Menschen durch Henkershand fielen.

Das ganze China ist in 18 Provinzen eingetheilt, deren Namen ich füglich übergehen kann, da sie in jedem geographischen Handbuch zu finden sind. Je zwei Provinzen sind einem Vicekönig unterstellt, und der Vicekönig von Kanton beherrscht Kwangsi und Kwangtung, die an Größe und Einwohnerzahl unsere bedeutendsten europäischen Reiche übertreffen. Die Angaben über die Gesammtbevölkerung des ganzen chinesischen Reichs weichen bedeutend voneinander ab. Unter dem vorigen Kaiser wurde eine Volkszählung vorgenommen, die

310 Millionen ergab. Gegenwärtig schätzt man die Einwohnerzahl auf 360 Millionen, was vielleicht etwas zu hoch genommen ist, da die Bürgerkriege, welche seit den letzten 10 Jahren im Innern wüthen, und die in letzter Zeit großartig gewachsene Auswanderung hierbei nicht gehörig beachtet zu sein scheinen.

Wie dem aber auch sei, so bleibt es immer wunderbar, daß eine so ungeheuere Bevölkerung seit Jahrtausenden unter einem Oberhaupte ein Reich gebildet und zusammengehalten hat, und es ist gewiß interessant, nach den Ursachen zu forschen, die eine solche in der Weltgeschichte einzig dastehende Thatsache begründeten.

Zunächst hat wol das chinesische Reich seine Stabilität der Regierungsform zu danken, und diese muß wenigstens im Princip für das Volk gut und zweckmäßig sein, da intelligente Menschen, wie die Chinesen unzweifelhaft sind und seit Jahrtausenden waren, eine schlechte verderbliche Regierung auf die Dauer nicht ertragen hätten. Kein Land der Welt hat aber eine so stetige geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen wie China, und wenn nach dem Ausspruche eines berühmten Staatsmanns das Volk glücklich ist, dessen Geschichte langweilig ist, so sind die Chinesen bestimmt glücklich. Ihre Annalen sind das Bild eines ruhig dahingleitenden Stroms, der nur in jahrhundertlangen Zwischenräumen auf kurze Zeit durch das Aufbrausen der Wogen seine Ufer überflutet, bald aber in sein altes Bett zurücktritt, um abermals Jahrhunderte ruhig weiter zu fließen. Das Aufbrausen verursachten tyrannische Despoten, an deren Sturz sich gewöhnlich ein Dynastienwechsel knüpfte, und auch die jetzigen innern Kämpfe sind nur Widerstand und Auflehnung des Volks gegen einen schlechten Herrscher, ein Kampf der Unterjochten gegen fremde Unterdrücker, der Chinesen gegen die Tataren.

Wie oft aber auch seit dem Bestande des Reichs Dynastienwechsel stattgefunden, nie hat sich damit die Regierungsform geändert. Es handelte sich stets um Personen, und wenn auch vielfach von der gegenwärtigen Revolution ein Systemwechsel erwartet wird, so ist dies meiner Ansicht nach eine irrige Voraussetzung. Mag der tatarische Zopf der alten chinesischen Haartracht, der buddhistische und taoistische Aberglaube einer

bessern Religionslehre Platz machen, mögen die Rebellen siegen oder Prinz Kung sich zum Kaiser machen und, wie es den Anschein hat, dem Reiche liberale Einrichtungen geben und es den Fremden öffnen — ehe sich die Regierungsform ändern kann, müssen erst noch Jahrhunderte vergehen. Sie ist zu sehr mit dem Charakter des Volks verwachsen, ihre Institutionen sind durch ein hohes Alter zu sehr geheiligt, und sie wird zu bedeutend durch unveränderliche, ununterbrochen fortwirkende Naturgesetze unterstützt, als daß sie plötzlich oder in wenigen Jahren sich umwandeln ließe.

Nach allem, was ich vom chinesischen Volke gesehen und gehört, ist es die conservativste Nation der Welt, und der jetzige Kampf nur ein Kampf der Reaction gegen ein Herrscherhaus, das so unklug war, an dem Heiligsten des Volks, an seinen ehrwürdigen Institutionen zu rütteln. Der friedliche Charakter der Chinesen läßt sich aus ihrem Sprichwort erkennen: „Lieber ein Hund in Frieden als ein Mann in Anarchie.“ Bis vor 50 Jahren hatten sie fast noch keine Feuerwaffen, und es ist genugsam bekannt, daß die Bevölkerung ihre Existenz allein ihrer friedlichen Thätigkeit und Industrie verdankt. Es muß daher ein mächtiger Beweggrund gewesen sein, der eine so unkriegerische Nation aufreizen konnte, zehn Jahre lang das blutige Kriegshandwerk zu betreiben. Weder Eroberungssucht noch religiöse Motive haben die Bewegung veranlaßt. Das sogenannte Christenthum der Rebellen beschränkt sich, wenn es überhaupt vorhanden ist, auf die Führer; außerdem aber ist, wie ich bereits erwähnte, dem chinesischen Charakter jeder religiöse Fanatismus fremd, und er wird von ehrgeizigen Menschen nie für deren Plane ausgebeutet werden können. Ebenso würde kriegerischer Ehrgeiz unter einer solchen Bevölkerung ein Heer von Hunderttausenden nicht zu schaffen, geschweige denn zehn Jahre lang zu halten vermögen. Der Ehrgeiz des Volks sucht allein Befriedigung in wissenschaftlicher Auszeichnung, und gerade weil die Tataren diesen Weg dadurch hemmten, daß sie die Staatsämter, zu denen Talent und hervorragende Kenntnisse auch den niedrigst Geborenen befähigten, an unwürdige Subjecte verkauften, verletzten sie die heiligsten Rechte

des Volks und beschworen einen Kampf herauf, der ihnen die Herrschaft kosten wird, wenn auch noch 10—20 Jahre darüber vergehen sollten. Obwol die Westmächte es dahin bringen mögen, durch ihren Beistand den Mandschu die Herrschaft über die Küste wieder zu erobern und eine Zeit lang zu sichern, werden sie sicher dadurch die Bewegung nicht erdrücken oder auf die Dauer niederhalten.

Die Grundzüge der chinesischen Regierungsform habe ich schon bei Gelegenheit der Lehre des Confucius in kurzen Worten angedeutet. Ihre Basis ist väterliche Autorität, jene natürliche Gewalt, die fast ein jeder schon beim ersten Erwachen seines Bewußtseins anerkennt, und der er sich willig unterwirft. Mag diese Gewißheit oder ein anderes Motiv die chinesischen Herrscher bewogen haben, für ihre Regierung die patriarchalische Form festzuhalten, jedenfalls ist sie überall die erste und natürlichste gewesen, wo Menschen sich zu einem staatlichen Gemeinwesen vereinigten. Was wir in China zu bewundern haben, ist, daß sich diese Regierungsform so ungemein lange und hauptsächlich in einem so ausgedehnten und von Hunderten von Millionen bewohnten Reiche bewährt und erhalten hat, ohne auszuarten.

Die chinesische Regierung gesteht den Vätern eine unbedingte Gewalt über die Kinder zu, sie beansprucht als Haupt des Staats aber dasselbe von allen Unterthanen. Der Kaiser ist der Vater des Reichs, der Gouverneur der Vater der Provinz, der Mandarin der Vater der Stadt oder des Districts. Auf diese Weise wird der Unterthan vom zartesten Kindesalter an bis zu seinem Tode als Kind des einen oder andern behandelt und saugt mit der Muttermilch die Grundsätze der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen Aeltern und Vorgesetzte ein. Wenn bei diesem System die individuelle Freiheit und Entwickelung auch ziemlich Null ist, so hat es doch den Vortheil, ruhige Unterthanen zu erziehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß dies in China der Fall ist.

In unsern europäischen Staaten heißt ein Grundsatz: „Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht vor Strafe.“ Dies Princip mag vieles für sich haben, ganz bestimmt liegt aber eine Härte darin, und es ist gewiß ein humaner Zug in der chinesischen

Gesetzgebung, daß sie diese Härte zu vermeiden strebt. Obwol in China von zehn Menschen gewiß neun so viel lesen und schreiben können, um sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, setzt die Regierung dies doch keineswegs voraus. Vielmehr hat sie die Pflichten der Unterthanen in ein Buch zusammengefaßt und läßt dasselbe im ganzen Reiche zweimal monatlich durch die Magistratspersonen öffentlich vorlesen. Der erste Abschnitt dieses Buchs lehrt die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern, der Jugend gegen das Alter, des Volks gegen die Regierung und wiederholt nur den Erwachsenen, was die Kinder von den Alten lernen, was die heiligen Bücher des Confucius als Fundament der Erziehung hinstellen, und was die Schulen lehren, erläutern und befestigen.

Es kann freilich nicht geleugnet werden, daß die väterliche Gewalt des Kaisers oft gemisbraucht, daß das Volk öfter von seinen Herrschern oder dessen Dienern tyrannisirt wird, und daß sich vieles an der Regierung aussetzen läßt; allein solche Zustände sind nur vorübergehend, und das Volk leidet sie auf die Dauer nicht. Jedenfalls aber muß man anerkennen, daß die Regierung im großen Ganzen ihre Pflichten gegen das Volk seither selten vernachlässigt hat. Davon gibt der Reichthum des Landes, die unermüdliche und fröhliche Thätigkeit seiner Bewohner und deren rührende Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Vaterlande genügendes Zeugniß. Die Anhänglichkeit geht so weit, daß Chinesen nur auswandern, wenn ihnen alle Mittel fehlen, im eigenen Lande zu existiren, daß sie nie daran denken, im Auslande für immer zu verbleiben, sondern einzig nach Geld und Gut streben, um dereinst in der Heimat ihre Tage zu beschließen. Sehr wenige kehren zwar zurück, aber wer es vermag, der trägt dafür Sorge, daß wenigstens seine Gebeine in heimatlicher Erde ruhen, und aus allen Welttheilen kommen in den verschiedenen Häfen des Landes Schiffe mit den Leichen ausgewanderter Chinesen an.

Zum großen Theil muß die allgemeine Prosperität und Ruhe des Landes dem Einflusse zugeschrieben werden, den Schulen und Erziehung auf die untern Klassen üben. Wenn der Zustand der Volksbildung in China früher auch vielfach

überschätzt und erst durch den deutschen Missionar Lobscheid, gegenwärtigen Inspector aller Schulen in Hongkong, auf sein wahres Maß zurückgeführt ist, so gibt doch dieser Missionar in einer den Gegenstand behandelnden Broschüre selbst zu, daß wenigstens von der männlichen Bevölkerung fast jeder lesen und schreiben kann. Diese hohe Culturstufe verdankt aber das Volk der Regierung, die seit undenklichen Zeiten nicht nur bestrebt gewesen, die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und Verbreitung von Kenntnissen durch Vernunftgründe zu beweisen und durch einschlägige Vorschriften einzuschärfen, sondern auch Kenntnisse und Talente auf die ehrendste Weise belohnt. Dadurch, daß die Regierung die Aeltern für die Vergehen ihrer Kinder, mögen diese noch so alt sein, verantwortlich, sie andererseits aber auch zu Theilnehmern an deren Ehre und Ruhm macht, zwingt sie die erstern, alle Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder zu verwenden, und obwol der Staat selbst nichts für Schulen thut, hat doch jede Stadt, jedes Dorf eine öffentliche Schule und jeder Wohlhabende hält für seine Kinder Privatlehrer. Lobscheid tadelt die Oberflächlichkeit des Unterrichts und die Unwissenheit der Lehrer, welche meistens durchs Examen gefallene Candidaten für Staatsämter sind; jedoch scheint mir sein Urtheil zu streng, da man an China nicht den pädagogischen Maßstab Deutschlands legen darf, auch es noch gar nicht so lange her ist, ja vielleicht jetzt noch der Fall vorkommt, daß selbst bei uns Volkslehrer Schulmeister und Schweinehirten zu gleicher Zeit waren. Immerhin ist das in China erzielte Resultat ein großes. Ich bin erstaunt gewesen, auf einem Dorfe, zwei Meilen von Schanghae, Kinder von sieben bis acht Jahren die vier classischen Bücher des Confucius mit Geläufigkeit lesen zu hören. Dies war freilich in einer Privatschule, die nur sechs Zöglinge zählte, aber es ist immer sehr viel, da bekanntlich das Lesen und Schreiben der chinesischen Sprache für Kinder viel schwieriger als das irgendeiner andern Sprache ist, weil die Worte nicht aus Buchstaben zusammengesetzt sind, sondern jeder Begriff sein besonderes Zeichen hat. Wenngleich sich diese Zeichen auf eine bestimmte Anzahl von Wurzeln zurückführen lassen, welche die Stelle des Alphabets vertreten, und die Zahl der Wurzeln

nicht, wie mehrfach behauptet wird, 6000, sondern nach Davis, einem der besten Sinologen, nur 214 beträgt, so geht daraus doch schon hervor, daß das chinesische Kind 214 Wurzeln oder Buchstabenzeichen kennen muß, während das europäische sich nur die Bilder von 25 einzuprägen hat. Dabei kommt noch in Betracht, daß in China nicht weniger als sechs verschiedene Schreib- und Druckweisen existiren, die einander viel ferner stehen als z. B. unsere deutsche Fractur der lateinischen Currentschrift.

An der Spitze des Reichs steht als absoluter Herrscher der Kaiser, „der Sohn des Himmels“ oder „Zehn Tausend Jahre“, wie seine officiellen Titel sind. Er wird als allgegenwärtig im ganzen Reiche gedacht, ist Hoher Priester der Staatsreligion, und man erweist ihm göttliche Ehre. In allen großen Provinzialstädten befindet sich eine ihm geweihte Halle, in der die Staatsbeamten und vornehmsten Einwohner der Stadt an seinem und der Kaiserin Geburtstage ihre Huldigungen darbringen. Diese Halle ist mit gelbem Tuche, der kaiserlichen Farbe, ausgeschlagen und mit einem Thronsessel versehen, vor dem von jedem Besucher die neun Kniefälle vollzogen werden müssen, welche die Anwesenheit des Kaisers selbst erfordert.

Ungleich andern asiatischen Fürsten zeichnet sich der Kaiser vor seinem Hofstaate nicht durch Pracht, sondern durch Einfachheit der Kleidung aus, und während die Uniformen seiner Minister und Beamten von Gold, Silber, Juwelen und Stickereien starren, erscheint er bei Audienzen in einfachem seidenen Rocke und mit einer Sammtmütze bekleidet, die nur durch eine große Perle geschmückt wird.

Der Kaiser hat das unumschränkte und seit undenklichen Zeiten bestehende Recht, sich seinen Nachfolger zu wählen, und es ist öfter vorgekommen, daß von ihm tüchtige Männer mit Uebergehung der eigenen Söhne auf den Thron berufen wurden. Alle Edicte, welche die kaiserliche Sanction erhalten, werden mit seinem Siegel versehen, seine Bemerkungen mit rother Tusche hinzugefügt und alle Erlasse in der Staatszeitung, dem einzigen öffentliche Blatte, das China besitzt, publicirt. Auf Fälschung irgendeines Artikels in dieser officiellen Zeitung, die nur Berichte

an den Kaiser oder dessen Antworten darauf enthält, steht der Tod. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Berichte selbst sehr häufig durchaus falsch sind, namentlich wenn es sich um einen Aufstand, eine Schlacht oder dergleichen handelt. Die sich auf Erhöhung oder Milderung von Strafen beziehenden Edicte gelten jedoch keineswegs später als Präcedenzfälle bei Anwendung des Strafgesetzbuchs, im Gegensatz zu den Edicten der römischen Kaiser, die Gesetzeskraft erhielten.

Das Ministerium oder Nuiko besteht aus vier Personen, zwei Tataren und zwei Chinesen, von denen die erstern jedoch stets den Vorsitz führen. Die Minister bilden mit einer Anzahl anderer höherer Beamten den Staatsrath, und sie gehen aus dem kaiserlichen Collegium oder Hanlin hervor, das sich am besten mit der ehemaligen pariser Sorbonne vergleichen läßt, indem dieses Institut als höchste Instanz in Religionssachen, die in China zugleich Staatsgrundsätze sind, entscheidet.

Die ausführenden Organe des Ministeriums sind sechs Behörden, deren erste alle Beamten anstellt und controlirt. Ihr folgt das Finanzministerium, dann das des Cultus, das alle staatlichen Ceremonien und Riten zu überwachen hat. Zunächst kommt das Militärdepartement, zu dessen Räthen jedesmal die Gouverneure der verschiedenen Provinzen gehören, dann der oberste Criminaljustizhof und schließlich das Departement der öffentlichen Arbeiten. Alle diese Behörden residiren in Peking und gelten für das ganze Reich.

In den Provinzen sind die höchsten Beamten folgende: 1) der Generalgouverneur oder Vicekönig, der je zwei Provinzen beherrscht, ziemlich selbständig regiert und das Recht über Leben und Tod besitzt. Er ist Mandarin erster Klasse, Präsident des Provinzial-Kriegsdepartements und führt als solcher nominell den Oberbefehl über sämmtliche in seinen Landen stehende Truppen. 2) Der Gouverneur, welcher nur Eine Provinz unter sich hat und ziemlich dieselbe Autorität wie sein Vorgesetzter besitzt, indem er das Recht übt, wie dieser über alle Angelegenheiten an den Kaiser persönlich zu berichten. Gewissermaßen ist er der Spion seines Vorgesetzten, sodaß es im Interesse des letztern liegt, sich mit dem Gouverneur möglichst gut zu stellen. 3) Der Provinzial-

Steuerdirector mit den Functionen, wie sie dieser Beamte in Deutschland hat. Außerdem zahlt er den Sold für alle Beamte in der Provinz und bekümmert sich wie die Gouverneure auch um allgemeine Angelegenheiten. Er darf dreimal jährlich dem Kaiser direct Bericht erstatten und dient dadurch als Spion seiner Vorgesetzten. Ihm folgt 4) der Provinzialrichter, die höchste Behörde der Provinz für Justizsachen und zugleich Inspector der kaiserlichen Posten. 5) Der Salzcommissar, der den Salz- und Eisenhandel überwacht, die beide Monopol der Regierung sind. 6) Der Tschutau, ein schwer zu übersetzender Ausdruck. Während nämlich der Provinzial-Steuerdirector alle Geldsteuern einzieht, überwacht der Tschutau die Naturalabgaben und sorgt zugleich für die Verpflegung der Truppen. 7) Der Tautai. Jede Provinz ist in fünf oder mehrere Regierungsbezirke getheilt und an der Spitze eines solchen steht der Tautai. Was der Gouverneur für die Provinz, ist er für den District, d. h. er hat keine bestimmte Branche zu vertreten, sondern sich um alles zu kümmern. 8) Der Tschifu, welches Wort sich am besten mit Landrath übersetzen läßt, da er die oberste Kreisbehörde bildet. Als Assistent steht diesem 9) der Tungtschi oder Unterpräfect zur Seite, und den Schluß der obern Beamtenreihe bildet 10) der Tschitschu, eine Art Polizeimeister, der die erste Instanz in allen Klagesachen ist und ziemlich die schwierigste Stellung von allen seinen Collegen hat, da er fast überall, wo etwas vorfällt, persönlich zu erscheinen und die ersten Maßregeln zu treffen hat.

Diese zehn verschiedenen Beamten sind Mandarine erster bis siebenter Klasse. Sie avanciren bis zur dritten Klasse nach persönlichem Verdienst und nachdem sie bei Beginn ihrer Carrière ein Staatsexamen abgelegt haben. Zu den zwei ersten Klassen können sie jedoch nur gelangen, wenn sie ein zweites Examen, und zwar in Peking selbst vor Mitgliedern des Hanlin, abgelegt und bestanden haben.

Für die höhere Staatscarrière finden in allen Provinzialhauptstädten alle drei Jahre Prüfungen statt, bei denen zwei Räthe des Hanlin den Vorsitz führen, während ihnen zehn Examinatoren aus den höchsten Beamten am Orte beigegeben sind.

Zu diesen Prüfungen wird jeder zugelassen, der sich bereits bei den jährlichen Vorprüfungen einen literarischen Grad erworben. In Kanton allein beläuft sich die Zahl der Candidaten, welche sich für jedes Staatsexamen melden, auf 5—6000. Man kann sich denken, was für Aufregung bei diesen Prüfungen herrscht, da nur 70 bis 80 der Fähigsten bestehen und eine hohe Staatsanstellung erhalten können. Das Examinationsgebäude oder Kunghuen ist eine mächtige Halle mit Tausenden von engen und niedrigen Zellen, in denen die Examinanden drei Tage und zwei Nächte, die man ihnen zur schriftlichen Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen gibt, unter strenger Clausur gehalten werden.

Den Candidaten werden Themata aus den vier heiligen Büchern des Confucius aufgegeben, die sie auslegen und erläutern, und ein viertes, über das sie ein kurzes Gedicht in Reimen schreiben müssen. Am zweiten Tage erhalten sie ein Thema aus einer andern Abtheilung der Lehren des Confucius, und am dritten fünf Fragen, die sich auf die Geschichte oder Nationalökonomie des Landes beziehen. Alle die Themata müssen von wichtigem Inhalte und dürfen früher noch nicht behandelt sein, ebenso darf keins derselben auf die Politik der gegenwärtigen Dynastie Bezug haben.

Die Aeußerlichkeiten dieses Examens sind gleichfalls scharf geregelt und überwacht. So z. B. wird das zu den schriftlichen Arbeiten erforderliche Papier in einer bestimmten Größe und Dicke vom Staate zu bestimmten Preisen geliefert. Am Ende der Arbeit muß der Candidat wahrheitsgemäß angeben, wie viel Charaktere er ausradirt oder geändert hat. Uebersteigt die Zahl solcher Aenderungen hundert, so wird er von der Liste gestrichen, sein Name an das Thor des Kunghuen geschlagen und er von dem Examen ausgeschlossen. Eine gleiche Strafe trifft die Candidaten, die auf irgendeine andere Weise gegen die Prüfungsregulative verstoßen, unter sich oder mit jemand anders communiciren und auf heimliche Art sich Hülfe zu verschaffen suchen.

Fünfundzwanzig Tage nach der Prüfung werden die Resultate veröffentlicht, und während Tausende mit zerstörten

Hoffnungen, entmuthigt und niedergeschlagen in ihre Heimat ziehen, werden die Namen der wenigen Glücklichen unter dem ehrendsten Jubel ihrer Anverwandten und des Publikums bekannt gemacht. Ein Salut von sechs Kanonenschüssen begleitet diese Feier, und der Gouverneur der Provinz ehrt die Bestandenen dadurch, daß er sich dreimal vor ihrer Namenliste verbeugt, die in der Examenhalle angeschlagen ist. Außerdem werden ihre Namen zum Kaiser nach Peking eingesandt, und man gibt ihnen ein Fest, dem alle Examinatoren und die Civilbeamten der ganzen Provinz beiwohnen. Der Präses der Prüfungscommission führt auch den Vorsitz bei Tische. Rechts von ihm sitzt der Vicekönig, links der erste Examinator; Subalternbeamte haben die Bedienung und zwei als Najaden gekleidete Knaben mit einem Olivenzweige in der Hand verherrlichen die Scene durch einen Gesang aus den alten classischen Büchern.

Wenn der Staat der Wissenschaft und dem Talent solche Auszeichnungen gewährt und jedem Unterthan der Weg zu den höchsten Ehren und Ehrenstellen offen steht (der Handel mit Staatsämtern unter der gegenwärtigen Dynastie ist nur als Ausnahme zu betrachten), so ist es leicht erklärlich, daß der ganze Ehrgeiz der Chinesen sich dahin concentrirt, durch hervorragende Kenntnisse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es kann sonach auch nicht mehr auffallen, daß das untere Volk, verhältnißmäßig nämlich, einen Bildungsgrad erreicht, wie ihn unsere civilisirtesten Staaten kaum aufzuweisen vermögen. Ebenso natürlich ist es, daß Bildung und Wissenschaft überall den Vorrang haben, und selbst die tatarischen Eroberer mußten sich in dieser Beziehung vor dem dem Volke innewohnenden Geiste beugen. Sie können wol an unwissende Menschen Staatsämter und Ehrenstellen verkaufen, aber sie haben es nicht vermocht, diese Creaturen vor der allgemeinen Verachtung des Volkes zu schützen, und ebenso wenig ist es ihnen gelungen, ihrem Militär eine andere als secundäre Stellung zu verschaffen. Die Offiziere oder Militärmandarinen avanciren nicht nach wissenschaftlicher Auszeichnung, auch nicht einmal nach Kühnheit und Tapferkeit als Führer der Truppen, sondern nur nach ihrer Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen,

kräftigem Gliederbau und rein persönlicher Tapferkeit. Diese Eigenschaften stehen aber bei dem Volke in so geringer Achtung, daß z. B. ein Militärmandarin erster Klasse oft zu Fuß gehend gesehen wird, während ein Civilmandarin vierter Klasse schon als degradirt betrachtet werden würde, wenn man ihn nicht in einer Sänfte mit vier Trägern erblickte.

Wie vortheilhaft diese literarischen Institutionen aber auch auf die geistige Entwickelung des Volks vor zeiten gewirkt und wie friedliche Unterthanen sie geschaffen haben mögen, haben sie sich doch seit langem überlebt und sind ganz gewiß auch die Ursache, daß China seit Jahrtausenden auf derselben Culturstufe stehen geblieben ist. Die hinterlassenen Schriften des Confucius, die, insofern sie Staatskunst und Moral behandeln, unter dem Namen der classischen Bücher bekannt sind, mögen für die damalige Zeit passend gewesen sein, aber daß man ihr Studium und Verständniß als alleiniges Bedingniß für die Besetzung von allen Staatsstellen fordert, kann unmöglich dem Aufblühen der Cultur förderlich sein und muß namentlich in einem größern Staate nicht allein der Regierung große Schwierigkeiten bereiten, sondern auch unfehlbar zu einem Stillstande aller staatlichen und individuellen Entwickelung führen.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Regierung gar nichts für den Unterricht thut, es gibt weder Bürger- noch höhere Schulen, noch Universitäten oder Fachschulen. Die erwähnten Examina sind staatlich; sie stellen ihre Forderungen, aber es bleibt jedem einzelnen überlassen, wie er sich die nöthigen Kenntnisse verschaffen will. Die Forderungen sind für jeden höhern Beamten, mag er für einen Verwaltungszweig irgendeiner Art ambitioniren, dieselben, und zwar beschränken sie sich allein auf das Gebiet der Moralphilosophie, die auf die Staatskunst angewandt wird, auf Schöngeisterei, indem der betreffende Candidat ein Gedicht liefern muß, und auf fünf Fragen über die Geschichte des Landes und Nationalökonomie, freilich aber auf die vorhundertjährige, da die Politik der gegenwärtigen Dynastie ausgeschlossen bleibt. Nun denke man sich aber an der Spitze aller Verwaltungsbehörden in einem europäischen Staatswesen nur Moralphilosophen ohne irgendwelche sachliche Vorbildung.

Man stelle sich einen Regierungsbaurath ohne eine Idee von Mathematik oder Zeichnen, einen Regierungspräsidenten oder Landrath ohne irgendwelche Kenntniß der Verwaltung vor oder gar einen Tribunalrath, der abwechselnd als General-Postmeister oder als Salzcommissar fungirt. Wenn man auch nach dem Verhältniß der Bestandenen zu den Examinanden darauf schließen darf, daß in China nur eine Auswahl der gescheitesten Köpfe überhaupt zu den höhern Staatsstellen gelangt, und ebenso angenommen werden kann, daß sie sich allmählich in ihr Fach hineinarbeiten, so ist es ebenso gewiß, daß sie bei dem Mangel aller einschlägigen Vor- und Fachstudien im allgemeinen stets nur mittelmäßige Beamte bleiben und zur Förderung der ihnen unterstellten Branche nichts leisten können. Sie werden stets mehr oder minder von ihren Untergebenen abhängig sein, und jede geistige Entwickelung muß gehemmt werden. Unser deutsches Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand", ist nirgends angebrachter als in China, und es ist überhaupt zu verwundern, daß bei solchen Einrichtungen noch alles so gut geht.

Ein äußerst wirksames Instrument, mit dessen Hülfe die Beamten die zahllosen Millionen des Reichs der Mitte regieren und überwachen, ist das Strafgesetzbuch. Der Engländer Sir George Staunton, der es übersetzt hat und zugleich ein befähigter Kritiker chinesischer Zustände ist, sagt darüber: „Das Auffallendste bei diesem Codex ist seine Klarheit, Logik und vernunftgemäße Abfassung, die geschäftsmäßige Kürze und Bestimmtheit seines Inhalts und die deutliche und maßvolle Sprache, wodurch es sich so wesentlich von den Gesetzbüchern anderer asiatischer Nationen unterscheidet und den europäischen nahe tritt."

Dieses Urtheil ist unzweifelhaft richtig, trotzdem leidet das chinesische Gesetz an bedeutenden Mängeln. In seiner väterlichen Fürsorge geht es viel zu weit, mischt sich in alle Verhältnisse der Familie und des Lebens, die einen viel passendern Richter in dem Herzen und Gefühle der Menschen finden, und ebenso wie es Diebstahl und Mord bestraft, will es durch Strafen auch die Ausübung von Tugenden erzwingen. Wir

haben zwar in einigen eurpäischen Ländern und vor noch gar nicht langer Zeit in unserm lieben Deutschland etwas ganz Aehnliches gehabt, wenn z. B. Angestellte aus Furcht vor Entlassung zu bestimmten Kirchen- oder Abendmahlsgängen gezwungen wurden; aber ein solches Verfahren ist wenigstens nie durch Gesetze sanctionirt worden und konnte überhaupt nur immer gegen einen Bruchtheil der Bevölkerung in Anwendung gebracht werden. In China jedoch ist die religiöse Pflicht, die Gräber der Vorfahren zu bestimmten Zeiten zu besuchen, gesetzlich geboten und eine Unterlassung derselben mit harter Strafe bedroht. Ein anderer Fehler ist die Aengstlichkeit, mit der das Gesetz bestrebt ist, alle erdenklichen Möglichkeiten zu begreifen und für alle vorkommenden Fälle, mögen sie auch noch so sonderbarer Art sein, eine Bestimmung zu erlassen. So z. B. führt Davis ein Citat aus dem die Erbschaftsangelegenheiten betreffenden Theile des Codex an, das in dieser Beziehung sehr charakteristisch ist. Danach erhält ein Sohn einen Theil, eine Tochter einen halben Theil der Hinterlassenschaft. Für uns würde diese Bestimmung allerseits ausreichen, für die Weisheit und Voraussicht des chinesischen Gesetzes nicht. Dasselbe zieht auch den Fall in Betracht, daß ein Kind ein Zwitter sein könne, und verfügt, daß unter solchen Umständen der Zwitter die Hälfte von den Erbtheilen des einen und der andern, also drei Viertheile erhalten soll!

Diese Aengstlichkeit führt aber andererseits zu Gesetzen, die im directen Widerspruche mit dem Geiste der Klarheit und Präcision stehen, der nach dem angenscheinlichen Willen der Gesetzgeber den ganzen Codex durchwehen soll, und es entstehen Vorschriften, die dem Richter die unbegrenzteste Willkür in der Auslegung der Gesetze gestatten. Als Beispiel diene hierfür folgende Stelle: „Wer sich eines unpassenden Benehmens schuldig macht und gegen den Geist der Gesetze verstößt, soll, wenn er auch keine Vorschrift dadurch übertreten, mit nicht unter 40 Bambushieben, ist das Ungehörige in seiner Handlungsweise aber ernsterer Art, mit nicht unter 80 Hieben bestraft werden.“ Man sieht, wie schwer es ist, den Klauen des chinesischen Gesetzes zu entrinnen.

Die Strafen für Verbrechen und Vergehen sind, wie ich schon bei den Yamuns erwähnte, hart und grausam. Ihre Klassification lautet: Hiebe mit dem Bambus auf den Rücken oder die innere Fläche des Schenkels; Gefängniß mit oder ohne Fesselung; der Halskragen; endlich der Tod durch Enthaupten, durch Verhungern in einem Käfig oder durch langsames Abschneiden der verschiedenen Körpertheile. Letztere Strafe steht auf Hochverrath oder Vergehen gegen die Person des Kaisers oder der Aeltern, die ganz gleich geahndet werden. Ein französischer Gelehrter, der bei Beginn des letzten chinesischen Kriegs mit dem englischen Consul Parkes gefangen genommen wurde, saß in einem der beschriebenen Gefängnisse mit einem Chinesen zusammen, der bereits 19 Jahre in der Höhle schmachtete, weil er als achtjähriger Knabe seinen Vater in den Daumen gebissen hatte.

Zur Erpressung von Geständnissen ist die Anwendung der Folter gestattet, die meistens in Hieben auf die innern Schenkel besteht. Eide kennt das chinesische Gesetz nicht; eine bewiesene Unwahrheit wird aber sehr hart bestraft; daß noch andere Grausamkeiten und raffinirte Strafarten in Anwendung kommen, ist unzweifelhaft. Ich selbst war Zeuge, wie in Chefu ein Greis mit weißem Haar, der in Verdacht stand, ein Rebell zu sein, auf die grausamste Weise gefoltert wurde, um ein Geständniß zu erpressen. Nachdem er vor unserer Ankunft bereits 300 Hiebe auf die innern Schenkel erhalten, war er an einen Pfahl in der brennenden Sonne mit den Daumen hinter dem Rücken zusammen und so hoch gebunden, daß er nur auf den Fußspitzen den Boden berührte. Der Unglückliche war dem Tode nahe, als unsere Dazwischenkunft (bei der Belagerung der Stadt durch die Rebellen waren die Europäer Halbgötter) ihn rettete. Er wurde losgebunden und später als unschuldig vom französischen Consul auf freien Fuß gesetzt.

Diese Strafen und Quälereien sind zwar nicht gesetzmäßig; ob aber ein Mensch verhungert oder durch Entziehung von Schlaf getödtet wird, ob man ihn durch langsames Abschneiden der Gliedmaßen umbringt oder ihm die Augenlider abschneidet und ihn mit glühenden Zangen zu Tode zwickt, bleibt

sich am Ende gleich. Das eine ist nicht grausamer als das andere, und beides wirft einen unlöschbaren Flecken auf das Gesetz und seine ausführenden Organe.

Es gibt in China zehn privilegirte Klassen, die nur verurtheilt und bestraft werden können, nachdem vorher dem Kaiser darüber Bericht erstattet ist. Zu diesen gehören die Anverwandten des kaiserlichen Hauses und die höhern Beamten. Bei dem jetzigen Zustande des Reichs vermag jedoch jeder sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, wenn er reich genug ist, nicht allein die Richter zu bestechen, sondern einen Stellvertreter zu kaufen, der für ihn die Strafe erleidet. Dieser letztere Usus steht in China einzig in seiner Art da und liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte dieses Volks. Das Gesetz verlangt für jedes Vergehen eine Sühne, ihm muß unter allen Umständen Genüge geleistet werden; ob jedoch der Schuldige bestraft wird, darauf kommt es weniger an, als daß überhaupt nur gestraft wird. Begeht mithin ein reicher Mann ein Verbrechen, dessen er überführt ist, so hat er nur einen Vertreter zu schaffen, der sich als Thäter bekennt und dem Gesetze verfällt. Bei uns mag bisweilen wol etwas Aehnliches vorkommen, aber dann ganz bestimmt ohne Wissen des Richters und in sehr vereinzelten Fällen. In China dagegen ist es allgemein, und so unglaublich es klingen mag, für eine verhältnißmäßig geringe Summe sind sogar Leute zu kaufen, die als Stellvertreter die Todesstrafe erleiden! Ein District in der Nähe von Kanton liefert dieselben. Für 300 Taels oder 600 Thaler nach unserm Gelde lassen sie sich hinrichten oder erleiden die schrecklichsten Todesqualen.

Man fragt unwillkürlich: wie es ist möglich, daß ein Mensch um Geld für einen andern stirbt? Aber dies kann nur in China stattfinden. Ich habe schon bemerkt, daß das Familien- und Staatsleben auf den unbedingtesten Gehorsam, Ehrfurcht und Hingebung gegen Aeltern und Staatsoberhaupt basirt ist. Der Vater bleibt bis zu seinem Tode unumschränkter Herr und Gebieter seiner Kinder, mögen diese selbst Väter oder Großväter sein. Die Söhne sind durch die heiligsten Gesetze gebunden, für die Aeltern zu sorgen, wenn Alter und Schwäche sie

erwerbsunfähig machen. Wehe dem Kinde, das seine Aeltern vorsätzlich darben ließe; nicht nur die Strafe des Gesetzes würde es ereilen, sondern das Volk es ausstoßen und ächten. Bei der Uebervölkerung des Landes geht unglaublicher Reichthum neben der schrecklichsten Armuth einher. Der erwähnte District ist einer der ärmsten des Reichs, er wird fast jährlich von Hungersnoth heimgesucht, und Tausende von Familien kämpfen mit dem unglaublichsten Elende. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn ein Sohn, um die vor Hunger sterbenden Aeltern zu retten und ihnen eine sorgenlose Zukunft zu sichern, sich selbst dem Tode weiht und in kindlicher Resignation seinen Nacken dem Henkerbeile bietet. Er stirbt unter den Segnungen des greisen Vaters, der geliebten Mutter in dem Bewußtsein, das höchste Maß der Kindespflichten erfüllt und sich dadurch der himmlischen Seligkeit theilhaftig gemacht zu haben.

Ein auffallendes Beispiel dieser Art trug sich vor einigen Jahren in der Nähe von Kanton zu. Mehrere reiche Chinesen hatten, unzufrieden mit dem Mandarin ihrer Stadt, eine Verschwörung gegen ihn angestiftet und ihn ermordet. Der Provinzialrichter wurde mit Truppen gegen sie ausgesandt, fand aber einen so drohenden Widerstand, daß er es gerathen fand, die Unruhestifter nicht mit Gewalt anzugreifen, sondern mit ihnen ein Compromiß einzugehen. Wenn er nicht selbst sein Amt und vielleicht seinen Kopf verlieren wollte, mußte er Schuldige finden und richten. Dies sahen die Verschwörer selbst ein, und da sie sich auch vor einem längern Widerstande fürchteten, kauften sie 20 Stellvertreter, die sich als Rädelsführer bekannten und sofort hingerichtet wurden. Um das Stillschweigen des Sohnes des Ermordeten zu erkaufen, wurde ihm eine Summe von 100000 Taels angeboten, die dieser annahm. So war allen Theilen geholfen. Die Schuldigen gingen frei aus, sie waren von ihrem Verfolger befreit, der Richter behielt Amt und Kopf, die Ruhe war wiederhergestellt und dem Gesetze Genüge geschehen.

Ein guter Zug in der chinesischen Gesetzgebung ist die Milde, wo es sich um Bestrafung Mitschuldiger handelt, wenn diese mit dem Verbrecher durch Familienbande verknüpft sind.

Gemäß dem Ausspruche des Confucius: „Der Vater mag die Vergehen seines Sohnes, der Sohn die des Vaters verheimlichen, dies ist nur recht", werden Verwandte und Diener, die unter demselben Dache leben, nicht bestraft, wenn sie die Vergehen ihrer Mitbewohner verheimlichen, ja sogar, wenn sie zu deren Flucht behülflich sind. Ich habe bereits bemerkt, daß die Regierung ängstlich darauf bedacht ist, ihre Unterthanen durch öfteres Vorlesen der Gesetze mit diesen bekannt zu machen. Um dies noch mehr zu fördern, sind alle Individuen, welche die Gesetze nach ihrem wahren Sinne auszulegen vermögen, im ersten Falle für alle solche Vergehen straffrei, die nur zufällig oder die Folge von Verbrechen anderer sind, mit Ausnahme von Hochverrath oder Rebellion, deren Theilnehmern nie Gnade gewährt wird.

So ist der chinesische Strafcodex ein Gemisch von guten und schlechten Gesetzen, von Milde und Grausamkeit. In seiner Sorge, das Wohl der Unterthanen zu befördern, beraubt er sie fast aller individuellen Freiheit, behandelt sie wie kleine Kinder und will sie nicht nur vor dem Abweichen vom Pfade des Rechts warnen, sondern sie zur Tugend zwingen. Seine Mängel sind groß, aber immerhin behält das Werk den Ruhm, das beste seiner Art in ganz Asien zu sein und viel Gutes geschaffen zu haben.

13.

Die chinesische Armee, ihre Stärke, Bewaffnung, Eintheilung. Unkriegerischer Geist der Armee und des Volks. Vernachlässigung der gesammten Kriegskunst im Reiche der Mitte. Beschaffenheit der Rebellenarmee.

Wenn man die Resultate der verschiedenen Kriege, welche China seit 1840 mit England und Frankreich führte, in Betracht zieht, in denen die gesammte militärische Macht der Westmächte kaum 5—10000 Mann betrug und dennoch stets die numerisch zehnfach überlegenen chinesischen Truppen schlug, so kann man von vornherein keinen hohen Begriff von der Tüchtigkeit und Tapferkeit der letztern bekommen. Wer die Vertheidiger des Reichs der Mitte aber selbst gesehen, wird sich nicht mehr wundern, daß sie stets geschlagen wurden. Ein unkriegerischeres Institut als das chinesische Militär kann es kaum geben, und sein Zustand kennzeichnet mehr als alles andere die vorwiegende Friedensliebe der Söhne Han's. Die gesammte soldatische Macht Chinas ist nach den Verhältnissen der Gegenwart geradezu eine Lächerlichkeit und einzig und allein im Lande selbst zu verwenden, aber selbst da noch so unzulänglich, daß es z. B. den Hunderttausenden der Armee trotz beständiger Kämpfe seit dem Beginn der Tatarenherrschaft nicht gelungen ist, einen kriegerischen Volksstamm im Süden des Reichs, die Mi-au-tse oder Gebirgsbewohner zu unterjochen. Bis auf den heutigen Tag haben diese ihre Unabhängigkeit bewahrt. Zu verschiedenen Zeiten haben sie ungeheuere Geld-

summen für eine scheinbare Unterwerfung angenommen, wodurch sie die gegen sie ausgeschickten Generale vor dem Verluste ihres Kopfes retteten, aber sie sind dennoch ebenso frei geblieben, wie sie vor 200 Jahren waren, als die Tataren das Land eroberten. Mögen die letztern damals tapfere Krieger gewesen sein, jetzt sind sie fast ebenso unkriegerisch wie die Chinesen. Uniformirung, Mannszucht und Bewaffnung sind unpraktisch und elend, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß 20000 europäische Truppen in einem Jahre das ganze Reich erobern würden, ebenso wie es dieselbe Zahl Tataren vor 200 Jahren that.

Die chinesische Armee enthält drei verschiedene Elemente, die tatarischen, die regulären chinesischen Truppen und die ebenfalls nur aus Chinesen bestehende Reserve. Die erstern kann man als die besten, zuverlässigsten und als eine Art kaiserlicher Garde ansehen, die dem Throne weit ergebener und ihm eine weit sicherere Stütze ist als die ganze übrige Armee, da schon ihr tatarischer Ursprung sie enger an die Person des Kaisers knüpft.

Bis vor kurzem (denn augenblicklich ist die Armee ziemlich reducirt) betrug die Zahl der Tatarentruppen 80000, die unter acht verschiedenen Fahnen, deren Farben aus gelb, weiß, roth und blau zusammengesetzt sind, sich zu Corps von 10000 Mann vereinigen. Jeder militärische Tatarenmandarin gehört zu der Fahne, unter der seine Vorfahren dienten, und seit der Invasion Chinas im Jahre 1660 ist die Eintheilung der Mandschu-Armee dieselbe gewesen. Die gewöhnlichen Waffen des tatarischen Soldaten sind Säbel, Bogen, Pike, Partisane und der Dreizack. Sein Sold beträgt monatlich ungefähr 3½ Thaler und eine tägliche Ration Reis. Die Farbe seiner Uniform richtet sich nach der Fahne, unter welcher er dient, besteht jedoch gewöhnlich aus einem weiten Rock mit fliegenden Aermeln. Ich hatte Gelegenheit, in Kanton tatarische Cavalerie zu sehen, von der 1000 Mann in dieser Stadt garnisoniren; doch waren sie augenblicklich zur Infanterie degradirt, da ihnen die Franzosen sämmtliche Pferde „abgeliehen“ hatten, um sie vor Peking in eigenem Interesse zu verwenden. Aber schon der bis auf die Knöchel reichende und mit unendlich weiten Aermeln versehene

Uniformrock ließ darauf schließen, daß sie nicht viel Beweglichkeit auf dem Pferde haben, und die Niederlage des Sankolinsin an der Spitze von 20000 Mann Cavalerie durch 5000 Mann Engländer und Franzosen, welche von der chinesischen Reitermacht gänzlich umzingelt waren, gibt einen weitern Beleg für ihren Werth.

Zu diesen 80000 Tataren gesellen sich noch etwas über 600000 chinesische Truppen, die jedoch mehr den Charakter einer Miliz an sich tragen, in ihren heimatlichen Districten oder Provinzen bleiben und neben ihrer militärischen Beschäftigung das Land bebauen oder ihre gelernte Profession betreiben. Daß ein solches System keine tüchtigen Soldaten schaffen kann, ist selbstverständlich, und in den letzten Kriegen gegen die Engländer hat sich dies auch hinreichend herausgestellt. Die unter dem grünen Banner fechtenden Chinesentruppen liefen nach dem ersten Schusse davon.

Eine Masse von diesen Truppen figurirt auch auf dem Papier, wie in jedem schlecht regierten Lande. In der Nähe von Schanghae ist eine große Ebene, auf der sich an einem Pfahle eine große prahlerische Inschrift befindet: „Hier ist ein Lager von 10000 Mann; fürchtet und zittert!“ Ich habe dies Lager besucht, es befanden sich keine 1000 Mann darin. Trotzdem sendet der Gouverneur von Schanghae jährlich die Musterrolle dieser imaginären Armee nach Peking, nebst specieller Angabe von den Leistungen und Verdiensten eines jeden Offiziers und Soldaten. Die Regierung läßt die Betreffenden avanciren und schickt die nöthigen Fonds zum Unterhalt dieser Armee, an deren Vorhandensein sie so gut ist, nicht zu zweifeln, und die Behörden von Schanghae stecken den Ueberschuß in ihre Tasche.

Einige Reisende haben die chinesische Cavalerie als sehr zahlreich geschildert, dies ist jedoch eine irrige Ansicht. Zwar machten die Tataren in frühern Zeiten mit bedeutenden Reitertrupps Einfälle in China, allein die Pferdezucht hat sehr abgenommen und ist jetzt kaum der Schatten von früher.

Die taktische Eintheilung der Armee ist der unsern sehr ähnlich. Sie zerfällt in Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone und Compagnien, deren letztere 100 Köpfe zählen.

Die Generaloffiziere haben ihren Wohnsitz in der Nähe des Cantonnements ihrer Truppen. Diese werden so wenig als möglich in Städten einquartiert, sondern leben nach alttatarischer Weise unter Zelten, wenn sie zu einem Corps gehören. Ein militärisches Uebergewicht ist in China so gefürchtet, daß stets ein Theil der Truppen unter den Befehl der Gouverneure und Vicegouverneure gestellt wird, deren Dienst hauptsächlich ein administrativer ist, da man durch diese Maßregel die Autorität der Militärmandarine und ihre factische Gewalt zu beschränken hofft. Die Erziehung der chinesischen Soldaten beschränkt sich auf die Behandlung des Bogens, der Pike und der Luntenflinte. Wenn die Bogenschützen eingeübt werden, stellen sie sich im Kreise um ihre Offiziere auf, die gemüthlich und ihre Pfeife rauchend unter einem Zelte sitzen. Von Zeit zu Zeit nähert sich ein von seinem Hauptmann aufgerufener Soldat, um Befehle zu empfangen, wobei er niederkniet. Dann thut jeder Schütze drei Schuß nach einer Scheibe auf ungefähr 75 Schritt Entfernung, und kehrt zurück, um sich abermals vor seinem Offizier auf die Knie zu werfen und Lob oder Tadel zu empfangen. Das Exercitium mit Säbel und Lanze bei den Chinesen gleicht eher einer Spielerei als einer militärischen Uebung. Nichts kann grotesker sein als die Stellungen und Gesten dieser unglücklichen Krieger bei ihren Evolutionen.

Die jungen Mandarine, welche sich dem Militärfache widmen, müssen sich ebenfalls einer Prüfung unterwerfen, in der sie ihre Geschicklichkeit in der Behandlung der Waffen und Pferde nachzuweisen haben. Nach dem Ausfalle dieser Prüfung wird ihnen ein militärischer Rang zugewiesen.

Vom gemeinen Soldaten aufwärts bis zum Divisionsgeneral oder Tetu können alle Militärpersonen eine körperliche Züchtigung erhalten, und nicht selten werden höhere Offiziere auf kaiserlichen Befehl auf offenem Markte mit dem Bambus bestraft. Von militärischem Ehrgefühl ist natürlich bei den chinesischen Truppen keine Rede, und ich sah bei einer Gelegenheit in Schanghae, daß es sowol den Soldaten als ihren Führern gänzlich abgeht.

Ein hoher Militärmandarin traf mit einer Escorte in

Schanghae ein, als ich mich dort befand. Zuerst kamen zwei schäbig gekleidete Soldaten mit einer aus Bambus geflochtenen Kopfbedeckung in Zuckerhutform, kurzem blauen Rock mit dunkelblauem Kragen, dergleichen kurzen Beinkleidern und Schuhen. Als Waffe trugen sie ein kurzes verrostetes Schwert von höchstens 1 Fuß Länge mit Holzscheide und auf dem linken Arme einen mit einem Tigerkopfe bemalten Schild aus Bambusgeflecht. Dann folgten acht ungleich uniformirte Fahnenträger, jeder eine große dreieckige Fahne aus buntem Seidenzeuge tragend. Hinter ihnen marschirten sechs Mandarine der untern Grade, und diesen auf dem Fuße folgte die Sänfte des Generals von vier behelmten Soldaten getragen. Ihre Helme hatten Aehnlichkeit mit den Pickelhauben des Mittelalters und waren hinten mit einem langen Anhängsel versehen, das den Nacken gegen Hiebwunden schützen soll, eine Vorsicht, die darauf schließen läßt, daß die chinesischen Soldaten ihren Feinden sehr oft den Rücken zeigen. Der Sänfte folgten dann etwa 60 Mann Infanterie. Man kann die Bürgerwehr von Krähwinkel unmöglich mehr als Caricatur betrachten, nachdem man solche Linientruppen gesehen. Ebenso bunt wie Uniform und Tracht war die Bewaffnung. Der eine trug Bogen und Pfeile, der zweite Schild und Schwert, der dritte eine Luntenflinte, der vierte ein Gewehr mit Steinschloß, der fünfte eine Pike, dieser die Waffe auf der linken, jener auf der rechten Schulter, das Schwert in einer beliebigen Hand oder in der Scheide. Der Zug begegnete drei französischen Soldaten vom 101. Regiment, das Schanghae zum Schutze gegen die Rebellen besetzt hielt. Dieselben waren ohne Waffen, aber etwas angetrunken, und der eine hielt einen Stock in der Hand. Er stellte sich ganz nahe an die Truppe und machte sich ein Vergnügen daraus, jedem einzelnen Soldaten mit seiner Gerte den Hut vom Kopfe zu schlagen. Das feige und jeden Ehrgefühls bare Volk ließ sich das ruhig gefallen, und selbst die Mandarine machten nicht die geringste Miene, den Franzosen Einhalt zu gebieten.

Die wenigen intelligenten chinesischen Staatsmänner, die sich in den letzten Jahren durch Umgang mit den Europäern gebildet haben, und unter ihnen der jetzige Regent und Bruder

des verstorbenen Kaisers Hienfung, der Prinz Kung, machen sich auch kein Geheimniß aus der betrübenden militärischen Inferiorität ihres Vaterlandes und dem schlechten Zustand der nationalen Vertheidigungsmittel. Prinz Kung geht nach den neuesten Nachrichten auch wirklich damit um, die Armee zu reorganisiren, europäisch zu bewaffnen und zu discipliniren. Amerikanische, englische und französische Instructeurs bilden einen Kern, der vielleicht zum Bessern führt, namentlich da der Mandschu-Dynastie das Messer an der Kehle sitzt. Das Material dafür ist da und gut, namentlich in Nordchina, wo ein außerordentlich kräftiger und großer Menschenschlag wohnt. Es kommt nur darauf an, den Chinesen einen kriegerischen Geist einzuflößen, und bei unserer Anwesenheit in Tientsin versuchte Prinz Kung den ersten Schritt, indem er das Ehrgefühl der Soldaten durch Vertheilung von Medaillen an alle diejenigen, welche die letzten Kämpfe gegen die Alliirten mitgemacht, zu wecken suchte. Das Experiment gelang vollständig. Zuerst machten die damit Decorirten ihre Glossen darüber, schon nach wenigen Wochen betrachteten sie es jedoch als eine Ehre, und damit ist allerdings schon viel gewonnen.*)

Das Studium der Kriegskunst, Taktik und Strategie ist vollständig vernachlässigt, obwol Bücher darüber existiren. Von diesen fiel im Opiumkriege ein chinesisches Werk mit dem Titel „Handbuch des Soldaten" in die Hände der Engländer, das einige elementare Regeln über den Marsch einer Armee, die Construction von Brücken, über Lager, Feldbefestigung und über Recognoscirungen enthält. Ebenso behandelt es den Gebrauch

---

*) Prinz Kung hat bis in die neueste Zeit (1872), wo er die Regierung an den mündig gewordenen Kaiser, als dessen Vormund er fungirte, abtrat, fortgefahren, eine europäisch geschulte Truppe heranzuziehen. Jene englisch- und französisch-chinesischen Corps, welche 1861 die Rebellen bei Schanghae und Nanking aufs Haupt schlugen, wurden zwar wieder aufgelöst und ihre Führer entlassen, aber viele französische Instructeurs beibehalten, welche die Cadres der künftigen Armee heranbilden sollen. Nach den zerfahrenen Verhältnissen im Lande dürften jedoch noch viele Jahrzehnte darüber hingehen, ehe irgendetwas Ordentliches in dieser Richtung geschaffen wird.

der verschiedenen Waffen, die Art, eine Schlacht zu beginnen und einen Rückzug zu leiten, empfiehlt die Nützlichkeit von Spionen und lobt die Vortrefflichkeit der Soldaten, welche beim Beginne eines Gefechts nicht zittern — eine Vorschrift, die mit wenigen Ausnahmen ein chinesischer Soldat ebenso schwer befolgen lernt als ein Civilmandarin die Morallehre des Confucius.

Ihre Fortification liegt ebenfalls noch in der Kindheit, und ich hatte Gelegenheit, diese bei dem Besuche eines wegen der Nähe der Rebellen auf Kriegsfuß befindlichen verschanzten Lagers bei Wusung aus nächster Nähe zu beurtheilen. Schon auf einige Meilen war das Lager durch Hunderte von aufgepflanzten Fahnen sichtbar. Fahnen spielen überhaupt eine große Rolle in der chinesischen Kriegführung, und es scheint sich der als der Muthigere und Siegesgewissere zu betrachten, der die meisten Fahnen hat. Jede Compagnie zählt deren wenigstens 15, und bei den Schantung-Rebellen, welche Chefu während unserer Anwesenheit daselbst belagerten, hatte fast jeder dritte Mann eine Fahne.

Die Fahnen waren roth, grün, gelb, weiß, dreieckig, aus Seide gefertigt und in dem Hauptfelde mit Charakteren beschrieben. Sieben verschiedene Banner bezeichneten ebenso viele verschiedene Lager, die in dem Umkreise von ungefähr einer Meile zerstreut lagen und ziemlich gleich groß waren. Wir besuchten das größte. In der Mitte desselben befand sich ein etwa 30 Fuß hohes Holzgerüst, oben mit einem Häuschen für eine Schildwache, die aus dieser Höhe das umliegende Flachland auf viele Meilen weit übersehen konnte und alles Fremdartige signalisirte. Die Wachsamkeit schien jedoch nicht sehr groß zu sein, da unsere Anwesenheit erst bemerkt wurde, als wir bereits das Glacis beschritten und den ersten Festungsgraben passirt hatten. Ich spreche hier in Ausdrücken, wie sie in unserer Fortification gebräuchlich sind, jedoch darf man damit keineswegs genau die Begriffe verbinden. Jedes Lager schloß ungefähr einen Flächenraum von 2 Morgen ein, war kreisförmig und zunächst von einem 12 Fuß breiten Graben umgeben, über den als Zugbrücke eine Bohle führte, auf der ein Mann passiren

konnte. Dieser Graben war, da es kurz vorher geregnet, zufällig naß, doch stand kaum 1 Fuß Wasser darin. Hinter ihm kam die erste Enceinte, eine Mauer von Schlamm aus dem Graben von 8 Fuß Höhe mit Brustwehr und Schießscharten, aber ohne Kanonen. Hinter dieser erschien statt der Palissaden ein Verhau von Dornengebüsch und hinter diesem ein zweiter Graben mit einer zweiten Mauer, gerade wie die erste construirt. Danach betrat man das eigentliche Lager, das circa 60 Zelte à 10 Mann, also wahrscheinlich ein Bataillon faßte. Der Eingang wurde durch ein auf der Brustwehr der innern Mauer stehendes Positionsgeschütz gedeckt, mit der unvermeidlichen Zierath von rothem Tuch um die Mündung. Dies war aber das Schrecklichste daran, sonst erschien die Kanone bei näherer Betrachtung gänzlich harmlos. Sie besaß ein einpfündiges Kaliber, ein ehrwürdiges Alter von mindestens 200 Jahren, hatte wahrscheinlich mehrere Decennien im Wasser gelegen, und das sorgsam zugedeckte Zündloch war so zugerostet, daß es als nicht vorhanden betrachtet werden konnte und ein Schießen unmöglich gewesen wäre, selbst wenn Munition und Ladezeug da gewesen, die aber beide fehlten. Ich fragte den commandirenden Mandarin, ob er mir die Antiquität nicht verkaufen wolle, und er schien auch gar nicht abgeneigt, jedoch durfte er es wol so offen nicht thun und bis zum Abend hatte ich keine Zeit.

Die Zelte waren sehr gut gemacht, viele mit doppelten Wänden aus Baumwollenzeug, und ein Holzgerüst gab ihnen die nöthige Festigkeit. Die der Mandarine waren sehr geräumig, bestanden inwendig aus zwei Zimmern und hatten auch eine ziemlich comfortable Einrichtung von Mattendecken, ja sogar von soliden Betten. In den Zelten der Gemeinen fehlte oft das Stroh, und die Soldaten lagen alle auf dem bloßen Erdboden.

Die hier stationirten Truppen schienen zur Elite des Heeres zu gehören, da sie sämmtlich mit Feuergewehren bewaffnet waren. Allerdings darf man sich darunter keine Minié-, Enfield- oder Zündnadelbüchsen vorstellen; im Gegentheil hatten sie den Vorzug, weniger furchtbar als diese modernen Mord-

instrumente, ja in den meisten Fällen ganz unschädlich zu sein. Von ebenso ehrwürdigem Alter wie das erwähnte Positionsgeschütz gehörten sie sämmtlich dem Geschlecht der Luntenflinten an, aus einer Zeit, wo sich dies noch in ursprünglichster Kindheit befand. Diese Flinten geben einen weitern schlagenden Beweis für die Friedseligkeit des chinesischen Volks, da eine kriegerische Nation unmöglich mit solchen Waffen gegen einen Feind, und sei er auch der hasenherzigste, ziehen kann. Wir besahen uns einige funfzig dieser Reliquien verflossener Jahrhunderte, aber auch nicht zehn waren davon zu gebrauchen. Bei den meisten Flinten war das Zündloch ganz zugerostet, bei andern fehlte ein Theil oder auch das ganze Luntenschloß, und jedenfalls war seit vielen Jahren aus keinen geschossen, obwol man jetzt die Absicht zu haben schien, da in einem Zelte von den Soldaten Pulver angefertigt wurde. Letztere liefen jeden Augenblick einige Schritte weit von ihrer Arbeit weg, um eine Pfeife zu rauchen, und wir zogen es darum vor, uns so schleunig als möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. In China gibt es keine Pulvermühlen; alles Pulver wird im Felde von den Soldaten gemacht, und nur die Ingredienzen nimmt man dazu mit. Die Zusammensetzungsverhältnisse desselben sind den unsern fast gleich, nämlich 75,7 Salpeter, 14,8 Weidenkohle und 9,9 Schwefel, jedoch ist es bedeutend schwächer als das europäische, und die Rebellen sind klug genug, lieber 5 Thaler für das Pfund englisches Pulver zu bezahlen, als es wie die Kaiserlichen selbst zu bereiten.

Die Soldaten waren ziemlich kräftige und große Leute. Viele trugen auch Uniform, gelb mit blauen Aufschlägen und auf der Brust wie auf dem Rücken ein fußgroßes kaiserliches Wappen gedruckt; doch waren auch viele Greise darunter, und im ganzen machten sie durchaus keinen militärischen Eindruck.

Die Taku-Forts, welche ich später besuchte, bestanden aus einem Erdwalle, welcher der größern Haltbarkeit wegen mit schweren Teakholzbalken durchfuttert war. Ihr Hauptschutz bestand in ihrer Lage am Wasser und dem sie umgebenden Sumpfboden; in der Kehle waren sie jedoch vollständig offen, und die Engländer würden die Werke sofort genommen haben,

wenn sie diese beim ersten Angriffe umgangen hätten, anstatt direct durch den Schlamm zu waten und dabei eine Niederlage zu erleiden.

Mit der chinesischen Artillerie steht es nicht besser wie mit allem Uebrigen. Die im Lande gefertigten Geschütze sind sehr roh, nicht gebohrt, sondern blos in einer Form gegossen, in deren Mitte ein cylinderförmiges Stück Holz von der Stärke des gewünschten Kalibers aufgerichtet ist. Dieses oft nasse Holz verursacht eine zu schnelle Abkühlung des innern flüssigen Eisens, und daraus entstehen Unebenheiten und nicht selten Risse. Die aus dem Auslande bezogenen und mit theurem Gelde bezahlten Geschütze sind kaum besser, nach keinem einheitlichen System beschafft und fast alle sehr schlecht gehalten.

Diese Thatsachen können auch allein die wunderbaren Kriegserfolge der Westmächte gegen die Chinesen erklären und auf ihr wahres Maß zurückführen. Es ist keine Kunst, mit disciplinirten Leuten und modernen Waffen gegen wehrlose Leute zu kämpfen.

Die chinesischen Rebellen sind in dieser Beziehung viel besser daran; sie haben nur Feuergewehre neuerer Construction, die sie wohl zu schätzen und zu handhaben wissen, und dadurch ist es ihnen möglich geworden, mit ihrer verhältnißmäßig kleinen Armee gegen die Massen der Kaiserlichen Stand zu halten, diese zu schlagen und oft aufzureiben. Trotz der überlegenen Taktik und Bewaffnung der Europäer sind die regulären Tatarentruppen ihnen gegenüber nicht feige zu nennen. In den Kämpfen der letzten Jahre ist es häufig vorgekommen, daß diese Truppen im heftigsten Kartätschfeuer muthig Stand hielten und sich decimiren ließen, ohne zu weichen, bis ein Bajonnetangriff auf sie geschah. Diesem widerstanden sie nie. Die moralische Wirkung einer ihnen entgegenstarrenden Eisenmasse jagte sie wie Spreu auseinander. Auch die Rebellen haben ihre letzten Vortheile hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß sie den Kaiserlichen mehrere Regimenter mit Bajonnetflinten entgegenführen konnten. Außerdem haben sie bessere Führer als ihre Gegner, die kühnen unternehmenden Muth durchaus nicht als eine gute Eigenschaft bei Offizieren betrachten. Bei

den Kaiserlichen kann jeder General öffentlich ausgepeitscht oder mit dem hölzernen Kragen geschmückt ausgestellt werden, und schon aus diesem Umstande geht hervor, wie wenig moralischen Einfluß solche Führer auf ihre Untergebenen haben müssen. Bei den Rebellen dagegen ist jeder Offizier zugleich Beamter oder umgekehrt, und er nimmt dem Volke gegenüber dieselbe exclusive und bevorzugte Stellung ein wie der Civilmandarin bei den Kaiserlichen.

14.

Die Chinesen als Gegensatz zu den Europäern. Charakteristik des chinesischen Volks in Sitten und Gebräuchen. Die Festtage der Chinesen. Das Neujahrsfest. Das Todtenfest. Das Laternenfest. Vergnügungsspiele.

Nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln eine Beschreibung von Kanton gegeben, die in ihren Hauptzügen auf alle größern Städte Chinas paßt, und die allgemeinen Verhältnisse des Landes insoweit berührt habe, als ich es für den Leser von Interesse erachtete, will ich jetzt zur Charakteristik des merkwürdigen Volks selbst übergehen und dasjenige mittheilen, was ich während eines elfmonatlichen Aufenthaltes im Reich der Mitte in dieser Beziehung zu beobachten Gelegenheit hatte

Ein Reisender hat in einer kleinen Schrift folgende Schilderung seines ersten Eintritts in China gegeben: „Auf meine Frage an den Bootführer, in welcher Richtung Macao läge, wurde mir die Antwort: im «West-Norden» und der Wind sei «Ost-Süd». Wir sagen nicht so in Europa, dachte ich bei mir staunte aber noch mehr, als er mir bei Gelegenheit des Kompasses erklärte, daß die Magnetnadel nach Süden zeige. Um den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln, bemerkte ich hierauf, daß er wahrscheinlich zu einer hohen Festlichkeit gehe, da er ganz weiß gekleidet sei. Er antwortete mir jedoch mit einem verächtlichen Blick, sein einziger Bruder sei vor acht Tagen gestorben, und er befinde sich deshalb in tiefster Trauer.

Bei meiner Landung wurde meine Aufmerksamkeit zuerst durch einen Militärmandarin angezogen, der einen gestickten Unterrock, ein Perlenhalsband und einen Fächer, aber keine Waffen trug, und von der rechten Seite sein Pferd bestieg. Ich sah mich von Eingeborenen umgeben, die ihren Kopf geschoren trugen, während ein Theil von ihnen das Haar im Gesicht wachsen ließ. Auf dem Wege nach dem Hause, wo ich absteigen wollte, begegnete ich zwei chinesischen Knaben, die mit großem Ernste sich über den Besitz einer Orange stritten. Die Debatte war von sehr lebhaften Gesten begleitet; schließlich setzten sie sich jedoch ruhig nieder und theilten die Frucht gleichmäßig unter sich. Kurz darauf bemerkte ich einige alte Chinesen mit grauen Bärten und außerordentlich großen Brillen, die Drachen steigen ließen, während eine Gruppe von Kindern mit gespannter und ernster Aufmerksamkeit den unschuldigen Beschäftigungen der Greise zuschaute ....

„Ich verharrte bei meinem Entschlusse, auszudauern, und erhielt am nächsten Morgen einen chinesischen Lehrer, der glücklicherweise englisch verstand. Ich wußte, daß ich eine Sprache ohne Alphabet zu studiren hatte, war jedoch nicht darauf vorbereitet, daß mein Lehrer, als er das Buch öffnete, von hinten an zu lesen fing. Er begann mit dem Tage der Publication des Werks: «Fünftes Jahr, zehnter Monat, dreiundzwanzigster Tag!» Ich bemerkte ihm, daß wir unser Datum auf andere Weise bezeichnen, und bat ihn, mir etwas über chinesisches Ceremoniel zu erzählen. «Wenn Sie», begann er, «in China einen hohen Gast empfangen, so vergessen Sie nicht, ihn an Ihre linke Seite zu setzen, denn das ist der Ehrenplatz. Ebenso hüten Sie sich, das Haupt zu entblößen, dies würde eine unpassende Vertraulichkeit verkünden.» Im Verlauf unsers Gesprächs kam auch die Rede auf chinesische Philosophie, und indem er das Buch wieder zur Hand nahm, las er mit dem größten Ernst: «Die gelehrtesten Leute sind entschieden der Ansicht, daß der Sitz der menschlichen Vernunft im Magen zu suchen ist.» Nun wurde es mir aber zu arg, ich ergriff in Verzweiflung mein Buch und stürzte zur Thür hinaus ....“

Obwol der Verfasser des Schriftchens diese Thatsachen

wahrscheinlich absichtlich aneinandergereiht, hat er wenigstens nichts übertrieben, und das Erzählte hat seine Richtigkeit. Nur die Eine Bemerkung, wonach die Chinesen den Sitz des Verstandes in den Magen verlegen sollen, ist wol unrichtig, da sie vielmehr das Herz als die Hülle der Vernunft bezeichnen. Abgesehen hiervon veranschaulicht jedoch jene Zusammenstellung sehr zutreffend, in wie vielen Beziehungen die Chinesen gerade der Gegensatz von uns Europäern sind. Es ist schwer, den Charakter der Chinesen richtig zu beurtheilen. Sie zeigen sich dem Fremden selten so, wie sie wirklich sind, und nur wer ihre Sprache versteht und lange Jahre mit ihnen umgegangen oder unter ihnen gelebt hat, vermag sie getreu zu schildern und die Gegensätze zu erklären, die sich in ihrem Denken und Handeln offenbaren und dem Fremden oft räthselhaft erscheinen. Ich werde daher nur insofern auf ihren Charakter eingehen, als er sich in ihren Sitten und Gebräuchen kundgibt und keine Misdeutung zuläßt.

Ich beginne mit den Festtagen der Chinesen, deren jedoch kaum ein anderes Volk so wenige zählt. Eigentlich gibt es nur zwei Feste, die im ganzen Lande gefeiert werden, das Neujahrsfest und das Todtenfest zur Erinnerung an die Verstorbenen. Letzteres ist jedoch mehr eine religiöse Feier und beschränkt sich auf einen Tag, während ersteres fast vierzehn Tage dauert, in alle Verhältnisse des socialen Lebens eingreift und alle Geschäfte unterbricht, ein Umstand, der in China mehr als alles andere für seine Bedeutung spricht.

Es beginnt an dem Tage, wo die Sonne den 15. Grad nördlicher Breite schneidet, was ungefähr am 10. Februar stattfindet. Schon 10 Tage vorher hören alle Geschäfte auf, die alten werden abgewickelt, aber keine neuen unternommen. Ein durch tausendjähriges Bestehen sanctionirter Gebrauch legt nämlich jedem Bewohner des Himmlischen Reichs die moralische Verpflichtung auf, alle laufenden Rechnungen abzuschließen, zu bezahlen und mit Einem Worte in seinem Geschäfte völlig reine Bahn zu machen. Dies Gesetz ist so streng, daß der Chinese, welcher ihm nicht strict nachkäme, in den Augen seiner Mitbürger als ehrlos dastehen würde, und was Drohungen,

gerichtliche Klagen und Schuldarrest im civilisirten Europa nicht zu bewirken vermögen, erzwingt hier die öffentliche Meinung. Ja die Kaufleute sind so penibel, daß sie, wie gesagt, wochenlang vor dem Termin gar keine neuen Geschäfte eingehen, sondern nur nach Kräften bemüht sind, die laufenden abzuwickeln. Ein solcher Abschluß mag denn wol bei einzelnen drückende Gefühle hervorrufen, im allgemeinen wird aber jeder mit erleichtertem und frohem Herzen das neue Jahr beginnen, und seine Feier ist ein Fest der Freude und der Heiterkeit.

Am letzten Abend des alten Jahres bleibt alles wach, und sowie die Gongs der Wachthäuser mit ihrem sonoren Klang Mitternacht verkünden, beginnt ein endloses und über alle Beschreibung großartiges Abbrennen von Schwärmern, sodaß nach kurzer Zeit die ganze Atmosphäre mit Salpeter geschwängert ist. Diese Feuerwerkskörper, von Gestalt und Größe eines kleinen Fingers, sind von chinesischen Festlichkeiten unzertrennlich und werden in unglaublichen Quantitäten angefertigt und verbraucht. Man zieht sie zu Hunderten und Tausenden auf Schnüre und steckt einen derselben an, der dann in schneller Reihenfolge die übrigen entzündet, bis unter lautem Geknatter die Schnur verbrannt ist. Es sollen jährlich über 600000 Centner Pulver zur Fabrikation dieser Schwärmer in China verwandt werden, aber nach dem, was ich davon habe verbrauchen sehen, namentlich am Neujahrsfest, scheint mir die Angabe viel zu gering gegriffen, da außerdem auch ganze Schiffsladungen davon nach Nordamerika ausgeführt werden, mit denen die ebenso wie die Chinesen Geräusch liebenden Yankees den Jahrestag ihrer Unabhängigkeitserklärung feiern. Der ideale Zweck dieser Schwärmer ist, durch ihr Knallen die Dämonen zu erschrecken und zu vertreiben, von denen der Chinese die Erde bevölkert glaubt uud vor denen er eine stete Angst hegt. In Wirklichkeit stiftet aber das Abbrennen dieser Schwärmer in sanitätischer Beziehung nicht wenig Gutes, und ihrer quantitativen Verwendung ist es wol mit zu danken, daß die von allen Verhältnissen in China begünstigte Erzeugung von Miasmen durch den vielen Pulverdampf paralysirt wird und nicht verheerende Krankheiten bringt.

Bis Tagesanbruch ist jedermann in China beschäftigt, sein

Haus für die Feierlichkeit des Neujahrs vorzubereiten oder heilige Ceremonien zu verrichten. Die ganze Wohnung wird von oben bis unten gereinigt und ausgeputzt. Vor dem Altar der Hausgötter werden mächtige Porzellangefäße mit fetten Speisen, Oliven, Citronen, künstlichen und natürlichen Blumen, namentlich Narcissen aufgestellt, die in keinem Hause fehlen und die in Vasen so gezogen werden, daß sie gerade mit Neujahr in vollster Blüte stehen.

Schon am frühen Morgen des Neujahrstages sieht man große Volksmassen nach den Tempeln strömen, um dort zu opfern. Alle haben sich mit dem Besten geschmückt, was sie besitzen, und der Herr erkennt oft seinen eigenen Diener nicht, wenn dieser im Feststaate an ihm vorbeistolzirt. Der ärmlichste Kuli, der das ganze Jahr in Lumpen und barfuß oder mit elenden Sandalen umherläuft, stolzirt heute mit blauem ungeflickten Nankingrock, weißen bis an die Knie reichenden Strümpfen und den dickbesohlten Filzschuhen einher. Das struppige Haupthaar ist gestern unter dem kleinen dreieckigen Messer des Barbiers gefallen, der Schädel erfreut sich eines seltenen Glanzes und der sorgsam mit falschem Haar und Bändern verlängerte Zopf reicht mit seiner Spitze gerade bis auf den Fußboden. Alles, was nur einigermaßen Anspruch auf Wohlhabenheit macht, erscheint in Seide und Pelz, und oft bedecken zwei, drei kostbare Pelze übereinander im Werthe von 800—1000 Thalern den Körper eines reichen frostigen Kaufmanns, während die reiche, gestickte und mit rother Seidenquaste versehene Pelzmütze das Haupt ziert.

Die Andacht in den Tempeln dauert nicht lange; in höchstens fünf Minuten ist die Sache abgemacht. Ein Opfer von einigen Kupfermünzen in die Tempelkasse, bei der ein kahlgeschorener Buddhapriester mit blödsinnigem Gesichtsausdruck sitzt und gedankenlos die Rauchwolken seiner langen Tabackspfeife aus Pfefferrohr mit kleinem Messingkopf in die Luft bläst, einige Verbeugungen und Kniefälle vor einem der Hauptgötzen und ein Opfer von Saisis aus Silberpapier, die an den Altar gehängt werden — das ist das Ganze und wahrhaftig wenig genug. Beten kostet zu viel Zeit, man überläßt es dem Priester,

dieser wird dafür bezahlt. Die Hauptsache ist ja auch das Vergnügen, Musik, Spiel, Essen, Trinken und Visitenmachen. Saisis heißen die wie ein kleiner Kahn geformten Silberstücke von gewöhnlich 20 Dollars Werth, welche als einzige einheimische Silbermünze in China cursiren. Zum Neujahrsfeste werden Millionen dieser Kähnchen aus Silberpapier gefertigt und auf dem Altare den Göttern geopfert, um von diesen, in Erwiderung des Geschenks, im Laufe des neuen Jahrs ebenso viele Stücke aus reellem Silber zurückzuerhalten. Die Chinesen speculiren so gewissermaßen auf die Dummheit ihrer Götter, während die Priester ebenfalls ihre Rechnung dabei finden, indem sie die geopferten Saisis wieder verkaufen, die auf diese Weise oft vier- bis fünfmal aus verschiedenen Händen am Altare niedergelegt werden. Die Tempel in Schanghae, die ich bei Gelegenheit des Neujahrsfestes besuchte, sind übrigens die schmuzigsten, stinkendsten Rauchhöhlen, die ich je in China gesehen, die Götzen rußig wie Schornsteinfeger, und wenn man die Räume betritt, möge man gut darauf achten, daß man seine Kleider nicht beflecke.

In den Vorhöfen der Tempel sieht es wie ein Jahrmarkt aus. Bude für Bude, Tisch neben Tisch ist aufgeschlagen, Zuckerwerk, von dem die Chinesen so große Freunde sind, religiöse Opfergegenstände, Saisis, Räucherstäbe, bunte Opferkerzen werden überall feil geboten und gekauft. Vor allem fällt aber die Masse der Spielbuden auf. Alle möglichen Hazardspiele chinesischer und europäischer Erfindung sind hier vertreten, und die Masse der umstehenden Spieler von jedem Alter und Geschlecht sowie der gierige Eifer der Einsetzenden zeugt von der großen Spielwuth der Chinesen, die nach ihrem Götzendienste sogleich praktisch erproben wollen, ob das Opfer ihnen geholfen hat. Die schon erwähnten Wahrsager in allen Varietäten geben an Zahl den Spielbuden kaum nach, und auch ihre Tische sind von einem gedrängten Publikum umgeben. Die Schlauheit beutet hier die Dummheit und den Aberglauben auf das gründlichste aus.

In den Theehäusern herrscht ein ebenso lebendiges Treiben und Gewoge wie auf den Straßen und in den Tempeln; sie

sind fast Kopf an Kopf gefüllt. An einer Unzahl von Tischen sitzen Männer, Weiber und Kinder, schlürfen ihren heißen Thee, essen Erdnüsse, Backwerk oder geröstete Sonnenblumenkerne dazu, und eine dichte Wolke von Tabacks- und Opiumdampf hüllt die ganze große Stube in einen trüben Nebel, während man vor dem endlosen Geschnatter der redseligen Besucher kein Wort verstehen kann.

Nach dem Tempelbesuche kommt das Visitenmachen und Gratuliren, gegen das unsere Gratulationen gar nichts sagen wollen. Unser Ceremoniell dieser Art beschränkt sich doch wenigstens auf einen Tag und auf unvermeidliche Besuche bei den nächsten Verwandten und Vorgesetzten. In China dauert die Sache dagegen mindestens acht Tage. Es ist fast wie am Osterfeste in Rußland. Leute, die sich nie gesehen haben, begrüßen sich wie alte Bekannte, arm und reich, niedrig und hochgeboren wünscht sich Glück, doch begleitet hier nicht wie bei uns die offene Hand die Gratulation, sondern die Wünsche sind uneigennützig und aufrichtig gemeint.

Vor jedem Hause halten Sänften, an denen dicke Packete gedruckter rother Visitenkarten hängen. Roth ist in China die Farbe der Freude und Höflichkeit; nur Trauerbriefe werden auf weißes Papier geschrieben. Die Neujahrsvisitenkarten sind ziemlich groß und enthalten einen Holzschnitt, der die Symbole der höchsten irdischen Glückseligkeiten darstellt, die nach chinesischen Begriffen in männlicher Nachkommenschaft, in einer Staatsanstellung oder Beförderung und in langem Leben bestehen. Diese drei Wünsche werden durch die Figuren eines Knaben, eines Mandarin und eines Greises mit einem Storche personificirt. In jedem Hause empfängt man die Besucher mit Thee und Betel, und überall auf den Straßen und vor den Häusern sieht man das Verbeugen und Complimentiren mit den affectirten Versuchen, es zu hindern, die einen so bedeutenden Theil der chinesischen Höflichkeitsformen ausmachen. Ebenso werden am Neujahrsfeste zwischen allen Bekannten Geschenke ausgewechselt, die aus seltenen Früchten, Eingemachtem, feinem Thee, bisweilen auch aus seidenen Kleiderstoffen und Zierathen verschiedener Art bestehen und sofort in derselben Weise erwidert

werden. Der Ueberbringer führt eine Liste der Sachen auf einem rothen Papierstreifen mit sich, die der Empfänger mit dem Vermerk: „Mit Dank empfangen", zurückstellt, während der Diener jedesmal eine Belohnung erhält.

Das Todtenfest findet zweimal im Jahre statt; wir sahen es an zwei verschiedenen Orten mit an, einmal im August in Singapore, das andere mal im April in Schanghae. Beide Festlichkeiten unterschieden sich wenig voneinander und die dabei beobachteten Riten scheinen im ganzen Reiche ungefähr dieselben zu sein. Die Ehrfurcht der Chinesen für ihre Vorfahren ist ungemein groß, und das Todtenfest ist der Ausdruck dieses Gefühls, das überdies, wie ich schon bei Gelegenheit des Strafcodex bemerkte, durch das Gesetz stets wach erhalten wird. Dieses schreibt jedoch nur das Ausschmücken der Gräber vor, und an diesem Tage strömt daher alles vor die Thore, um die heilige Pflicht zu erfüllen. Wer es irgend vermag, nimmt dazu Blumen, und es ist ein wunderhübscher Anblick, wenn plötzlich der Kirchhof in einen Blumengarten verwandelt wird. Außerdem aber wird auf jedes Grab ein Büschel von bunten oder weißen Papierstreifen gesteckt, als Controle für die Polizei, daß jeder seine Obliegenheit erfüllt hat.

Hiermit ist der ernstere Theil der Ceremonie, die übrigens das geschäftliche Leben nicht weiter unterbricht, beendet, das eigentliche Fest findet jedoch erst abends statt. Da sich aber der chinesische Cultus möglichst von allem Abstracten frei und nur an das Sinnliche hält, so ist auch das Todtenfest eigentlich nur ein Zweckessen, zu dem die Verstorbenen durch verschiedene Ober- und Unterpriester mit Gesang und Instrumentalbegleitung eingeladen werden. Der möglichste Skandal ist bei allen religiösen Ceremonien der Chinesen immer Hauptsache, und somit wurde auch dieses Fest durch das Abbrennen von vielen Tausenden von Schwärmern, Illumination von Hunderten von kleinen Lichtern vor jeder Thür mit obligater Begleitung des Gong und anderer lärmmachender Instrumente eingeweiht. Gegen Abend stellte man in den verschiedenen Straßen Tische auf- und aneinander, sodaß diese bisweilen eine Länge von 300 Fuß erreichen. Sämmtliche Chinesen, die

es vermochten, hatten dazu beigesteuert, diese Tafeln mit Speisen zu besetzen, und ich muß gestehen, daß ich nie in meinem Leben eine solche Masse von Gerichten gesehen habe. Wahrlich, gegen chinesische Kochkunst sind alle andern Nationen Stümper, und von dem ganzgebratenen vierhundertpfündigen Schweine an bis zu den fricassirten Froschkeulen, den farcirten Ratten und Salat von Regenwürmern war alles so reizend und appetitlich arrangirt, daß einem das Wasser im Munde zusammenlief. Von sechs zu sechs Fuß waren rings um die Tafeln 8—10 Fuß hohe Pyramiden von verschiedenem Backwerk aufgestellt, unter denen einige aus Nudeln jedenfalls den Vorzug der Originalität besaßen. Das Merkwürdigste auf der ganzen Tafel war jedoch eine Gebirgslandschaft, die nur von Fett und Fleisch gefertigt war. Concave Rippenstücke von Schweinen und Hammeln stellten Grotten, große Fleischstücke mit der Netzhaut überzogen Felsen, Berge und Gletscher vor. Nur das Laub der Bäume war natürlich, aber selbst ihre Stämme aus Knochen und alles so täuschend nachgeahmt, daß man nur ganz in der Nähe den sonderbaren Stoff unterschied. In der Aufstellung der Speisen herrschte große Ordnung. Zunächst erschienen kolossale ganzgebratene Schweine mit Rosensträußen in der Schnauze, denen ebenso zugerichtete Hammel und Ziegen als vis-à-vis beigegeben waren; dann kam alles mögliche Wild, dann Geflügel in jeder möglichen Varietät und Zubereitung, dann Fische, unzählbare Arten von Riesenpuddings, Kuchen, Gemüse, dann Schüsseln von undefinirbaren specifisch chinesischen Speisen, für die wir weder Namen noch Geschmack haben, und den Beschluß machten eine Legion Salate. Ich glaube, es gibt kaum eine Pflanze, aus der die Chinesen nicht Salat bereiteten. Wir zählten die Salate; es waren hundert und einige dreißig Arten. Das nenne ich doch Vielseitigkeit! In sämmtliche Speisen waren eine Masse der unvermeidlichen Räucherstäbe gesteckt, deren Qualm in einer dichten Wolke über der von allen möglichen bunten Laternen erleuchteten Tafel lagerte und auf 30—40 Schritt die Atmosphäre verpestete.

Gegen 8 Uhr abends, nachdem alles aufgestellt und kunstgerecht arrangirt war, erschienen verschiedene Bonzen in lang-

ärmeligen gelben Talaren, die jedoch, wie Gesicht und Hände ihrer unsaubern Eigenthümer, in sehr langer Zeit nicht gewaschen waren. Es waren ihrer drei, und das Kleeblatt nahm mit einem Flötenbläser am obern Ende der Tafel Platz. Hier war für sie eine originelle Nische gebildet. Diese bestand aus zwei Tischen, auf deren einem ein geschlachtetes Schwein, auf dem andern eine Ziege paradirte. Beide waren blendend weiß rasirt, trugen Citronen im Maule und waren noch anderweitig mit Blumen geschmückt. Der Oberpriester breitete eine Reihe Becher mit Reis, Mais und Erdnüssen gefüllt vor sich aus und begann mit einer schauerlichen Stimme Gebete abzusingen, die, wie wir erfuhren, eine Einladung an die Verstorbenen zu dem ihnen servirten Mahle enthielten. Von Zeit zu Zeit wurden einige der Körner aus den Büchsen auf die Erde geworfen. Der Flötenbläser begleitete den Gesang unisono, und die beiden Gehülfen des Bonzen accompagnirten mit Becken und ein paar Castagnetten. Diese Einladung dauerte mit Zwischenräumen bis gegen 10 Uhr. Als bis dahin die Verstorbenen von der ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeit keine Notiz genommen hatten, beschloß man, nicht länger auf sie zu warten. Die Speisen wurden abgetragen und in den Häusern der Bezirksvorsteher an die Armen vertheilt. Gewiß ist an diesem Abende kein Bedürftiger der ganzen Stadt ungesättigt zu Bett gegangen. Die Gastgeber selbst versammelten sich aber gleichfalls zu Zweckessen, und wie sehr sie denselben Ehre anzuthun wußten, ging aus dem Umstande hervor, daß am folgenden Tage fast sämmtliche Läden geschlossen waren.

Auf den ersten Vollmond im neuen Jahre fällt das Laternenfest, das jedoch weder eine religiöse noch eine sociale Bedeutung hat, sondern weiter nichts als eine öffentliche Schaustellung von allen möglichen Arten Laternen ist, die in der chinesischen Häuslichkeit eine große Rolle spielen. In jedem Zimmer, auf den Fluren, vor den Thüren, in den Gärten und Pavillons hängen Massen von Laternen aus allen möglichen Stoffen und von den verschiedensten Dimensionen und Farben. Jeder Kuli trägt abends eine Laterne; jeder der Tausende von ambulanten Köchen und Krämern zählt deren drei bis vier auf

seinem Tische, und den Sänften der Wohlhabenden werden sie oft zu Dutzenden, den Namen des Besitzers darauf gemalt, angehängt und vorgetragen. Am Laternenfeste, das übrigens nur einen Abend dauert und weiter nicht das Volksleben berührt, bemüht sich ein jeder, die schönsten und künstlichsten Exemplare zum Vorschein zu bringen, damit zu prunken und sie von der Menge bewundern zu lassen. Vor den Häusern der Reichen werden 50—60 Fuß hohe Bambusstämme mit daran befestigten langen Querhölzern aufgerichtet, die, mit unendlich vielen buntfarbigen Papierlaternen geschmückt, wie riesige Weihnachtsbäume sich in die Lüfte emporstrecken. Alle Formen, alle möglichen Arten von Thieren, die so construirt sind, daß sie sich durch die ausströmende Hitze oder im Luftzuge bewegen, sind dabei vertreten. Ein gigantischer Drache, das Symbol alles Guten in China, von 60—80 Fuß Länge, dessen Glieder durch hohe Bambusstangen unterstützt sind, wird in Procession durch die Straßen getragen und gewährt von weitem ein prachtvolles Schauspiel. Wie eine glühende Schlange windet er sich langsam über die Stadt, und die Bewegungen seiner Träger scheinen ihm Leben einzuhauchen.

Trotz des Mondlichtes ist der Anblick dieser vielen Tausende von Lichtern, die an schwankenden Bambusstäben hoch über den Häusern schweben, großartig und bezaubernd, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den das auf die Weise in Lichtern schwimmende Schanghae auf mich machte.

Im Juni findet in Kanton noch ein Volksfest, eine Art Regatta statt, eins der wenigen gymnastischen Spiele der Chinesen, die zwar sehr thätig, aber keine Freunde von freiwilligen Leibesübungen sind. Dieses Wettrudern geschieht in sehr langen und schmalen Booten, die von reichen Chinesen ausdrücklich für diese Zwecke gebaut und mit 40—80 Ruderern besetzt sind, welche ihre Ruder nach dem Takt des Gongschlags handhaben. Die Aufregung bei diesen Fahrten und das Streben, den Preis zu gewinnen, ist so groß, daß fast immer einige Boote dabei zu Grunde gehen.

Neben den erwähnten Festen und den Familienfeierlichkeiten bei Geburtstagen, Hochzeiten u. s. w. kennen die Chinesen weder

Sonn= noch Feiertage. Die Vergnügungen und Zerstreuungen, denen sie sich außer dem Hause hingeben, suchen sie im Theater, in den Theehäusern oder in Spielen und Beschäftigungen, die wir den Kindern überlassen. Das sogenannte Murmelspiel unserer Knabenwelt, das Anpicken mit Geldstücken, das Federballspiel, das hier jedoch ohne Schlägel nur mit Hand oder Fuß getrieben wird, namentlich aber das Steigenlassen von Drachen sind Amusements von Erwachsenen und Greisen. Die chinesischen Drachen sind freilich reizend, und ich glaube, daß auch bei uns Erwachsene ihr Vergnügen an dieser Spielerei finden würden. Alle möglichen Figuren, Männer, Frauen mit Kindern auf dem Arme, Schiffe unter Segel, Thiere, die Töne von sich geben, Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen u. s. w. werden als Modelle genommen und so natürlich nachgebildet, daß man, namentlich bei den Vögeln, sehr häufig getäuscht wird und sie für wirkliche ansieht. Die größte Fabrik dieser Drachen ist in Kanton und zwar werden sie dort mit vielem Geschick von den tatarischen Soldaten der Garnison gefertigt.

15.

Brautwerbung und Hochzeit. Das Concubinat bei den Chinesen. Verhältniß der Frau zum Ehemann, der Kinder zu den Aeltern. Die Ehescheidungsgründe. Nachkommenschaft ein Segen. Noth der niedern Klassen. Tod und Begräbniß eines Familienhauptes. Die Grabstätte.

Nach den erwähnten öffentlichen Festen nehmen die häuslichen eine nicht wenig bedeutende Stelle im Leben der Chinesen ein. Die drei großen Abschnitte des Familienlebens: Geburt, Hochzeit und Tod, werden auch von ihnen hervorgehoben und mit entsprechenden Feierlichkeiten begleitet.

Das freudigste und wichtigste Ereigniß ist die Hochzeit, und schon im frühesten Alter der Kinder beschäftigen sich die Aeltern mit der Regelung dieser Angelegenheit. Nach ihrer Ansicht vereinigt Yuelau, „der alte Mann im Monde", den sich auch unsere Volkspoesie aus den dunkeln Stellen des Gestirns construirt, mit einer seidenen Schnur alle füreinander bestimmten Paare schon vor ihrer Geburt, und nichts vermag dieselben je mehr zu trennen. Die Aufgabe der Aeltern und Verwandten ist es nur, für ihre Kinder die durch Yuelau erwählten Gatten ausfindig zu machen.

Dieses schwierige Geschäft beginnt daher sehr früh und wird hauptsächlich durch Freiwerber geleitet, die entweder aus den Verwandten oder aus einer eigenen Klasse von Leuten, den Frauen der Schauspieler, gewählt werden. Diese letztern Frauen betreiben die Sache geschäftsmäßig, haben ihre bestimmten Districte und besitzen innerhalb dieser die nothwendige Familien-

und Personalkenntniß, um ihren Clienten die gewünschte Auskunft über Vermögensverhältnisse u. s. w. zu geben, die eine Hauptrolle dabei spielen. Gleichheit an Rang und Lebensstellung ist das nothwendigste Bedürfniß für das junge Paar, und ohne diese ist eine Verbindung nicht denkbar. Bei der großen Achtung jedoch, in der Gelehrsamkeit steht, kann ein sich auszeichnender junger Gelehrter, mag er auch aus der untersten Volksklasse entsprossen sein, dreist sein Auge zu dem angesehensten Mädchen der Stadt erheben und wird stets willkommen sein. Glauben die Aeltern, den Auserwählten oder die Auserwählte ihres Kindes gefunden zu haben, so werden zunächst verschiedene Wahrsager befragt, und diese stellen den jungen Leuten das Horoskop. Fällt dieses zur Zufriedenheit aus (dies hängt natürlich lediglich von der Bezahlung ab), so ist alles in Ordnung, das Paar wird als verlobt betrachtet und die beiderseitige Mannbarkeit abgewartet. Auf gegenseitige Neigung wird dabei keine Rücksicht genommen; ja in vielen Fällen sieht der Bräutigam die ihm bestimmte Gattin am Hochzeitstage zum ersten mal.

Die Festsetzung dieses Tags erfordert gleichfalls wieder eine Menge Vorbereitungen, und die Wahrsager werden dabei abermals zu Rathe gezogen. Ein glücklicher Tag, vorzugsweise im ersten Monat des Jahres (Februar), wenn „die Pfirsichblüte ihren Kelch öffnet", ist nothwendig erforderlich, und obwol der kaiserliche Hofkalender genau die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden Tags im Jahre für diesen oder jenen Zweck angibt, genügt dies den scrupulösen Verwandten der Brautleute keineswegs. Oft wird die Hochzeit Monate, ja ein Jahr lang hinausgeschoben, weil die günstigen Zeichen dafür fehlen. Sind diese Zeichen endlich vorhanden, so sendet der Bräutigam der Braut Geschenke, was als officielle Anerkennung der Verlobung von seiner Seite betrachtet wird. Diese Geschenke sind ebenso wie ein Theil der Ceremonien nach den verschiedenen Provinzen verschieden. Im Norden bestehen sie in einer goldenen Haarnadel (es ist hier die mittlere Bürgerklasse angenommen), einem Paar silbernen oder goldenen Armbändern, einem Päckchen Thee, einem Stück rothen und einem Stück grünen Seidenzeugs, nebst vier Stangen Silber im Werthe von

10 Thalern und mehr. Die Braut erwidert dies im allgemeinen nicht, wie sie überhaupt keine Mitgift bringt, bisweilen sendet sie jedoch Stickereien eigener Arbeit, ein Fächerfutteral, das jeder Chinese wie einen Dolch an der Seite hängen hat, einen Tabacksbeutel und eine Geldbörse. Ihre Aeltern schicken dagegen eine rothe Karte, auf der die Ertheilung ihrer Zustimmung geschrieben steht. Von diesem Tage an wird das Haar der Braut anders frisirt; statt der bisherigen jungfräulichen einfachen Flechte wird die Haartracht der Frauen, wie ich sie schon beschrieben, adoptirt. Der Bräutigam wird ebenfalls zum Zeichen der bevorstehenden Verheirathung mit einer kleinen runden Mütze bekleidet, die er fortan im Hause trägt. Am Hochzeitstage selbst schickt der Bräutigam größere Geschenke, die in 8—10 Pfund Thee, Kleidern, Juwelen und einer Summe zwischen 50—4000 Thalern, je nach den Vermögensumständen des Gebers, bestehen. Die Brautältern senden dafür Seidenzeuge und die acht Charaktere des Jahres, Monats, Tags und der Geburtsstunde der Braut mit Gold auf rother Seide gedruckt zurück. Der Bräutigam empfängt von seinen Freunden, die Braut von ihren Freundinnen ebenfalls Geschenke. Unter den erstern befinden sich stets ein Paar lebende Gänse, die in China als das Symbol eines einträchtigen ehelichen Lebens gelten und deswegen auch der Hochzeitsprocession vorangetragen werden. Die Geschenke der Brautjungfern bestehen jedoch lediglich in Stickereien und kleinen Andenken. Schwestern und Freundinnen der Braut bleiben bei ihr und weinen mit ihr, bis sie das Haus verläßt. Am Abend kommt der Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten mit einer blumengeschmückten und meistens ganz vergoldeten Sänfte, um seine Verlobte abzuholen. Auch bringt er Musik mit und eine Menge phantastisch gekleideter Diener und Knaben, die Laternen tragen. Sänfte und Kleider werden gewöhnlich von den Buddhaklöstern geliehen, welche diese Geräthe zu dergleichen Festlichkeiten vermiethen und reiche Einkünfte davon ziehen.

Den Hochzeitszug eröffnet der allem vorangehende Unterhändler, hinter dem Fahnen, Sonnenschirme, Gedächtnißtafeln und Laternen folgen. Dann folgt die Musikbande, hinter ihr

ein Mann mit den unvermeidlichen Schwärmern, die er unausgesetzt zischen und knallen läßt. Dann kommt ein mit rothem Pulver bestreuter weißer Ziegenbock, dann die erwähnten weißen Gänse und einige Schalen mit Früchten. Ihnen folgt die von vier Männern getragene und von vier andern Männern begleitete Brautsänfte, welche ganz geschlossen ist. Ebenso ist die Braut dicht verschleiert, daß ihr Gesicht von niemand gesehen werden kann. Der Sänfte folgen zwei Brautjungfern und die Freunde des Bräutigams, ebenfalls sämmtlich in Sänften.

Der Zug hält vor dem Hause des Bräutigams; jedoch halten die Diener die Thür so lange verschlossen, bis sie ein Geldgeschenk empfangen haben. Dann öffnet der Bräutigam die Sänfte und hebt die Braut über die Thürschwelle, auf der ein Kochtopf steht, in das Haus. Dies soll andeuten, daß jetzt die Haushaltungspflichten der jungen Frau beginnen. Sie wird nun von den Brautjungfern in den erleuchteten Hochzeitssaal geführt, zu dem der Weg mit Teppichen belegt ist, damit sie ihre Schuhe von rothem Atlas nicht beschmuzt, und einer Matrone übergeben. Diese führt sie in die Brautkammer, von wo sie in die große Besuchshalle tritt und die dort versammelten Gäste zu dem Genusse von Betel einladet, worin sie selbst mit dem Beispiele vorangeht. Danach wird sie von dem Bräutigam entschleiert, und während die Verwandten sie einer ziemlich lauten und rücksichtslosen Kritik unterwerfen, deren Zweck es ist, ihre Demuth und Bescheidenheit einer Prüfung auszusetzen, trinkt das junge Paar den Vereinigungstrunk, wobei der Wein aus der Tasse des Bräutigams mit dem der Braut und umgekehrt gemischt wird. Danach wird die Ehe als vollzogen und beide werden als Mann und Frau betrachtet. Dies Weintrinken wird mit denselben Ceremonien noch zweimal wiederholt, wobei die Musik den möglichsten Lärm macht. Nun erscheint eine alte von vielen Kindern gesegnete Matrone, hält eine Ansprache an die jungen Leute und verkündet, daß das Brautbett fertig sei. Sämmtliche Freunde begleiten den Bräutigam bis an die Brautkammer und verlassen danach das Haus. Am folgenden Morgen verrichten die Eheleute gemeinschaftlich ihre Andacht vor den Hausgöttern und in der dem Andenken der

Vorfahren geweihten Halle, dann werden Gratulationsvisiten entgegengenommen, vom dritten Tage an etwa einen Monat lang allen Verwandten Besuche gemacht und mit einem Festmahle die ganzen Feierlichkeiten geschlossen.

Vielweiberei ist in China erlaubt, in der Praxis jedoch nicht häufig, und gilt in der öffentlichen Meinung nur bedingungsweise für anständig. Der Mann kann nur Eine rechtmäßige Frau besitzen, die übrigen sind Concubinen, stehen als solche zur Frau in dem Verhältnisse von Dienerinnen, und ihre Kinder werden als Eigenthum der Frau betrachtet. Diese Kinder sind zwar legitim, kommen aber hinter den mit der Frau erzeugten. Wenn die wirkliche gesetzmäßige Frau Söhne hat, darf der Mann überhaupt gar keine Concubinen nehmen, nur wenn sie unfruchtbar ist oder ihrem Mann nur Töchter gebiert, ist er dazu berechtigt. Wie die öffentliche Meinung in solchem Falle urtheilt, geht aus folgendem Passus einer Ermahnung hervor, die einer der populärsten Schriftsteller Chinas an die unfruchtbaren Frauen über dieses Thema hält: „Es gibt in der Welt Frauen", so sagt dieser Weise des Mittelreichs, „die, obwol sie selbst nie einen Knaben geboren oder ein Mädchen genährt haben, ihren Mann verhindern, eine Concubine in das Haus zu bringen oder ein Mädchen zu unterhalten, um seine Nachkommenschaft zu sichern, selbst wenn er bis zum vierzigsten Jahre gewartet hat. Sie sehen auf eine solche mit eifersüchtigem Haß und Uebelwollen. O wißt ihr nicht, wie flüchtig die Zeit ist? Dehnt eure Monate und Jahre so lange aus wie ihr wollt, sie fliegen wie Pfeile, und wenn eures Gatten animalische Lebenskraft und kräftiges Blut erschöpft sein wird, dann wird er nie Kinder bekommen, und ihr, seine Frauen, werdet schuld daran sein, daß die den Ahnen fälligen Opfer nicht gebracht werden; ihr werdet seine Nachkommenschaft zerstört haben. Dann wird die Reue, auf welche Weise ihr sie auch an den Tag legt, zu spät kommen. Sein sterblicher Körper wird sterben; sein Eigenthum, welches ihr und euer Gatte gesucht habt zusammenzuhalten, wird nicht auf seine Kinder übergehen, sondern die Verwandten werden darum kämpfen. Ihr werdet nicht allein eine Person, euren Gatten, sondern

euch selbst beleidigt haben; denn wer wird Sorge tragen für euren Sarg und euer Grabmal? Wer wird euch begraben oder Opfer bringen? O! euer verwaister Geist wird die Nächte mit Weinen durchwachen! Es ist traurig daran zu denken! ....

„Es gibt Frauen, welche ihre Eifersucht zügeln und ihren Männern gestatten, eine Concubine zu sich zu nehmen; aber sie thun es auf eine Weise, als ob sie Essig tränken und Säuren genössen. Sie schlagen auf die Diener der Concubine, um diese zu treffen, und es ist kein Friede im Hause. Aber ich ermahne euch, wie kluge und tugendhafte Frauen zu handeln. Wenn ihr keine Kinder habt, sorgt mit Offenheit und Wohlwollen für eine Concubine eures Mannes. Wenn sie ihm Kinder gebiert, wird er es euch verdanken, daß die Adern seiner voräterlichen Linie nicht vertrocknen. Seine Kinder werden euch als ihre Mütter ehren; und wird dies nicht ein Trost für euch sein? Ueberlaßt euch nicht der übelwollenden Eifersucht einer bösen Frau. Bereitet nicht eine Bitterkeit, die ihr selbst verschlucken müßt!“....

Diese Homilie läßt uns zugleich einen Blick in die chinesische Häuslichkeit und die Stellung der Frauen thun. Sie zeigt, daß die Frau in China nicht willenlose Sklavin wie bei den meisten Asiaten, sondern so ziemlich Herrin im Hause ist, gegen deren Willen der Mann nicht ungestraft ankämpfen kann.

Mit jeder Concubine, die der Mann über eine hinaus nimmt, sinkt er jedoch in der öffentlichen Achtung. Chinesen, die auf ihren guten Ruf etwas geben, greifen darum nicht zu diesem Auswege, sondern adoptiren, im Falle auch die erste Concubine kinderlos bleibt (Töchter zählen nicht), die Söhne eines jüngern Bruders oder anderer naher Verwandter. Der Kaiser besitzt Hunderte von Concubinen aus den ersten Familien der Tataren, die sich gewöhnlich zu dieser Ehre drängen, obwol es auch häufig vorkommt, daß ehrbare Väter ihre Töchter dem kaiserlichen Harem verweigern. Nach dem Tode des Kaisers werden diese Unglücklichen alle in einen Palast eingesperrt und dürfen sich weder verheirathen noch denselben bis zu ihrem Tode wieder verlassen.

Heirathen zwischen Personen von gleichen Familiennamen sind verboten, und da es in China kaum 150 verschiedene Familiennamen gibt, so kann man sich denken, welche Schwierigkeiten sich schon deshalb einer Verbindung in den Weg stellen. Ebenso dürfen sich nahe Blutsverwandte nicht heirathen. Für Beamte bestehen sogar noch besondere Verhinderungsgründe. So z. B. darf ein Mandarin nicht die Tochter eines Schauspielers zur Gattin nehmen. Geschieht es dennoch, so wird die Ehe für ungültig erklärt und jeder der schuldigen Theile mit 60 Hieben bestraft.

Das Verhältniß einer Frau zu ihrem Manne ist durch die Thatsache scharf charakterisirt, daß die Frau kein Verbrechen begehen kann, ohne daß ihr Mann dafür verantwortlich gemacht und als Hauptschuldiger betrachtet wird. Ist sie durch ihren Mann dazu verleitet, so geht sie ganz straflos aus. Rechtlich wird ihr daher eine ganz untergeordnete Stellung angewiesen, und wenn sie, wie aus jener angeführten Ermahnung hervorgeht, sich trotzdem zur Herrin des Mannes macht, so zeugt dies von nicht geringer Energie ihres Charakters. Andererseits räumt man der Frau als Mutter wieder merkwürdige Vorrechte ein. Stirbt z. B. der Mann, so bleibt die Mutter das Haupt der Familie, und die Söhne sind ihr bis zu ihrem Tode unbedingten Gehorsam und Ehrfurcht schuldig. Wie weit dies geht, hatte ich Gelegenheit in Kanton zu sehen. Wir machten dort die Bekanntschaft eines jungen Mannes Kinlin, aus der Familie Hauqua, einer der reichsten in China, und wurden von ihm zum Frühstück eingeladen. Der junge Mann war 22 Jahre alt und selbst verheirathet, wobei ich beiläufig bemerken will, daß seine Frau die hübscheste Chinesin war, die ich je gesehen, und daß ihre Schwiegermutter, obwol 40 Jahre alt, von mir für ihre Schwester gehalten wurde und ihr an Schönheit wenig nachgab. Es wurde uns Wein vorgesetzt, unser Wirth selbst trank aber keinen. Als wir ihn nach dem Grunde fragten, erhielten wir die Antwort, seine Mutter habe es ihm verboten. Dieses naive Geständniß zeigt gewiß, wie unbedingt Kinder ihren Aeltern in China Gehorsam leisten.

Ehescheidungsgründe gibt es sieben in China: Unfruchtbarkeit der Frau, Ehebruch, Ungehorsam der Frau gegen des Mannes Aeltern, Schwatzhaftigkeit, Diebstahl, böse Laune, unheilbare Krankheit. In drei Fällen kann jedoch Scheidung nicht stattfinden: nämlich, wenn die Frau bereits für die Aeltern ihres Mannes getrauert hat, wenn sie nach der Hochzeit Geld bekommen hat, oder wenn sie keine Aeltern mehr besitzt, die sie wieder aufnehmen können.

Für Witwer ist es immer unpassend, wieder zu heirathen, für Witwen von gewissem Range aber ungesetzlich, und solche Heirathen finden daher höchst selten statt. Eheliche Verbindungen zwischen Fremden und Eingeborenen sind gänzlich untersagt, ebenso zwischen Unterthanen des Kaisers und den Mi-au-tse, jenen ununterworfenen Bergvölkern, die ich bei Gelegenheit des chinesischen Militärwesens erwähnte.

„Je mehr Kinder, desto mehr Segen“, ist ein chinesisches Sprichwort, unter dem jedoch hauptsächlich nur Söhne verstanden werden. Dies Verlangen nach Söhnen erklärt sich aus dem Umstande, daß der Vater während seines ganzen Lebens absolute Macht über sie behält, einer gegen alle Sorgen gesicherten Zukunft entgegensehen darf, und sie als wahrscheinliche Quelle von Reichthum und Würden betrachtet, wenn sie etwas gelernt haben. Dies sowol als die Thatsache, daß der Vater für alle Handlungen seiner Söhne verantwortlich bleibt, trägt ungemein viel zur Verbreitung der Volksbildung bei. Eine sorgsame Erziehung und Aneignung von Kenntnissen bereitet nicht nur den Weg zu Ehren, die der Vater mitgenießt, sondern schützt auch vor Strafen, die für Vergehen, welche Roheit und Lasterhaftigkeit des Sohnes veranlassen, den Vater zunächst treffen. Wenn die chinesische Regierung diese Verantwortlichkeit in ihren Gesetzbüchern aufgestellt hat, um das Volk geistig zu heben, so hat sie vollständig ihren Zweck erreicht, und der Scharfblick des Gesetzgebers verdient alle Anerkennung.

Vor allem sehnt sich aber der Vater nach Söhnen, um seinen Namen fortzupflanzen und jemand zu hinterlassen, der an seinem Grabe die jährlichen Andachten verrichtet. Der Gedanke, niemand zu haben, der diese fromme Pflicht erfüllt,

ist für einen Chinesen ebenso drückend wie bei uns für den gemeinen Mann die Furcht, einst kein ehrliches Begräbniß zu erhalten. Ein Mann ohne Söhne lebt ohne Ehre und stirbt unglücklich. Die Geburt eines Sohnes ist deshalb in China stets ein freudiges Ereigniß, das von der ganzen Familie lebhaft begrüßt wird. Der kleine Weltbürger erhält gleich nach seiner Geburt einen Milch- oder Zärtlichkeitsnamen beigelegt, den er neben seinem Familiennamen bis zum Eintritt in die Jünglingsjahre behält, um ihn erst dann mit einem andern zu vertauschen. Wenn das Kind einen Monat alt ist, schicken ihm die Verwandten und Freunde eine Silberplatte, auf der die Worte: „Langes Leben, Ehre, Glückseligkeit“, eingravirt sind. Von frühester Jugend an wird der Knabe im Benehmen und in gesellschaftlicher Etikette, die im Leben des Chinesen eine so große Rolle spielt und für alle Verhältnisse bemessen ist, unterrichtet, und mit dem vierten und fünften Jahre beginnt er zu lesen. Seit wie langer Zeit schon man in China große Wichtigkeit auf allgemeine Erziehung legt, geht aus einem Werke hervor, das vor unserer Zeitrechnung gedruckt wurde, und das bereits von „dem alten Unterrichtssysteme“ spricht, nach dem jede Stadt und jedes noch so kleine Dorf eine gemeinsame Schule haben soll.

Körperliche Züchtigung wird bei der Erziehung der Kinder sowol in Schule als Haus möglichst vermieden. Man erschöpft erst alle andern Mittel, ehe man dazu greift. Ich habe nur einmal während meines elfmonatlichen Aufenthalts in China gesehen, daß ein Kind von den Aeltern geschlagen wurde, und dies gehörte den untern Ständen an; dagegen fiel es uns stets auf, daß Kinder von 10—12 Jahren stets wie Erwachsene behandelt wurden und ihre ganze Erscheinung auch den Eindruck solcher machte.

Lehrer gibt es in China in großer Zahl. Fast alle Studirende, welche bei dem Staatsexamen durchfallen und mithin von Staatsämtern ausgeschlossen sind, werden Privat- oder öffentliche Lehrer. Man trifft in jedem Dorfe mehrere solcher verdorbener Literaten, die sich freilich oft nicht zu Pädagogen eignen mögen.

Die chinesische Jugend unterscheidet sich von der Jugend anderer Völker durch großen Ernst. Die lärmende, übermüthige Fröhlichkeit, welche sonst überall die Kinderwelt belebt, vermißt man hier gänzlich und es macht ordentlich einen traurigen Eindruck, diese ernsten und bedächtigen Kindergesichter zu schauen, die so gar nicht mit ihrem Alter harmoniren. Bei dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung ist diese Unnatur eine Folge des Formenwesens, in welches man die Kinder von zartester Jugend an hineinzwängt, sowie der Erziehungsmaximen des Confucius, alle Leidenschaften im Keime zu ersticken und Selbstbeherrschung als die höchste Lebensaufgabe des Individuums zu betrachten.

Bei dem ärmern Theile erzeugt die Noth des Lebens den frühen Ernst der Kinder. Nur die angestrengteste Thätigkeit vermag die Existenz des niedern Volks zu fristen, und die Kräfte des Kindes, mögen sie noch so schwach sein, müssen benutzt werden, sei es auch nur, um Baumwolle zu zupfen, oder Unkraut zu jäten, oder aus den Reisgarben die tauben Aehren auszulesen. Zum Spielen aber bleibt den armen Kindern keine Zeit. Frohsinn und Jugendlust lernen sie nicht kennen, und ihr ganzes Leben vom Erwachen des Bewußtseins, bis die kalte Hand des Todes sie berührt, ist ein mühseliger Kampf um ein elendes freudenloses Dasein.

Wenn ein Familienvater stirbt, wird der Tod allen Familienmitgliedern formell angezeigt. Die Thürflügel des Hauses werden weiß angestrichen, und die directen Nachkommen des Verstorbenen sitzen in groben weißen Kleidern, eben solche Tücher um den Kopf gewickelt und die Zöpfe mit weißem Band durchflochten, weinend neben der Leiche auf dem Fußboden, während die Weiber, ähnlich wie in mohammedanischen Ländern, lautes Klagegeschrei erheben. Die Freunde des Todten hüllen den Körper in weiße baumwollene oder seidene Laken. Der älteste Sohn oder directe Nachkomme begibt sich, an beiden Seiten von Verwandten unterstützt, mit einer Porzellanschale, in der zwei Kupfermünzen liegen, zum nächsten Flusse oder Brunnen, um „Wasser zu kaufen", wie diese Ceremonie genannt wird. Sollte der älteste Sohn bereits gestorben sein, so hat

dessen Sohn vor dem Bruder seines Vaters den Vorzug, diese Ceremonie zu verrichten, die ihm das Recht auf zwei Theile der Erbschaft gibt, welche sonst gleichmäßig unter die Söhne vertheilt wird. Mit dem Wasser wird Gesicht und Körper des Todten gewaschen, derselbe dann wie im Leben angekleidet und in den aus 5—6 Zoll dicken Bohlen gefertigten Sarg gelegt, der unten mit pulverisirtem und ungelöschtem Kalk angefüllt ist. Nachdem der Sarg verschlossen, wird er mit Cement luftdicht gemacht, überfirnißt und in die Gedächtnißhalle der Verstorbenen, die sich in jedem wohlhabenden Hause befindet, sonst aber in den Raum gestellt, der ihre Stelle vertritt. Eine Tafel mit Namen, Titel, Ehren u. s. w. des Todten, wie sie später auf den Grabstein gesetzt werden, liegt zu Häupten auf dem Sarge, der 21 Tage im Hause bleibt. Nach Ablauf dieser Zeit folgt das Begräbniß. Die Gedächtnißtafel wird in einer vergoldeten Sänfte vorangetragen, rings mit brennenden Räucherstäben umsteckt; der Sänfte folgt Musik, die sich von der Hochzeit- oder sonstigen fröhlichen Musik nur durch das in Pausen stattfindende dreimalige Anschlagen einer Trommel unterscheidet, in ihrem Charakter aber durchaus keine Trauer verräth; dann folgen die Kinder und Verwandten beiderlei Geschlechts mit Ausnahme der verheiratheten Töchter, die vom Augenblicke der Heirath an als nicht mehr zu der Familie gehörig betrachtet werden. Sie gehen gewöhnlich zu zweien, aber ohne vorgeschriebene Ordnung, in weißen Kleidern, die Söhne mit ungeschorenem Kopfe, die Töchter mit einer weißen Kappe über dem Haar. Am Grabe beginnen die Ceremonien. Buddhapriester lesen Todtenmessen, und damit der Verstorbene in jener Welt auch die nothwendigen Lebensbedürfnisse vorfinde, werden verschiedene Kleidungsstücke und Hausrathsgegenstände auf dem Grabe verbrannt, aus ökonomischen Gründen jedoch nur aus Papier gefertigte. Nach der Beendigung wird die Gedächtnißtafel unter denselben Formalitäten wieder zurückgetragen und in der Halle der Verstorbenen aufgehängt.

Die Gräber sind verschieden geformt. Im Süden, Kanton, Hongkong und Singapore haben fast alle die Gestalt eines Hufeisens oder großen griechischen Ω. In Schanghae, Tientsin

und Chefu habe ich nur sehr wenige von dieser Form gesehen, und diese gehörten allein reichen Familien an. Hier hatten die Hügel fast alle eine regelmäßige Kegelform, und das Mauerwerk, das die Gräber im Süden auszeichnet, fehlte gänzlich. Die Kirchhöfe werden, um kein Culturland zu verlieren, stets an unfruchtbaren Stellen und gewöhnlich an Abhängen von Hügeln und Bergen angelegt. Reiche Leute lassen sich bisweilen allein begraben, kaufen oft den Platz nebst einigen umliegenden Morgen Land für viele Tausende von Thalern und wählen dann einen Punkt, wo das Grab recht weit sichtbar ist, eine Eitelkeit, welche die Chinesen wie auch wir häufig mit Pietät verwechseln. Wenn man Hongkong von Osten durch die Lye-moon-Passage ansegelt, sieht man schon meilenweit ein solches hufeisenförmiges Grab in sehr großen Dimensionen. Es ist etwa 800 Fuß hoch über der Meeresfläche gelegen, mit großem Kostenaufwande in die ziemlich steile Felsenwand gearbeitet und zieht mit seinem weißen Anstrich, der sich gegen das umgebende Grün abhebt, sogleich die Blicke auf sich. Aehnliche Gräber liegen auf den Bergen im Innern der Insel zerstreut, und auch in dem Gebirge bei Ninghae, über das die Chinesische Mauer steigt, fand ich sie so isolirt und hoch gelegen.

Wo es, wie z. B. in der Umgegend von Schanghae und Wusung, keine unfruchtbaren Strecken oder Berge gibt, begräbt jeder seine Todten auf dem eigenen Acker. Die ganze Gegend, die eine unabsehbare Alluvialebene bildet, hat daher das Ansehen eines einzigen großen Kirchhofs. Soweit das Auge reicht, erblickt es überall die hohen spitzen Grabhügel, die zu Hunderttausenden sich aus dem Flachlande emporheben. Alle diese Gräber waren am Morgen des 5. April belebt, und am Nachmittage wehten von jedem weiße und rothe Papierstreifen, als Zeugniß, daß die Angehörigen ihrer frommen Pflicht nachgekommen und ihre Andacht verrichtet hatten.

Viele Arme besitzen kein Stückchen Land, um ihre Todten darauf zu begraben. Wenn nicht gutherzige Reiche ihnen die nothwendige Erde schenken, so bleiben die Leichen unbegraben, und die Särge werden an die Seite eines Wegs oder an einen Platz gestellt, der niemandes Eigenthum ist. In China gibt

es aber viele Arme, und man sieht daher auch eine Menge solcher Särge auf dem Felde, ja häufig keine drei Schritte von der Thür der ärmlichen Hütte stehen, in die der Todte gehörte. Viele sind mit Matten umwickelt, manche auch nicht, weil die Ueberlebenden nicht das Geld hatten, um die wenigen Matten zu kaufen. Ich werde nicht den rührenden Anblick vergessen, als zwei in armselige Lumpen gehüllte Frauen einen solchen unbekleideten Sarg, der vielleicht den Vater oder die Mutter barg, sorgsam von allem Staube reinigten, in Ermangelung von Blumen ein Stückchen Rasen darauflegten und es mit einigen Streifen zerknitterten Papiers schmückten. Es spricht sich in dieser Sitte eine so tiefe Pietät und ein so schöner Zug des Charakters aus, daß man dadurch mit vielem wieder ausgesöhnt wird, was uns bei den Chinesen abstoßend und unmoralisch erscheint.

16.

Gestalt und Körperbeschaffenheit der chinesischen Rasse. Die Mode der Fußverkrüppelung bei den Frauen. Kleidung. Die Hutknöpfe als Zeichen bürgerlicher Rangordnung. Die Schmucksachen der Reichen. Friedfertigkeit des Volkscharakters. Der Nationaldünkel. Die Moral der Chinesen. Der Kindermord. Das häusliche Leben und die Etikette. Die Technik des Opiumrauchens. Die Kochkunst und die Vielseitigkeit der Nahrungsmittel in China.

Ebenso wie die Chinesen in geistiger Beziehung alle andern Völkerschaften des asiatischen Festlandes weit überragen, sind sie ihnen auch in körperlicher Hinsicht überlegen. Im allgemeinen sind die Männer ein kräftiger starker Menschenschlag mit proportionirten und naturgemäß ausgebildeten Gliedmaßen, die bei vielen ein so schönes Ebenmaß besitzen, wie man sie bei Modellen nur wünschen kann. Den kräftigen Gliederbau verdanken sie hauptsächlich dem gesunden Klima und der niedrigen Temperatur ihres Vaterlandes, das, an der Ostseite des Continents gelegen, viel gemäßigter als dessen westlicher Theil ist. Die Frauen sind in den mittlern und höhern Klassen des Südosten im allgemeinen sehr delicat gebaut, was jedoch wol hauptsächlich ihren verkrüppelten Füßen und der dadurch sehr beschränkten Körperbewegung zugeschrieben werden muß. Die Frauen der niedern Klassen und die Tatarinnen, von denen die erstern, weil sie arbeiten müssen, die Füße nicht verkrüppeln können, während es die letztern überhaupt nie thun, sind jedoch robust, kräftig und untersetzt.

Nach ihrer Schädelbildung halten die Chinesen die Mitte zwischen Kaukasiern und Negern. In der Dicke der Lippen nähern sie sich den Negern; auch die Nase ist dick und ziemlich platt, die Nasenflügel sind ausgedehnt, jedoch nicht so bedeutend wie bei den Negern; die Gestalt ist von Mittelgröße, Füße und Hände klein und feingeformt, namentlich beim weiblichen Geschlechte. In vieler Beziehung ähneln sie den nordamerikanischen Indianern; wir finden hier dasselbe starke glänzend schwarze Kopfhaar, den gleichen schiefen Schnitt der Augen und Augenbrauen und den dünnen Bart. Ebenso hat der Chinese fast auf dem ganzen Körper kein Haar und die Hautfarbe ist der indianischen ähnlich, obwol die dunklere Färbung mehr ein Resultat der Witterung zu sein scheint. Wenigstens ist die vornehmere Klasse, welche sich der Sonne nicht so aussetzt, fast weiß zu nennen.

Unstreitig sind die Chinesen mit der mongolischen Rasse nahe verwandt, jedoch sind deren harte Gesichtszüge in ihnen sehr gemildert, und man sieht oft Jünglinge von wahrhaft überraschender, fast weiblicher Schönheit. Nachdem sie jedoch die Zwanzig passirt, werden die Züge scharf, die Backenknochen treten hervor, und als alte Männer und Frauen sind sie bisweilen über alle Begriffe häßlich. Frauen müssen nach chinesischen Schönheitsbegriffen delicat und zart von Gestalt sein, bei Männern wünscht man jedoch ein behäbiges Embonpoint, und wohlhabende Leute, die nicht körperlich zu arbeiten brauchen, richten ihre ganze Lebensweise so ein, um ein gewichtiges Aeußeres zu bekommen. Die Frauen der mittlern und untern Klassen sind im allgemeinen nicht hübsch zu nennen; die platte Nase und der große Mund treten überall störend hervor; der gelbliche Teint ohne Anflug von Roth mildert nichts, und der unbeholfene Gang auf den verkrüppelten Füßen beeinträchtigt die ganze Haltung des Körpers auf das unangenehmste. Diese unglückliche Mode kam zuerst unter der Tang-Dynastie auf, und ihr sowie den langen Fingernägeln liegt die Idee des Nicht-Arbeitens zu Grunde. Nicht zu arbeiten, ist der Ehrgeiz der Chinesen, und der Mann wird glücklich geschätzt, der durch Wachsen der Nägel seinen Mitmenschen verkündet, daß er es

so weit gebracht habe. Um die Nägel zu schonen, werden vielfach Futterale von Bambus darüber getragen, bisweilen aber auch von kostbarerm Material. Bei der Plünderung des kaiserlichen Palastes durch die Franzosen wurden verschiedene solche Futterale von Gold erbeutet, und ich sah in Schanghae eins derselben, das dem Kaiser selbst angehört haben soll und allerdings kostbar genug war, um diesen Glauben zu rechtfertigen.

Zwischen dem Aeußern der Chinesen im Norden und Süden des Reichs herrscht ein bedeutender Unterschied, und namentlich gibt sich dies beim weiblichen Geschlechte kund. Der Gliederbau und die Gesichtszüge sind im Süden viel feiner, die Hautfarbe aber nicht dunkler, obwol das Klima der südlichen Provinzen fast tropisch ist. Wahrscheinlich ist die Ursache dieser Verschiedenheit die Kreuzung mit den häßlichern Tataren, die hauptsächlich im Norden geblieben sind, während im Süden der chinesische Typus reiner erhalten ist. Die Küstenbevölkerung im Norden zeichnet sich namentlich durch Häßlichkeit aus; sie scheint einer andern Rasse anzugehören. Vielleicht stammt sie von den Eskimos, die bei der Aufsuchung eines mildern Klimas vom Norden herunter gewandert sind und sich hier niedergelassen haben. Daß jene Bevölkerung von der chinesischen Regierung selbst als ein fremder und untergeordneter Stamm betrachtet wird, scheint aus einem Verbote hervorzugehen, nach welchem kein Küstenbewohner sich mit Chinesen oder Tataren verheirathen darf. Ich sah später in Nangasaki sechs bis acht Einwohner Koreas, die aus dem Norden der Halbinsel nach Japan gekommen waren; sie zeigten getreu den Typus der chinesischen Küstenbewohner, nur schienen sie mir noch brauner zu sein, was jedoch eine Folge ihrer weißen Kleidung sein mochte, welche die Hautfarbe mehr hervorhob.

Die Kleidung der Chinesen ist wie alles Uebrige stationär und nicht dem vielfachen Wechsel der Moden unterworfen wie bei uns. Der Schnitt der Kleider wird durch jenes Tribunal in Peking vorgeschrieben, dessen Aufgabe es ist, über die geheiligten Riten und Ceremonien der Staatsreligion zu wachen.

Die Trachten unterscheiden sich deshalb bei hoch und niedrig hauptsächlich nur durch die Wahl des Stoffs. Die nebenstehende Abbildung stellt einen chinesischen Kaufmann, dessen Bekanntschaft wir machten, mit seiner kleinen Tochter dar, und bringt zugleich die gewöhnliche Hauskleidung der wohlhabenden Bürgerklasse zu Veranschaulichung.

Der bedeutende Temperaturunterschied zwischen chinesischem Sommer und Winter, der besonders im Norden außerordentlich ist und 50° Réaumur beträgt, hat für diese Jahreszeiten auch abweichende Kleidung geschaffen, zu deren Anlegung der Vicekönig oder Gouverneur der Provinz das Signal gibt. Die Sommerbekleidung besteht aus weiten Beinkleidern, einem ebenso losen Rocke, der bis auf die Knöchel reicht und einer bis auf die Hüften fallenden Jacke. Alle drei sind, wie ich schon früher bemerkte, bei dem ärmern Volke aus Baumwolle, bei den Reichen jedoch aus Seide gefertigt. Wolle wird in China nicht fabricirt; das Wenige, was bisjetzt davon verbraucht wird, kommt aus Rußland. Baumwollene oder seidene gewebte Strümpfe nebst Schuhen aus demselben Material mit zolldickem zusammengenähten Zeug oder Filzsohlen bilden die Fußbekleidung, und die Strümpfe werden über den Beinkleidern bis an die Knie reichend getragen. Der Kopf wird mit konischen Hüten aus Bambusgeflecht bedeckt, die bei den untern Klassen zum Schutze gegen die Sonne oft einen Rand von 2 Fuß Durchmesser haben. Strümpfe und Schuhe trägt jeder, der es ermöglichen kann. Der hungernde Kuli natürlich begnügt sich mit bloßen Strohsandalen, wie er bis auf Hut und Beinkleider im Sommer überhaupt nichts trägt. Im Winter werden über die weiten Beinkleider enge Beinlinge gezogen und an den Hüften befestigt. Röcke und Jacken werden mit Watte oder Pelzwerk gefüttert, und statt des konischen Bambushutes erscheint ein pelz- oder sammtverbrämter Filzhut oder eine kleine gestickte cylindrische Mütze. Das Kopftheil des Hutes ist sehr niedrig, schließt sich eng an den Kopf an, und sein Rand ist scharf nach oben gebogen. Von der Spitze desselben fällt bei den Wohlhabenden der schon erwähnte Büschel von rother Seide herab, während die Kopfbedeckung bei Personen



Zu S. 226.

Chinesischer Kaufmann mit seiner Tochter.

von Rang mit dem betreffenden unterscheidenden Knopfe verziert ist. Es gibt neun solcher Rangordnungen, und das entsprechende Aussehen der Knöpfe ist folgendes von oben an gerechnet: 1) Ein platter rother Knopf, 2) ein mit Blumen verzierter rother, 3) ein transparenter blauer, 4) ein undurchsichtiger blauer, 5) ein ungefärbter Glasknopf, 6) ein weißer Glasknopf, 7) ein platter vergoldeter, 8) ein goldener Knopf mit Blumen in Hautrelief, 9) ein dito mit Blumen in Basrelief.

Die Röcke und Jacken werden unveränderlich vorn übereinandergeschlagen und an der rechten Seite zugeknöpft. Die Tracht der Frauen ist fast ganz dieselbe, nur ziehen sie mehrere lange Röcke übereinander, und diejenigen, welche verstümmelte Füße haben, tragen diese statt der Strümpfe in Bandagen von buntem Zeuge eingewickelt, was, wie ich glaube, nöthig ist, um dem Fuße Halt zu geben und zugleich die Hacke an die Ferse zu schnüren, da die Chinesinnen eigentlich nur den Ballen als Fuß gebrauchen. Wenn der Fuß die façonmäßige Länge von nur 3 Zoll besitzt, so wird er von chinesischen Schöngeistern „goldene Lilie" betitelt und in Oden besungen. Schön ist diese Verkrüppelung nach unsern Begriffen nicht; mich hat der Anblick stets mit Ekel erfüllt, und eine solche „goldene Lilie" gleicht auf ein Haar einem Pferde- oder Eselshufe. Die Tatarinnen sind so vernünftig, ihre Füße zu tragen, wie sie ihnen der liebe Gott wachsen ließ, und die Chinesinnen würden wenigstens bei Fremden viel mehr Anerkennung finden, wenn sie es mit ihren von Natur äußerst zierlichen und kleinen Füßen ebenso machten.

Der Werth, den reiche Chinesen im Norden des Landes in Pelze stecken, übersteigt alle Begriffe, und man kann oft Kaufleute sehen, die mindestens für 4—5000 Thaler Pelzwerk am Körper haben. Noch weit kostbarer ist der Anzug ihrer Frauen, der durch Hals- und Armbänder so viel theurer wird. Die Chinesen erhalten aus der Tatarei eine besondere Art von Edelstein, den sie Yu und die Engländer jade stone nennen (Bitterstein, Nephrit). Die geringere Sorte ist blaßgrün und achatähnlich, die feinere Sorte bräunlich und sehr selten. Von

Europäern wird dieser Stein wenig geschätzt, in China jedoch ungemein hoch gehalten und theuer bezahlt. Es werden aus der letztern Art Arm- und Halsbänder verfertigt, die unansehnlich, aber bisweilen 1000—1800 Thaler werth sind, und mit denen sich reiche chinesische Damen doppelt und dreifach behängen.

Ein Freund von mir war zu einem chinesischen Kaufmann in Schanghae eingeladen, der allgemein nur als wohlhabend galt. Nach einem copiösen Mahle, an dem, sobald Europäer zugegen sind, die weiblichen Mitglieder der Familie nicht theilnehmen, stellte der Wirth ihm seine Frau vor, die, soeben von einem Geschäftsgange zurückgekehrt, in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung erschien. Dies war ein Zeichen von besonderer Aufmerksamkeit, da chinesische Damen aus bessern Ständen sich selten Fremden zeigen. Trotzdem verrieth die Dame durchaus keine Verlegenheit und bewegte sich so natürlich, als ob sie lange mit dem Besuche bekannt sei. Sie war hübsch, hatte feine Züge und war sehr vortheilhaft geschmückt. Ihr glänzend schwarzer Haarputz starrte von Goldspangen, und die Stirnbinde von Biber, welcher vielfach getragen wird, zeigte vier der kostbarsten Yusteine in Goldfassung. Um Hals und Hand trug sie doppelte Reihen von Perlen aus demselben Stein, und mindestens fünf bis sechs feine Pelzröcke und Jacken übereinander bildeten den Anzug. Das Gespräch kam auf die Preise dieser Artikel, und mein Freund erfuhr, daß die Dame für ungefähr 8000 Taels oder 16000 Thaler auf ihrem Körper trage, wohlgemerkt, bei einem Hausanzuge. Dagegen erscheinen die Ansprüche unserer europäischen Damen allerdings sehr bescheiden, wenn eine chinesische Kaufmannsfrau solche Summen für häusliche Kleidung verwendet.

Die Kinder werden in China gleichfalls sehr herausgeputzt und ihr Anzug zeichnet sich nicht allein durch Qualität, sondern auch durch Quantität aus. Auf der Straße sehen sie wie kleine unförmliche Ungeheuer aus. Sie werden so in Röcke und Jacken gepackt, daß sie sich kaum bewegen können, die Arme im rechten Winkel zum Körper halten müssen und ebenso breit wie lang sind.

Beim Ausgehen trägt jeder anständige Chinese außerdem noch verschiedene Sachen im Gürtel, die ihm ein kriegerisches Aussehen geben, obwol sie in Wirklichkeit außerordentlich friedlicher Natur sind. Die seidengestickte Scheide, in der wir einen Dolch vermuthen, das Geschenk einer Braut oder Frau, birgt einen harmlosen Fächer, den unzertrennlichen Begleiter des Chinesen vom Kaiser bis zum ärmlichsten Kuli. Die lederne ebenfalls oft gestickte Tasche, welche viel Aehnlichkeit mit einer Patrontasche hat und wie diese an einem Gürtel hängt, enthält bei näherer Besichtigung nur Stahl und Stein zum Anzünden der Pfeife, und der daneben placirte gestickte Beutel den Vorrath an Taback.

Waffen trägt nur der Soldat im Dienst und selbst der Militärmandarin nur bei besondern Gelegenheiten. Der Besitz von Feuerwaffen ist dem Volke streng verboten. Das Verbot ist jedoch kaum nöthig bei einer Nation, die von Natur so friedfertig und der schon der bloße Gedanke an Anarchie ein Greuel ist. Diesen ruhigen und vorsichtigen Charakter verdanken die Chinesen hauptsächlich dem Einflusse und der Autorität des Alters. Da die Individuen der verschiedenen Generationen stets unter der Aufsicht und Gewalt des ältesten überlebenden Familienhaupts bleiben, so wird die unwissende und unerfahrene Jugend stets von dem reifern Urtheile des Alters geleitet, und alle Ausbrüche von Leidenschaft und Unklugheit werden zurückgehalten. Eine vollkommene Selbstbeherrschung, wie sie schon Confucius als unerlaßlich vorschreibt, ist die Folge dieses Erziehungssystems, und sie erklärt auch die geringe Zahl von Gewaltthätigkeiten im Verhältniß zu andern Ländern. Diebstahl und Raub ist sehr häufig, fast nie aber von Mord begleitet, denn die jetzigen Greuel der Bürgerkriege können nicht mit in Betracht gezogen werden.

So oft Chinesen auch in Streit miteinander gerathen, endigt dieser selten mit einer Schlägerei. Nach ihren Gesten und dem gegenseitigen Anschreien erwartet man jeden Augenblick tödliche Schläge, aber das Schreien dient gewissermaßen als moralisches Sicherheitsventil, und gewöhnlich gehen die Parteien nach einem solchen Zungengefecht, bei dem sie sich

höchstens an den Zöpfen reißen und kratzen, beruhigt auseinander, wie die erwähnten Knaben, welche die bestrittene Orange zuletzt friedlich theilten.

Zwei Attribute werden an ihren Mitmenschen von den Chinesen sehr hoch geachtet: eine durch persönliches Verdienst erworbene hohe Stellung und hohes Alter. Bloßer Reichthum wird aber so wenig geehrt als Armuth verachtet, und ein reicher Dummkopf würde vergeblich streben, durch Stellenkauf einen Armen zu verdunkeln, der sich durch Talent und Fleiß einen Rang zu erwerben gewußt hat.

Die Selbstüberhebung und der verletzende Nationaldünkel den Europäern gegenüber ist von mir bereits wiederholt berührt worden. Dieser Dünkel muß, theilweise wenigstens, als die Quelle des treulosen und hinterlistigen Betragens angesehen werden, dessen sich die Chinesen bei Conflicten mit Fremden schuldig machen und über das sich namentlich die Engländer in ihren Streitigkeiten mit China heftig beklagt haben. Wenn sich dieser Zug nicht ableugnen läßt, ist er jedoch, was das Volk selbst betrifft, einigermaßen zu entschuldigen. China ist viele Jahrhunderte von dem Verkehr mit Europäern oder, was dasselbe sagen will, von Nationen, die den Chinesen geistig überlegen, ausgeschlossen gewesen. Bis 1840 war Kanton der einzige Berührungspunkt mit Europäern, und in dieser großen Stadt war es wiederum nur eine Corporation von Kaufleuten, die mit den Fremden verkehrte. Dieser Kaufleute gab es zwölf, die Hong-Kaufleute genannt wurden. Sie hatten das alte Privilegium, allein mit Europäern zu handeln und mußten dafür an die Mandarinen enorme Summen bezahlen, die sie natürlich wieder aus den Fremden zu pressen suchten. Diese Fremden waren ihrerseits bestrebt, das Verlorene durch alle möglichen Betrügereien wieder einzubringen. Sie gingen lediglich nach China, um Geld zu machen, und waren darum in der Wahl der Mittel nicht sehr scrupulös. Fast täglich kam es zu Reibereien, sowol mit den Chinesen als besonders zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Ausländer, die, aufeinander eifersüchtig, einer den andern zu verdrängen und zu übervortheilen bemüht waren. Wenn auch die wenigen „Hong-Leute“

die wahre Ursache dieses Zustandes kannten, sah doch der große Haufe nur den ewigen Streit der Fremden, die schon dadurch sich unbeliebt machten, weil dem friedfertigen Chinesen nichts widerwärtiger ist als Streit und Hader. Rohe Gewalt, wie sie von den Fremden oft angewendet wurde, zog ihnen die allgemeine Verachtung zu, und die Abneigung des Volks wurde noch künstlich durch die Mandarinen genährt, deren furchtsame und elende Politik in der gegenseitigen Uneinigkeit ein Interesse zu erblicken glaubte.

Was die Chinesen sonst von den Fremden hörten und sahen, konnte nicht dazu beitragen, ihre Meinung zu ändern. Aus Europa drangen nur dunkle Gerüchte von langen blutigen Kriegen nach China, das sich bis dahin eines zweihundertjährigen Friedens erfreute, und was ihnen die Fremden an Industrie- und andern Gegenständen brachten, erschien ihnen im Verhältniß zu den eigenen Erzeugnissen sehr untergeordnet, weil es ihren durch positive Gesetze und geheiligtes Herkommen bestimmten Bedürfnissen nicht entsprach. Selbst nach einem zwanzigjährigen bedeutenden Verkehr sind die Importen an europäischen Producten mit Ausnahme von Shirtings für den Gebrauch des chinesischen Volks außerordentlich gering, während die Exporten dagegen von Jahr zu Jahr so bedeutend wachsen.

Es ist daher sehr natürlich, daß die Chinesen sich uns geistig überlegen denken und uns diese Ueberlegenheit fühlen lassen, wo sie können. Wir erscheinen in ihren Augen als die Nationen, welche China als den Mittel- und Glanzpunkt der Erde umgeben, und welche das Volk der Mitte, wie es sich nach dieser Anschauung nennt, an Cultur und geistiger Ausbildung unendlich überflügelt hat. Wir sind nach ihrer Ansicht Barbaren, und der vom Volke gebrauchte Name Fankwei, „ausländische Teufel", bezeichnet genau die Stellung, die wir ihnen gegenüber einnehmen. Teufeln braucht man weder Treue noch Glauben zu halten, kann sie auf jede Weise betrügen, belügen und übervortheilen, ohne damit das geringste Unrecht zu begehen. Das Brechen von Verträgen u. s. w. ist nur eine natürliche Consequenz ihrer Meinung von uns. Wollte

man daher den Charakter der Chinesen lediglich danach beurtheilen, wie sie sich den Fremden gegenüber benehmen, so würde man sich Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Dem strengen Moralisten erscheint der Charakter immerhin noch schlimm genug, allein man darf an ein Volk, das ohne eigentliche Religion lebt, nicht den Maßstab einer geläuterten christlichen Sittenlehre und Weltanschauung legen. Vieles ist bei ihnen erlaubt und makellos, was unsere Moral als unsittlich und verbrecherisch verurtheilt, und es kann nicht leicht ein Volk geben, das weniger von der Wahrheit hält als das chinesische. Eine Lüge zu sagen, ist dem Chinesen nichts weniger als ehrenrührig. Im allgemeinen kann man annehmen, daß er nie die Wahrheit redet, sobald er den geringsten Nachtheil dadurch befürchtet. Allein jedermann hält dies für sehr natürlich, und wir können uns deshalb nicht wundern, wenn wir von Chinesen nie die Wahrheit hören, mögen unsere Fragen noch so gleichgültiger Natur sein. Alles, was wir dabei thun können, ist, dem Chinesen zu zeigen, daß wir seine Worte bezweifeln, weil er sich sonst noch auf unsere Kosten lustig macht.

Ebenso ist es mit dem berüchtigten Kindermorde, von dem manche Reisende mit Uebertreibung erzählen. Wenn sich die Thatsache auch nicht wegleugnen läßt, ja sogar zugegeben werden muß, daß die Regierung das abscheuliche Verfahren duldet, so geschieht es doch nur aus absoluter Noth und in dem Falle, wenn Aeltern ihre Kinder durchaus nicht mehr zu ernähren vermögen. Auf andere Weise ist das Verbrechen auch gar nicht erklärlich. Wenn man sich nur kurze Zeit in China aufgehalten und sich die Mühe genommen hat, mit dem Volke sich etwas genauer bekannt zu machen, muß man wahrnehmen, daß nicht nur die Kinder mit größter Ehrfurcht und Liebe zu den Aeltern aufblicken, sondern daß auch umgekehrt die Anhänglichkeit der Aeltern an die Kinder sehr groß ist, und was man sonst auch an den Chinesen auszusetzen haben mag, ihr Familienleben bildet gewiß eine der schönsten Seiten ihres Charakters. Kinderlosigkeit ist, wie ich schon bemerkt habe, das größte Unglück von Eheleuten. Diese berechtigt sogar den

Mann, seine Frau zu verstoßen und eine andere zu nehmen oder neben ihr Kebsweiber zu halten. Zahlreiche Nachkommenschaft, namentlich männliche, zu erzielen, ist der sehnlichste Wunsch eines jeden Chinesen, und die ganze innere Politik der Regierung ist darauf berechnet, diesem Streben Vorschub zu leisten. Wer keine Nachkommen hat, die an seinem Grabe ihre Andacht verrichten, wird als der beklagenswertheste Mensch angesehen. Wie reimt sich also diese Thatsache mit dem Bestehen eines Gebrauchs, der jener geradezu widerspricht? Nur Noth, die schrecklichste Noth kann Aeltern bewegen, ihre Kinder zu tödten; und in einem so übervölkerten Lande, wo die Bewohner lediglich auf die Producte des Ackerbaues bezüglich ihrer Existenz angewiesen sind, wie leicht kann da eine solche Noth eintreten!

Ich selbst habe in der Nähe Kantons Kinderleichen den Fluß hinabtreiben sehen, bin aber weit entfernt, deswegen den Kindermord als eine regelmäßige und häufige Erscheinung in China zu betrachten. Fast alle Reisende, welche über diese Sache berichtet, besuchten nur Kanton und hielten das Verbrechen für eine Gewohnheit, weil sie häufig Kinderleichen in dem vor ihren Thüren vorbeifließenden und schmalen Flusse schwimmen sahen. Sie scheinen jedoch gänzlich vergessen zu haben, daß in und um Kanton circa 500000 arme Menschen auf dem Wasser leben, daß in einem kleinen Boote von 14 Fuß Länge und 4 Fuß Breite oft Familien mit vier bis sechs kleinen Kindern hausen; wie leicht ist es daher möglich, daß diese Kinder durch Zufall über Bord fallen, und gerade die Kalebasse, der ausgetrocknete Flaschenkürbis, der fast bei allen diesen Leichen sich vorfindet, beweist die Zufälligkeit des Todes. Wo in einem Boote Kinder fahren, die noch nicht verständig genug sind, die sie umgebende Wassergefahr zu beurtheilen, sieht man sie regelmäßig mit dieser Kalebasse, die ihnen von den Aeltern als Rettungsmittel gegen das Ertrinken umgebunden wird.

Im allgemeinen leben die verheiratheten Chinesen sehr häuslich. Oeffentliche Vergnügungsörter gibt es außer den Theatern und Theehäusern nicht. Letztere besucht aber ein

Mann aus der höhern Klasse nicht. Bälle und Tanz sind schon aus Rücksicht auf die Füße der Damen unzulässig und daher unbekannt. Die Frauen erscheinen selten in Gegenwart von Fremden und essen auch nur bei Tische mit der eigenen Familie oder den nächsten Verwandten. Frauen der höhern Klasse sieht man daher äußerst selten und auf den Straßen nie, da sie stets ihre Besuche in dicht verschlossenen Sänften machen. Dagegen spielen Visiten und Zweckessen im gesellschaftlichen Leben eine Hauptrolle. Der Besucher kommt in der Sänfte und läßt durch einen Bedienten seine Karte abgeben, auf der sein Name und Titel gedruckt ist. Diese Karten sind roth mit Goldrand, wenn der Betreffende trauert, weiß mit blau, aber nicht etwa in Form unserer Karten, sondern lange gefaltete Streifen, die man ebenso gut als Tapeten verwenden könnte. Die Anstands- und Höflichkeitsformen unter gebildeten Chinesen sind streng nach dem Range der Betreffenden bemessen und einem ganz bestimmten Ceremoniengesetz unterworfen, von dem nie abgewichen wird. Die Etikette des frühern spanischen Hofs ist nichts dagegen. Bei den Besuchen schreibt dieses Gesetz vor, die Freunde stets einzuladen, diese müssen aber ebenso standhaft ausschlagen, und lächerlich ist es, das Complimentiren und die Versuche der beiden Parteien, es gegenseitig zu verhindern, mit anzusehen.

Nach dem Range des Gastes kommt der Hausherr ihm bis zur Sänfte oder zur Haus- oder Zimmerthür entgegen und ebenso sind die Verbeugungen und Hinderungsversuche genau danach regulirt. Die gewöhnliche Begrüßung unter Gleichgestellten besteht darin, die geschlossenen Hände zusammenzulegen und sie einigemale mit den Worten „Hau-tsing-tsing“ bis an die Stirn zu erheben. Hau heißt: Befinden Sie sich wohl? und tsing, tsing: Heil, Heil! In den Worten tsing, tsing, tschop, tschop (schnell), maski (es macht nichts) und tschau, tschau (essen) besteht gewöhnlich die gesammte Kenntniß der chinesischen Sprache bei Fremden, mit der sie sich den Landeseinwohnern verständlich zu machen suchen, wenn diese nicht bereits einige Fortschritte in dem berühmten Pitschen-Englisch gemacht haben, das die gewöhnliche Conversation zwischen Europäern

und Chinesen ermöglicht und auf das ich später zurückkommen werde.

Zunächst wird der Besuch in das Wohnzimmer geführt, wo sich der für den Hausherrn und dessen vornehmsten Gast bestimmte Ehrenplatz befindet. Dies ist bald eine Nische, bald eine Art Bett mit Matten belegt, mit einem Porzellankissen für den Kopf und zwei Fußschemeln ausgerüstet, auf denen beim Liegen die Füße ruhen, während sich in der Mitte ein kleiner Tisch erhebt, um Theetassen oder den Apparat zum Opiumrauchen daraufzustellen. Dieser besteht zunächst aus Pfeifen von Bambusrohr mit Messingkopf, die nach dem Stande des Besitzers mehr oder minder kostbar verziert sind. Das Rohr hat keine Spitze, sondern ist einfach stumpf abgeschnitten, einen Zoll dick und etwa 18 Zoll lang. Der Kopf ist klein, gleicht einer kreisförmigen Schale und hat im Boden nur eine ganz kleine Oeffnung von der Größe eines Stecknadelkopfes. Nebst der Pfeife sieht man eine Lampe, eine Büchse mit dem Opium, eine kleine Schale und zwei stricknadelähnliche Drahtstücke, deren eins an einem Ende mit einem kleinen Knopf, am andern mit einer Schaufel ausgestattet ist. Beim Gebrauch taucht man die Nadel mit dem Knopf in das Opium, das die Consistenz von dickem Sirup hat, nimmt eine Erbsengröße davon auf und hält es über die Lampe. Hier wird es unter beständigem Drehen gekocht, wobei es blasenförmig auftreibt und zuletzt sich wieder zu einer festen Kugel zusammenzieht. Dann ist aller Schmuz entfernt und nur das Narkoticum zurückgeblieben. Dieses wird über die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfes geschmiert, die Pfeife angesteckt und geraucht. In vier bis fünf Zügen ist das Narkoticum verzehrt, worauf das Residuum mit der kleinen Schaufel entfernt und auf die erwähnte Schale gelegt wird. Die Operation wiederholt sich nun, bis die Wirkung des Stoffs den gewünschten Einfluß auf das Nervensystem des Rauchers äußert und diesen in den erschlaffenden und trunkenen Zustand versetzt, der so viele Annehmlichkeiten besitzen soll, welche wir Europäer nicht zu würdigen wissen, der jedoch auch Körper und Geist ruinirt. An das Fußende des Ehrenplatzes schließen sich in rechten Winkeln zwei

Reihen schwerer massiver Armsessel für die übrigen Gäste an, die je nach ihrem Range dem erstern näher oder ferner placirt werden. Kurz nach dem Niedersetzen wird den Gästen Thee präsentirt. Bei längerm Bleiben werden auch eingemachte Früchte herumgereicht. Beim Fortgehen beobachtet man dieselben Formen wie bei der Ankunft.

Die Gastmähler der Chinesen zeichnen sich durch ihre Kostbarkeit und die unendliche Varietät ihrer Speisen aus, die oft aus den wunderbarsten Ingredienzien bestehen, sehr gut bereitet, sauber servirt und auf den Schüsseln und der Tafel außerordentlich geschmackvoll arrangirt sind. Trotzdem munden sie uns vielfach nicht, weil sie Dinge enthalten, die uns durchaus nicht auf den Tisch zu gehören scheinen. Dahin rechne ich verschiedene Arten von Seeigeln, Tintenfische, Haifischflossen, bebrütete Taubeneier und mehrere gallertartige Erzeugnisse des Oceans, deren Anblick unserer Natur Ekel einflößt. Ich nahm mehrere male theil an chinesischen Gastmählern, und nahm mir dabei vor, alles durchzukosten, ein Vorsatz, den ich heroisch durchführte. Daß irgendetwas geradezu schlecht geschmeckt hätte oder ungenießbar gewesen wäre, kann ich durchaus nicht behaupten; nur der Gedanke: es ist das und das, schnürte bisweilen unwillkürlich die Kehle zusammen.

Die Chinesen haben eine besondere Vorliebe für alle gelatinösen Substanzen, denen sie gewisse stärkende Kräfte zuschreiben und an denen ihr Speisezettel daher sehr reich ist. Dahin gehören auch die indischen Vogelnester, die auf keiner anständigen Tafel fehlen und sehr theuer bezahlt werden. Ich theile bezüglich ihres Geschmacks die Ansicht aller übrigen Europäer, die sie gekostet. Sie schmecken nach gar nichts, und wenn man mir es nicht gesagt hätte, würde ich sie für Nudeln gehalten haben. Ihre Substanz ist knorpeliger Natur und wird im Magen der Schwalben, von denen die Nester stammen, bereitet. Sie kommen vom Indischen Archipel, namentlich von Java und Sumatra, wo die Vögel in oft unzugänglichen Höhlen nisten, aber keineswegs, wie früher die Ansicht war, ihre Nester aus den Ueberresten von Fischen fertigen. Die Schwalben sind Landvögel und fressen nie Fische. Nachdem die Nester sehr

fleißig gereinigt, gekocht und wieder gewaschen sind, wonach sie, wenn sie gut sein sollen, eine fast transparente weißliche Farbe annehmen müssen, schneidet man sie in nudelähnliche feine Streifen und kocht sie abermals mit starker Fleischbrühe. Das Pfund von den schönsten Nestern kostet durchschnittlich 20 Thaler, die Suppen sind daher ziemlich theuer.

Die chinesische Mahlzeit beginnt mit dem unumgänglichen Thee, der auch ebenso regelmäßig den Schluß bildet. Vierzig bis funfzig Gerichte sind das Minimum bei einem anständigen chinesischen Diner, was jedoch nicht zu viel ist, da jede Schüssel nur sehr klein und lediglich für jeden Gast zwei bis drei Bissen enthält. Mit fünf oder sechs Schüsseln wird gewöhnlich angefangen. Sie werden in die Mitte des Tisches gestellt, der stets nur so groß ist, daß die Gäste ohne weitere Unbequemlichkeiten die Speisen erreichen können. Um jene ersten Schüsseln gruppiren sich allmählich die folgenden Gerichte. Alles schwimmt in einer reichen und gewöhnlich mit Knoblauch gewürzten Sauce. Sämmtliche Fleischspeisen sind in mundgerechte Stücke zerschnitten, um sie ohne Hülfe von Messer und Gabel, die der Chinese bei Tische nicht gebraucht, mit den Eßstäbchen fassen und sie in den Mund bringen zu können. Die Stäbchen sind von Elfenbein oder Ebenholz, rund, so dick wie ein Bleistift und etwa 6 Zoll lang. Auf den anständigen Tischen stehen immer einige Becher damit angefüllt zum Wechseln für die Gäste. Natürlich sind diese ganz neu und ungebraucht. So prächtig die Chinesen damit umzugehen wissen, so unbequem sind sie für den nicht daran gewöhnten Europäer. Ihre ungeschickte Handhabung verursacht regelmäßig große Heiterkeit bei den übrigen Tischgenossen. Wenn nicht der Hausherr den Gästen mitleidig zu Hülfe käme und ihnen mit großer Geduld stets etwas auf ihren Teller legte, würden diese häufig hungerig von der Tafel aufstehen müssen. Die Suppe wird aus Porzellanschalen mit kleinen Porzellanlöffeln gegessen. Neben jedem Couvert steht eine kleine geschmackvoll verzierte Theekanne mit Samtschu, dem aus Reis bereiteten chinesischen Branntwein, der aus kleinen Porzellannäpfen, nicht viel größer als ein Fingerhut, getrunken wird, da er sehr stark ist und namentlich auf

europäische Naturen eine sehr nachtheilige Wirkung äußert. Es kommt häufig vor, daß europäische Matrosen, welche sich darin betrinken, in vollständige Tollwuth verfallen und sich die Schädel gegen Mauern einrennen. Die Chinesen sind jedoch daran gewöhnt, sie trinken sehr viel davon, und man kann sie durchaus nicht mäßig nennen. In den Küstenstädten gibt es auch schon europäische Weine. Bei einem Gastmahle erhielten wir Rothwein, Sherry und Champagner, obwol unsere Wirthe nur davon nippten. Es ist Sitte, einander zuzutrinken, und zwar fast genau auf englische Weise. Der Hausherr beginnt damit, indem er sein Glas erhebt, dem vorher durch einen Bedienten aufmerksam gemachten Gaste zunickt und darauf sein Trinkschälchen leert. Dies geht dem Range nach herum, und bei großen Gastmählern sind schon deshalb unsere Gläser unzulässig. Trotzdem ist es fast regelmäßig der Fall, daß die meisten Gäste von ihren Dienern abends im Schutze der Dunkelheit und unter dem schirmenden Dache einer verschlossenen Sänfte bewußtlos zu Haus gebracht werden müssen. Ein Trinkspiel, ähnlich dem italienischen Morra, bei dem ein Gast Finger in die Höhe hält, deren Zahl ein zweiter gleichzeitig sagen muß, trägt hierbei hauptsächlich die Schuld, da jeder Fehler mit dem Trinken eines Schälchens bestraft wird.

Ist der Tisch von Speisen zu sehr angefüllt, so tritt eine Pause ein, alles wird abgenommen, jedem Gaste ein in heißes Wasser getauchtes und ausgerungenes Handtuch zum Abwischen der Hände und des Mundes dargereicht, und ein Gang ist beendigt. Bald darauf beginnt die Arbeit von neuem, und gewöhnlich dauert eine solche Tafel 4—5 Stunden. Den Schluß bildet regelmäßig eine Schüssel mit Reis, und nach ihr kommt das Dessert, aus Früchten, Eingemachtem und Backwerk aller Art bestehend. Große Diners werden gewöhnlich von musikalischen und theatralischen Darstellungen begleitet, die jedoch die unangenehmste Zugabe von allem sind und die Europäer nervenkrank machen können. Sie werden weniger häufig im eigenen Hause als in Restaurationen gegeben, wahrscheinlich um die damit verbundene Unruhe zu vermeiden. Für das niedere Volk bestehen dergleichen Restaurationen in großer Zahl, und zu

ihnen gesellen sich noch unzählige ambulante Küchen, in denen für wenige Kupfermünzen warme und kalte Speisen verabreicht werden.

So wählerisch die Reichern in ihren Speisen, so liberal sind die Aermern. Wenn es nur den Hunger stillt, kommt es ihnen gar nicht darauf an, was sie genießen. Die Noth zwingt sie dazu, und die Noth macht die Chinesen sowol zu Kochkünstlern, als sie auch die unendlichsten Varietäten von Speisen schafft. Was in China irgend Nahrungsstoff hat, wird hervorgesucht, um mit Hülfe der Kochkunst schmackhaft oder wenigstens genießbar gemacht zu werden. Ich habe schon früher der vielen Arten von Salaten erwähnt; ich glaube, es gibt in China keine Pflanze, deren Blätter nicht dazu verwendet würden. Reis bildet den Hauptnahrungsstoff des gesammten Volks, und wie man bei uns Morgen-, Mittag- und Abendbrot sagt, so heißen die Mahlzeiten in China Morgen- und Abendreis, da man nur zwei derselben hält. Zu den Fleischspeisen, die jedoch nur auf den Tisch der Wohlhabenden kommen, liefern Schweine das größte Contingent, deren Fleisch, namentlich wenn es recht fett ist, der Chinese außerordentlich liebt. Schafe gibt es im Süden des Landes gar nicht und Rindvieh im ganzen Lande so wenig, daß es selten auf den Markt kommt. Von zahmem Geflügel sind Enten sehr bevorzugt, und man sieht sie zu Hunderten in den Läden gekocht, gebraten, geräuchert, frisch geschlachtet und lebendig. Hunde, Katzen und Ratten werden jedoch ebenso wenig verschont, und namentlich sieht man die Ratten, fein weiß rasirt und sehr appetitlich ausschauend, in den Schlächterläden hängen. Die mittlere und ärmere Klasse sieht jedoch sehr selten Fleisch auf ihrem Tische, sondern lebt statt dessen von Fischen, an denen die von einem Kaltwasserstrome bespülten Küsten des Landes und auch die Flüsse außerordentlich reich sind. Fischerei wird deshalb auch in ganz China in großartigster Weise betrieben, und man hat berechnet, daß fast ein Zehntel der Bevölkerung damit beschäftigt ist. Nach dem, was ich an den Küsten selbst gesehen, wo wir täglich von Tausenden von Dschonken umgeben waren, ist dies auch kaum zu bezweifeln. Es gibt kein Instrument, um Fische zu berücken,

das hier nicht mit Erfolg angewendet würde. Alle möglichen Arten Netze und Hamen, Angeln, Harpunen u. s. w. sind in Gebrauch; bei Tag und Nacht wird gefischt, bei Mond- und Fackelschein und in tiefster Dunkelheit mit abgerichteten Seeraben und Tauchern, mit Körben, Reusen und Pfahlwerk. Jeder Fluß, jeder See, jeder Pfuhl ist mit Fischern bedeckt, ein Stückchen Wasser ist ebenso viel werth wie fruchtbares Land, und wo keine Fische darin sind, bevölkert man es bald durch Laich, mit dem über das ganze Reich ein lebhafter Handel getrieben wird. Ein chinesischer Fischmarkt ist der frequenteste, geräuschvollste, interessanteste, aber auch zugleich schmuzigste und übelriechendste Punkt der ganzen Stadt; denn obschon die Flußfische von ihren Verkäufern sorgsam in frischem Wasser gehalten und die unverkauften abends wieder in Teiche zurückgesetzt werden, so äußert sich doch bei den Seefischen bald der Einfluß der Wärme, und wenn man sie auch einsalzt, geschieht dies gewöhnlich nicht eher, als bis es die höchste Zeit ist. Die Seen und Teiche liefern indeß auch noch andere eßbare Sachen, Krebse, Krabben, mit einem Worte alle fischbaren Crustaceen, Holothurien, Seeigel kommen zu Markte, ebenso auch Wasserkastanien (scirpus tuberosus), Lotus (nelumbium) und Seegras. Letzteres wird in enormen Quantitäten von der ärmern Klasse gegessen. Es kommt von Japan, Korea und der Lieukieu-Gruppe, an deren Küsten es wächst und in vielen Hunderten von Schiffsladungen nach China ausgeführt wird. Dieses Gras ist schilfartig, die Blätter sind aber dicker und schwammig. Es soll Nahrungsstoffe enthalten, schmeckt aber nur salzig und wird zum Reis genossen, den es würzt.

17.

Die Landwirthschaft der Chinesen. Werth des Düngers. Der Reisbau. Die Baumwollencultur. Die Seidenproduction. Weberei und Stickerei in China. Die Porzellanfabrikation. Die Metallbereitung. Holz- und Elfenbeinschnitzerei. Die Kunstfertigkeit und der Mangel an Kunstsinn. Die chinesische Heilkunde.

Die Hauptbeschäftigung des Volks ist der Ackerbau, und die große Uebervölkerung des Landes hat seine Bewohner gezwungen, diesen Zweig der Volkswirthschaft auf eine Weise zu vervollkommnen, die schon die Bewunderung der frühesten Besucher Chinas erregte und noch immer Beachtung verdient, obwol sie, wie vieles andere im Reiche der Mitte, oft überschätzt ist. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Chinesen uns überlegen sind, wo es sich darum handelt, aus tragbarem Boden den möglichst großen Gewinn zu ziehen; sie bleiben jedoch hinter uns zurück, wenn die Melioration sterilen Bodens in Betracht kommt. Das erstere haben sie theilweise der bessern Bearbeitung des Ackers, theils der Düngung und Behandlung des Saatkorns vor der Saat zu danken.

Der Ackerbau in China wird viel richtiger als Gartenbau bezeichnet; die Felder machen alle den Eindruck von Gartenbeeten, und nicht einmal der Reis, der die Stelle unsers Korns vertritt, wird gesäet, sondern Halm für Halm mit der Hand gepflanzt. Eine solche Methode kann jedoch nur eben in einem Lande wie China zur Anwendung kommen, wo die Arbeit so ungemein wohlfeil ist und es keinen großen Grundbesitz gibt.

Landwirthschaft im großen kennt man nicht; jede Familie besitzt, und gewöhnlich in unmittelbarer Nähe ihres Hauses, so viel Land, um von dessen Ertrage zu leben und vielleicht von dem Ueberschusse ihre sonstigen Bedürfnisse zu bestreiten. Diesem Stückchen Land wird dann die gesammte Thätigkeit seiner Eigenthümer zugewandt, und es ist in einer Weise bearbeitet, die bei uns unmöglich erscheint, weil die Arbeit so viel theuerer kommt. Die Dörfer sind meistens sehr weitläufig gebaut, da, wie bemerkt, jeder Bauerhof gewöhnlich unmittelbar von dem ihm zugehörenden Ackerlande umgeben ist. In den großen Ebenen trifft man auch überall eine Menge Wirthschaften über das Land zerstreut. Meist sind die ländlichen Gebäude besser und reinlicher gehalten als die Gebäude in der Stadt, und gewähren mit den sie umgebenden Obstbäumen und üppig grünenden Feldern einen freundlichen Anblick. Die nebenstehende Zeichnung gibt das Bild eines solchen Bauerhofs in der Nähe von Schanghae.

Die Düngung ist von der unsern verschieden. Fester Dünger vor der Saat wird nicht auf den Acker gebracht, sondern nach deren Aufschießen jede einzelne Pflanze mit flüssigem Dünger wiederholt begossen. Es gibt in China außerordentlich wenig Vieh. Pferde werden für die Landwirthschaft gar nicht gezüchtet und Rindvieh nur in sehr geringer Zahl, damit es hier und da den Pflug auf den Reisfeldern ziehe. Schafe und Esel gibt es nur im Norden. Nur Schweine und Enten werden überall gezogen, weil sie, unabhängig von der Landwirthschaft, von dem Abfalle eines jeden Hausstandes bestehen und gedeihen können. Milch, Butter und Käse sind unbekannte Dinge; Leder gebraucht der Chinese außerordentlich wenig, da seine Fußbekleidung aus Stroh, Baumwolle oder Seide und Filz gefertigt wird. Außer Schweinefleisch und Geflügel wird fast kein Fleisch gegessen. Viehzucht findet daher nur in sehr geringem Maßstabe statt. Das Culturland steht nicht im Verhältniß zu der ungeheuern Bevölkerungszahl, sodaß man auf Weideland verzichten muß. Ich habe Dörfer von 1500—2000 Einwohnern gesehen, deren ganzer Viehbestand drei bis vier Ochsen waren, die sich außerdem in keinem besondern Zustande

befanden. Das Vieh wird nur auf Strecken getrieben, die keine Frucht hervorzubringen vermögen. Heu ist ein so unbekannter Artikel, daß die Fremden, welche sich in China Pferde halten, dasselbe aus Europa beziehen.

Schon aus diesem Grunde fehlt es an festem Dünger, und das Volk ist gezwungen, seine Zuflucht zu den menschlichen Auswürfen zu nehmen, die denn auch im ganzen Lande auf die sorgsamste Weise gesammelt werden. Da dieser Dünger aber nicht ausreicht, so werden alle Substanzen, die nur irgend Düngkraft besitzen, hinzugefügt. Als ein Beispiel der Sorgsamkeit in dieser Beziehung will ich nur anführen, daß eine Menge Menschen allein mit dem Sammeln der abrasirten Haare in den Barbierläden ihren Unterhalt erwerben, die sie als Dünger verkaufen. Im ersten Augenblick mag dies belächelt werden; wenn man aber bedenkt, daß in China durchschnittlich täglich 100 Millionen Menschen der Kopf rasirt wird, erscheint die Sache rationeller.

Der Werth des Düngers wird den Europäern hier so deutlich vor Augen geführt wie nirgends fast, und dabei freilich auf Auge und Nase wenig Rücksicht genommen. Die Latrinen für das Publikum sind stets an den belebtesten Plätzen angelegt, und je ängstlicher man bestrebt gewesen ist, durch sauber gemauerte Reservoirs unter der Erde dafür zu sorgen, daß auch nicht das kleinste Quantum des kostbaren Stoffs vergeudet werde, desto sorgloser ist die Einrichtung über der Erde getroffen. Derartige Plätze liegen offen vor den Blicken der Vorübergehenden da. Ebenso wenig werden, wie bemerkt, die Nasen verschont, da man in allen Straßen und zu allen Tageszeiten Kulis begegnet, die mit zwei mächtigen Eimern solchen Düngers sich durch die dichtgedrängten Menschenmassen winden und sich dem Fremden durch einen beleidigenden Geruch bemerklich machen, auch wol ganz harmlos im Vorübergehen dessen Kleider streifen. Auf chinesische Nasen scheint dieser Duft keinen unangenehmen Eindruck zu machen; überhaupt scheint ihr Geruchsorgan nicht so zart construirt wie das unsere, da sie sonst unmöglich den schrecklichen Gestank in ihren engen Häusern und Straßen zu ertragen vermöchten.

Die Reisfelder werden gar nicht gedüngt, sondern das Saatkorn wird einige Tage vor der Saat in flüssigem gegorenen Dünger geweicht. Dieses geschieht übrigens mit aller Saat, und dies befördert nicht nur das Keimen, sondern schützt das Korn auch in der Erde gegen Insektenfraß, sodaß das Verfahren in beider Hinsicht die Beachtung unserer Landwirthe verdient.

Unser Korn wird in China fast gar nicht gebaut, dagegen, wo es irgend angeht, Reis, das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Volks. Die Alluvialebenen, an denen das Land so reich ist und die sich mit geringer Mühe bewässern lassen, eignen sich besonders dazu, und namentlich sind die südlichen Provinzen die Kornkammern des Reichs, obwol sie immer noch nicht den Bedarf decken und jährlich noch Millionen von Centnern aus Siam, Cochinchina und Java eingeführt werden.

Sind im Frühjahr die Felder durch den reichlich im März fallenden Regen bewässert, so werden sie noch naß gepflügt oder gehackt und für die Aufnahme der jungen Reispflanzen vorbereitet, die vorher in andern dazu geeigneten kleinen Feldern gesäet und gezogen werden. Sobald diese Pflänzchen 5—6 Zoll erlangt haben, werden sie auf die eigentlichen Felder verpflanzt, und zwar stets in Büscheln, die zu 6 und 8 Zoll nach allen Richtungen voneinander abstehen. Danach wird der Acker wieder einige Zoll unter Wasser gesetzt und so gehalten, bis sich die Pflanzen gelb färben und die Zeit der Reife naht. Nun läßt man das Wasser allmählich ab, sodaß mit dem Eintritt der Ernte Ende Juli das Feld trocken liegt. Die Büschel werden mit einem sichelförmigen Messer nahe über der Erde abgeschnitten und die Garben sofort geheimst. Unmittelbar danach beginnen die Vorbereitungen für die zweite Saat. Die Aecker werden gereinigt, bewässert und gepflügt, und die zweite Ernte findet dann im November statt. Der Reis wird, ganz wie bei uns das Getreide, auf Tennen von festgestampfter Erde mit Flegeln gedroschen und das Reiskorn durch Stampfen enthülst. Bisweilen sind diese Stampfen förmliche Mühlen, die von Ochsen getrieben werden; meistens geschieht das Enthülsen jedoch in Handstampfen, halbkugelförmigen Steinmörsern, in

die das Korn geschüttet und in denen es mit einem schweren Holzstampfer in Form eines abgestumpften Kegels bearbeitet wird. Der Stiel des Stampfers ist an einer sich in Zapfen drehenden Welle befestigt, an der sich längere Hebel befinden, die abwechselnd mit den Füßen wieder getreten und losgelassen werden.

Für die Bewässerung ihrer Felder besitzen die Chinesen eine Menge einfacher aber sehr sinnreicher und wirksamer Vorrichtungen, die wahrscheinlich ebenso alt wie die Geschichte ihres Ackerbaues sind. Außer einer Maschinerie, die nach dem Princip unserer Flußbaggermaschinen construirt ist und als eine Art Kettenpumpe wirkt, verdient eine andere einfache Vorrichtung Erwähnung, vermittels deren das Wasser an hohen Ufern 40—50 Fuß hoch emporgehoben wird. Dies geschieht mit Hülfe eines Rades von großem Durchmesser, das ganz ähnlich wie ein Unterwasserrad, aber aus Bambus gebaut ist und dadurch, neben bedeutender Festigkeit, große Leichtigkeit und Beweglichkeit erhält, wie bei uns gebräuchliches Material sie nicht zu geben vermag. Statt der Schaufeln sind an der Peripherie des Rades etwas schräg gestellte und am untern Ende verschlossene Bambusröhren von 3—4 Zoll Durchmesser angebracht. Der Strom setzt das Rad ohne weitere Hülfe in Bewegung, und eine Röhre steigt nach der andern empor, um, nachdem sie oben angekommen, ihren Inhalt in eine neben das Rad gelegte Rinne und durch diese auf das Feld zu ergießen.

Unter andern Feldfrüchten werden Bohnen und Erbsen gewonnen. Letztere läßt man vielfach nicht reifen, sondern nur keimen, und bringt sie so zu Markt, wo sie als eine beliebte Speise viel gekauft werden. Im Norden wird eine Art Bohne gebaut, aus der man Oel preßt, das allgemein im Lande zum Fetten der Speisen sowie zum Brennen verwendet wird. Die ausgepreßten Bohnenkuchen bilden einen ungemein bedeutenden Handelsartikel nach dem Süden, wo sie sowol als Viehfutter wie als Dünger verwendet werden. Sehr viele deutsche Schiffe sind bei diesem Handel betheiligt.

Unser europäisches Obst ist sämmtlich im Norden Chinas zu Hause, während sich der Süden reich an tropischen Früchten

zeigt. Fast alle Flußufer sind in ununterbrochener Reihe mit Obstbäumen bepflanzt, die in dem schönen Alluvium üppig gedeihen und jedenfalls nutzbringender als unsere Anpflanzungen von Weiden und Erlen sind. So schön jedoch die tropischen Früchte, so geschmacklos ist das übrige Obst. Birnen, Aepfel und Pflaumen haben ein prachtvolles Aussehen, schmecken aber sämmtlich wie Kohlrüben. Nur Pfirsichen und Weintrauben sind kostbar. Man ißt das Stein- und Kernobst deshalb auch nie roh, sondern stets geschmort oder in Zucker eingemacht. Im Einmachen von Früchten sind die Chinesen Meister, und die Fabrik des Tschailung in Kanton erfreut sich in dieser Beziehung eines in der ganzen Welt verbreiteten und wohlverdienten Rufs; namentlich liefert sie prachtvollen Ingwer.

Merkwürdig ist es, daß in China keine Kartoffeln gebaut werden, obwol sich im Norden guter Boden dafür findet und sie ein vortreffliches Mittel sein würden, den oft wiederkehrenden Hungersnöthen zu begegnen, die infolge von Ueberschwemmungen der niedrig gelegenen Reisdistricte eintreten. Seit einem Jahrhundert wird die Kartoffel in Macao für die Fremden mit gutem Erfolge gebaut. In ihrer unmotivirten Abneigung gegen alle Neuerungen, überhaupt gegen die von außen kommenden, haben die Chinesen jedoch bisjetzt nicht bewogen werden können, dem Beispiele zu folgen. Der Bedarf der Europäer in den Häfen Chinas wird aus Japan und Californien bezogen und der Scheffel mit 6—7 Thalern bezahlt.

Zu den Hauptzweigen des chinesischen Landbaues gehört die Baumwollencultur. Ihr Ertrag reicht jedoch kaum für das eigene Bedürfniß aus. Der Anzug des niedern Volks besteht, wie ich schon anführte, lediglich aus Baumwolle, und zwar aus jenem festen dauerhaften Gewebe, welches bei uns unter dem Namen Nanking bekannt ist und seine gelbliche Farbe dem Umstande verdankt, daß es aus ungebleichter Baumwolle gefertigt wird. Dieser Stoff ist sämmtlich Handgespinst und Hausweberei. Fabriken gibt es in China ebenso wenig wie Dampfmaschinen. Auf dem Lande hat jedes Haus seinen Webstuhl, auf dem die Hausfrau das selbstgesponnene Garn

zu dem für den Familienbedarf nothwendigen Stoffe verarbeitet. Die Spinnräder sind den unsern ähnlich, jedoch werden von einer Person immer drei Fäden zu gleicher Zeit gesponnen, was ich noch nie gesehen hatte. Die Baumwolle wurde von einem Kinde auf 6 Zoll lange Bambusröhrchen gewunden, welche die Mutter nebeneinander mit den Fingern der linken Hand hielt, während die rechte drei sehr feine und egale Fäden auszog. Allmählich beginnt das englische Maschinengespinst sich in China einzubürgern, namentlich im Norden, wo der Bedarf bedeutend größer ist als die Production, auch die Baumwolle vom Süden auf dem Landwege bezogen und dadurch vertheuert wird. Im Süden ist dagegen der Import von Shirtings noch sehr beschränkt. Das chinesische Gewebe ist zwar theuer, aber doppelt und dreifach so stark und haltbar als das englische, und auch deshalb schon läßt es sich bei den praktischen Chinesen nicht so leicht durch das Fabrikat der rothhaarigen Barbaren verdrängen, solange im Süden dem Bedarf im Lande genügt werden kann.

Ein weiteres, auch für Europa in den letzten Jahrhunderten sehr wichtig gewordenes Erzeugniß chinesischer Agricultur ist der Thee. Für China selbst ist er indessen noch bei weitem wichtiger, da er das einzige Getränk der Bevölkerung bildet, wenn ich den aus Reis bereiteten und jedenfalls nur beschränkt genossenen Samtschu-Branntwein abrechne. Rohes Wasser wird fast nie von den Chinesen getrunken, und ich mußte jedesmal über die erstaunten und fragenden Blicke lächeln, wenn ich mir in einem chinesischen Hause eine Schale Wasser ausbat. Der Theekessel steht vom frühen Morgen bis spät in die Nacht singend und brodelnd am Feuer, und sobald man ein Haus betritt, wird man, wie im Orient mit Kaffee, so hier mit Thee regalirt, der außerdem auch zu jeder Mahlzeit verabreicht wird. Man bereitet den Thee nicht in einer Kanne, sondern in der Tasse selbst, deren jede einen Deckel, aber keinen Henkel hat. Beim Trinken schiebt man den Deckel ein wenig zur Seite, faßt mit Daumen und Zeigefinger die Tasse oben und unten und schlürft den Thee zwischen Tassenrand und Deckel heraus, welcher letztere die Blätter zurückhält. Zu

jeder neuen Tasse wird frischer Thee genommen. Ueberhaupt lernt man Thee bereiten nur in China, und man wird stets das eigentliche Aroma des Getränks verlieren, wenn man es anders macht als die dort ansässigen Europäer. Für vier bis sechs Personen wird ein gehäufter Eßlöffel voll Thee genommen, kochendes Wasser darauf gegossen und die Mischung eine Minute nur stehen gelassen, ehe sie in die Tassen geschenkt wird. Das sogenannte Ziehen verdirbt das Getränk, es verliert seinen angenehmen Geschmack und wird herbe. Will man also guten Thee trinken, so bereite man ihn auf die angegebene Art.

Wie bekannt, gibt es hauptsächlich zwei Sorten Thee, den schwarzen und den grünen, von denen der erstere gewöhnlich als der billigere und gesündere vorgezogen wird, während man dem feinern und theuerern grünen eine aufregende und für die Gesundheit schädliche Wirkung zuschreibt. Obwol der schwarze Thee hauptsächlich in der Provinz Fokien und der grüne in Tschekiang gebaut wird, stammen doch beide von derselben Pflanze her und unterscheiden sich nur durch Farbe und Zubereitung. Der schwarze Thee wird beim Rösten länger dem Feuer ausgesetzt als der grüne; davon stammt der Unterschied in der Färbung. Außerdem enthält der schwarze Thee mehr holzige Theile des Blattes, während bei dem grünen die Fibern entfernt sind. Dieser Umstand, sowie daß der grüne Thee, weil er weniger geröstet wird, viel eher durch Feuchtigkeit leidet und verdirbt, ist die Ursache, daß er höher im Preise steht. Daß er jedoch seine grüne Farbe durch Rösten auf Kupferplatten erhalte, ist eine Fabel, wenngleich es chemisch feststeht, daß ein Farbestoff bei der Bereitung benutzt wird, dem vielleicht auch die aufregende Wirkung zugeschrieben werden muß.

Die Theepflanze wächst innerhalb eines Gürtels, der sich zwischen dem 27. und 33. Breitengrade von Osten nach Westen durch ganz China erstreckt. Die Pflanze liebt die Bergabhänge, wo der Humus nicht zu hoch liegt, und wird an solchen Stellen hauptsächlich gezogen. Sobald die Staude Blätter treibt, beginnt die Ernte. Die ersten Blütenknospen

sind mit einem weißen seidenartigen Flaum bedeckt; sie geben den Pekkothee, eine Corruption des chinesischen Wortes Pakho, das „weißer Duft" bedeutet. Ein längeres Wachsthum der Blätter von einigen Tagen gibt den „schwarzblätterigen Pekko". Die fleischigen und ausgebildeten Blätter liefern den Suchong, die noch gröbern den Congo und die letzte Ernte endlich den Bohea. Der Bohea ist nach dem District genannt, aus dem er vorzugsweise kommt. Congo ist eine Verstümmelung des chinesischen Wortes Kungfu, „Arbeit oder Beharrlichkeit", und Suchong ist auf dieselbe Weise aus Seautschung, „kleine oder seltene Sorte", gebildet.

Die feinern Arten Suchong werden im südlichen China oft mit wohlriechenden jasminartigen Blüten parfumirt. Im Norden wird er jedoch ohne Versatz und ganz rein getrunken, weshalb er uns weniger schmeckt, da wir in Europa selten reinen Thee bekommen. Die grünen Theesorten zerfallen in Twankai-Heison (Ausschuß), Heison (Geschützpulver) und Jung-Heison, von unten auf gerechnet. Heison bedeutet im Chinesischen „blühender Frühling", und der so benannte Thee ist der kostbarste, den es gibt. Jedes Blatt wird einzeln zusammengerollt, und von seiner körnerähnlichen Gestalt hat dieser Thee wol auch den Namen Geschützpulver oder Kugelthee erhalten.

Das Rösten des Thees geschieht in eingemauerten eisernen Pfannen von Halbkugelform. Wenn dieselben gehörig erhitzt sind, wird eine Portion frischer Blätter hineingeschüttet und fortwährend mit der Hand umgerührt, um sie sowol einer gleichmäßigen Hitze auszusetzen, als vor dem Verbrennen zu bewahren. Haben sie sich durch diesen Proceß etwas zusammengekrümmt, so werden sie herausgenommen, und es wird ihnen mit der Hand längere oder kürzere Zeit nachgeholfen, je nachdem die Qualität feiner oder geringer ist. Der Hauptunterschied zwischen schwarzem und grünem Thee beruht also darauf, daß bei ersterm das Feuer und bei letzterm die Hand am meisten thut. Der Thee wird dann in Kisten verpackt, der schwarze mit Füßen hineingetreten, der grüne dagegen nur

hineingeschüttet, da er durch das Treten brechen und zu sehr leiden würde.

Ein in botanischer Beziehung der Theepflanze sehr ähnliches und von den Chinesen auch gleichnamig bezeichnetes Gewächs verdient wegen seiner Wichtigkeit für die Volkswirthschaft gleichfalls Erwähnung. Dies ist die Camellia oleifera, die sich von der Theepflanze hauptsächlich nur durch die Form ihrer Samenkapseln unterscheidet, und aus deren Samen jenes feine Oel bereitet wird, das in China die Stelle der Butter vertritt. Es wird auf ähnliche Weise wie die Fettsubstanz gewonnen, welche der Purgir-Kroton, Croton sebiferum, gibt, und die dort allgemein zur Fabrikation von Lichtern dient. Der Same dieser Pflanze ist von einer talgähnlichen weißen Masse umgeben. Dieselbe wird mit den Kapseln in einem eisernen Kessel durch ein schweres Rad zerdrückt, in Säcke gethan, über dem Feuer erwärmt und unter die Presse gebracht. Da das Oel jedoch schwer erstarrt, werden die daraus bereiteten Lichter mit einem Wachsüberzuge versehen. Sie geben jedoch kein gutes Licht, brennen schnell fort und machen viel Qualm. Talg oder thierische Fette werden zu Lichtern in China nicht gebraucht.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die Seide zu sagen, die allmählich für Europa eine ebenso große Wichtigkeit wie für China selbst erlangt hat und neben dem Thee einen von Jahr zu Jahr mächtiger wachsenden Exportartikel des Landes bildet.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein fast nur Ackerbau treibendes Volk wie die Chinesen, die doch wahrscheinlich als Hirten aus dem Innern Asiens südostwärts zogen, seine ursprünglichen Gewohnheiten so gänzlich abgestreift und von den Thieren, auf die seine Voraltern in Bezug auf Nahrung und Kleidung allein angewiesen waren, jetzt für beide Zwecke fast nichts mehr verwendet, sondern den Ersatz dafür in dem Reiche der Vegetabilien sucht. Ebenso wie der Reis das Hauptnahrungsmittel ausmacht, theilt sich die Kleidung in Baumwolle und Seide, welche letztere wenigstens zur Hälfte als Product des Pflanzenreichs betrachtet werden kann, in-

sofern die Cultur eines bestimmten Baumes ihre Production allein bedingt. Eine Erklärung für diese Anomalie läßt sich wol nur in dem Umstande suchen, daß China schon in den ältesten Zeiten ungemein übervölkert war, daß das Vieh dem Menschen weichen mußte und der Nahrungsmangel nicht gestattete, dem Culturlande die für das Vieh nöthige Weide zu entziehen.

Die Erfindung der Seidenbereitung ist unstreitig in China einheimisch. Sie wanderte von hier über Persien und Griechenland nach Rom und wird in den Annalen ihres Vaterlandes ebenso wie der Ackerbau in die mythologischen Zeiten versetzt. Beide Beschäftigungen bilden den Gegenstand einer der Belehrungen, die zweimal monatlich dem Volke öffentlich vorgelesen werden, und in Bezug auf sie heißt es unter anderm: „Seit den ältesten Zeiten führte der Sohn des Himmels den Pflug und pflanzte die Kaiserin den Maulbeerbaum. Indem diese erlauchten Personen selbst der Arbeit sich nicht schämten, wollten sie zugleich den Millionen ihrer Unterthanen ein edles Beispiel der Nacheiferung geben und sie anspornen, ihre wesentlichsten Interessen nicht zu vernachlässigen." Der erste Passus dieser Sentenz bezieht sich nämlich auf die Thatsache, daß der Kaiser alljährlich im Frühjahr unter Begleitung seines Hofstaats dem Ackerbau durch eigenhändiges Ziehen einer Furche die Weihe gibt, während die Kaiserin als Beschützerin des Seidenbaues einen Maulbeerbaum pflanzt.

Gute Seide wird nur in den vier Provinzen Tschekiang, Kiangnan, Hoope und Szetschuen producirt. Tschekiang liefert die weiße und beste, und Schanghae ist der Hauptstapelort, von wo aus im Jahre 1861 allein 78000 Ballen ausgeführt wurden. Alle vier Provinzen werden vom 30. Breitengrade parallel durchschnitten und haben ungefähr das Klima des nördlichen Italien. Tschekiang ist reich an Alluvialebenen und wird von einer Menge Flüsse und Kanäle durchschnitten.

Nach chinesischen Ansichten ist das Hauptersforderniß für Production von guter Seide die sorgfältige Cultur des Maulbeerbaums, um die größtmögliche Menge junger und gesunder Blätter ohne Frucht zu erzielen. Zu diesem Zwecke läßt

man die Bäume nur bestimmte Höhe und Jahre erreichen. Sie werden in passender Entfernung voneinander gepflanzt, und der Boden wird gewöhnlich mit Flußschlamm und Asche gedüngt. Zu Anfang des Jahres werden sie beschnitten, an jedem Zweige nur etwa vier Knospen gelassen, und man trägt Sorge, daß sie überall gutes Licht haben. Die Blätter werden mit einer freistehenden Leiter vom Baume gepflückt, damit letzterer nicht leidet. Nach dem Pflücken werden die Zweige noch mehr abgestutzt, damit der Trieb nicht ausgeht, und nach drei Monaten kann schon die zweite Lese gehalten werden. Sind die Bäume zu alt, d. h. die Blätter zu grob, so ersetzt man sie durch junge. Die Häuser für Züchtung der Raupen liegen gewöhnlich ganz einsam in der Mitte der Maulbeerpflanzungen, um möglichst gegen jede Art von Geräusch geschützt zu sein, da die Erfahrung gelehrt hat, daß ein plötzlicher Schrei, ein Hundegebell oder dergleichen für die jungen Raupen sehr gefährlich ist; ja man hat Beispiele, daß durch Donner eine ganze Brut zerstört wurde. Die Brutzimmer sind so eingerichtet, daß sie bei kalter Witterung auch künstlich erwärmt werden können. Besondere Sorgfalt wird auf die Papierstreifen verwendet, auf welche die Seidenmotten ihre Eier legen. Die Ausbrütung der Eier wird durch Application von Wärme oder Kälte, je nach Umständen geregelt, sodaß die jungen Raupen gerade um dieselbe Zeit auskriechen, wenn die zarten Frühjahrsblätter der Maulbeere für ihre Ernährung tauglich sind. Die Blätter werden den jungen Thieren genau zugewogen, zuerst geschnitten, später aber, wenn die Raupen stärker werden, im ganzen gegeben. Große Aufmerksamkeit wird auf die gleichmäßige Temperatur der Brutzimmer verwendet, und ebenso werden sie reinlich, ruhig und frei von allen Gerüchen gehalten. Die Raupen werden auf Matten gefüttert und diese der Reinlichkeit wegen oft gewechselt. Je mehr die Thiere wachsen, desto mehr Futtermatten erhalten sie, damit sie genug Raum zur Bewegung haben. Wenn sie ihre verschiedenen Häutungen vorgenommen haben und ausgewachsen sind, was sich an der gelblich transparenten Farbe zeigt, die sie dann annehmen, werden sie in

die für das Einpuppen vorbereiteten Fachwerke gelegt. Acht Tage nach Beginn des Puppens sind die Cocons fertig, und es wird Zeit, sie zu verwenden, da die Seide sonst durch das Auskriechen der Motten zerstört wird. Ein Theil der Cocons wird für spätere Zucht verwahrt, die Puppe in den übrigen dadurch getödtet, daß man sie schichtenweise in irdenen Töpfen mit Salz und Blättern überdeckt und die Töpfe luftdicht verschließt. Später werden sie in lauwarmes Wasser geworfen, das die schleimige Substanz auflöst, welche die einzelnen Fäden zusammenhält, und danach die Seide abgehaspelt. Diese wird dann entweder in Bündel von bestimmter Größe und Form geschlungen und kommt als Rohseide in den Handel, oder wird gesponnen und auf den Webstuhl gebracht und zu verschiedenen Stoffen verarbeitet.

Trotz der großen Einfachheit ihrer Webstühle fertigen die Chinesen nicht allein die schönsten Zeuge, sondern auch die elegantesten und neuesten englischen und französischen Muster zum Export. Namentlich excelliren sie in Damast und Satin und ihrem Crêpe kann sich nur der japanesische an die Seite stellen. Ebenso berühmt sind die chinesischen Stickereien, die theilweise an den nach Europa versandten Crêpe-Shawls auch bei uns bewundert werden können. Das Schönste in dieser Art bleibt jedoch im Lande und dem Auge des Fremden für gewöhnlich verborgen, da es für den kaiserlichen Palast gemacht wird. Bei Gelegenheit der Plünderung desselben durch die Franzosen sind dergleichen Meisterstücke in großer Zahl nach Schanghae und in die Hände von Europäern gelangt, die sie anfänglich von den Soldaten für ein Spottgeld kauften. Jeder behielt was er hatte, und wir konnten nur die Pracht der Sachen anstaunen und ihre Eigenthümer beneiden. Einen solchen Reichthum von Stoff, Farben und Stickerei hatte von uns noch niemand gesehen, und solche Arbeit würde auch bei uns weder Verfertiger noch Käufer finden.

Die ganze chinesische Industrie ist originell und dem Volke eigenthümlich. Dies beweist die Form ihres Handwerkszeugs, von dem auch nicht ein einziges Stück mit dem unsern übereinstimmt. Man mag ansehen, was man will, ein Beil, eine

Säge, Amboß, Bohrer, Blasebalg, alles ist anders wie bei uns, ohne deshalb weniger praktisch zu sein. Im Gegentheil ist praktische Einfachheit und möglichste Wirksamkeit bei billigster Construction ein hervortretender Zug an den Werkzeugen chinesischer Technik.

Ebenso wie wir von den Chinesen die Seidenbereitung erlernt, wie ihre Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst und des Kompasses der unsern viele Jahrhunderte voranging, wenn wir diese Dinge nicht gar von ihnen annahmen, sind sie auch unsere Lehrmeister in der Porzellanmanufactur gewesen und darin bisjetzt noch unerreicht geblieben.

Der frühesten Porzellanfabrik wird in den Annalen des Landes zu Anfang des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Erwähnung gethan. Sie befand sich in der Provinz Kiangsi, die noch gegenwärtig das meiste Porzellan liefert. Die berühmten Oefen von King-ta-tschin, welche das schönste Fabrikat erzeugen, wurden jedoch erst drei Jahrhunderte später angelegt. Die Vorzüge des chinesischen Porzellans vor dem unsern bestehen in seiner Härte, der Feinheit seines Bruchs, in seiner Transparenz und in dem Widerstande, den es der Hitze entgegensetzt, ohne zu springen oder Risse zu bekommen. In diesen Punkten haben wir vergebens versucht, das chinesische Porzellan zu übertreffen. Was dagegen Form und Malerei betrifft, so sind die Fabrikate von Sèvres, Meißen und Berlin bei weitem schöner als die kostbarsten chinesischen Sachen. Es ist bisjetzt nicht aufgeklärt, wie die Bereitung des Porzellans in China stattfindet. Nach allem, was man darüber erfahren, scheint zunächst die Porzellanerde feiner gemahlen zu werden als bei uns; außerdem soll sie aber auch einen Zusatz einer uns unbekannten Quarzart erhalten.

Das schönste chinesische Porzellan ist mehrere Hunderte von Jahren alt, sehr selten und sehr theuer. Es wird von den reichen Chinesen zu enormen Preisen gekauft und ihren Sammlungen von Antiquitäten einverleibt, die sich in jedem wohlhabenden Hause befinden. Was sich, aus frühern Zeiten stammend, in Europa befindet und verkäuflich ist, wird von speculativen Kaufleuten aufgekauft und nach China zurückgeführt.

Ich habe einzelne dieser Sachen hier auf Auctionen versteigern und von Chinesen zu ganz unerhörten Preisen erstehen sehen. Namentlich ist eine unter dem englischen Namen cracker ware bekannte Porzellanart sehr gesucht. Dies sind gewöhnlich Vasen von 12—16 Zoll Höhe und gelblich weißer Farbe, ohne alle Verzierungen und gefällige Formen. Ihre ganze Kostbarkeit besteht darin, daß die Glasur überall in kleine unregelmäßige Quadrate oder rechtwinkelige Figuren zersprungen ist. Dies wurde früher bei der Bereitung künstlich hervorgebracht. Das Geheimniß ist aber in China verloren gegangen und die Waare deshalb so gesucht. Einzelne dieser Vasen, die sehr alt aussahen, gingen zu 50—60 Taels das Stück fort. Ich bin indessen überzeugt, daß die englischen Porzellanmanufacturen das Geheimniß entdeckt haben und anwenden, sodaß alle diese theuern Stücke wahrscheinlich erst frisch fabricirt und kaum ein Jahr alt sind. Im Fälschen und Nachmachen erweisen sich die Chinesen selbst als große Meister. Doch erlaubt ihnen ihr Eigendünkel nicht, die Meinung zu fassen, daß sie von den Barbaren betrogen werden könnten, und dieser Umstand begünstigt die Durchführung jenes Betrugs. Die Ausfuhr des Porzellans ist jetzt fast auf Null reducirt. Das europäische ist sowol billiger als geschmackvoller, und höchstens kauft ein Curiositätensammler hier und da ein paar chinesische Vasen.

Ebenso geht es mit den Lackwaaren der Chinesen, die früher bei uns sehr geschätzt waren, durch die neuern europäischen Erfindungen aber sehr verdrängt werden, obwol sich nicht leugnen läßt, daß wir den Glanz der feinern Sachen nicht erreichen. Diese sind aber auch in China sehr theuer. Der gröbere Lack wird aus dem Samen der Dryandra cordata, der feinere aus einer Species des Rhus bereitet, und seine größere Kostbarkeit entsteht hauptsächlich aus der großen Sorgfalt, die beim Auftragen der verschiedenen dünnen Lacklagen angewendet werden muß.

In der Verarbeitung des Eisens sind die Chinesen ziemlich weit, obwol sie theuerer arbeiten als wir. Ihr weißes Kupfer sieht Silber sehr ähnlich, ist sehr feinkörnig und nimmt schöne

Politur an. Es besteht aus einer Legirung von Kupfer, Zink, Eisen und etwas Silber mit einer Beimischung von Nickel. Die Erze werden fein gepulvert, mit Holzkohlenstaub vermischt, in Schmelztiegeln über langsamem Feuer geglüht und die aufsteigenden Metalldämpfe niedergeschlagen. Es werden aus diesem Metall alle möglichen Hausrathsgegenstände gefertigt. Seine merkwürdigste Verwendung ist jedoch die Ueberziehung von irdenen Theetöpfen damit, eine Arbeit, die man wol auch nur in China antrifft. Die Glasfabrikation ist unbekannt. Was von Glaswaaren sich im Lande befindet, hat alles europäischen Ursprung. Spiegel werden aus Metall, einer Mischung von Kupfer und Zinn mit etwas Silberzusatz, gefertigt, Laternen, wie ich schon bemerkt, aus Papier, Horn oder Seide. Die Fenster bestehen im Süden aus Papier, im Norden aus Horn oder transparenten Muscheln, gewöhnlich aus den dünngeschliffenen Perlmutterschalen. Bisweilen versuchen die Chinesen gebrochenes europäisches Glas umzuschmelzen; die Resultate ergeben sich jedoch als sehr mangelhafte. Trinkgläser kennt man nur in den Küstenstädten; unser gläsernes Tafelgeschirr wird fast überall durch Porzellan ersetzt.

In Holz- und Elfenbeinschnitzereien sind die Chinesen allen andern Nationen weit überlegen. Ihre berühmten Elfenbeinbälle, von denen oft sechs bis acht verschiedene ineinander ruhen, haben von jeher die Bewunderung der Europäer erregt, und man wollte nicht glauben, daß sie aus Einem Stück geschnitten seien. Ich habe ihre Verfertigung jedoch selbst gesehen und über den schnellen Fortgang der Arbeit gestaunt. Die massive Kugel wird zunächst in sechs bis acht Richtungen regelmäßig durchbohrt; dann wird mit einem hakenförmigen Messer die Substanz zwischen den Oeffnungen innen herausgeschnitten und die äußere Halbkugel abgetrennt. Ist die bestimmte Zahl der Kugeln auf diese Weise herausgeschnitten, so beginnt die Bearbeitung der äußern Fläche, und man kann schon recht hübsche Kunstwerke der Art für 2—3 Thaler haben. Ihre Möbelschnitzereien sind sehr gesucht, und ich habe schon erwähnt, daß die gutfaçonnirten Möbel von den Fremden sehr

theuer bezahlt und nach Europa ausgeführt werden. In Kanton gibt es in dieser Art das Beste. Ebenso liefert China sehr viel Schnitzereien aus Stein, Perlmutter und Bergkrystall. Die Figuren aus dem Yustein sind sehr gesucht, aber ungemein theuer, ohne daß wir ihnen Geschmack abzugewinnen wußten. Die Riechfläschchen aus Achat und Bergkrystall sind merkwürdig, kaum 2 Zoll lang und durch eine nicht über einen Viertel Zoll weite Halsöffnung nicht nur inwendig vollkommen ausgearbeitet, sondern an der innern Fläche mit kleinen eingravirten Charakteren beschrieben, die man durch die transparenten Wände lesen kann.

Es existirt in China eine Art weißlich grauer mit schwarzen oder dunkeln Adern durchzogener Marmor. Diese Adern nehmen oft merkwürdige Gestalten an und ähneln bisweilen Landschaften, bisweilen Bäumen oder Thieren. Derartige Platten werden in größere oder kleinere Quadrate geschnitten und vielfach in den Zimmern wie Bilder als Zierath aufgehängt. Oft sind die Figuren sehr täuschend, aber man muß sich wohl hüten, sie für Natur zu halten. Der Chinese ist ein geborener Fälscher und hat es sehr bald bewerkstelligt, die Figuren auf den Stein zu ätzen. Man thut daher wohl, in Kanton, wo hauptsächlich solche Platten feilgeboten werden, diese nicht mit den geforderten horrenden Preisen zu bezahlen. Trotz ihrer Geschicklichkeit in Stein- und Holzschnitzereien sind die Chinesen in der Bildhauerei weit zurück. Alles, was sie in diesem Genre liefern, ist ungeschickt, plump und ohne Verhältnisse. Es ist kaum denkbar, daß einem so früh civilisirten und geistig vorgeschrittenen Volke der Sinn für Kunst ganz und gar abgehen sollte. Man behauptet zwar, daß die Chinesen z. B. die disharmonischen Laute ihrer schrecklichen musikalischen Instrumente als die höchste Kunst bewundern, und dies mag bei den untern Volksklassen auch der Fall sein. Ich habe aber Gelegenheit gehabt, bei gebildeten Leuten das Gegentheil wahrzunehmen. In Schanghae spielte die Musik der Arkona zweimal in der Woche öffentlich. Während das niedere Volk gleichgültig vorüberging, sammelten sich alle anständigern Chinesen, die sich in der Nähe befanden, lauschten mit

offenbarem Entzücken dem ungewohnten Concert und blieben bis zu Ende. In Kanton war der von mir früher erwähnte junge Kinlin gar nicht vom Fortepiano fortzubringen, wenn einer von uns spielte, und sein Gesicht strahlte stets vor Freude und Aufregung. Dies ist der Beweis, daß der Sinn für Kunst im Volke nicht gänzlich fehlt, sondern nur schlummert. Der Mangel an fremdem Beispiel bei der langen Abgeschlossenheit des Reichs, sowie die fehlende Aufmunterung im eigenen Lande ist wol die Hauptursache, daß es mit den schönen Künsten in China so traurig bestellt ist. Diese seltsame Vernachlässigung in der Entwickelung des künstlerischen Geistes hat aber ihren Grund in der Regierungspolitik, die allen Luxus zu unterdrücken und nur diejenige Arbeit zu schützen und zu heben bestrebt ist, welche Nahrung für das Volk producirt. Sollte die jetzige Umwälzung, wie voraussichtlich, eine unbeschränkte Oeffnung des Reichs für die Fremden nach sich ziehen und in dem Wachsthum des Handels sich eine neue mächtige Nahrungsquelle für das Volk aufthun, so wird die Regierung nicht mehr so starr an ihren bisherigen Principien festhalten, und mit dem zunehmenden Wohlstande wird gewiß auch die Liebe zur Kunst erwachen.

Zu den freien Künsten in China, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, gehört auch noch die medicinische Wissenschaft, da jeder Beliebige sie betreiben und ohne irgendwelche Staatscontrole als Arzt prakticiren kann. Die Heilkunde steht daher natürlich noch auf einer sehr niedrigen Stufe, sie entbehrt jeder wissenschaftlichen Begründung und ist nichts weiter als Quacksalberei. Sie hat namentlich viel mit der Zahl fünf zu thun. Die chinesischen Aerzte unterscheiden fünf auf das Körpersystem Einfluß habende Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Mercur; fünf Eingeweide: Magen, Leber, Herz, Lunge, Nieren; fünf Elemente oder Grundstoffe des Körpers: Erde, Feuer, Holz, Metall und Wasser; fünf Farben: gelb, grün, roth, weiß und schwarz, und endlich fünf Arten von Geschmack: süß, sauer, bitter, stechend und salzig. Die Ansichten dieser Aerzte über die Wirkung von Arzneien sind ebenso seltsam. So sagen sie z. B., die obere Hälfte des Kör-

pers gehöre zum Himmel und die für diesen Theil bestimmten Arzneien müßten aus den Köpfen der Pflanzen bereitet werden. Die Mitte der Pflanzen ist für die Leiden des Bauches und die Wurzel für die Krankheiten der Füße bestimmt. Die Apotheken in China enthalten eine Masse von einfachen Mitteln, an deren Spitze der Ginseng, die getrocknete und gekochte Wurzel von Panax quinquefolia steht. Die Wurzel kommt aus der Tatarei, ist gelblich und fast transparent, ein Monopol des Kaisers und sehr theuer. Man hat sie auch vielfach aus Amerika eingeführt, doch steht diese in keinem hohen Werthe. Eine Arznei, in der nicht Ginseng ist, betrachtet ein Chinese stets als unwirksam.

Zur Vertreibung örtlichen Schmerzes wird allgemein die Moxa angewandt, die aus den feinsten Fibern einer Art Artemisia bereitet wird. Diese Moxa, in Kugelform auf die schmerzende Stelle gesetzt und angezündet, soll schnell fortbrennen und wenig Schmerz verursachen. Die Basis des Kegels hat ungefähr den Umfang eines Pfennigs. Wie häufig das Mittel gebraucht wird, habe ich sowol in China wie in Japan beobachten können. Oft wiesen bei Leuten Stirn, Arm, Hals und andere Körpertheile wol zwanzig und mehr Narben von den Brandwunden der Moxa auf. Von Anatomie und Physiologie haben die chinesischen Aerzte fast gar keinen Begriff. Sie amputiren und operiren nie, und die einzige in China stattfindende Amputation ist die officielle des Kopfes auf dem Richtplatze.

Nur in Bezug auf den Knochenbau des Menschen verrathen nicht nur die Aerzte, sondern auch die gemeinen Chinesen eine gewisse Kenntniß. Sie wissen die Zahl der Knochen, ihre Stellung u. s. w. und belegen sie auch mit Namen. Es hängt diese Kentniß mit der großen Rücksicht zusammen, die sie den Gebeinen ihrer Vorfahren widmen. Wechselt z. B. ein Cinese seinen Wohnort, so nimmt er auch pietätvoll die Ueberreste seiner Vorfahren mit fort. Ich hatte selbst Gelegenheit, mich von den osteologischen Kenntnissen der Chinesen zu überzeugen. Die Jesuitenmission in Schanghae hatte während unsers dortigen Aufenthalts ein Stück Land erworben,

das früher ein chinesischer Begräbnißplatz war. Es sollten darauf Gebäude errichtet werden, und es ward öffentlich bekannt gemacht, daß man mit der Planirung des Grundstücks an einem bestimmten Tage vorgehen werde. Sämmtliche Familien, welche Verwandte unter den auf dem Platze Begrabenen hatten, trafen nun eiligst Vorkehrungen, die theuern Gebeine zu entfernen, und jeden Tag konnte man 30—40 Gräber öffnen und mit größter Sorgfalt alle Knochen und Knöchelchen sammeln sehen. Ein Mann hatte ein geschriebenes Verzeichniß derselben, und nach der Reihenfolge wurden sie in 2 Fuß lange Kistchen vorsichtig in Watte gepackt, der Schädel regelmäßig oben aufgelegt und dann alles nach seiner neuen Ruhestätte geschafft.

Die chinesischen Aerzte, die als äußerliches Kennzeichen, wie die Buddhapriester, einen kahlgeschorenen Kopf haben, unterscheiden am Körper verschiedene Arten des Pulses und bekunden dadurch ihre gänzliche Unwissenheit über den Blutumlauf. Wenn der Arzt zu einem Kranken gerufen wird, fühlt er zuerst nach dem Pulse, aber an beiden Armen und an drei verschiedenen Stellen, am Handgelenk und an zwei Punkten in der Gegend des Elnbogens. Ebenso wenig kennen sie einen Unterschied zwischen Arterien und Venen. Gemäß ihren Anschauungen in Bezug auf die Elemente, aus denen der Körper zusammengesetzt ist, nehmen sie an, daß bei jeder innern Krankheit das Verhältniß des einen zum andern gestört ist. Ihre Diagnose besteht demnach darin, daß sie zu bestimmen suchen, wie viel der Körper von einem Element mehr oder weniger hat, als er besitzen soll. Danach richten sie dann auch ihre Medicamente ein und verordnen z. B. Holz, Erde, Wasser u. s. w. Medicinische Schulen bestehen in China nicht. Die Aerzte bilden eine Gilde, die ihre Kunst und Geheimnisse sorgsam bewahrt und nur zuverlässigen Schülern anvertraut. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß sie neben allen Quacksalbereien in gewissen Krankheiten überraschend glückliche Curen machen, und sie werden deshalb in solchen Fällen selbst von Europäern vielfach zu Rathe gezogen.

Das Honorar für einen Besuch beträgt $1\frac{1}{2}$—2 Groschen, exclusive des Sänftenträgerlohnes, und es muß schon ein sehr berühmter Arzt sein, der 5 Groschen fordert und erhält. In Kanton wohnt jetzt ein nach europäischer Art gebildeter chinesischer Arzt, der erste und einzige seiner Art. Er hat seine Studien in England auf der Universität Oxford gemacht, ist ein sehr aufgeklärter Mann und erfreut sich des Zuspruchs seiner wohlhabenden Landsleute. Kürzlich hat er ein kleines medicinisches Werk für seine Collegen herausgegeben, und es steht zu hoffen, daß sein Beispiel zur Nacheiferung ermuntert.

18.

Das Pitschen-Englisch. Der Comprador als Mittelsmann in Geschäften. Die chinesische Dienerschaft in europäischen Familien. Münz- und Geldwesen in China.

Ich habe weiter oben das sogenannte Pitschen-Englisch erwähnt, oder das Kauderwelsch, das die allgemeine Vermittelung zwischen Fremden und Chinesen bildet. Die chinesische Sprache ist so schwer, daß ein Europäer mindestens drei Jahre unausgesetzt studiren müßte, um sie zu lernen. Die Leute, welche nach China gehen, um dort zu handeln oder Industrie zu treiben, haben aber weder Lust noch Zeit, so viel Mühe auf ein Studium zu verwenden, das ihnen außerdem nicht einmal reelle Vortheile sichert, und von dem sie später nach ihrer Rückkehr in Europa nicht den mindesten Gebrauch machen können. Sie haben es daher von vornherein gar nicht versucht, und unter den vielen Tausenden von Europäern, die China jetzt bevölkern, gibt es kaum zehn, die der Sprache wirklich mächtig sind. Da jedoch irgendein Idiom zur geschäftlichen Verständigung nöthig war, so hat sich das Pitschen-Englisch gebildet, ein Englisch, das aber auch von den Engländern erst erlernt werden muß, weil es vollständig corrumpirt, mit chinesischen Worten gemischt und mit chinesischer Satzconstruction gesprochen wird. Das beste Beispiel dieses Jargons gibt das Wort Pitschen, die chinesische Aussprache des englischen Wortes business (Geschäft), sodaß Pitschen-Englisch in der Uebersetzung Geschäfts-Englisch heißt. Geschäft ist bei den Chinesen das Wichtigste

in ihrem socialen Leben, und auf wie viele andere Beziehungen das Wort übertragen wird, ist ebenso merkwürdig, als es zur Charakteristik des Volks einen Beitrag liefert. Wollen sie z. B. sagen: „Du sprichst eine Unwahrheit", so drücken sie dies aus: „you makee ly pitchen", „Du machst ein Lügengeschäft". Ebenso sprechen sie von „love pitchen, chin chin joss pitchen", „Liebesgeschäften, Götteranbetungsgeschäften" u. s. w. Noch unverständlicher wird diese Sprache durch verschiedene Eigenthümlichkeiten in den Sprachorganen der Chinesen, die z. B. kein r haben, sondern stets l dafür setzen, und an die meisten Worte ein i oder o hängen. „My talkee plopple" ist ein Beispiel dieser Art, das schwerlich jemand verstehen wird, wenn er auch noch so gut englisch spricht, da es heißen soll: „I talk propre", „ich rede, wie es sich gehört, oder die Wahrheit." Oder man kommt in ein europäisches Haus und fragt, ob der Herr zu Hause ist. Das richtige „Is Mr. N. at home?" würde kein chinesischer Bedienter verstehen. Man muß fragen „Mr. N. hab got?" und der Diener wird dann antworten: Hab got topside, down side oder inside", „Ja, der Herr ist oben, unten oder drinnen". Number one, Nummer eins, spielt im Pitschen-Englisch ebenfalls eine große Rolle und wird auf alle moralischen Eigenschaften übertragen; alles was als besonders gut und ausgezeichnet hervorgehoben werden soll, ist number one. Der Chinese spricht von number one Thee, number one Geld, womit die unbeschnittenen spanischen Thaler bezeichnet werden, ebenso wie von numbel one mastel (r), einem guten Herrn, oder numbel one lial (r), einem pfiffigen Lügner. Ja und nein wird sehr selten gebraucht, statt dessen can und no can, kann und kann nicht. Ebenso dient das aus dem Spanischen übernommene Wort sabee (von saber) für alle Formen der Zeitwörter wissen und verstehen. Die häufige Anwendung des Wortes piece, Stück, ist aus dem chinesischen Sprachgebrauche übertragen. Der Chinese setzt nicht die einfache Cardinalzahl vor das Hauptwort, sondern fügt stets Stück dazwischen. Er spricht daher stets von einem Stück Frau, vier Stück Männern. Unsere preußische Flagge bezeichneten sie mit „one piecee white flag, with one largee-piecee black

fowlo inside", d. h. ein Stück weiße Flagge mit einem großen Stück schwarzen Huhn darin, und als wir nach längerer Anwesenheit ihnen näher bekannt wurden, machten sie aus dem englischen Prussian für Preußen Blussum.

Seit den letzten Jahren, wo die Franzosen im Süden und Norden Posto gefaßt, hat sich auch ein Pitschen-Französisch gebildet, da der Franzose im Auslande ebenso wie der Engländer seine Muttersprache selbst zur Geltung zu bringen sucht; jedoch ist es sehr local und wird bisjetzt nur in der Umgegend der französischen Quartiere verstanden. Wenn nun auch dieses Geschäfts-Englisch genügt, um sich mit dem Dienerpersonal und den Kaufleuten in den Küstenstädten zu verständigen, so reicht es für den Europäer doch durchaus nicht aus, um mit jedermann auszukommen oder mit Leuten aus dem Innern kaufmännische Transactionen abzuschließen. Es hat sich daher, seitdem Fremdenverkehr in China gestattet ist, eine Art einheimischer Zwischenhändler herausgebildet, die unter dem Namen Comprador (vom spanischen comprar, kaufen) bekannt sind, und entweder als Angestellte in den europäischen Kaufmannshäusern oder unabhängig zwischen Ausländern und Chinesen alle Geldgeschäfte geringerer oder größerer Art vermitteln. Durch Procente, die sie sich entweder nehmen, oder die man ihnen stillschweigend zuerkennt, wird diese Klasse von Leuten, die von Jugend auf dazu erzogen werden, bewogen, das Interesse ihrer augenblicklichen Herren den Betrügereien ihrer Landsleute gegenüber wahrzunehmen. Der Europäer ist unter den Chinesen mehr oder minder gänzlich von ihnen abhängig, und indem er seine Geschäfte durch den Comprador abschließen läßt, kommt er immer noch am besten weg. Dem Comprador opfert er eine bestimmte Zahl Procente, von den übrigen Chinesen wird er aber doppelt und dreifach betrogen. Jener nimmt 10 Procent von allen Ankäufen, das ist so Stil. Der Europäer weiß es, sanctionirt den Betrug durch Stillschweigen, und der bei diesem Satze stehen bleibende Comprador gilt bei seinen Landsleuten für einen anständigen, ehrenwerthen Mann, während er bei ihnen als Betrüger dastehen und der allgemeinen Verachtung anheimfallen würde wenn er mehr nähme.

Das Gehalt dieser Compradoren, die übrigens meistens sehr gewandte Leute sind, fertig englisch lesen und sprechen und nicht selten einen literarischen Grad erworben haben, richtet sich nach der Bedeutung des Handelshauses, dem sie angehören, aber in umgekehrtem Verhältnisse. Je größer der Geschäftskreis des Hauses, desto kleiner das Gehalt, weil eben die Procente dabei in Betracht gezogen werden. Im Verhältniß zu den Summen, die in ihrer Eigenschaft als Kassirer durch ihre Hände gehen, müssen sie Caution stellen, und in einigen der ersten Häuser beläuft sich deren Summe auf 100000 Dollars. Solche Compradoren fangen gewöhnlich ohne alle Mittel an. Söhne chinesischer unbemittelter Kaufleute beginnen sie die Carrière als Diener in den Häusern der Europäer, machen sich als solche mit deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten bekannt, avanciren allmählich zum Haushofmeister, und werden, wenn sie sich die nöthigen Kenntnisse angeeignet und eine kleine Caution gespart haben, Compradoren, um dann gewöhnlich als reiche oder wenigstens wohlhabende Männer zu enden.

In China darf man jedoch nicht Diener mit Bedienten verwechseln. Ein chinesischer Diener oder Boy (Junge), wie er von den Europäern genannt wird, läßt sich nie herab, Zeug zu reinigen, Stiefel zu putzen oder dergleichen niedere Dienste zu verrichten, dafür sind die Bedienten oder Kuli. Der Boy ist der Kammerdiener, er macht Gänge, steht bei Tische hinter dem Stuhle seines Herrn und begleitet diesen, wenn er eingeladen ist, um ihm aufzuwarten, da man in China stets seinen eigenen Diener mitbringen muß, wenn man in einem fremden Hause etwas zu essen haben will. Er erscheint vom frühen Morgen bis zum späten Abend rein und adrett angezogen, und darf allein die Zimmer betreten, während der Kuli draußen bleibt.

Da es Europäern bei ihrer Unkenntniß der Sprache und in großen Städten unmöglich sein würde, ihre zahlreiche Dienerschaft zu controliren und sich gegen deren Spitzbübereien zu sichern, so wird nie ein Domestik ohne Garantie in das Haus genommen. Selbst der Comprador findet trotz seiner Caution nur eine Anstellung, wenn er zwei sichere und zahlungsfähige

Männer als Bürgen für seine Sicherheit stellt, und er ist wieder seinem Herrn Bürge für das gesammte Dienerpersonal, für das Silberzeug verantwortlich, und hat es zu ersetzen, wenn etwas im Hause fortkommt. Daher sind fast alle Bedienten eines Hauses Verwandte oder nahe Bekannte des Comprador, der sie so gut als stellvertretender Vater zu schulen weiß, daß es selten bessere, reinlichere, aufmerksamere, ruhigere Bedienten gibt als die chinesischen Boys in europäischen Häusern.

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen über die Geldverhältnisse in China hier Platz finden. Courante Münze gibt es in dem großen Lande nur eine Art, die Scheng oder, wie sie von den Fremden genannt werden, Cash. Sie sind aus einer Mischung von Kupfer und Zinn gefertigt, von der Form eines Zweigroschenstücks, und in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehen, um auf Schnüre gezogen zu werden. 100 Scheng machten ursprünglich ein Mäs, 10 Mäs einen Tael aus; jetzt jedoch ist der Werth des letztern auf 1500 Scheng gestiegen. Mäs und Taels existiren in Wirklichkeit nicht mehr. Sie wurden so viel gefälscht, daß die Regierung alles Kupfer- und Silbergeld einzog, und selbst die Composition der Scheng allmählich so verschlechterte, daß diese Scheidemünze jetzt 50 Procent unter ihrem ursprünglichen Werthe steht. Trotzdem wird selbst dies schlechte Geld noch gefälscht und wer für einen Tael Scheng einwechselt, ist als Europäer sicher, mindestens 200 eiserne oder bleierne Stücke unter der Schnur von 1500 zu finden, wenn er sie beim Empfang nicht genau revidirt.

Es ist klar, daß bei der mangelhaften Communication in dem mächtigen Reiche und seinem bedeutenden in- und ausländischen Handel eine Münze wie die Scheng unmöglich dem Bedürfnisse entsprechen kann, da eine Summe von 100 Thalern über einen Centner wiegt, und daß nothwendigerweise ein Surrogat geschaffen werden mußte, um nicht allen Verkehr ins Stocken zu bringen. Edles Metall war dazu durchaus nothwendig; da aber keins aus der Landesmünze hervorging, wurden ausländische Silbermünzen die gangbaren Verkehrsmittel. China bezieht aus den übrigen Welttheilen im Verhältniß zu seinen

Exporten fast nur Opium. Die 500 Millionen Pfund Thee und 200000 Ballen Seide, welche es jährlich an das Ausland abgibt, müssen zur Hälfte baar und in klingendem Silber bezahlt werden. Dies bleibt alles im Lande und wird größtentheils in Saisis umgeschmolzen, die dann als Silbergeld cursiren. Aus diesem Umstande erklärt sich auch wol mit die Abnahme des Silbers in Europa, die schon öfter die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und bei den Staatsökonomen Bedenken erregt hat.

Die von mir schon bei Schilderung der Neujahrsfestlichkeiten erwähnten Saisis sind kleine schuh- oder kahnförmige Barren von 10—50 Taels (20—100 Thaler) Werth, die jeder große Kaufmann selbst gießen läßt und als Garantie für die Richtigkeit ihres Nominalwerthes mit seinem Namenszuge stempelt. Ihr Silbergehalt wird dadurch von der Regierung indirect festgestellt, daß alle fiscalischen Abgaben in diesen Barren bezahlt werden und ihr Gehalt aus 28 Theilen reinen Silbers und 1 Theil Kupfer bestehen muß. An der Küste sind überall mexicanische Thaler die gangbare Münze, und sämmtliche Zahlungen werden in ihnen geleistet, obwol man nominell im Norden nach Taels und im Süden nach Dollars rechnet. Das Eigenthümliche und Merkwürdige dabei ist aber, daß sich dies Nominelle auch allmählich auf das Reelle übertragen hat. Wenn es sich auch aus der größern Entfernung von Europa erklären läßt, daß daher bezogene Gegenstände in Schanghae 1 Tael kosten, die in Hongkong nur mit 1 Dollar bezahlt werden, so bleibt es immer höchst merkwürdig, daß man z. B. für die Hinfahrt von Hongkong nach Schanghae mit der Post 60 Dollars gibt, dagegen auf der Rückfahrt von Schanghae nach Hongkong auf demselben Schiffe 60 Taels, also 25 Procent mehr bezahlen muß. Solche Anomalien sind aber auch nur in einem Lande wie China möglich, und können nur von einem Publikum geduldet werden, das den Geldunterschied von 30 Thalern als eine nicht nennenswerthe Bagatelle betrachtet. Im Süden schlägt jeder Geschäftsmann, durch dessen Hände Dollars gehen, ebenfalls seinen Stempel darauf, und man sieht fast nie eine solche Münze ohne 20—50 Stempel, sodaß oft die beiden

Seiten gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Dieses Stempeln soll ursprünglich eine Garantie gegen Fälschung sein; es wird jedoch häufig geradezu das Gegentheil. Theils werden mit dem Stempeln kleine Stückchen Silber herausgeschlagen, theils die Ränder beschnitten. Oder man nimmt etwas Metall aus der Mitte, das durch Blei ersetzt wird, und sucht die Stelle durch einige Stempel unkenntlich zu machen. Chinesen gegenüber gelingt dieser Betrug weniger, weil ein Geschäftsmann einen falschen Dollar entweder sofort am Gefühl oder am Klange oder auch am Gewicht erkennt, da er jede Silbermünze wiegt, aber Europäer müssen sehr häufig darunter leiden. Neben den mexicanischen Thalern wird in China jedoch alles übrige Geld genommen, wenn es nur Silber ist, und wir haben für unsere preußischen Thaler stets den vollen Werth von 3 Shilling Sterling nach ihrem Gewichte erhalten. Im Norden wird kein Dollar angenommen, der einen Stempel hat, wenn man nicht Agio zahlen will. Hier ist die Bedingung bei allen Zahlungen: clean mexican dollars, reine mexicanische Thaler; jedoch schützt dies ebenso wenig vor der Fälschung, und man muß jedes Stück sorgfältig untersuchen, das man von einem Chinesen erhält. Wie ich schon früher bemerkte, gilt es in China durchaus nicht für unmoralisch, einen Fankwei zu belügen oder zu betrügen, und eine beherzigenswerthe Regel für Europäer ist es, in dieser Beziehung keinem Chinesen zu trauen, er mag so hoch oder niedrig stehen wie er wolle. Wir haben während unsers Aufenthaltes dies schwer empfunden, und ich spreche aus Erfahrung. Man braucht sich durchaus nicht zu scheuen, überall offenes Mistrauen zu zeigen. Läßt man sich täuschen, so wird man für dumm gehalten, steigt jedoch sofort in der Achtung, wenn man sich nicht überlisten läßt.

Ich glaube hiermit dasjenige berührt zu haben, was mir in China sowol in Betreff der Landesart wie des Volks als charakteristisch erschienen ist und meiner Ansicht nach für deutsche Leser von Interesse sein kann. Ich bin weit entfernt, meine Wahrnehmungen als maßgebend hinstellen zu wollen. Um China und die Chinesen richtig zu beurtheilen und sie wahr zu schildern, dazu gehört ein vieljähriger Aufenthalt im Lande und vor allen

Dingen die Kenntniß der Sprache. Ich war nicht ein volles Jahr dort, und von der Sprache verstand ich nichts. Manches mag ich daher einseitig und unrichtig aufgefaßt haben, jedoch war meine Absicht auch nur, die Eindrücke wiederzugeben, die Land und Leute auf mich gemacht, nicht aber eine kritische Abhandlung zu schreiben, zu der mir die erwähnten Vorbedingungen fehlten. Was ich in meiner Schilderung nicht aus eigener Anschauung habe, verdanke ich der Mittheilung von Leuten, die lange Jahre im Lande waren und denen ich ein competentes Urtheil zutrauen durfte; aber was den Charakter des Volks angeht, so tappen sie ebenso im Finstern wie fast jeder Europäer. Dem Europäer gegenüber zeigt sich der Chinese nun einmal nicht, wie er wirklich ist, und in diesem Umstande allein haben wir die Erklärung der Gegensätze zu suchen, die im Volkscharakter uns so schroff entgegentreten, und die wir sonst nicht begreifen können. Die historischen, statistischen und politischen Notizen endlich habe ich Davis entnommen, der in China nicht nur für einen der besten Sinologen, sondern auch für einen der gediegensten Kenner chinesischer Zustände gilt, und in seiner langjährigen Stellung als Regierungsdolmetscher und Gouverneur von Hongkong Gelegenheit hatte, die zuverlässigsten Nachrichten zu sammeln.

19.

Nachricht vom Untergange des Frauenlob. Abreise von Hongkong nach Japan. Die Fahrt unter Nordostmonsun. Aufenthalt an der Südostspitze der Insel Formosa. Besuch der Küste; Scharmützel mit den Eingeborenen. Lage, Beschaffenheit und Bedeutung der Insel. Geschichte der holländischen Colonie auf Formosa im 17. Jahrhundert.

Wir hatten mit der Elbe bereits einen Monat lang in Hongkong gelegen und vergeblich auf Nachrichten vom Geschwader gewartet, das drei Wochen vor uns aus Singapore nach Japan gesegelt war, als die mit den beginnenden Nordostmonsuns von Kanagava kommenden Schiffe die Ankunft der Arkona und Thetis in der Bai von Jeddo berichteten, zugleich aber die Trauerbotschaft von dem wahrscheinlichen Verluste des Schooners Frauenlob brachten, eine Kunde, die einen trüben Schatten auf die Expedition warf. Ein schrecklicher Teufun hatte am 2. September mit Tagesanbruch den Frauenlob von der Arkona, welche ihn im Schlepptau führte, getrennt. Es geschah dies in einer Entfernung von kaum noch 40 Meilen von der Jeddobai. Um 5 Uhr morgens ward das Schiff zuletzt gesehen, und seit jener Zeit hatte man nichts wieder von ihm gehört. Ein gleiches Schicksal theilte die englische Kriegsbrigg Camilla, und nach dem schrecklichen Wetter, das kaum eine so große und stark gebaute Fregatte wie die Arkona mit Hülfe der Dampfkraft auszuhalten vermochte, war nichts anderes anzunehmen, als daß das preußische wie das englische Schiff der Wuth des Sturms

erlegen und beide total verunglückt seien. Mit dem Frauenlob gingen 4 Offiziere, 1 Arzt, 1 Verwalter und 38 Unteroffiziere und Matrosen verloren, ein Ereigniß, das nicht nur auf dem Geschwader, sondern auch in ganz Deutschland tief betrauert ward. Am 30. October erhielten wir vom Geschwaderchef den Befehl, mit unserm Schiff nach Nangasaki zu gehen, um die Schiffe dort zu erwarten und sie mit Vorräthen zu versehen. Am 1. November verließen wir demgemäß das uns durch die außergewöhnliche Freundlichkeit unserer dortigen Landsleute so lieb gewordene Hongkong, segelten nach unserm Bestimmungsorte ab und machten uns auf eine mindestens vierwöchentliche und unangenehme Kreuztour gefaßt, da der Nordostmonsun sehr kräftig blies und wir die ganze Strecke von 400 geographischen Meilen ihm abzukämpfen hatten.

In frühern Zeiten hielt man es gar nicht für möglich, gegen diese halbjährigen Winde einen längern Weg anzukreuzen, und die Schiffe blieben oft 4—5 Monate in einem Hafen liegen, um den günstigen Monsun abzuwarten, wie es noch jetzt alle chinesischen Dschonken machen, die im October von China nach dem Süden gehen und im Mai von dort nach Hause zurückkehren. Die Fortschritte im Schiffbau und in den nautischen Wissenschaften, der Hydrographie und Meteorologie, haben es jedoch nicht nur ermöglicht, gegen die Monsuns anzukämpfen, sondern bestimmte Reisen auch in bestimmter Zeit zurückzulegen, und gegenwärtig bedenkt sich selbst das schlechteste Kauffahrteischiff nicht, mit Ausnahme der Teufunmonate August, September und October, im Sommer nach dem Süden und im Winter nach dem Norden zu kreuzen; ja, gute starke Fahrzeuge, deren Kapitäne mit genügender Fachkenntniß theoretische Bildung vereinen und den neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Meteorologie gefolgt sind, scheuen sich nicht, selbst Teufunen die Spitze zu bieten, wenngleich Muth und Geschicklichkeit nicht immer sie vor dem Unterliegen in dem ungleichen Kampfe sichern können.

Wir befanden uns im November und hatten daher weniger von den Unholden zu fürchten, sondern nur eine stürmische Reise mit allen ihr Gefolge bildenden Unbequemlichkeiten zu erwarten, eine Aussicht, die sich auch zur Genüge verwirklichte. Vom

Süden Chinas nach dem Norden oder nach Japan hat man bei ungünstigem Monsun zuvörderst ganz nahe unter der Küste bis zu den Namoa-Inseln auf 25° nördl. Breite aufzukreuzen, um den durch den Formosakanal fallenden südwestlichen Strom zu vermeiden. Dann hat man östlich nach der Südspitze von Formosa hinüber zu stechen und an der Ostküste dieser Insel nach Norden zu gehen, wo man den äquatorialen bis zur Beringsstraße reichenden Warmwasserstrom, der in der Nähe von Japan fast die Schnelligkeit und Temperatur des nordamerikanischen Golfstroms annimmt, findet und benutzen kann.

Die ersten Tage ging es trotz des scharfen Windes vortrefflich. Unser Schiff kreuzte bei der hohen See über Erwartung gut, und schon am 6. November bekamen wir die Südspitze von Formosa in Sicht. Zugleich aber wurde die Gegenströmung, die sich von dem erwähnten Golfstrome hier westlich abzweigt, so heftig, daß wir fast nicht von der Stelle kamen, und uns am 10. November noch auf demselben Fleck wie am 6. befanden, obwol wir seitdem 150 Meilen durch das Wasser gesegelt waren und ohne den Strom hätten mindestens 50 Meilen ostwärts kreuzen müssen. Ja, einmal hatten wir, als der Wind sich etwas legte, die merkwürdige Erscheinung, daß sämmtliche Segel rund voll standen, das Schiff aber, statt vorwärts zu gehen, mit ziemlicher Schnelligkeit rückwärts ging, eine Thatsache, die auf den ersten Blick unerklärlich erscheint, aber nur die Folge eines heftigen Unterwasserstroms ist. Dieselbe Sache hatte ich schon früher einmal in der Straße von Florida im amerikanischen Golfstrom beobachtet, dort war jedoch die Strömung bei weitem nicht so heftig.

Am 10. November zog sich der Wind endlich ein bischen nördlicher, und wir erreichten die Spitze der Insel, deren Südseite von Westen nach Osten ungefähr 4 Meilen weit sich erstreckt. Im Schutze derselben ging es trotz des zunehmenden Windes nun besser. Wir kreuzten ganz nahe unter ihr hin, bewunderten die romantischen Landschaften, welche die prachtvolle und terrassenförmig aufsteigende Insel dem Auge in reicher Fülle bot, und bedauerten, daß diese schöne und fruchtbare Strecke Landes noch nicht von der Civilisation beleckt, nament-

lich aber, daß sie nicht deutsches Eigenthum sei. Die zunehmenden heftigen Bewegungen des Schiffes gaben jedoch unsern Gedanken bald wieder eine andere Richtung. Je mehr wir uns der Ostküste näherten, desto mehr fühlten wir den wachsenden Wind, und kaum traten wir ganz aus dem Bereiche der schützenden Küste, als uns der schönste Nordoststurm entgegenblies, der nicht allein eine himmelhohe See aufwühlte, sondern uns auch zwang, sobald als möglich unsere Segel auf ein Minimum zu kürzen. Da wir unter solchen Umständen nur die Aussicht hatten, zurückzutreiben und den mühsam erkämpften Boden wieder zu verlieren, zogen wir es vor, schleunigst umzukehren und in einer ringsum von hohem Lande geschützten Bucht, die uns schon vorher sehr einladend erschienen war, an der Südostseite der Insel vor Anker zu gehen.

Die Karten von Formosa sind sehr mangelhaft. Die erwähnte Bucht war gar nicht einmal darauf angegeben, und wir mußten uns vorsichtig heranlothen, fanden aber einen so schönen, bequemen Ankerplatz, wie wir nur wünschen konnten, nicht zu tief, haltbaren Grund, kaum tausend Schritt von der Küste und gegen alle nördlichen und östlichen Winde, die wir allein in dieser Jahreszeit zu fürchten hatten, so gesichert wie in Abraham's Schos. Der Anker rauschte vom Bug in die Tiefe, die Segel wurden festgemacht, und alsbald erwachte in uns auch ein sehnliches Verlangen, das mit einer so reizenden Außenseite geschmückte, fast gänzlich unbekannte, deshalb aber um so interessantere Land etwas näher zu betrachten. Die That folgte bald dem Entschlusse. Die Gig wurde in das Wasser gelassen, mit sechs kräftigen Leuten bemannt, und ihre Ruderschläge trugen uns in wenigen Minuten ans Land, das an einer Stelle einen prächtigen Sandstrand zum Anlegen bot. Wir hatten vom Schiffe aus hier einige Eingeborene bemerkt, wollten mit ihnen Verbindungen anknüpfen, um Früchte und Lebensmittel zu erhalten und einen kleinen Streif- und Jagdzug auf die nahe liegenden Plateaux zu machen. Dort hatten wir mit unsern Fernröhren merkwürdige Thiere herumspringen sehen, die wir bald für Bären, bald für Affen hielten, und allem Anschein nach konnten wir uns ergiebige Beute versprechen.

Da wir jedoch bereits früher von der feindseligen Unnahbarkeit der Formosaner gegen Fremde gehört, trugen wir Sorge, uns gehörig zu bewaffnen, und außer uns vier Theilnehmern an der Partie, die wir unsere eigenen Büchsen besaßen, erhielten auch unsere sechs Bootsruderer jeder eine der vortrefflichen Zündnadelbüchsen, mit denen unsere Schiffe ausgerüstet sind.

Wir betraten den Strand, der hier 30 bis 40 Schritt breit sein mochte und von einem dichten, und wie es uns schien, kaum durchdringbaren Gehölz eingefaßt war. Wir theilten uns in zwei Parteien von je 4 Mann, während 2 Mann zur Bewachung des Bootes zurückblieben. Die Munition wurde ausgegeben und die Gewehre geladen, während dessen wir am Strande nach Muscheln suchten und uns nach verschiedenen Seiten hin zerstreut hatten.

Auf einmal fiel ein Schuß; keiner von uns achtete anfangs darauf, weil jeder glaubte, irgendeiner habe etwas Jagdbares entdeckt, und wir blickten von unserer Beschäftigung kaum auf. Unmittelbar darauf knallte es jedoch drei-, viermal hintereinander und einer unserer Matrosen rief: „Wir werden angegriffen, ich bin getroffen.“ Zugleich sahen wir an verschiedenen Stellen den Pulverdampf aus dem Gebüsche aufsteigen und befanden uns in der gerade nicht erfreulichen Lage, kaum 30 Schritt vor den Gewehrläufen eines unsichtbaren Feindes zu stehen, ohne auf dem offenen Sandstrande selbst die geringste Deckung zu haben. Die Sache war kritisch; die Feinde anzugreifen und in das dichte Gestrüpp vorzudringen, wo man keine 3 Schritt weit sehen konnte, wäre ebenso gewagt als unklug gewesen, da wir keine Ahnung hatten, wie viel uns gegenüberstanden. Ebenso wenig konnten wir aber bleiben, und das einzige Vernünftige war, uns in unser Boot zurückzuziehen und den Rückzug so gut wie möglich zu decken. Während deshalb zwei Matrosen den Befehl erhielten, das Boot zu unserer Aufnahme fertig zu halten, bildeten wir übrigen acht eine Tirailleurlinie und warteten mit gespanntem Hahn auf den nächsten Schuß, um auf den Punkt eine Salve zu geben, wo wir den aufsteigenden Rauch bemerken würden. Daß von den fünf auf kaum 30 Schritt Entfernung auf uns abgefeuerten

Schüssen nur einer getroffen, gab uns keine hohe Meinung von der Geschicklichkeit unserer Feinde. Ueberdies war der getroffene Matrose nicht einmal verwundet. Ein sonderbarer Glücksfall hatte es gewollt, daß die sonst unfehlbar tödliche Kugel auf ein Messer traf, das er im Gürtel stecken hatte, daran abprallte und weiter keinen Schaden that, als durch das Hemd zu gehen und den Hosenbund durchzuschneiden. Wir hatten kaum eine Minute gestanden, als der erwartete Schuß fiel. Er war wiederum auf den erwähnten Matrosen gezielt; die Kugel ging hinten durch seinen Hemdenkragen, wunderbarerweise wieder ohne zu verwunden. Wir antworteten sofort mit einer vollen Lage, hatten jedoch noch nicht wieder geladen, als uns noch zwei Kugeln um die Ohren pfiffen, aber harmlos hinter uns in das Wasser fielen. Wir blieben die Erwiderung nicht schuldig, und unsere acht Kugeln knatterten in das Gebüsch, daß es eine wahre Freude war. Jetzt hörte das feindliche Feuer auf, entweder hatten wir getroffen oder eingeschüchtert, genug, wir nahmen den günstigen Augenblick wahr, um unser Boot zu besteigen und einige 100 Schritt vom Strande abzurudern. Wir mochten kaum 500 Schritt davon entfernt sein, als vier braunrothe hohe Gestalten, mit langem schwarzen Haar und bis auf einen Schurz um die Hüften vollständig nackt, aus dem Gebüsch auf den Strand heraustraten und nach der Stelle hingingen, wo wir gelandet waren. Sie trugen jeder eine lange Luntenflinte in der Hand, und ein großer Hund begleitete sie. Wir hielten inne mit Rudern und nahmen sie auf das Korn; da jedoch die schwankenden Bewegungen des Bootes kein genaues Zielen erlaubten, trafen wir nicht, wenngleich die Kugeln in ihrer unmittelbaren Nähe einschlugen und dem Hunde ein Bein zerschmettert wurde. Diese Wirkung erschreckte sie jedoch so, daß sich sofort alle niederwarfen und so schnell wie möglich auf allen Vieren in das Gebüsch zurückeilten. Ein fünfter, der hinter ihnen hergekommen war und wahrscheinlich sich als besonders muthig zeigen wollte oder auch unser schnelles Wiederladen nicht voraussetzte, blieb kühn stehen. Wir nahmen diesmal genauer Ziel; es knallte, der Formosaner sprang hoch in die Luft und stürzte auf den Sand nieder; er hatte seinen Vorwitz mit dem Leben bezahlt.

Wir fuhren jetzt an Bord zurück, und da das Schiff mit seiner Breitseite gerade nach dem Platze zugewendet lag, wo wir durch die Zweige der Bäume die Dächer von Hütten schimmern und Rauch aufsteigen sahen, beschlossen wir die Hinterlist der Eingeborenen durch einige Kanonenkugeln zu bestrafen und damit zugleich noch unsere rückständige Schießübung abzuhalten. Schon nach dem dritten Schusse bemerkten wir, daß wir das richtige Ziel genommen hatten. Eine Menge Menschen, darunter viele Weiber und Kinder, die sich hinter den Leibern von Ochsen, welche sie fortführten, zu schützen suchten, flohen auf die höher und weiter im Innern gelegenen Plateaux, zu denen sie jedoch nur gelangen konnten, wenn sie auf den Strand herauskamen und einige tausend Schritt auf ihm entlang gingen. Sie befanden sich demnach gerade in unserer Schußlinie, und wenn wir hätten unmenschlich sein wollen, konnten wir mit Kartätschen ein schreckliches Blutbad anrichten. Dies lag uns jedoch fern; wir richteten noch ein halbes Dutzend Kugeln auf das Dorf und begnügten uns mit dieser ausreichend erscheinenden Bestrafung, um so mehr, als wir selbst keine Verluste erlitten hatten.

Nach Dunkelwerden wurden wir noch einmal in eine kleine Aufregung versetzt; auf allen umliegenden Plateaux und Bergkuppen bis weit in das Innere flammten plötzlich Signalfeuer auf. Da wir am Strande Boote bemerkt hatten, glaubten wir eine Zeit lang an einen beabsichtigten nächtlichen Angriff auf unser Schiff und trafen alle nöthigen Vorbereitungen, um ihn mit der gehörigen Kraft abzuweisen. Es blieb jedoch alles ruhig, und obwol die Feuer die Nacht hindurch brannten, war während des ganzen nächsten Tags kein Eingeborener in der Nähe des Strandes zu sehen. Dagegen bemerkten wir sie weit im Innern auf den Plateaux, die wir vom Schiffe aus mit unsern Fernrohren recognosciren konnten.

So endigte dies kleine Abenteuer auf Formosa, das zwar ohne blutige Folgen für uns und deswegen interessant war, aber uns andererseits die seltene Gelegenheit abschnitt, die schöne, fast gänzlich unbekannte Insel näher in Augenschein zu nehmen. Wir mußten uns begnügen, sie von außen zu be-

trachten und ihre üppige Vegetation, ihre palmengekrönten Hügel und die majestätischen Höhenzüge zu bewundern, die weiter im Innern die Gipfel zu den Wolken emporsandten und in jenen bläulichen Tinten schwammen, die den tropischen Gegenden allein eigenthümlich sind. Das Land erhob sich von der Küste an terrassenförmig aufsteigend, und die einzelnen Hochebenen glichen künstlich angelegten Parks mit Rasenplätzen, Boskets und Waldung. Auf einigen weidete Vieh der Eingeborenen, auf andern bemerkten wir Heerden der erwähnten Thiere, die uns gänzlich unbekannt waren, und die wir bald für Bären, bald für Affen hielten. Sie hatten die Größe eines Schlächterhundes, waren lang geschwänzt und bewegten sich schwerfällig auf der Erde. Sobald jedoch ein ungewohntes Geräusch ihr Ohr erreichte, sprangen sie im fliegenden Galop über die Ebenen und in ein paar Sätzen in die Bäume. Wie bedauerten wir, daß unsere schöne Jagdpartie so gestört worden war!

Formosa liegt auf der Grenze des nördlichen Wendekreises; es erstreckt sich in nordöstlicher Richtung zwischen 120 bis 122° östlicher Länge von 21° 55′ bis 25° 19′ nördlicher Breite, also in einer Längenausdehnung von 51, bei einer Breite von 29 geographischen Meilen. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 1300 Quadratmeilen, ist jedoch nie festgestellt, da das Land nur einmal ein halbes Jahrhundert hindurch den Holländern zugänglich war, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber allen Europäern verschlossen ist. Was man vom Innern der Insel weiß, ist sehr wenig. Die Holländer hatten nur den nächsten Umkreis ihrer Colonien an der Westseite im Auge, und der einzige Europäer, welcher Formosa besuchte und beschrieb, der polnische Graf Benjowski, der über Kamtschatka aus Sibirien entfloh, hat in seinen Schilderungen offenbar mehr Dichtung als Wahrheit gesagt. Man kann jedoch die Insel fast ganz übersehen, wenn man sie umsegelt, und daß sie ein schönes und fruchtbares Land einschließt, geht aus den kostbaren Artikeln hervor, die sie theils nach China als Tribut, theils als Ausfuhr zum Handel in das Ausland sendet. Reis, Reispapier, Kampher und Indigo nehmen unter ihnen die erste Stelle ein und sie gehen über den den Fremden geöffneten kleinen Hafen Keelung

an der Nordspitze der Insel theils nach Japan, theils über China nach Europa.

Das sogenannte Reispapier, durch die auf ihm ausgeführten kostbaren chinesischen Malereien auch in Europa bekannt, wird lediglich auf Formosa gewonnen, nicht aber aus Reis, wie der Name andeutet, sondern aus dem Marke einer bambusähnlichen Staude gefertigt, das in seiner Structur viel Aehnlichkeit mit dem Marke unsers Hollunderbaumes hat. Die Staude wird ganz jung in Töpfe verpflanzt und, nachdem sie eine gewisse Stärke erlangt, gekocht und von der äußern harten Rinde befreit. Das oft 2—3 Zoll im Durchmesser haltende Mark wird dann in eine Drehbank eingespannt und, während es sich wie eine Walze dreht, vermittels eines sehr scharfen, feinen und breiten Messers in Blätter geschnitten, die sich der Länge nach abheben oder vielmehr abrollen. Die größten Bogen, welche die Consistenz des Stoffs erlaubt, sind 18 Zoll lang und 9—10 Zoll breit. Das so gewonnene Papier ist außerordentlich weiß, zart, spröde und sieht aus, als ob seine Bestandtheile zerstampfter Reis seien, was wahrscheinlich den Grund zu seiner Benennung gegeben hat. Zum Schreiben ist es gänzlich unbrauchbar, dagegen eignet es sich vortrefflich zum Malen, und die Reisbilder sind mit Recht durch ihre ungemeine Farbenpracht berühmt, die wir in Europa vergebens zu erreichen trachten.

Alle Metalle und Kohlen sollen überdies reichlich in den Gebirgen vorhanden sein. Das Land ist durch einen Höhenzug, der sich an verschiedenen Stellen bis 12000 Fuß erhebt, in eine östliche und westliche Hälfte geschieden. Die letztere ist flach, eben und mit China durch eine Menge kleiner Inselketten verbunden, deren bedeutendste die Pescadores bilden, die aber ebenso wie die ganze westliche Küste fast gar nicht näher bekannt und bestimmt sind. Der östliche Theil ist durchaus gebirgig, reich bewaldet und fällt sehr steil gegen das Meer ab. Von dem mittlern Höhenzuge laufen im rechten Winkel zu diesem und parallel untereinander in ziemlich gleichen Zwischenräumen Gebirgsrücken aus, in deren Thälern man überall reichcultivirtes Land, Dörfer und Städte erblickt. Die nördliche Spitze ist wieder ziemlich flach, ebenso die südliche, und beide erheben sich

erst drei bis vier Meilen von der Küste bedeutender. Die ganze Ostküste besitzt keinen einzigen Hafen; nur eine kleine Bucht in der Mitte der Küste gewährt zweifelhaften Schutz gegen die Südwestmonsuns. Ebenso wenig haben wir dort ein Fahrzeug, sei es auch nur ein Fischerboot, entdeckt, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Bewohner dieses Theils sich lediglich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Der erwähnte Hafen Keelung ist gegen alle Winde gesichert, doch macht es Schwierigkeiten, ihn während des Nordostmonsuns, der eine schwere See vor ihm aufthürmt, mit Segelschiffen zu verlassen. An der Süd- und Westseite sollen nach nautischen Angaben keine Häfen sein. Ich bin jedoch anderer Ansicht und überzeugt, daß bei näherer Untersuchung sich nicht allein an der West-, sondern auch an der Südseite Häfen finden werden. Die Bucht, in der wir lagen, gewährte während des Nordostmonsuns vollständigen Schutz, war jedoch nach Süden offen und mithin weder gegen Südwestwind noch gegen Teufun gesichert; dagegen bemerkten wir zwei Meilen westlicher einen tief in das Land gehenden Einschnitt, der ein trefflicher Hafen zu sein schien, und den ich unter allen Umständen zu erreichen trachten würde, wenn mich einer der in dieser Gegend so häufigen Teufune hier überraschen sollte. An der Westküste besaßen die Holländer 50 Jahre lang eine Colonie, die jährlich von vielen großen Schiffen besucht wurde, und es ist kaum denkbar, daß dies praktische seefahrende Volk sich dort angesiedelt haben würde, ohne einen guten Hafen zu finden. Jedenfalls hat aber die Westseite der Insel vor China, Japan und allen umliegenden Ländern den großen Vortheil voraus, daß sie nicht von Teufunen heimgesucht wird, und bisjetzt noch keiner dort beobachtet ist. Im Chinesischen Meere wandern die Teufune fast immer von Südost nach Nordwest, also im rechten Winkel zur Lage Formosas. Wahrscheinlich werden sie durch den die Insel theilenden Höhenzug aufgehalten und abgeleitet. Mithin könnten an dieser Küste schon bloße Rheden die Häfen ersetzen, und es wäre wol der Mühe werth, in dieser Beziehung genauere Forschungen anzustellen, um ein so reiches Land in den Bereich des Weltverkehrs zu ziehen und seine Schätze auszubeuten.

Formosa wird von zwei verschiedenen Rassen bewohnt, von Eingeborenen und Chinesen. Erstere bevölkern die östliche Gebirgsgegend, letztere die westliche ebene Hälfte. Die Formosaner gehören zum großen malaiischen Völkerstamme, zeichnen sich aber durch hohe Statur und kräftige Muskelbildung aus. Benjowski schildert sie gerade im Gegensatz zu den Erzählungen späterer Reisender, die der Zufall oder das Unglück an ihre Küsten verschlug. Sie sollen jetzt ein durchaus ungastliches, jedem Europäer feindlich gesinntes Volk sein, das auf keine Weise Verbindungen mit Fremden anknüpfen will und vorläufig durch die Unzugänglichkeit seiner Küsten gegen jeden Zwang in dieser Beziehung geschützt ist. Man könnte nur von Keelung aus zu ihneu gelangen, denn der Höhenzug bildet gegen Westen eine unübersteigliche Schranke. Mit den Chinesen liegen sie ebenfalls beständig im Kriege und überfallen sie unvermuthet von den Bergen aus, sodaß diese nur in größerer Anzahl und bewaffnet ihre fern gelegenen Aecker bebauen können.

Die Chinesen sind nämlich die Usurpatoren der westlichen Hälfte von Formosa, und an ihre Erscheinung knüpft sich die Vertreibung der Holländer. Zur Zeit, als diese noch die Herrschaft der Meere allen andern Nationen streitig machten und namentlich die Portugiesen aus ihren ostindischen Besitzungen zu vertreiben suchten, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wollten sie ihren Handelsverkehr auch auf China ausdehnen und machten der Regierung des Kaisers darüber Eröffnungen; jedoch erst nach 10 Jahren, 1624, gelang es ihnen, ihren Zweck zu erreichen. Mit Hülfe von Batavia aus nahmen sie einen Theil der formosanischen Westküste in Besitz und gründeten eine Colonie, die durch eine starke Festung, Zeeland, geschützt wurde. Die neue Niederlassung gedieh ungemein und erweckte durch ihr schnelles Emporblühen nicht allein den Neid der Portugiesen und Spanier auf Macao und Manila, sondern auch der Chinesen, die, von jenen angereizt, den Holländern jetzt wieder die Handelsfreiheit entzogen. Letztere züchtigten indessen den Vertragsbruch durch ihre Flotten auf so energische Weise, daß China es gerathen fand, andere Saiten aufzuspannen. Gegen Aufgabe der Pescadores-Inseln, welche die Holländer besetzt hatten,

wurde diesen unbedingte Handelsfreiheit zugestanden. Die Holländer begannen nun zunächst die Eingeborenen der Insel Formosa zu civilisiren und sich unterthänig zu machen. Sie gründeten Residenzschaften im Innern, wie auf Java, gingen mit den einheimischen Fürsten Bündnisse ein, und ohne die Unvernunft und die Starrköpfigkeit eines ihrer Admirale würde Formosa wahrscheinlich heutigentags ein zweites Java sein.

Im Jahre 1644 fiel Peking und mit ihm alle nördlichen und ein Theil der südlichen Provinzen in die Hände der Tataren, die, von Norden her eindringend, mit einer Hand voll Leute China eroberten. Infolge dessen wanderten 25000 chinesische Familien nach Formosa aus. Dieser Zuwachs an arbeitsamen und industriellen friedlichen Menschen war den Holländern anfangs sehr erwünscht, und sie ermuthigten sogar die Einwanderung. Schließlich jedoch wurde es ihnen zu viel, obwol sie, jetzt aber vergebens, dem Strome Einhalt zu thun versuchten.

Ein christlicher Chinese aus Macao, Nikolaus mit Namen, und anfänglich ein bloßer Kuli, war durch Handel mit den Europäern einer der reichsten Leute in China geworden. Als die Mandschu sein Vaterland überschwemmten, rüstete er in edelm Patriotismus eine eigene Flotte gegen sie aus und bekämpfte sie mit entschiedenem Erfolge. Von allen Seiten strömten ihm Schiffe zu, und bereits nach einem Jahre stand er als Admiral an der Spitze einer 300 Fahrzeuge starken Flotte. Nach verschiedenen gewonnenen Schlachten wurde er mit dem Anerbieten eines hohen Ranges nach Peking an den Hof gerufen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, nahm es an und übergab das Commando seinem Sohne Kuasching, von den Portugiesen Koschinga genannt, welcher der chinesischen Sache treu blieb. Nach drei bis vier Jahren wußten es indessen die Tataren durch Verrätherei so weit zu bringen, daß er die chinesischen Küsten verlassen mußte, und er zog sich 1650 mit seinen Scharen nach dem großen und fruchtbaren Formosa zurück.

Die Holländer machten sich jetzt auf Krieg gefaßt und verstärkten die Besatzung von Zeeland. Solange Kuasching seine

Kämpfe gegen China fortsetzte, blieben sie noch unbelästigt, nachdem er jedoch 1660 vor Nanking eine totale Niederlage erlitten, blieb er gänzlich auf Formosa und gründete ein eigenes Königreich. Der Gouverneur hatte um Hülfe nach Batavia geschrieben. Die Besatzung von Zeeland ward darauf auf 1500 Mann gebracht, und die erbetene Flotte von 12 Schiffen traf in der Colonie ein. Kuasching heuchelte die freundschaftlichsten Gesinnungen, und obwol der Gouverneur ihm durchaus nicht traute, ließ sich doch der holländische Admiral vollständig durch seine Freundschaftsversicherungen täuschen. Ja, der Admiral verklagte sogar den Gouverneur wegen Feigheit und falscher Rapporte, und dieser wurde deshalb 1661 zur Verantwortung nach Batavia citirt. Der Admiral selbst ging mit seinen Schiffen nach Amoy, um dort gegen die Portugiesen zu kämpfen.

Kurz nach Abgang der Flotte indessen erschien Kuasching mit 20000 Mann vor Zeeland, blokirte es und schnitt die Verbindung zwischen ihm und einer andern festen Position ab, welche die Mündung des Flusses beherrschte, an dem die Hauptfestung erbaut war. Die Holländer machten mit 400 Mann einen Ausfall, wurden jedoch zurückgeschlagen. Auch zwei Kriegsschiffe, die noch im Hafen lagen, litten sehr; das eine wurde durch Brand zerstört, dem andern gelang es jedoch zu entfliehen und mit den Nachrichten nach Batavia zu segeln.

Unterhandlungen führten zu nichts; das kleine Fort mußte sich nach 8 Tagen ergeben, das große hielt tapfer aus, und Kuasching mußte es regelrecht belagern. Die Holländer waren jedoch furchtbare Feinde; ihr Geschützfeuer richtete entsetzliche Verluste unter den Chinesen an. Kuasching wurde infolge dessen zur Aufhebung der Belagerung gezwungen und mußte sich nur auf eine enge Blokade beschränken. Er verwüstete jetzt die ganze Umgegend, machte alle Residenten und Beamte mit ihren Familien zu Gefangenen und behandelte sie sehr grausam. Einer der erstern, dessen Frau und Kinder sich gleichfalls in Feindesgewalt befanden, wurde in das Fort geschickt, um es zur Uebergabe aufzufordern, widrigenfalls mit der Ermordung sämmtlicher Gefangenen gedroht wurde. Ein zweiter Regulus, mahnte

jedoch der kühne und patriotische Mann zur Ausdauer, kehrte zurück und wurde mit allen übrigen niedergemacht. Indessen langte Succurs von Batavia an; 700 Soldaten kamen an, und die Belagerten gingen zur Offensive über. Weiber und Kinder wurden nach Batavia geschickt, und Kuasching wäre wahrscheinlich vernichtet worden, wenn nicht der neue Gouverneur im Einverständniß mit dem Admiral die Unklugheit begangen hätte, fünf der Schiffe dem tatarischen Vicekönig von Fukien gegen die Chinesen zu Hülfe zu schicken, wogegen dieser nach erfolgtem Siege seinerseits Hülfe gegen Kuasching versprach. Drei der Schiffe gingen in einem Teufun verloren, und die beiden andern kehrten schwerbeschädigt nach Batavia zurück. Kuasching war zufrieden, seine Feinde so geschwächt zu sehen; ein Deserteur verrieth einen schwachen Punkt der Festung, sie wurde dort von drei Batterien angegriffen. Bald war Bresche gelegt und von seiten der Chinesen der Sturm beschlossen. Der Kriegsrath der Holländer erklärte Zeeland für unhaltbar. Nach neunmonatlicher Belagerung und einem Verluste von 1600 Mann wurde Formosa aufgegeben, und 1662 kehrten die tapfern Vertheidiger nach Java zurück.

Kuasching wurde unabhängiger Fürst von der Westseite Formosas. Im Jahre 1683 erkannte jedoch sein Enkel die Oberherrschaft der Tataren an, und seit jener Zeit ist die Westhälfte der Insel eine tributäre Provinz von China. Seit dem Abzuge der Holländer ist keine fremde Macht mit Formosa in irgendwelche Verbindung getreten. Bei dem Umschwunge der Verhältnisse in China wird wol auch Formosa in den Vordergrund treten. Wie die Kohlenlager von Japan den Amerikanern den Vorwand für die Oeffnung jenes Reichs gaben, werden auch wol bald wegen der Kohlen sich Liebhaber für das harmlose Formosa finden.

20.

Ankunft der Elbe vor Nangasaki. Die Naturschönheiten der Bai. Benehmen und Verlegenheit der japanischen Behörden. Vereinigung der Elbe mit dem preußischen Geschwader zu Jeddo. Die Verhandlungen des Grafen Eulenburg mit der japanischen Regierung. Einzug des Gesandten in Jeddo und Audienz beim Minister des Auswärtigen. Ungünstige Lage der Dinge. Die geographischen und politischen Umrisse des Landes. Verkehr und Stellung der Fremden in Japan in früherer Zeit.

Nach zweitägigem Aufenthalt an unserm Ankerplatze legte sich endlich die Wuth des Sturms und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Der günstige Golfstrom half uns bedeutend vorwärts, und am 16. November sagten wir der Küste von Formosa, in deren unmittelbarer Nähe wir uns vier Tage aufgekreuzt hatten, Lebewohl. Je nördlicher wir kamen, desto schwächer wurde der Monsun, und am 20. November erblickten wir Cap Gotto, die westlichste Spitze Japans. Das Ziel war erreicht, wir hatten die Reise von Hongkong nach Japan in 20 Tagen zurückgelegt, drei Tage weniger als bisher irgendein Segelschiff die Tour gegen den Nordostmonsun gemacht hat. Von Cap Gotto erstreckt sich eine nach Norden gebogene Inselkette in Curvenform bis an das Festland von Japan und bildet eine schöne Bai, die gegen die fast immer hier herrschenden Nordwinde vortrefflichen Schutz gewährt. Sie ist der Tummelplatz für Tausende von Fischerbooten, die hier außerordentlich reiche Beute finden und Nangasaki sowie alle westlichen Theile Japans und auch China mit Nahrung versorgen.

Wir steuerten ganz nahe unter Gotto hin, um das sich einige kleine Inseln gruppiren. Trotz der vorgerückten Jahreszeit prangten die Waldungen, welche alle Berge und Thäler überziehen, noch in vollem Blätterschmuck, und diese herbstliche Färbung des Laubes trug nur dazu bei, die Reize der Scenerie zu erhöhen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten die Kuppen aller Hügel und Berge, die, soweit das Auge reichen konnte, überall mit einer Reihe hochstämmiger Fichten bepflanzt waren. Anfangs glaubten wir, es führten Chausseen dort entlang; später bemerkten wir jedoch die Erscheinung in ganz Japan und brachten in Erfahrung, daß die Spitzen der Berge als Wohnsitze des Waldgottes betrachtet und deshalb mit der im Lande heilig gehaltenen Fichte zur Ehre des Gottes bepflanzt werden.

Ein günstiger Wind brachte uns bald vor die 15 Meilen östlich von Gotto gelegene Bai von Nangasaki. Um 4 Uhr kam ein Lootse an Bord, eine Stunde später befanden wir uns in der Bai, und um 6 Uhr ankerten wir bei einer von den Holländern Papenberg genannten zuckerhutförmigen Insel, bei der die Bai eine rechtwinkelige Biegung nach Norden macht, und von der aus man ihre innere Hälfte mit der Stadt Nangasaki und ihren Umgebungen übersehen kann.

Wir hatten bereits viel von der Schönheit des Hafens gehört; unsere Erwartungen wurden aber bei weitem durch die Wirklichkeit übertroffen, und soviel ich auch in der Welt umhergekommen bin, erinnere ich mich nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Rio-de-Janeiro, Lissabon, Konstantinopel werden als die drei schönsten Häfen der Welt gerühmt, und ich habe bisjetzt auch diese Ansicht getheilt; aber die Einfahrt von Nangasaki übertrifft sie alle bei weitem. Es scheint, als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was sie an romantischer Schönheit, Lieblichkeit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und menschliche Kunst hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet.

Die Bai ist 2 Meilen lang und erstreckt sich, wie bereits bemerkt, in einem rechten Winkel, dessen Spitze der Papenberg bildet. Von außen geht sie bis zu diesem Punkte trichterförmig

zu und wird bei der Insel nur etwa 1500 Schritt breit. Alsdann erweitert sie sich wieder zu einem kreisförmigen Becken, an dessen Basis Nangasaki erbaut ist. Rechts vom Eingange liegen verschiedene kleine Inseln, das linke Ufer bildet das Festland, und der ganze Hafen ist gleichfalls von dem letztern eingeschlossen. Die Ufer selbst sind hoch und erheben sich höher, je weiter man nach innen kommt, bis sie im Hintergrunde der Stadt zu 2—3000 Fuß emporsteigen und ihre Spitzen sich in den Wolken verlieren. Alle Berge und Hügel sind reich bewaldet. Zwischen ihnen öffnen sich liebliche Thäler, welche die reizendsten Fernsichten gewähren und durch ihre reiche Cultur, die bis zu einer Höhe von 1000 Fuß die Abhänge terrassirt und bepflanzt hat, ebenso den Blick fesseln, wie die einladenden und reinlichen Dörfer, die, zwischen gefiedertem Bambusgehölz, dem dunkelrothblätterigen Zuckerahorn, dem saftgrünen Laube des Wachsbaums mit seinen akazienähnlichen Blättern oder zwischen Obstbäumen theilweise versteckt, bald von einem Plateau auf uns herabschauten, bald in kleinen Buchten erbaut waren, welche ein goldgelber Sandstrand wie ein Gürtel umspannte. Auf den Spitzen der verschiedenen Hügel standen kleine Wachthäuser mit ihren Telegraphenstangen, die mit Signalen unsere Ankunft der Hauptstadt verkündeten. Von einer der den Eingang beherrschenden Batterien, die so von Bäumen eingeschlossen waren, daß wir sie gar nicht bemerkt hatten, donnerten zwei Schüsse; ihnen folgten bald darauf vier andere, deren Echo tausendfach in den Bergen und Schluchten widerhallte. Die ersten beiden verkündeten, daß ein Schiff in die Bai laufe, die vier andern, daß das Fahrzeug einer fremden Nation angehöre, die noch keinen Vertrag abgeschlossen habe. Weiter nach Norden an der Basis der Bai wurden die Dörfer und Häuser gedrängter. Ganz hinten lag Nangasaki mit seinem Häusermeere in einem Thale zwischen zwei mächtigen Bergen, unmittelbar vor ihm die kleine Insel Desima, die Niederlassung der Holländer, die 200 Jahre lang ihr Gefängniß gewesen ist. Rechts wehten die Flaggen der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Portugiesen über ihren verschiedenen Ansiedelungen, die ihnen vertragsmäßig zuerkannt sind, und die sich durch romantische Lage auszeichnen.

Links von der Stadt befindet sich der innere Hafen mit den fremden Handels- und Kriegsschiffen und den Dschonken des Landes; weiterhin wehte die Flagge des russischen Consuls, und an sie schlossen sich die dampfenden Schornsteine der Maschinenfabrik, welche die japanesische Regierung seit zwei Jahren hat erbauen lassen.

Was an der Bai das Auge so besonders fesselt, ist die Lieblichkeit ihrer Ufer und ihre verhältnißmäßig geringe Ausdehnung. Ohne daß man sie klein nennen könnte, überschaut man auf einmal alle ihre Schönheiten und wohin man blickt, existirt kein Punkt, den man sich anders wünschte. Alles ist so zart, so zierlich geformt, daß man sich versucht fühlt, die ganze Landschaft für die plastische Nachbildung eines großartigen Modells zu halten und sie auf den Nipptisch zu stellen. Es kann nichts Schöneres geben als diese nahen Fernsichten, diese Miniaturhäuser mit ihren Feldern und Gärten, deren Fuß das tiefblaue Meer bespült, in dessen spiegelglatter Fläche die Uferhöhen ihr Bild reflectiren.

Wir hatten bereits erfahren, daß Graf Eulenburg während seines dreimonatlichen Verweilens in Jeddo noch keinen Schritt hätte vorwärts thun können, und daß es deshalb sehr zweifelhaft erschiene, ob überhaupt ein Vertrag zu Stande kommen würde. Bei der schroffen Exclusivität des japanischen Charakters war zu fürchten, daß der Gouverneur von Nangasaki unter solchen Umständen wahrscheinlich unser längeres Bleiben nicht gestatten, besonders aber ein näheres Herankommen an die Stadt verbieten würde.

Um diesen Befürchtungen ein fait accompli entgegenzusetzen, das, wie überall in der Welt, so auch in Japan sich Geltung zu verschaffen weiß, fuhr der Commandant, als er ein Boot mit Regierungsbeamten auf das Schiff zukommen sah, nach Nangasaki, um für den nächsten Morgen einige dreißig Bugsirboote zu bestellen, welche die Elbe hinaufschleppen sollten. Er selbst aber blieb während der Nacht am Lande, um jeder Collision mit den Behörden aus dem Wege zu gehen. Die Beamten bestiegen indessen das Schiff, erkundigten sich durch einen holländisch redenden Dolmetscher mit inquisitorischer

Genauigkeit nach allen möglichen Sachen und hinterließen vorläufig ein Hafenreglement, nach dem jede Communication mit dem Lande untersagt und die weitere Bestimmung über das Schiff von der Entscheidung des Gouverneurs abhängig gemacht wurde.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch kamen indessen die Bugsirboote, und die überraschten Beamten, welche uns gegen 7 Uhr an unserm alten Platze aufsuchen wollten, sahen zu ihrem großen Schrecken uns in unmittelbarer Nähe der Stadt vor Anker. Sie kamen sehr entrüstet an Bord; wir begegneten ihnen jedoch mit einer so ausgesuchten Höflichkeit, daß die von Haus aus so wohlerzogenen Leute sich beschämt ansahen und ihre zornigen Aufwallungen sofort unterdrückten. Sie hatten vergessen zu sagen, daß das Schiff seinen Ort nicht verlassen dürfe und daher ihr anfänglicher Aerger. Jetzt kam eine Ordre vom Gouverneur, die Elbe habe den Hafen sofort zu verlassen, da Preußen mit Japan in keinem Vertrage stehe. Der Commandant erwiderte, es thue ihm leid, dem Wunsche des Gouverneurs nicht nachkommen zu können, da er nach der Ordre seines Geschwaderchefs in Nangasaki dessen weitere Befehle abzuwarten habe und deshalb unter allen Umständen bis zu deren Eintreffen hier verweilen werde. Uebrigens sehe er keinen vernünftigen Grund für das Ersuchen des Gouverneurs, da doch der preußische Gesandte seit drei Monaten mitten in Jeddo wohne und das preußische Geschwader ebenso lange auf der Rhede der Hauptstadt vor Anker liege. Nach diesen Erörterungen, die übrigens bei einem Glase Wein und einer Cigarre freundschaftlichst abgehandelt wurden, ließen die Beamten den Gegenstand fallen, brachten dafür aber andere Forderungen auf das Tapet, die theils abgelehnt, theils bewilligt wurden. So z. B. wurde verlangt, daß niemand von der Besatzung mit dem Lande communiciren solle. Als dies entschieden verweigert wurde, bestanden die Beamten nicht weiter darauf; dagegen wurde unsererseits zugegeben, daß außer dem Boote des Commandanten kein anderes Schiffsboot ans Land fahren dürfte, sondern die Communication mit letzterm durch Regierungsfahrzeuge vermittelt würde. Zuletzt schieden die Beamten in freund-

schaftlichster Weise, und alle Meinungsdifferenzen waren zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgeglichen. Wir gingen an das Land, und der Commandant war eben im Begriff, dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen, als von Jeddo für die Elbe der Befehl des Geschwaderchefs eintraf, sofort dorthin abzugehen. Die beabsichtigte Visite wurde unter diesen Umständen aufgegeben und alles fertig gemacht, um andern Tags in See zu gehen. Niemand schien indessen diese Nachricht angenehm zu sein als den Beamten, die in unserer Abreise die Lösung vieler Schwierigkeiten erblickten, in welche sie die Ankunft des Schiffs und unsere Entschiedenheit, zu bleiben, zu verwickeln drohten. Wol drei- bis viermal erkundigten sie sich angelegentlich, ob wir noch nicht fortwollten, und als sie am Abend sahen, daß wir noch immer keine Anstalt zur Abreise trafen, wurde ein enger Cordon von Wachtbooten um die Elbe gezogen. Wir ignorirten dies jedoch vollständig, hörten weder auf die Anrufe der Boote, noch ließen wir uns abhalten, ferner mit dem Lande zu communiciren, und hatten durch diese Handlungsweise den Vortheil, daß uns niemand ernstlich anzuhalten oder zu behelligen wagte. Am andern Mittag verließen wir den Hafen; wir konnten wegen unsers kurzen Aufenthalts die Stadt nur im Fluge betrachten und sie in ihren allgemeinsten Umrissen kennen lernen. Wir glaubten nicht, daß wir noch einmal zurückkehren würden und benutzten die Zeit, um alle die Sachen und Sächelchen einzukaufen, welche in Nangasaki am besten zu haben sind. Porzellan und die berühmten Lackwaaren wurden ausgewählt, bis die vollständige Ebbe in der Kasse ein Veto einlegte, und unsere Kammern füllten sich mit den saubern Kistchen, in welche jeder wenn auch noch so geringfügige Artikel von den Japanesen verpackt wird.

Es war gerade die Zeit der Apfelsinenernte, und auch verschiedene Tausende dieser schönen Frucht wurden an Bord geschafft, um auf der bevorstehenden Reise unsere Mahle zu würzen. Bei schwachem nördlichen Winde sagten wir am 25. November mit traurigen Mienen der lieblichen Bai Lebewohl, von deren Umgegend wir uns bei der Ankunft so vieles versprachen, die wir aber nur von Bord hatten anschauen können.

Fünf Monate später, als alles im schönsten Frühjahrsschmuck prangte und blühte, kehrten wir nach dem paradiesischen Hafen noch einmal zurück, um vier Wochen dort zu verweilen und uns seiner Schönheiten im vollsten Maße zu erfreuen. Ich übergehe deshalb vorläufig hier die nähere Schilderung der Stadt, um sie später wiederaufzunehmen.

Seit Hongkong schien es das Schicksal der Elbe zu sein, mit widrigen Winden zu kämpfen. Sobald wir die Bai verlassen hatten, begann das Kreuzen wieder und die Tour nach Jeddo war nur eine Fortsetzung des schwierigen Wegs von China nach Nangasaki, die durch die Unzuverlässigkeit der Karten noch gefahrdrohender wurde. Am 27. November passirten wir die Südspitze Japans, Cap Tschitschakoff, liefen durch die Vandiemensstraße, sahen zu unserer Rechten des Nachts eine prachtvolle Feuersäule aus einem der Inselvulkane aufsteigen, und gelangten nach stürmischer Fahrt am 3. December vor die Bai von Uraga, die das äußere Becken der Bucht von Jeddo bildet. Mit anbrechender Nacht ankerten wir im Hafen von Yokuhama, einer seit wenigen Jahren mit californischer Schnelligkeit emporgewachsenen Stadt, die wegen ihrer für die Schiffahrt günstigern Lage statt des in den Verträgen stipulirten und zwei Meilen weiter nordwestlich gelegenen Kanagava als Handelshafen von Jeddo gewählt ist, bis das letztere im Jahre 1863 eröffnet werden wird. Das Geschwader befand sich auf der Rhede von Jeddo; unsern Befehlen gemäß gingen wir am nächsten Morgen dahin ab und trafen am zweiten Tage wohlbehalten bei den Schiffen ein.

Die Arkona war mit der Gesandtschaft am 4. September abends vor Jeddo eingetroffen, und die Thetis langte am 14. d. M. ebendaselbst an, ohne irgendwelche Stürme gehabt zu haben. Kurz nach der Ankunft der Arkona erschien ein Boot mit japanischen Beamten, um sich nach der Nationalität des Schiffs zu erkundigen, und am folgenden Tage ein zweites Boot mit einem Dolmetscher, um alle andern möglichen Erkundigungen über Gesandtschaft, Schiff, Zwecke der Expedition u. s. w. einzuziehen und anzufragen, ob die Arkona Kohlen und Wasser bedürfe. Zugleich stellten der amerikanische Geschäftsträger,

Harris, und der französische, Duchesne de Bellecourt (der englische Ministerresident Alcock war verreist), dem Grafen Eulenburg auf zuvorkommende Weise ihre Wohnungen zur Disposition. Der Gesandte lehnte dies Anerbieten jedoch ab und drückte in einem Schreiben an den japanesischen Minister des Auswärtigen den üblichen Wunsch aus, ihm eine passende Wohnung anzuweisen. Noch am selben Abend erfolgte durch einen Vicegouverneur der Stadt die mündliche Antwort, daß ein Haus zur Aufnahme des Gesandten und seines Gefolgs eingerichtet und am nächsten Mittag in Ordnung sein werde. Da der Gesandte jedoch auf einer schriftlichen Benachrichtigung durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten bestand, so erfolgte diese am nächsten Tage. Dem japanesischen Original des Briefs war eine holländische Uebersetzung beigefügt, beides in einer Holzschachtel befindlich. Der Einzug des Gesandten in Jeddo wurde auf den 8. September festgesetzt, und am Morgen dieses Tags erschien ein höherer Beamter, um Graf Eulenburg ans Land zu geleiten. Sein Abgang vom Schiffe wurde durch 17 Salutschüsse der Arkona begleitet, die außerdem mit Flaggen decorirt war. Am Landungsplatze, wo japanesische Offiziere zum Empfange des Gesandten bereit standen, bildeten die Seesoldaten und Matrosen der ihn begleitenden Boote Spalier, und Graf Eulenburg bestieg eins der Pferde, welche von den fremden Diplomaten der Gesandtschaft zur Verfügung gestellt worden. Nachdem auch die übrigen Mitglieder der Expedition beritten gemacht waren, setzte sich der Zug in Bewegung.

Voran ging die Musik, dann folgte ein Detachement von 40 Seesoldaten, hierauf der Gesandte mit dem Geschwaderchef, Kapitän Sundewall, sämmtliche Herren der Begleitung und mehrere Offiziere der Arkona; den Schluß bildete ein Detachement Matrosen. Der Zug ging eine einzige gerade Straße entlang durch einen Stadttheil, der zu den weniger schönen Jeddos gehört. Aus allen Häusern kamen Neugierige herbei, und augenscheinlich machte auf die gaffende Bevölkerung die militärische Haltung der preußischen Seesoldaten mit ihren Helmen und Gewehren den lebhaftesten Eindruck.

Bei der Ankunft des Zugs vor Akabani, dem für die Gesandtschaft eingerichteten Hause, das sehr geräumig und reinlich gehalten war, marschirten die Seesoldaten und Matrosen durch die geöffneten Thore in den Hof, wo unter militärischem Salut an einer Flaggenstange die preußische Flagge aufgehißt wurde.

Nach einem im Empfangssaale eingenommenen Frühstück, das aus Obst, Thee und Kuchen bestand, erschienen die beiden Gouverneure Sakai-oki-no-cami und Hori-oribé-no-cami mit einem officiellen Spion, dem Dolmetscher Morijama Takitrigo, und zahlreichem Gefolge. Beide beglückwünschten den Gesandten im Namen der Regierung wegen der glücklichen Ankunft und überreichten demselben einen lackirten, reich vergoldeten Kasten mit Confituren zum Geschenke. Zugleich machten die Gouverneure dem Gesandten nach einer Menge Höflichkeitsphrasen den Vorschlag, mit ihnen sogleich wegen Abschluß eines Handelsvertrags in Unterhandlung zu treten, wozu sie bevollmächtigt seien. Der Gesandte erklärte jedoch, zuvor erst einem der Minister vorgestellt werden zu müssen. Die ganze Unterhandlung wurde von japanesischen Beamten, die hinter den Gouverneuren saßen, aufgezeichnet. Während des Abschieds der Gouverneure, denen von der im Hofe aufgestellten Mannschaft die militärischen Honneurs zu ihrer großen Befriedigung erwiesen wurden, zeigte man denselben auf ihren Wunsch ein Zündnadelgewehr. Die Leichtigkeit und Einfachheit des Ladens setzte sie in nicht geringes Erstaunen. Uebrigens hatten sie ein schnelles Verständniß für die Wirkung der durch Friction der Nadel hervorgebrachten Entzündung des Schusses; sie begriffen sogleich die Aehnlichkeit des Vorgangs mit dem Reiben und Entzünden eines Zündhölzchens. Nach der Entfernung der Gouverneure kehrten die Matrosen und Seesoldaten, letztere bis auf eine Leibwache des Gesandten von 10 Mann, an Bord der Arkona zurück.

Am 9. wurde der Gesandtschaft ein japanesisches Bewillkommnungsdiner servirt. Am 10. brachten die beiden erwähnten Gouverneure Graf Eulenburg die Nachricht, daß er am 14. vom Minister des Auswärtigen werde empfangen werden, und am 13. waren beide Herren bei unserm Gesandten zum Diner. Sie erschienen mit ihrem Spion und dem Dolmetscher.

Der eine derselben verrieth eine seltsame Wißbegierde, notirte sich mit großer Sorgfalt jeden auf dem Tische befindlichen Gegenstand, die Reihenfolge der Speisen, wickelte sich außerdem eine Probe von jedem Gerichte in Papier und steckte alles gravitätisch zu sich. Bei ihrer Ankunft hatten die Gouverneure ein Geschenk von Thee und Eiern mitgebracht. Letztere gelten als Geschenk für glückbedeutend und segenbringend, während ein Geschenk von Thee allein nur bei Todesfällen üblich ist. Am 14. September nachmittags 2 Uhr setzte sich vom Gesandtschaftshause aus der Zug in Bewegung, um sich nach der Wohnung des Ministers des Auswärtigen zu begeben. Der Weg dahin wurde dem Herkommen gemäß in Sänften (Norimons) zurückgelegt. Acht Träger trugen den Gesandten, dem der amerikanische Ministerresident seine Sänfte statt der unbequemen japanischen zur Disposition gestellt hatte. Vor dem Zuge wurde die Sänfte eines den Weg zeigenden japanischen Offiziers getragen, dann folgten 2 Matrosen mit der preußischen Flagge, von 2 Seesoldaten begleitet. Hiernächst kam die Sänfte des Gesandten, hinter dieser 2 Diener, dann das von einem Diener geführte Pferd des Gesandten. Den Schluß machte das aus 9 Personen bestehende Gefolge des Grafen, theils in Sänften, theils zu Pferde. Zehn Jakonins (Polizeioffiziere) begleiteten den Zug und sorgten für die Ordnung. Nachdem der Zug an dem vornehmern, den kaiserlichen Palast umgebenden Stadtviertel angekommen, passirte er eine Brücke und gelangte durch ein bewachtes Thor unter einen mächtigen aus Riesenblöcken ohne Mörtel gebildeten Wall. Ein zweiter breiter Graben wurde hierauf überschritten, und hinter einem zweiten Wall und Thor zeigte sich ein dritter Wall nebst Graben. Dieser innerste Raum, der die Schlösser des Kaisers einschließt, durfte jedoch nicht betreten werden und ist jedem Europäer verschlossen. Der Zug langte endlich vor einem massiven Thore an — der Weg bis dahin war etwa eine Stunde lang — und die Preußen wurden zu Fuß in einen Hof und über einige Stufen in ein Haus geleitet. In dem Vorzimmer desselben empfingen die beiden Gouverneure den Gesandten und führten ihn nebst seiner Begleitung in das Audienzzimmer. Hier em=

pfing ihn der Minister des Auswärtigen, Ando-Rusima-no-cami, von dem sogenannten jüngern Reichsrath umgeben. Nachdem das Gefolge vorgestellt war und sich dem Ceremoniell gemäß in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, begann die Audienz. Auf der einen Seite nahm der Gesandte, der Attaché du jour der Legation und der Dolmetscher des amerikanischen Residenten, auf der andern der Minister nebst dem Reichsrathe Platz. Vor jeder Person stand ein Tischchen mit Thee, Kuchen und Obst. Auf einem besondern Stuhle nahm abwechselnd einer der Gouverneure Platz, einige andere Gouverneure (Jeddo zählt deren mit den Vicegouverneuren 10 und außerdem einen für jede kaiserliche Stadt) befanden sich in der Entfernung; in der Mitte des Zimmers saß der japanische Dolmetscher, während hinter dem Minister zwei Personen auf dem Boden kauerten, anscheinend ohne alle Beschäftigung. Während des Gesprächs, das sich anfangs um allgemeine Gegenstände bewegte, wurde von Dienern, die feierlich und leise einer hinter dem andern herschritten, Thee in lackirten Tassen servirt, welche die Diener in der Höhe des Kinns trugen. Aus Rücksicht auf europäische Gewohnheiten wurde auch Zucker gegeben. Der Anzug des Ministers und der Reichsräthe war sehr geschmackvoll. Ueber einem sehr schönen Oberkleide von Seide trugen sie eine Art Mantille von schwarzem Krepp. Das sichtbare Untergewand war gleichfalls in Stoff und Farbe sehr geschmackvoll. Nach einigen scherzhaften Wendungen des Gesprächs, worin die im übrigen ernsten und würdevollen Japanesen viel Gewandtheit und Leichtigkeit des Benehmens verriethen, kam man auf den eigentlichen Zweck der Gesandtschaft; die Unterhaltung dauerte etwa zwei Stunden, und man trat dann den Rückweg zu Pferde an.

Am 19. überbrachten die beiden mehrerwähnten Gouverneure dem Gesandten ein voluminöses japanisches Actenstück nebst holländischer Uebersetzung, welches eine Eröffnung des Ministers des Auswärtigen enthielt.

Darauf beschränkte sich jedoch drei Monate lang der ganze Fortschritt, welchen Graf Eulenburg in Bezug auf den Vertrag machte. Bei unserer Ankunft waren die Verhältnisse nicht

sehr ermuthigend. Die zögernde und abwehrende Politik des kaiserlichen Hofs ließ noch nicht im entferntesten den Zeitpunkt des Vertragsabschlusses durchblicken, und die Unterhandlungen befanden sich genau auf demselben Punkte wie am 19. September, d. h. es war durchaus nichts Positives erlangt. Auf alle Anträge des Gesandten wurde ausweichend geantwortet, und es war klar zu durchschauen, daß man ihn durch beständiges Hinhalten zu ermüden und auf diese Weise sich seiner zu entledigen hoffte. Graf Eulenburg setzte indessen allen Winkelzügen und Machinationen, die vielleicht durch fremde Intrigue genährt werden mochten, eine unerschütterliche Ruhe entgegen. Gleich bei seiner Ankunft erklärte er den japanischen Behörden, er habe gar keine Eile, könne acht bis zehn Monate in Jeddo bleiben und erwarte ein Transportschiff, um das Geschwader für diese Zeit mit den nothwendigen Bedürfnissen zu versehen. Die Japaner beharrten trotzdem in ihrer angenommenen Stellung, bis etwa 14 Tage nach unserer Ankunft ein Umschwung der Verhältnisse erfolgte und die Sache auf einmal mit aller Energie, die einem so umständlichen Volke wie den Japanesen überhaupt möglich ist, in Angriff genommen wurde. Ob man aus der Ankunft der Elbe entnehmen zu müssen glaubte, daß die Geduld des Gesandten wirklich unerschöpflich sei, oder ob ein Ministerwechsel andern Ansichten Eingang verschaffte, vermag ich nicht zu entscheiden — genug die Sache ging vorwärts, und wenngleich sich noch manche Schwierigkeiten erhoben, war doch der Vertrag Mitte Januar 1861 fertig und am Ende desselben Monats von den beiderseitigen Contrahenten unterzeichnet. Leider konnte Graf Eulenburg nur einen Abschluß für Preußen und nicht, wie er beauftragt war, für den Zollverein und die Hansestädte erlangen. Um die Verhandlungen nicht ganz und gar scheitern zu lassen, mußte er sein Programm modificiren, da die japanesische Regierung von einem Vertrage mit einem Staatenverbande, der kein sichtbares und machthabendes Oberhaupt aufzuweisen vermochte, durchaus nichts wissen wollte.

Von dem Personal des Geschwaders wurde indessen der fünfmonatliche Aufenthalt der Schiffe auf das beste benutzt, um

Land und Leute nach allen Richtungen hin zu erforschen und über das seit 200 Jahren abgeschlossene Reich möglichst genauen Aufschluß zu erhalten. Wir waren die erste Nation, der es gestattet wurde, Jeddo in so großer Anzahl und auf so lange Zeit täglich zu besuchen. Die Amerikaner und die übrigen Vertragsmächte waren nur bis Kanagava gekommen, die Preußen befanden sich oft wochenlang in der Hauptstadt. Die Offiziere der Arkona vermaßen die Bai von Jeddo und fertigten eine genaue Karte davon an. Die Naturforscher, Gelehrten und Civilcommissare wohnten theils in Jeddo, theils in Yokuhama, und der Freundlichkeit des Gesandten verdankten es die Offiziere des Geschwaders, daß sie abwechselnd vier bis fünf Tage in Akabani wohnen konnten. Dies war äußerst angenehm, da das flache Wasser in der Bai die Schiffe fast eine Meile vom Ufer entfernt hielt und die Communication mit dem Lande sehr weitläufig und beschwerlich wurde.

Zugleich erhielten wir dadurch Gelegenheit, Japan gründlicher und besser als irgendjemand vor uns kennen zu lernen. Ein jeder von uns beobachtete, und die einzelnen Wahrnehmungen wurden späterhin ausgetauscht und besprochen. Es fiel dadurch die subjective Auffassung weg, und das sich unserm Geiste einprägende Bild wurde ein möglichst objectives und wahres. Daß wir nur Jeddo und seinen Umkreis von einigen Meilen kennen lernten, beeinträchtigte das Bild nicht. In Japan ist alles schematisirt; in der Hauptstadt concentrirt sich alles Eigenthümliche des Landes und seiner Bewohner, und es bleibt in dieser Beziehung wenig hinzuzufügen oder zu ändern, ob man auch das Reich seiner ganzen Ausdehnung nach durchreist. Davon kann man sich hinlänglich überzeugen, wenn man von Jeddo nach Nangasaki kommt. Was nicht zufällig durch territoriale Verhältnisse nuancirt wird, ist eine genaue Copie der Hauptstadt; Menschen, Sitten, Gewohnheiten, Tracht, Häuser — alles ist genau dasselbe.

Ich will daher im Nachstehenden versuchen, dem Leser unsere gemeinschaftlichen Beobachtungen in möglichst systematischer Weise vorzuführen, muß aber zugleich bevorworten, daß sie für denjenigen, der Kämpfer gelesen, wenig Neues, wenn auch

vielleicht manches von andern Gesichtspunkten aufgefaßt, bieten werden. Kämpfer, ein Deutscher von Geburt, der 1690 in Nangasaki als Arzt der holländischen Factorei lebte, verweilte zwei Jahre in Japan und machte zweimal die Gesandtschaftsreise nach Jeddo mit. Ueber seine Erfahrungen gab er nach seiner Rückkunft in seiner Heimat ein größeres Werk heraus, das zwar sehr selten geworden ist, aber jedenfalls bis zu diesem Augenblicke die beste Arbeit über Japan bildet. Wir, die wir so lange und unter so günstigen Umständen im Lande waren, können dies am besten beurtheilen. Fast alles, was der Autor in seinem Buche sagt, haben wir genau so gefunden, und wenn dieser Umstand einerseits einen Beleg für die jahrhundertlange Stabilität der Verhältnisse Japans gibt, liefert er andererseits einen Beweis für die scharfe und unparteiische Beobachtung des Verfassers, dessen Werk mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten geschrieben ist. Wollte man jetzt ein Werk über Japan schreiben, so könnte man nichts Gescheiteres thun, als die Sache in dem Kämpfer'schen Buche unserm Geschmacke noch etwas mundgerechter zu machen, sonst aber nur in Anmerkungen dasjenige hinzuzufügen, was die einer Gefangenschaft ähnliche Freiheitsbeschränkung Kämpfer's sowie überhaupt der Holländer auf Desima diesen nicht zu sehen oder genauer zu beobachten gestattete.

Japan (im Lande selbst Nipon ausgesprochen und von dem chinesischen Jih-pun — östliches Land — abstammend) ist ein Archipel von größern Inseln, deren drei bedeutendste Jesso, Nipon und Kiusiu zwischen 45 und 31° nördl. Br. und zwischen 126 und 145° östl. L. von Greenwich sich in einer perpendikulären Ausdehnung von über 200 Meilen erstrecken. Alle drei Inseln sind mit einer Menge hoher Vulkane besetzt, und Nipon wird seiner ganzen Länge nach von einer mächtigen Gebirgskette durchschnitten, welche die Wasserscheide der Insel bildet und deren Spitzen von ewigem Schnee bedeckt sind. Unter diesen Gipfeln nimmt der circa 25 Meilen von Jeddo gelegene Fusinoyama, der Berg von Fusi, von 14000 Fuß Höhe, den ersten Rang ein, da er, wie der Pic von Teneriffa, den Seeleuten durch sein schneegekröntes Haupt 30 Meilen weit als

vortreffliche Landmarke dient und den Weg zum Hafen zeigt. Die Flüsse, welche das Land durchströmen, sind weder zahlreich noch für die Schiffahrt wichtig. Ich kann mich daher ihrer Aufzählung und nähern Beschreibung füglich enthalten und will nur den in die Bai von Jeddo fallenden Todagawa erwähnen, dessen Kanäle die Hauptstadt speisen. Ueber einen dieser Kanäle führt die berühmte Brücke von Japan, Niponbas, welche als Ausgangspunkt für alle Entfernungen im ganzen japanischen Reiche gilt.

Japan zerfällt in acht größere Landstriche, die Do oder Wege heißen und zusammen 68 Provinzen enthalten, welche ihrerseits wieder 622 Districte bilden. Von den erstern ist Goknai-Do als Domäne des geistlichen Kaisers mit der Hauptstadt Miako hervorzuheben.

Das Land besaß bis 1868 zwei Herrscher, einen geistlichen, den Dairi oder Mikado mit der scheinbaren, und den Siogun, Taikun oder Taiko, d. h. den weltlichen Kaiser, mit der wirklichen Macht, die jedoch durch die Vasallenfürsten oder Daimios so beschränkt wird, daß er nur in einem kleinen Theile des Landes, zu dem die Städte Jeddo, Hakodade, Simoda, Osaka und Nangasaki gehören, wirklich als Herrscher zu befehlen hat. Das Verhältniß der Daimios zum Taikun läßt sich am besten mit den feudalen Zuständen des mittelalterlichen Deutschland vergleichen. Die Vasallenfürsten sind dem Kaiser scheinbar unterthan, thun aber was sie wollen, setzen ihn ab, ermorden ihn auch wol, wie dies während unserer Anwesenheit mit dem Regenten (der gegenwärtige Taikun ist minderjährig) auf offener Straße geschah, und einzelne, wie z. B. der Fürst von Satzuma, erscheinen auf ihrer jährlichen Huldigungsreise in Jeddo mit einer Escorte von 40000 Mann bei Hofe.

Ueber die Geschichte Japans will ich mit kurzen Worten hinweggehen, da dieselbe in den betreffenden Werken viel besser nachgelesen werden kann. Die ersten Nachrichten von der Existenz des Landes haben wir durch Marco Polo, einen italienischen Kaufmann, der zu Ende des 13. Jahrhunderts fast ganz Asien durchreiste, von China auch nach Japan gelangte und dieses in seinem Reisewerke mit dem Namen Zipangu belegte,

eine Corruption des chinesischen Sih-bun-quo, Königreich des Ostens. Der Mongolenherrscher Kublai-Khan, an dessen Hofe Marco Polo 17 Jahre lebte, ein Enkel des berühmten Dschingis-Khan, hatte ganz Asien mit seinem Heere überflutet und wollte auch Japan erobern, wurde aber mit seiner 600 Schiffe starken Flotte, wie einst die spanische Armada, durch einen Sturm zurückgeschlagen. Dies geschah 1275. Bis 1545 versank Japan wieder in gänzliche Vergessenheit. Dann wurde es aufs neue durch Portugiesen entdeckt, und diese knüpften mit Japan Handelsverbindungen an, an denen sich bald andere europäische Nationen betheiligten. Francis Aspilcota Xavier, ein Freund Loyola's und Mitbegründer des Jesuitenordens, ging von Goa als Missionar nach Japan und fand gute Aufnahme. Der König von Satzuma erlaubte durch ein Edict allen seinen Unterthanen die Annahme des neuen Glaubens, und das Christenthum faßte schnell Wurzel. Der Prinz von Ximo räumte den Christen 1568 Nangasaki ein, das damals noch ein kleines Fischerdorf war, sich aber in kürzester Zeit zu einer bedeutenden christlichen Stadt mit Kirchen, Klöstern und Schulen emporschwang und zugleich ein blühendes Emporium des Handels mit China wurde.

Der übertriebene Glaubenseifer der Missionare, die auch nach weltlicher Herrschaft strebten, die Intriguen der übrigen Mönchsorden, welche die Jesuiten verdrängen wollten, hatten jedoch in Japan dieselben Resultate wie in China. Zuerst wurden die Christen ausgewiesen, dann begann eine Priesterverfolgung, und schließlich wurde das Christenthum auf die grausamste Weise ausgerottet. Gleichzeitig verschloß die Regierung das Land im Jahre 1638 gegen alle Ausländer mit Ausnahme der Holländer, die bei Belagerung der Festung Ximabara bei Nangasaki, dem letzten Bollwerke der einheimischen Christen, Hülfe geleistet und zu deren Zerstörung ihre Geschütze geliehen hatten. Aber auch sie wurden auf die kleine Insel Desima verwiesen, wie Gefangene gehalten und den größten Demüthigungen ausgesetzt, die nur die schnödeste Gewinnsucht zu ertragen vermochte. Man bewachte und behandelte sie wie Verbrecher und zog mit der Zeit die Schranken immer enger. Anfänglich

war ihnen gestattet, jährlich mit 4 Schiffen Handel zu treiben, zu Kämpfer's Zeit nur noch mit 2, und seit Anfang dieses Jahrhunderts durfte nur 1 kommen. Ebenso wurde die Gesandtschaft, welche früher jährlich nach Jeddo ging, nur alle vier Jahre befohlen, und wahrscheinlich hätten die Holländer, deren Handelsgewinn schließlich kaum die Kosten der Factorei deckte, alle Verbindungen selbst aufgegeben, wenn nicht die amerikanische Expedition in den Jahren 1853 und 1854 Japan der Welt geöffnet und einen neuen Zustand der Dinge herbeigeführt hätte. Die Geschichte dieser Expedition ist dem gebildeten Publikum so bekannt, daß ich sie nicht weiter zu berühren brauche.

Ich führe die Leser nun nach Jeddo, der japanischen Kaiserstadt, die wir durch einen monatelangen Aufenthalt daselbst genau kennen lernten und an deren Beschreibung ich alles das knüpfen werde, was dazu dienen kann, ein getreues und möglichst vollständiges Bild des merkwürdigen Landes zu geben.

21.

Die Bai von Jeddo. Aeußerer Charakter, Festungswerke, Umfang und Bevölkerung der Stadt. Die Jakonins als Beaufsichtiger der Fremden. Bau und Einrichtung der japanischen Häuser. Die Daimios und ihre Stellung als Feudalherren zum Volke. Die Vorbereitungen der socialen Revolution durch die Eröffnung des Landes. Schwierige Lage der Regierung gegenüber der Adelspartei. Feuersbrünste und Feuerpolizei in Jeddo. Die Gärten und der Natursinn der Japanesen.

Jeddo liegt an der Südküste der Insel Nipon, an der Basis einer Meeresbucht, der Bai von Jeddo, die ihrerseits wieder der Einschnitt einer größern Bucht, der Bai von Uraga ist. Die südwestliche Spitze dieser letztern bildet das Cap Idzu, die südöstliche Cap Awa, und während von hier aus die Küste sich in nördlicher Richtung und ziemlich geradlinig bis Jeddo erstreckt, biegt das gegenüberliegende Ufer sich ebenfalls erst nördlich, aber dann wieder südöstlich und bildet das Cap Sagami, eine Landspitze, die den westlichen Eingang der Bucht von Jeddo bezeichnet. Die letztere hat am Eingange eine Breite von 1½ geographischer Meile, erweitert sich aber später zu einer Kreisform von 3 Meilen Durchmesser, und an der Basis derselben liegt Jeddo. Bis 2 Meilen von der Stadt ist das Fahrwasser für jede Art von Schiffen tief genug, es wechselt zwischen 8 und 10 Klaftern. Weiter nördlich flacht es jedoch bedeutend ab, und größere Schiffe können sich Jeddo nur bis auf 1 Meile nähern. Fahrzeuge von nicht mehr als 10—12 Fuß Tiefgang können zwar eine Viertelmeile weiter herankommen, die Stadt selbst aber ist nur mit ganz flach

gehenden Booten zu erreichen. Die Oeffnung Jeddos als Handelshafen ist für das Jahr 1863 stipulirt, aber meiner Ansicht nach dürfte, abgesehen von andern Unbequemlichkeiten, das seichte Wasser sowie der Umstand, daß die Rhede nach Süden zu ganz offen und gegen Teufune nicht geschützt ist, Jeddo nie zu einem bedeutenden Handelshafen werden lassen; vielmehr wird Yokuhama am westlichen Ufer der Bai der Hafen der Hauptstadt bleiben.*)

Das Aeußere der Stadt entspricht durchaus nicht den Vorstellungen, die man sich von einer Metropole von 5 Millionen Einwohnern macht und wie man sie aus den übertriebenen Schilderungen früherer Reisenden gewonnen hat. Jeddo liegt in einer Ebene, die nur durch niedrige Hügel unterbrochen wird und welcher der Hintergrund fehlt. Im Nordwesten sieht man bei gutem Wetter in weiter Ferne den Höhenzug schimmern, der Nipon der Länge nach durchschneidet; aber seine Contouren sind so matt, daß sie nichts zur Hebung der Landschaft beitragen, und der einzig schöne Punkt ist der erwähnte und westlich gelegene Fusinoyama, der heilige Berg der Japanesen, der in allen ihren Büchern, auf allen Lacksachen und auf ihrem Porzellan abgebildet erscheint. Der Berg hat die Form eines abgestumpften Kegels, dessen schneebedeckter Gipfel, trotz der Entfernung von 25 Meilen, sich uns fast täglich unverschleiert zeigte und, in den Strahlen der Sonne leuchtend, einen überaus prachtvollen Anblick gewährte.

Jeddo besitzt außer einer mehrstöckigen Pagode, die den kaiserlichen Palast überragt, und einigen Tempeln, die auf Hügeln erbaut sind, keine hervorspringenden Punkte. Sämmtliche Häuser sind, wie überall in Japan, wegen der häufigen Erdbeben von Holz und einstöckig aufgeführt. Eigentlich haben

---

*) Dies hat sich als richtig herausgestellt. Die anfänglich für 1863 bestimmte Oeffnung Jeddos wurde durch die innerlichen Umwälzungen in der Regierungsform Japans sowie durch Streitigkeiten mit den Vertragsmächten bis 1868 hinausgeschoben, aber Yokuhama ist der eigentliche Handelshafen geblieben und wächst als solcher von Tage zu Tage.

sie zwei Etagen, die zweite ist aber unbewohnbar, weil so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Deshalb läßt sich die Stadt trotz ihrer angeblichen 5 Millionen Einwohner mit den größten Städten Europas nicht vergleichen. Von unserm Ankerplatze aus wurde uns ihr Anblick überhaupt durch eine Reihe von fünf Forts entzogen, die auf aufgeschütteten Inseln in einer Ost- und Westlinie quer vor der Stadt liegen, jeden Angriff von seewärts abwehren sollen und noch nahe genug an der Stadt stehen (3000 Schritt), um nöthigenfalls diese selbst zu bombardiren. Diese Forts sind zusammen mit circa 300 Geschützen armirt und decken sich gegenseitig. Sie bestehen aus Mauerwerk mit einer Brustwehr von Erde ohne Schießscharten, d. h. die Geschütze schießen über Bank, und alle fünf sind kreisförmig und fast gleich groß. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen sind sie nicht über 50 Jahre alt, jedoch habe ich nicht erfahren können, wann sie erbaut wurden. Man sagt, die Japanesen haben russische Ingenieure dabei gehabt. Dies bezweifle ich; aber wenn es wahr ist, so haben die Russen bei dem Bau daran gedacht, daß sie über kurz oder lang selbst in den Fall kommen könnten, die Forts zu erobern und haben sie für diesen Zweck eingerichtet. Von außen sehen sie furchtbar genug aus; hat man sie jedoch in der Nähe betrachtet, so wird ein muthiger Mann sich keinen Augenblick besinnen, sie mit ein paar Hundert Leuten anzugreifen und alle fünf in wenigen Stunden zu nehmen. Die Eingänge zeigen sämmtlich nach Norden, ein hölzernes Thor verschließt sie, und sie führen ohne Zugbrücke oder Graben direct in das Innere. Vom Thore leitet ein circa 50 Fuß langer und 12 Fuß breiter bequemer Steindamm in das Wasser, an dem 10 Boote zu gleicher Zeit anlegen und mehrere 100 Mann nebst Artillerie ausschiffen können. In dunkler Nacht kann dies geschehen, ohne daß es von den Forts bemerkt wird, und sollte es bemerkt werden, so läßt es sich von seiten der Besatzung nicht hindern, da die Angreifer bis unmittelbar unter die hohen Mauern rudern können und dann sowol gegen Geschütz- als Gewehrfeuer geschützt sind, während eine ihrer zwölfpfündigen Bootskanonen sofort den schwachen Kehlverschluß zu sprengen und

ihnen den directen Marsch ins Innere der Forts zu erzwingen vermag. Als während unserer Anwesenheit sich eine Zeit lang die Verhältnisse für die Fremden so drohend gestalteten, daß alle Gesandten, mit Ausnahme des preußischen und amerikanischen, Jeddo verließen und man nach der Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heusken, unsers Dolmetschers, eine allgemeine Massacre der Europäer erwartete, lag es im Plane der auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe, bei dem Eintritte eines solchen Ereignisses sofort auf diese Weise die Forts zu erstürmen und dadurch ganz Jeddo in die Hand zu bekommen.

Ist man durch die Forts gerudert, so bekommt man zuerst eine Totalansicht der Stadt, d. h. man sieht zwei, drei Meilen weit die ganze Basis der Bucht mit einer ununterbrochenen Reihe von Häusern besetzt, und ebenso zeigt sich dem Blicke nordwärts ein unabsehbares Meer von grauen Dächern, das hier und dort durch Hügel, welche mit Tempeln gekrönt sind, oder durch Gärten, Baumgruppen, terrassirte Felder eine Abwechselung erhält, welche das Auge angenehm berührt. Allein etwas Großartiges liegt in der Scenerie nicht, und es fehlt, wie ich schon bemerkt, Jeddo ganz und gar der Eindruck einer großen Stadt. Man glaubt einen Complex von großen wohlhabenden Dörfern vor sich zu haben, und das einzige, was städtisch aussieht, ist der auf einer Anhöhe gelegene, von Steinen aufgeführte und von hohen Festungswerken umgebene Palast des Taikun, aus dessen Mitte eine luftige Pagode in die Ferne schaut. Dieser Palast hält mit allem Zubehör ungefähr eine Meile im Umfange, und wer plötzlich unbewußt nach Jeddo käme, würde ihn für eine Stadt, die verschiedenen Theile von Jeddo aber für Vorstädte oder herumliegende Dörfer ansehen. Nach alten geographischen Angaben soll Jeddo 3 Meilen lang, 2½ Meilen breit sein und, wie schon erwähnt, 5 Millionen Einwohner haben. Wir gebrauchten circa 3 Stunden, um im Trabe die ganze Stadt zu umreiten, sodaß ihr ganzer Umfang höchstens 3—4 Meilen beträgt, und obwol sie ungemein dicht bevölkert ist, dürften 2½ Millionen Einwohner der Wahrheit näher kommen als 5.

Unser Gesandtschaftshotel befand sich in Akabani, einem Hause unweit der „Brücke von Japan" und etwa 3000 Schritt vom Landungsplatze entfernt. Dieser letztere lag beim Zollhause in einem kleinen, durch Pfähle gebildeten Bootshafen, und man stieg von diesem in einen geräumigen Hof, der durch eine Mauer von der Stadt abgetrennt und für gewöhnlich verschlossen gehalten war. Ueber diesen Hof hinauszugehen wurde unsern Matrosen nicht gestattet; nur wenn ein Offizier etwas zu tragen hatte, konnte er einen oder mehrere von den Leuten mit in die Stadt nehmen. Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie beim Ein- und Auszuge unsers Gesandten oder dem Begräbnisse des Dolmetschers Heusken, wo unsere Leute zu Hunderten und bewaffnet erschienen, machte man jedoch keine Schwierigkeiten, sie in die Stadt zu lassen, und ich glaube, daß sich auf dem Geschwader kein einziger Mann befand, der nicht Jeddo kennen gelernt hätte.

Wir Offiziere konnten gehen, wo wir wollten, aber nie ohne Begleitung von zwei bis drei Beamten, die man vorgeblich uns zum Schutze octroyirte. In Wirklichkeit jedoch waren diese Leute nur Spione der Regierung, die uns auf Schritt und Tritt überwachten, sich vollständig an unsere Fersen hefteten und uns durch ihre Unverschämtheit bisweilen so in Wuth brachten, daß wenig daran fehlte, ihnen zu begegnen, wie die Amerikaner es gemacht hatten, d. h. sie mit Fußtritten oder der Reitpeitsche zu tractiren und von uns fern zu halten.

Diese lästigen Menschen waren für uns das einzige Störende in Japan oder vielmehr in Jeddo, da sie in Yokuhama und Nangasaki uns nicht behelligten, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sie die polizeifreien Yankees zur Verzweiflung gebracht haben. Gleich beim Zollhause war eine Station dieser doppelt beschwerteten Jakonins, wie sie heißen, und nicht eher wurde die Thür nach der Straße geöffnet, bis diese Herren ihre Pfeifen eingepackt, ihre Strohsandalen angezogen und Toilette gemacht hatten. Anfänglich waren wir bescheiden und warteten auf sie, später fiel jedoch die Rücksicht fort; wir gingen direct und mit schnellen Schritten auf das Thor los, und die Jakonins stürzten wie Habichte hinter uns her. Bei schlechtem

Wetter fiel ihnen dies sehr schwer, und wir konnten uns die kleine Rache nicht versagen, mit unsern großen Stiefeln so schnell als möglich durch den Schmuz zu gehen, wo dann die armen Polizisten auf ihren stelzenartigen Holzgaloschen nur auf einige hundert Schritt Entfernung und in steter Gefahr hinzufallen uns zu folgen vermochten. Dieselben Jakonins geleiteten uns immer nur eine kurze Strecke bis zur nächsten Polizeistation, und wir hatten damit Gelegenheit, die Vielfältigkeit dieser Institute zu bewundern, deren es bis zu unserm Gesandtschaftshotel, einer Strecke von 3000 Schritt, nicht weniger als acht gab. Nach dem System des Mistrauens und Spionirens, das die ganze japanische Regierung von oben herab charakterisirt, begleiteten uns stets zwei, ja oft drei Jakonins pro Person, und wenn wir eine Partie machten, hatten wir bisweilen 20—30 dieser Herren in unserm Gefolge, die uns mit Argusaugen bewachten und alles Auffällige notirten, um es höhern Orts zu rapportiren. Das nebenstehende Bild stellt nach einer Photographie einen der Jakonins dar, welche vom Gesandtschaftshotel aus unsere täglichen Begleiter waren. Anfänglich höchst unliebenswürdig, zeigte derselbe später ein großes Interesse für die Preußen und hat uns während der letzten Monate unsers Aufenthalts manchen freundschaftlichen Dienst geleistet.

Als ich zum ersten mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf, und, wie schon in Nangasaki, lehrte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japanesen und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch daß sie auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen, und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während der letzten 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Jeddo ist nach einem bestimmten Plane angelegt und hat fast nur gerade, sich in gewissen Zwischenräumen und rechtwinkelig durchschneidende Straßen. Was an den letztern, na-



Zu S. 306.

Japanesischer Jakonin.

mentlich wenn man von China kommt, frappirt, ist ihre Breite und die in ihnen herrschende Reinlichkeit. Sie sind 30—40 Fuß breit, in der Mitte 8—10 Fuß mit Fliesen, zu beiden Seiten mit Trottoirs belegt und werden täglich zwei- bis dreimal von den Hausbesitzern gefegt. Das findet man in keiner asiatischen, ja nicht einmal in einer europäischen Stadt, und dieser Umstand allein läßt schon auf eine vorgeschrittene Culturstufe des Volks und auf eine für das Wohl ihrer Unterthanen bedachte Regierung schließen.

Die Häuser befinden sich in vollständiger Harmonie mit den Straßen, d. h. sie sind geräumig, luftig, außen und innen höchst sauber und nett. Fast alle sind, wie schon erwähnt, einstöckig, genau nach demselben Modell aufgeführt und auch ziemlich von gleicher Größe. Ihre Form ist äußerlich die unserer Schweizerhäuschen mit weit überragendem und bisweilen durch Säulen gestütztem Dache. Der circa 2—3 Fuß über der Erde gelegene Fußboden ist über die Seitenwände hinausgeführt, sodaß dadurch eine 6—8 Fuß breite Veranda entsteht, die, durch das Dach gegen Sonne und Regen geschützt, einen höchst angenehmen und kühlenden Aufenthalt abgibt. Die Curven- und Zeltform des Daches, wie sie in China allgemein ist, fehlt bei japanischen Gebäuden gänzlich; alles ist hier geradlinig, und nur in den Tempeln der aus China früher eingewanderten Buddhisten hat sich der chinesische Baustil unverändert erhalten. Die Gebäude sind ungemein leicht construirt, aber mit einem verhältnißmäßig schweren Dache versehen. Ein Fachwerk von kaum dreizölligen Planken wird mit Bambus durchflochten und dieser mit Lehm oder Schlamm, der mit Pferdedünger durchknetet ist, beworfen, außen mit Muschelkalk geglättet und geweißt und innen, nach derselben Procedur, mit Tapeten von reizendstem Muster überzogen, auf die ich später bei Gelegenheit des Papiers näher zurückkommen werde. Eine solche Wand hat daher kaum 3 Zoll Dicke, ist aber ungemein zäh und elastisch, was ich öfter bei Abbruch eines Hauses bewundert habe. Die Balken, welche das Dach tragen, sind dagegen sehr schwer und letzteres bei allen bessern Häusern mit starken halbcylinderförmigen Dachziegeln gedeckt, deren Gewicht das des

ganzen Unterhauses bei weitem übersteigt. Der Grund dieser sonderbaren Bauart sind die Erdbeben, von denen Jeddo und die mittlern Gegenden Japans so häufig heimgesucht werden. Das schwere Dach soll die leichten elastischen Wände durch sein Gewicht vor dem Zusammenbrechen bei heftigen Erdstößen schützen. Die ärmlichern Wohnungen sind mit Holzschindeln gedeckt und diese häufig durch Steine beschwert. Feste Abtheilungen im Innern der Häuser gibt es nicht; alle Zwischenwände sind beweglich, können ebenso leicht hingesetzt als fortgenommen werden und bestehen aus leichtem hölzernen Gitterwerk, das mit dem transparenten und starken Papier überzogen ist, welches die Japanesen aus dem Bast eines Maulbeerbaums bereiten, und das überall die Stelle des dort unbekannten Fensterglases vertritt. Diese gegitterten Rahmen laufen zwischen Leisten auf Porzellanrollen, und man kann mit ihrer Hülfe ebenso schnell Zimmer schaffen als das ganze Haus durch ihr Zurückschieben in einen einzigen Raum verwandeln. Vorder- und Hinterfronte haben ebensolche Papiergitter als Fenster, die nach dem Zustande des Wetters geöffnet oder geschlossen und nachts durch hölzerne Schiebläden ersetzt werden. Diese Vorrichtungen erlauben dem Zuge und der frischen Luft stets freien Zugang zu allen Theilen des Gebäudes, ein Umstand, der nur vortheilhaft für die Gesundheit der Bewohner sein kann, bei uns jedoch wegen des strengern Klimas nicht wohl zur Anwendung kommen könnte. Zugleich gestattet diese Einrichtung aber auch dem Vorübergehenden, das ganze Haus mit Einem Blicke zu übersehen, und bei der Ungenirtheit der Japanesen, die dem Europäer anfangs sehr befremdend erscheint, wird man oft Augenzeuge von Familienscenen, die man bei uns weniger öffentlich zu behandeln geneigt ist, wie Toilette machen, Baden u. s. w.

Der Fußboden eines jeden Hauses, es mag dem Reichsten oder Aermsten angehören, ist unveränderlich mit Binsenmatten bedeckt. Diese haben in ganz Japan genau dieselben Formen und Dimensionen; sie sind 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Zoll dick. Eine solche Matte heißt ein Kin, und alle Verhältnisse der Häuser sind nach diesen Kin fixirt. Will ein Japanese ein

Haus bauen, so bestellt er beim Baumeister nur so und so viel Kin. Wünscht er eins von 30 Matten, so nimmt es einen Flächenraum von $30 \times 6 \times 3 = 540$ Quadratfuß ein, und demgemäß erhält das Gebäude so und so viel Stuben, wird so und so viel Matten breit, lang und hoch nach einer bestimmten und von der Regierung vorgeschriebenen Regel. Das Flechtwerk dieser Matten ist sehr sauber, fein und weiß, und die Japanesen suchen es sorgsam zu erhalten. Sie werden die Matten nicht anders als in Strümpfen betreten; ihre Sandalen legen sie regelmäßig auf der Veranda ab, und will man als Fremder gut empfangen sein, so muß man sich hüten, in das Innere eines Hauses mit schmuzigen Stiefeln zu treten. Mobiliar und Hausgeräth existirt in den Wohnungen fast gar nicht. Es gibt weder Tische, noch Stühle, noch Schränke oder Bettstellen, gerade im Gegensatz zu den Chinesen, die dies alles in großer Anzahl besitzen. Der Japanese sitzt, ißt und schläft auf seinen Matten. Das Eßgeschirr ist aus Holz gefertigt und mit dem berühmten Lack überzogen, der weder durch Hitze noch Kälte leidet. Die Gefäße sind viereckig oder rund und so construirt, daß sie alle ineinander passen und dadurch ein Minimum von Platz einnehmen, wenn sie fortgestellt werden. Die Betten bestehen lediglich aus Baumwollenmatratzen zum Zudecken und aus Kopfkissen, die uns ebenso originell und unbequem erscheinen wie die früher von mir erwähnten Porzellankopfkissen der Chinesen. Als wir anfänglich diese sonderbaren Dinger in den Läden sahen, wußten wir gar nicht, was wir aus ihnen machen sollten. Man nehme einen hölzernen Stereoskopenkasten und denke sich oben einen halbkreisförmigen Ausschnitt, sehr dünn und hart gepolstert, so hat man ein japanesisches Kopfkissen, das bei uns gewiß sehr wenig Liebhaber finden würde. Die Familie wohnt, ißt und schläft in dem hintern Theile des Hauses. Vorn befindet sich gewöhnlich das Empfangszimmer oder bei Kaufleuten der Laden, den man von der Seite durch eine Thür betritt, die ebenfalls unverändert die Kinform hat, d. h. 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit ist. Schornsteine gibt es nicht; der Rauch muß seinen Weg anderweitig finden, was ihm übrigens wegen der Bauart nicht schwer

fällt. In bessern Häusern befindet sich jedoch gewöhnlich die Küche in einem eigenen Hinterhause, während sie in den gewöhnlichern einen Theil des Wohnzimmers einnimmt.

Trotz Eis, Schnee und der oft empfindlichen Kälte gibt es in Japan weder Oefen noch Kamine, was wir während des viermonatlichen Winters bitter empfunden haben. Die ihre Stelle vertretenden Kohlenbecken erschienen uns nur als eine sehr unzureichende Aushülfe bei den dünnen Papierwänden, wenn ein Nordsturm sie schüttelte und pfeifend durch alle Spalten der mangelhaft schließenden Thüren und Fenster fuhr oder der Schnee einige Zoll hoch auf den Straßen lag. Die Japanesen klapperten zwar auch mit den Zähnen vor Frost, wußten sich indessen durch fünf bis sechs übereinander gezogene dickwattirte Röcke besser dagegen zu schützen als wir.

Die Häuser der Daimios und hohen Beamten haben einen Unterbau von behauenen Quadersteinen, die jedoch ohne Mörtel aufeinander gelegt sind, um bei Erdbeben nachzugeben. Aus demselben Grunde sind sie an der Basis viel breiter als oben. Sie haben gewöhnlich eine Höhe von 15—20 Fuß, und es führt eine breite steinerne Freitreppe zu ihnen hinauf. Ein massives hölzernes Thor verschließt den Eingang zu dem Vorhofe, um den sich im Viereck die Wohngebäude gruppiren. Diese letztern unterscheiden sich vor allen andern Häusern der Stadt durch nichts, als daß sie eine größere Fläche bedecken. Ich hatte Gelegenheit, bei einer Visite, die wir dem Gouverneur von Nangasaki später machten, das Innere einer solchen Wohnung zu sehen; außer daß vielleicht der zweite Stock etwas höher war wie bei den Bürgerhäusern, konnte ich keinen Unterschied wahrnehmen. Dieselbe innere Einrichtung mit verschiebbaren Gittern und Papierfenstern, dieselben Matten von vorgeschriebener Größe, dieselben Tapeten wie überall.

Das Gouvernementsgebäude in Nangasaki sowie einige Daimiowohnungen in Jeddo erhalten durch die Massivität und Höhe ihrer Untermauern ein burgähnliches Ansehen, das noch durch ihre Lage auf Anhöhen vermehrt wird. Viele derselben waren jedoch nicht so imponirend. Die Höhe der Untermauer betrug nur einige Fuß, und die fensterlosen, oft 3—400 Fuß

langen Seitengebäude, welche den innern Hofraum umschlossen und bisweilen die Fronte einer ganzen Straße bildeten, sahen eher Scheunen oder Schafställen als den Wohnungen der höchsten Landesaristokratie ähnlich. Das Innere dieser Gebäude hat noch kein Europäer betreten, ebenso wenig wie seit 200 Jahren jemand das Innere des kaiserlichen Palastes gesehen hat, außer dem Director der holländischen Factorei auf Desima auf seinen Gesandtschaftsreisen.*) Was daher über dessen Großartigkeit und beispiellose Pracht erzählt wird, kann man in das Reich der Fabel verweisen, wenn es nicht mit Kämpfer's oder seiner Nachfolger Thunberg und von Siebold Beschreibung übereinstimmt, die, soweit wir es haben beurtheilen können, in ihren Schilderungen durchaus bei der Wahrheit geblieben sind. Die Daimios sind die Feudalen des Reichs, die Träger des bisherigen Abschließungssystems und daher die Feinde der Europäer. Es existiren mehrere Hunderte im Lande, und 362 von ihnen haben Paläste oder Wohnungen in Jeddo, die ihre Absteigequartiere bilden, wenn sie dem Taikun ihren jährlichen Ergebenheitsbesuch machen und ihre Frauen und Kinder besuchen, die der Kaiser als Unterpfand für die Treue ihrer Männer innerhalb seines Palastes gefangen hält. Einzelne derselben sind sehr reich und besitzen ein Einkommen von 6—7 Millionen Thalern. Wie ich schon früher erwähnte, er-

*) Am 17. März 1868 wurden die fremden Gesandten vom Mikado in dessen Palast in Kioto empfangen und zwar auf dessen Wunsch.

Dieses in den Annalen Japans unerhörte Ereigniß bezeichnet den Beginn einer neuen Aera für seine Beziehungen zum Auslande.

Die Audienz wurde veranlaßt durch die Ermordung von zehn französischen Matrosen der Corvette Dupleix. Der französische Admiral forderte im Verein mit den übrigen Vertretern der fremden Mächte auf das ernsteste Genugthuung, die in Hinrichtung der Mörder (zwei Offiziere und neun Soldaten) und in Zahlung einer sehr großen Geldsumme bestand. Beides wurde nicht nur sofort zugestanden, sondern der bis dahin jedem Fremden und selbst den höchsten Japanern unnahbare Mikado ließ den Admiral und die Gesandten zu sich nach Kioto einladen, um öffentlich dadurch Zeugniß abzulegen, daß wegen des Vorgefallenen kein weiterer Groll gehegt würde.

scheint der Fürst von Satzuma und der von Kwanga, ersterer der kriegerischste und letzterer der mächtigste Landesherr, mit einem Gefolge von 40000 Mann in Jeddo. Bis zur Eröffnung des Reichs waren die Daimios fast allmächtig. Ihnen gehörte der Grund und Boden, sie fixirten die Preise der Lebensmittel wie aller Industrieerzeugnisse, nahmen von allem ihre Rente und ließen dem Producenten gerade genug, um eine dürftige Existenz zu führen. Die Bevölkerung Japans (25 Millionen Einwohner) ist nicht so dicht wie in China; sie steht in keinem Misverhältnisse zu dem von ihr bewohnten fruchtbaren Boden, und da kein Export stattfand, waren alle Producte sehr billig. Die Landesherren konnten mit geringem Aufwande ein großes Heer von Vasallen und Dienern halten. Ein Jakonin z. B. erhielt außer einem Quantum Reis einen jährlichen Gehalt von 40 Itzebu oder nach unserm Gelde ungefähr von 20 Thalern. Für diese Summe unterhielt er sich und seine Familie und mußte sich außerdem in Seide kleiden.

Der eröffnete Verkehr mit den Fremden hat indessen die Verhältnisse bedeutend geändert. So viel Schwierigkeiten auch von der Regierung dem Handel in den Weg gelegt werden, steht es doch außer ihrer Macht, die Ausbreitung des Handels zu hindern, und wenn auch die Ausfuhr des Hauptnahrungsmittels für das Volk, des Reises, verboten ist, so werden dafür andere Sachen exportirt. Im Jahre 1860 wurden z. B. von Yokuhama 6000 Ballen Seide nach Europa verschifft. Die Nachfrage der Europäer nach dieser Seide, die besser als die chinesische sein soll, ist so stark, daß sie seit 1856 um das Doppelte im Preise gestiegen ist. Natürlich wirkt dies auf alle übrigen Verhältnisse zurück. Wenn auch dem Japanesen das dem Chinesen angeborene Talent für kaufmännische Transactionen abgeht, so ist er doch klug genug, seinen eigenen Vortheil zu begreifen. Während früher die Bauern ihre Aecker nur mit Reis bebauten und davon nicht mehr erzeugten, als nöthig war, um die ihnen auferlegten Zehnten und ihren eigenen Unterhalt zu bestreiten, verlocken die hohen Seidenpreise sie jetzt, Seide zu bauen und allen möglichen Gewinn aus ihren Ländereien zu ziehen. Der Reisbau nimmt ab, und die einfache Folge ist die Vertheuerung

der Frucht und aller übrigen Lebensmittel. Das Volk leidet hierunter wenig oder gar nicht; der erhöhte Gewinn setzt die Producenten in den Stand, auch ihre Bedürfnisse theuerer zu bezahlen und dem gewöhnlichen Arbeiter mehr Lohn zu geben. Der nicht producirende Adel mit seinem nur consumirenden Gefolge dagegen wird von dieser Veränderung der Verhältnisse empfindlich betroffen. Neue Steuern aufzulegen, dürfte bei den conservativen Institutionen des Landes ein sehr gewagtes Experiment sein und leicht Revolutionen herbeiführen, deren Ausbruch unvermeidlich scheint, aber so gefürchtet wird, daß man ihn wenigstens nicht durch eigene Anregung beschleunigen will. Die von der japanesischen Regierung nach Europa abgeschickte Gesandtschaft hat darum auch bei den Vertragsmächten alles aufgeboten, um die Oeffnung der Häfen von Jeddo und Osaka noch einige Jahre hinauszuschieben.

So despotisch die Regierung ist, kann sie sich doch nicht verhehlen, daß ihr Herrschsystem nicht länger bestehen kann, wenn sich neue Ideen und Anschauungen beim Volke Bahn brechen, die bei dem regern Verkehr mit dem Auslande unfehlbar kommen müssen. Außerdem begegnen wir in Japan derselben merkwürdigen Erscheinung wie in China. Es besteht nämlich auch hier eine Macht im Staate, die sowol der Kaiser als seine Vasallen fürchten, die öffentliche Meinung, und das Individuum hat im absolut despotisch regierten Japan bisweilen mehr Rechte als in constitutionellen Staaten Europas. Dafür mag ein Beispiel als Beleg dienen. Während unserer Anwesenheit in Nangasaki beabsichtigte die Regierung ein Hospital zu bauen. Der in japanischen Diensten stehende holländische Oberarzt Dr. Pompe hatte einen geeigneten Platz dazu ausgesucht und der Gouverneur seine Zustimmung ertheilt. Es war die Spitze eines Hügels, auf der sich ein armer Bauer angesiedelt und etwa einen halben Morgen Feld besäet hatte. Der Gouverneur ließ ihn ersuchen, das Land gegen den Werth des Bodens und der Ernte an die Regierung abzutreten. Er lehnte es ohne weiteres mit dem Bemerken ab, daß er erst ernten wolle, was er gesäet. Man bot ihm das Doppelte und Dreifache; vergebens, er verharrte bei seinem Eigensinn und erklärte schließlich, das Land unter keiner Bedin-

gung abzutreten. Der Gouverneur sah sich außer Stande, den Platz zu erzwingen. Ein Expropriationsgesetz existirt in Japan nicht, und die Regierung war genöthigt, einen andern und viel weniger geeigneten Platz für das Hospital anzukaufen.

Dieser Fall zeigt die Schwierigkeit, irgendeine Neuerung einzuführen, und die Daimios dürfen also nicht so leicht wagen, ihr Einkommen auf Kosten ihrer Unterthanen zu erhöhen. Es bleibt ihnen daher nichts übrig, als die Zahl ihres Gefolgs sehr zu beschränken. Dies ist bereits mehrfach geschehen. Während unserer Anwesenheit entließ z. B. der Fürst von Mito 500 seiner Jakonins, die dadurch brotlos wurden und sämmtlich nach Jeddo kamen. Der Regierung erwuchsen auf diese Weise große Schwierigkeiten; der Kaiser oder vielmehr sein Ministerium — denn dieses allein regiert — bekam dadurch so viel Feinde mehr, da die Daimios nicht verfehlten, alle Schuld auf die Oeffnung des Landes und die Verträge zu wälzen, durch welche ihre Einkünfte beschränkt oder vielmehr ihre Ausgaben vermehrt und sie gezwungen seien, ihren Hofhalt zu vermindern. Fast wäre unser Vertrag daran gescheitert, und nur einem Ministerwechsel, der Männer an das Ruder brachte, die der Gesandtschaft nach Amerika beigewohnt und die Welt gesehen, außerdem Energie besaßen, hatten wir wahrscheinlich den Abschluß der Verhandlungen zu danken. Auch der Mord des amerikanischen Legationssecretärs Heusken wurde diesen entlassenen Jakonins in die Schuhe geschoben, und die Besorgniß der Regierung war so groß, daß die Gouverneure den fremden Gesandten dringend abriethen, sich an der Leichenfeier zu betheiligen, weil sie einen Angriff der Daimiopartei fürchteten. Die furchtlose Haltung der Gesandten und eine militärische Escorte von 120 preußischen Seesoldaten und Matrosen nebst 30 holländischen Seesoldaten, erstere sämmtlich mit Zündnadelbüchsen und Revolvern bewaffnet, bewog wahrscheinlich die Daimios, den Zug ungehindert passiren zu lassen und einen geeignetern Zeitpunkt für die Ausführung ihrer Umsturzplane abzuwarten.

Es ist aber noch ein anderer Umstand infolge der Verträge, der die Daimios und Beamten auf das tiefste erbittert, ihren Stolz am empfindlichsten verletzt und nothwendig zu einer Revo-

lution führen muß. Vor Ankunft der Amerikaner hegte das gemeine Volk vor allen Höhern, vor den Daimios sowol wie vor den Jakonins, eine Ehrfurcht, die an tiefste Knechtschaft streifte. Ja diese Unterthänigkeit hat sogar zwei verschiedene Sprachweisen geschaffen, die man verschiedene Sprachen nennen könnte, von denen die eine, von Höhern zu Niedern gesprochen, hart, scharf und rauh, die andere, von Niedern gegen Höhere oder zwischen Gleichgestellten gebraucht, sanft, angenehm und melodisch ist. Wenn ein Untergebener einem Vorgesetzten begegnete, stand er auf der Straße still, hockte nieder, legte die Hände auf den Boden und beugte das Haupt, bis es fast die Erde berührte. In dieser Stellung verharrte er so lange, als der Höhere mit ihm sprach oder bei ihm vorbeipassirt war. Kam aber ein Daimio mit einem Zuge von Hunderten oder Tausenden an, so mußte sich alles auf die Erde werfen und mit dem Kopfe auf den Boden gedrückt bleiben, bis der Zug vorüber war. Hätte jemand gewagt, diesen Tribut der Ehrfurcht zu verweigern, nicht auf die Seite zu treten oder wol gar durch den Zug zu gehen, er wäre unfehlbar sofort niedergehauen worden, und sein Körper hätte als Probe für die Säbelschärfe aller Jakonins gedient. Die Europäer natürlich nahmen von den Zweibeschwerteten, mochten sie auch dem höchsten Adel angehören, nicht die geringste Notiz. Sie grüßten weder noch traten sie auf die Seite, und einzelne begingen sogar absichtlich die Ungezogenheit, mitten durch einen solchen Zug zu reiten. Die Jakonins, welche, wie überall, als kleine Herren das gemeine Volk am meisten knechteten und für sich womöglich noch mehr Verehrung forderten als für die Fürsten des Landes, wurden sogar verächtlich behandelt und womöglich mit Fußtritten regalirt. Sie rächten sich zwar durch einzelne Morde, und in Yokuhama fielen binnen kurzem zwei holländische und zwei russische Offiziere durch ihre Hand, allein das durch die Drohungen der fremden Regierungen eingeschüchterte Gouvernement setzte diesen nächtlichen Ueberfällen bald ein Ziel, und die Revolver der Fremden thaten das Ihrige, um die Jakonins gleichfalls zurückzuschrecken. Sie wurden fortan nur noch wegwerfender behandelt. Dies verfehlte nicht, auf die gemeinen Japanesen Wirkung auszuüben. Das Volk gewöhnte sich allmählich daran,

dies mit anzusehen, ohne, wie anfangs, in ein stummes Entsetzen zu gerathen; es begann das Entwürdigende seiner eigenen Knechtschaft zu fühlen, und das Einziehen eines neuen Geistes machte sich bald bemerkbar. Das Ansehen der Jakonins sank von Tag zu Tag, während das der bisher verachteten Kaufleute und Handwerker in gleichem Verhältnisse stieg. Waren doch fast alle in Japan ansässigen Europäer Kaufleute! Jene wurden ärmer, weil ihr Gehalt bei den wachsenden Preisen der Bedürfnisse dasselbe blieb, diese von Tag zu Tag wohlhabender, und da Geld, wie überall, auch in Japan, wenn auch bei dem Kastengeiste etwas weniger, seinen Einfluß übt, fühlten die Jakonins ihre Stellung täglich mehr zusammenschrumpfen. Das einmal erweckte Selbstgefühl des Volks blieb jedoch hierbei nicht stehen, und nicht allein in Yokuhama, sondern auch in Jeddo sahen wir in den letzten Monaten die Leute nicht nur nicht ihr Haupt bis in den Staub beugen, wenn ein Daimio durch die Straßen zog, sondern sich schleunigst in die Häuser begeben, um sich ganz und gar der Verpflichtung zu entziehen.

Die Aristokratie müßte blind sein, um nicht überall durchzufühlen, daß ihre absolute Herrschaft sich ihrem Ende nähert. Es ist daher leicht erklärlich, daß sie mit verbissener Wuth auf die Fremden als die erste und einzige Ursache ihres Verfalls blickt und alle Anstrengungen macht, um die Regierung zu stürzen und den alten Zustand der Dinge wieder herbeizuführen. Sie hat jedoch bereits zu lange damit gezögert, und sollte sie den Kampf wagen, so kann er nur mit einer Niederlage der feudalen Partei endigen, da sich die Vertragsmächte auf Seite der Regierung stellen werden und müssen. Aber auch ohne daß sie die Initiative gibt, wird sie unterliegen. Durch den wachsenden Handel und den beständigen Zustrom von Fremden bereitet sich mit schnellen Schritten eine sociale Revolution vor, und selbst ohne äußern Anstoß ist die Zeit nicht mehr fern, wo die geistig so weit vorgeschrittenen Japanesen die Fesseln der Knechtschaft ganz abschütteln und die Freiheit beanspruchen werden, welche sie nach Maßgabe ihres Culturzustandes ein Recht zu fordern haben. *)

*) Diese Revolution ist inzwischen erfolgt und zwar in einer so

Wie ich schon dargethan, sind die Häuser in Japan leichte, sehr feuergefährliche Bauwerke von Holz und Papier, sodaß eine

---

radicalen Weise, wie sie von niemand erwartet werden konnte. Die feudal-conservativen Daimios, welche sich durch die Eröffnung des Landes in ihren Interessen am meisten geschädigt fühlten, revoltirten zum großen Theil gegen den weltlichen Kaiser und stellten sich auf die Seite des Mikado, der bis dahin in weltlichen Sachen nur als Schattenbild figurirt hat, dem man zwar göttliche Ehre erwies, dem man aber keinen Einfluß auf die Regierung gestattete.

Jetzt schob man ihn jedoch auf einmal als wirklichen Herrscher in den Vordergrund und verlangte die Absetzung des Taikun, weil derselbe die Verträge mit den fremden Mächten ohne Zustimmung des Mikado abgeschlossen, die nach dem japanischen Landesgrundgesetz zur Gültigkeit einer jeden Staatsaction nöthig sei.

Während die verschiedenen Parteien des Taikun und Mikado für den bevorstehenden Kampf Stellung zueinander nahmen, starb 1866 im kritischsten Moment der Taikun Minamoto Ije-motsi, und es wurde der Fürst Stotsi-Baschi als Taikun gewählt. Es war dies der Sohn des alten Fürsten Mito, einer der feudalsten Daimios, der 1853 den damaligen Taikun ermorden ließ, weil er das Land den Fremden eröffnet hatte und sich seitdem als der wüthendste Fremdenhasser erwies. Stotsi-Baschi trat jedoch nicht in die Fußstapfen seines Vaters; vielmehr hielt er es für richtig, die Verträge zu respectiren und sich mit den Fremden gut zu stellen.

Die Mikadopartei der Daimios revoltirte deshalb auch gegen ihn, und nachdem beide Seiten die genügende Zahl Land- und Seetruppen aufgeboten zu haben glaubten, kam es am 28. Januar 1868 auf dem Wege zwischen Osaka und Kioto (Miako), der Residenz des Mikado, zur Entscheidungsschlacht. Dieselbe dauerte mit wechselndem Glück drei Tage, endigte aber durch den Abfall des Fürsten Tado-Jasumi-en-kami, der mit seinen Truppen zum Mikado überging, mit der gänzlichen Niederlage des Taikun, der nach Jeddo flüchtete, hier aber zur Abdankung gezwungen und in die Verbannung nach seinem Fürstenthum Mito geschickt wurde, wo er als einfacher Daimio jetzt lebt.

Damit endete die von Jaritomo im Jahre 1185 n. Chr. gegründete Dynastie der Taikuns oder weltlichen Kaiser Japans, das ganze Staatsgrundgesetz des Landes wurde umgestoßen und der Mikado Alleinherrscher.

Diejenigen Daimios jedoch, welche von diesem Ereignisse eine Rückkehr zu der alten Abschließungspolitik erhofft hatten, sahen sich sehr getäuscht. Der junge Mikado, welcher im Jahre 1867 nach dem erfolgten Tode seines Vaters Nori-Fito im Alter von 15 Jahren den Thron be-

Feuersbrunst ungemeinen Schaden anrichten muß. Zugleich aber hat die Besorgniß vor solchem Unglück zu sehr guten Lösch-

---

stiegen, ging durchaus nicht auf die Ideen der feudalen Daimios ein, die ihn auf ihren Schild erhoben und für ihn die Alleinherrschaft erkämpft hatten.

Trotz seiner Jugend zeigte er einen eigenen Willen und zwar zu Gunsten der Verträge und der Fremden, ebenso wie er ganz plötzlich mit dem tausendjährigen Herkommen brach, das den Mikado als unnahbare Puppe einschachtelte.

Der in der Anmerkung S. 311 erwähnte Empfang der fremden Gesandten in seinem Palaste war der erste Schritt in dieser Richtung, der das ganze Land mit Staunen erfüllte, und ihm folgten Schlag auf Schlag andere ebenso überraschende.

Der junge Herrscher tritt überall sehr selbständig auf; er zeigt sich auf offener Straße und mischt sich unter das Volk. Er erscheint in europäischer Tracht, zieht fremde Künstler, Gelehrte und Techniker heran, sendet Hunderte von jungen Japanern in das Ausland, um sich geistig zu vervollkommnen, und die natürliche Folge ist eine sociale Revolution, die sich mit einer Rapidität vollzieht, welche man kaum für glaublich halten sollte.

Namentlich in den höhern Schichten der Gesellschaft dringt europäische Cultur mit Macht ein, und wenn dieselbe auch vorerst hauptsächlich sich auf das Aeußere, Kleidung, Sitten u. s. w. erstreckt, wird auch die innere Wandlung durch Gründung von Hochschulen, Bau von Eisenbahnen, Telegraphen, Anlage von industriellen Etablissements, rationelle Ausbeutung der Kohlen- und Metallschätze des Landes u. s. w. nicht lange auf sich warten lassen. In weitern zehn Jahren wird Japan wenigstens an den Küsten nicht wiederzuerkennen sein.

Ob jedoch eine sich mit so überstürzender Hast vollziehende sociale Wandlung nicht einen empfindlichen Rückschlag im Gefolge haben und den Volkscharakter schädigen wird, muß die Zeit lehren.

Ueber die sich in Japan geltend machenden Fortschritte äußert sich die „Times" im Juli 1872 folgendermaßen:

„Die Veränderungen, welche sich während der letzten fünf bis sechs Jahre vollzogen haben, sind wahrhaft wunderbar, und während dieser Zeit ist eine große Anzahl Europäer aller Nationalitäten von der Regierung in Dienst genommen, um Verbesserungen einzuführen oder den Unterricht zu leiten. Unsere Sitten und Gewohnheiten sind bereits in hohem Grade von den Japanesen adoptirt worden, und die bessern Klassen haben fast ausschließlich europäische Tracht angelegt. In allen Schulen wird Englisch gelehrt, und es gibt Unterrichtsanstalten, in denen

vorrichtungen geführt, die zwar meistens privater Natur, aber nichtsdestoweniger wirksam sind. Vor jedem Hause oder auf

---

unter Leitung von Europäern die höhern Zweige der Wissenschaften betrieben werden.

„Aus diesen Unterrichtsanstalten und aus den Regierungsbureaux wird jährlich eine gewisse Anzahl junger Leute ausgewählt, um auf Staatskosten sich im Auslande Erfahrung über ihren speciellen Lebensberuf zu sammeln. Gegenwärtig sind 250 dieser jungen Leute in England, 200 in Amerika, 40—50 in Frankreich, 30—40 in Deutschland, und im allgemeinen läßt sich sagen, daß sie ausgezeichnete Fortschritte machen.

„Unter den in Ausführung begriffenen oder bereits vollendeten Bauten seien das Arsenal von Yokoska und das Dock von Graving erwähnt, von denen das erstere mit zahlreichen Maschinen zum Schiff- und Maschinenbau versehen ist, während das Dock Schiffe von 2—3000 Tonnen Gehalt aufnimmt. Diese Arbeit ist von französischen Ingenieuren ausgeführt worden.

„Etwa zwanzig Leuchtthürme der besten Gattung, mit den neuesten und theuersten optischen Apparaten ausgerüstet, sind errichtet worden und stehen in vollem Betrieb. Diese Leuchtthürme, von denen einige an den gefährlichsten Punkten liegen, sind während der letzten vier Jahre von englischen Ingenieuren, welche unser Handelsamt ausgewählt, erbaut worden.

„Vierzig Meilen Eisenbahn, der Vollendung nahe, werden gleichfalls unter englischer Leitung gebaut, und weitere 200 Meilen (englische) werden jetzt vermessen.

„Eine Telegraphenleitung von einem Ende des Landes zum andern und über 1000 (engl.) Meilen lang, wird unter Aufsicht englischer Ingenieure errichtet.

„Die kaiserliche Münze hat einen englischen Wardein und englische Beamte. Englische Geometer legen in einem großen Theile der Stadt Jeddo neue Straßen aus, in denen solide Gebäude errichtet werden.

„In Yado an der Westküste, wo große Goldbergwerke liegen, hat ein englischer Bergwerksingenieur Quetsch- und Waschmaschinen zur Ausbeute des Goldquarzes errichtet. In verschiedenen Theilen des Landes sind englische Aerzte damit beschäftigt, die Eingeborenen in ihrer Kunst heranzubilden, und Offiziere des englischen Heers wie der Flotte lehren die Kriegskunst.

„Es wird auch beabsichtigt, Arbeiter und Maschinen aus England kommen zu lassen, um die Arbeiterbevölkerung Japans in der europäischen Manufactur zu unterrichten."

So weit der englische Berichterstatter, der, obwol sachlich richtig,

dessen Flur stehen stets 10—12 große Kübel mit Wasser gefüllt, und in jeder Straße befindet sich ein 40 Fuß hohes Gerüst, zu dem eine Leiter hinaufführt und in dem eine Feuerglocke hängt. Sobald es irgendwo zu brennen anfängt, klettert ein Straßenwächter auf das Gerüst, schlägt die Glocke an und verkündet, da er die ganze Umgegend übersehen kann, dem Publikum, wo das Feuer ist. Die nächsten Straßen sind dann verpflichtet, sofort mit ihren sämmtlichen Kübeln dorthin zu eilen und zu löschen. Feuerspritzen gibt es zwar nicht in Japan, dagegen ist an Wasser kein Mangel; überall in den Straßen sind Brunnen, und fast jedes Haus hat eine Cisterne. Wie geschickt die Japanesen als Feuerleute sind, habe ich in unserm Gesandtschaftshotel zu bewundern Gelegenheit gehabt, in dessen Küche Feuer ausbrach. Sobald der Ruf ertönte, waren die Kulis auch schon mit Katzengeschwindigkeit auf dem Dache, hatten es theilweise abgedeckt, eine Wand eingeschlagen, und das Feuer war bereits gelöscht, als wir ankamen. Bei ruhiger Luft beschränken sich die Brände daher meistentheils auf ein oder zwei Häuser, bei Stürmen brennen jedoch häufig vier bis fünf Straßen nieder. Wir selbst erlebten am Neujahrsabend eine Feuersbrunst, die 600 Häuser in Asche legte, und vor 35 Jahren wurde fast ein Sechstheil von Jeddo ein Raub der Flammen, in denen nicht weniger als 1200 Menschen umkamen. Indessen ist eine solche Feuersbrunst in Japan nicht von so nachtheiligen Folgen begleitet wie bei uns, und kommt man nach vier Wochen an eine solche Brandstelle, so ist kaum noch eine Spur von der Verwüstung übrig. Die häufige Wiederkehr dieser Ereignisse, sowie die Erdbeben, haben die Industrie auf Abhülfe bedacht sein lassen, und

---

doch etwas zu viel pro domo spricht. Nach seinem Referat hat es den Anschein, als ob die Japanesen sich nur Engländer zu Vorbildern und Lehrern nehmen, während sie ebenso gut sich dieselben aus Deutschland und Frankreich holen.

Erst kürzlich sind noch der Kriegsminister von Roon, Graf Moltke und der Generalstabsarzt Grimm von der japanesischen Regierung mit kostbaren Ehrensäbeln zum Danke dafür beschenkt worden, daß sie deutsche militärische und ärztliche Instructoren auf Wunsch der erstern ausgewählt und nach Japan entsandt haben.

die Zimmerleute haben auf ihren Plätzen dutzendweise Häuser fertig liegen. Da man ein Haus nur nach so und so viel Kin bestellt, kann man hier mit Recht sagen, sie werden nach der Elle verkauft. Das bischen Schutt, welches von einer solchen niedergebrannten Wohnung übrigbleibt, ist bald weggeräumt, das leichte neue Gebäude aber fast ebenso schnell hingestellt und mit feinen Matten ausstaffirt. In Yokuhama, das in einem Zeitraume von vier Jahren von einem Fischerdorfe zu einer Stadt von 20000 Einwohnern gewachsen ist, haben wir oft mit Staunen ganze Straßen erblickt, wo vor acht Tagen noch Sumpf war.

Was den japanesischen Häusern außer ihrer ungemeinen Sauberkeit und Zierlichkeit noch einen weit höhern Reiz gibt, ist der bei keinem fehlende Garten, und sei er auch nur so groß wie ein Tisch. Wo Raum ist, liegt er hinter dem Hause, wo dieser mangelt, ist irgendein Plätzchen auf dem Hofe dafür ausgewählt und mit bewunderungswerther Sorgfalt und Zierlichkeit in Ordnung gehalten. Zierlichkeit ist überhaupt ein hervorstechender Charakterzug des Volks, der überall hervortritt in seinen Gebäuden, seinen Gärten, dem Hausgeräth, wie auch in seinen Manieren, und der den Fremden höchst angenehm berührt. Die Gärten sind Miniaturschöpfungen, plastische Modelle, aber mit so unendlicher Kunst der Natur nachgebildet, daß man in eine Lilliputwelt einzutreten glaubt. Alles ist verzwergt, aber auch hier tritt der Contrast mit China lebendig hervor. Die Chinesen verzwergen die Bäume, um eine Spielerei zu haben und um zu künsteln. Es liegt dabei durchaus kein tieferes Gefühl zu Grunde. Ihr verdorbener oder vielmehr noch ganz unentwickelter Geschmack findet an allem Außergewöhnlichen und Unnatürlichen Gefallen, und je verzerrter die Formen, desto höhern Werth besitzt der Gegenstand in ihren Augen. Das ist der Grund, weshalb sie Bäume verzwergen, aber diese Bäume sind Krüppel, Kinder mit einem Greisenantlitz, und ihre Unnatur beleidigt unsern Schönheitssinn.

Der Japanese dagegen bezweckt mit seinen Gärten ganz etwas anderes. Sein kindlicher Sinn findet Freude an der Natur, und weil seine Geschäfte und andere Verhältnisse ihm nicht gestatten, sie täglich zu genießen, sucht er auf dem kleinen

ihm vergönnten Raume sich ihr Abbild zu verschaffen. Er verzwergt die Bäume, um möglichst viel Platz zu gewinnen und Abwechselung in seine Schöpfungen zu bringen, aber er ist mit größter Aengstlichkeit bestrebt, der Natur ihre Schönheiten abzulauschen und sie in seinem kleinen Paradiese nachzuahmen. Seine angeborene Imitationsgabe kommt ihm dabei ungemein zu statten, und man weiß nicht, was man in den Gärten mehr bewundern soll, jenes Nachbildungstalent oder den künstlerischen Schönheitssinn in der Zusammenstellung, oder die feine durch tiefes Gefühl bedingte Beobachtungsgabe. Die letztere ist wirklich ungemein groß und tritt nirgends frappanter hervor als in den bildlichen Darstellungen von Thieren, namentlich Vögeln. Ich bin im Besitze mehrerer Bilderbücher aus Jeddo, deren Zeichnungen anfänglich ungemein roh erscheinen und nur mit wenigen Strichen auf das Papier geworfen sind. Bei näherer Betrachtung erstaunt man jedoch unwillkürlich über ihre außerordentliche Naturtreue. In dieser Beziehung sind es Kunstwerke, wie kein Volk sie so vielfältig producirt, und alle, die wir in Japan gewesen, haben die Ueberzeugung gewonnen, daß dies Volk bei einiger Anregung und weiterer Entwickelung eine ungeahnte Vollkommenheit in der Malerei erlangen wird. Während unsers Aufenthalts in Jeddo im Winter konnten wir nur die Zierlichkeit und künstliche Anlage dieser Miniaturgärten bewundern; in Nangasaki jedoch, im schönen Monat Mai, prangten sie im Frühjahrschmucke in ihrer ganzen bezaubernden Lieblichkeit, und ich muß gestehen, daß mich später ein ordentliches Heimweh nach diesen wonnigen Plätzen beschlich, in denen ich täglich stundenlang zubrachte, um mich an ihrer Schönheit zu erfreuen.

22.

Die Tempelgebäude. Der Buddhismus in Japan. Die Sintoreligion, ihre Götterlehre, ihr Cultus. Die Sekte der Siodosin. Die Priesterschaft.

Die Gebäude, welche in japanischen Städten durch ihre romantische Lage stets die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind die Tempel. Nach einer japanesischen Karte des ganzen Reichs gibt es deren nicht weniger als 149280, von denen 27000 auf die Sinto- oder ursprüngliche Landesreligion und die übrigen auf den aus China eingeführten Buddhacultus kommen. Jene werden Mias, diese Tiras genannt, und von letztern existiren vier verschiedene Arten nach den vier buddhistischen Sekten. Alle haben das miteinander gemein, daß ihre Erbauer die schönsten Plätze aussuchten, welche die Gegend bot, und daß jedem Mangel in der Harmonie der Umgebung durch Kunst abgeholfen wurde. Was von den Gärten im kleinen gesagt ist, gilt im großen von den Umgebungen der Tempel; nur ist hier nichts verzwergt, sondern alles in natürlicher Größe belassen, weil keine Raumbeschränkung jenes nöthig machte. Eine Anhöhe mit einer schönen Aussicht auf das niedriger liegende Land oder das Meer, Gebüsche und Alleen von prachtvollen und durch Kunst zur üppigsten Blütenfülle gebrachten Ziersträuchern, Dickichte von Bäumen mit verschieden gefärbten Blättern, Bambusgehölze, mächtige Fichten mit weit sich hinstreckenden horizontalen Zweigen, hoch emporstrebende Cedern,

ein rieselnder Bach, sauber mit einfarbigen Kieseln belegte Pfade, fruchtbare Aecker, ländliche Einsamkeit und Stille — das sind die unerlaßlichen Eigenschaften, welche die Tempel beanspruchen. Die buddhistischen zeichnen sich dabei besonders durch ihre stattliche Bauart, ihre Höhe und Geräumigkeit, ihre Verzierungen mit kunstvollen Schnitzereien und Vergoldungen vor allen andern Gebäuden vortheilhaft aus.

Die japanesischen Buddhatempel unterscheiden sich wenig von den chinesischen, und ich kann mich deshalb ihrer nähern Beschreibung enthalten; nur sind sie viel freundlicher und sauberer. Die japanischen Buddhisten haben wol den Cultus, aber nicht den Schmuz ihrer chinesischen Nachbarn übernommen. Die Fußböden sind mit weißen Binsenmatten belegt, Altäre, Götzenbilder auf das brillanteste geschnitzt und vergoldet, und wenn schon in China eine große Aehnlichkeit zwischen katholischen und buddhistischen Observanzen auffiel, tritt sie in diesen Tempeln noch viel mehr zu Tage. Man denke sich statt der Götzen Heiligenbilder und setze ein Crucifix hinein, so hat man das Innere einer katholischen Kirche.

Der Buddhismus wurde 552 n. Chr. in Japan eingeführt und verbreitete sich bald so stark, daß er in wenigen Jahrhunderten nicht allein ein tolerirter, sondern ein anerkannter Cultus und Staatsreligion wurde. Das geistliche Haupt des Buddhismus ist der Sakia Hako. Er residirt in Miako und hat eine ähnliche Gewalt wie der Papst, nur daß er keine Heiligen kanonisirt. Der Hako ernennt die Tundie oder Aebte der Klöster, in denen alle buddhistischen Priester vereinigt sind, jedoch müssen diese Tundie von der Regierung bestätigt werden, die besondere Sorge trägt, daß sie sowol als der Hako ihren Einfluß lediglich auf geistliche Sachen beschränken.

Die Mias oder Sintotempel haben nur die schönen Umgebungen mit den buddhistischen Tempeln gemein; sonst sind sie weit unansehnlicher, kleiner und bedeutend weniger ausgeschmückt. Götzenbilder haben sie gar nicht, sondern über oder vielmehr hinter dem Altare hängt nur ein Spiegel, das Symbol des Kami oder Gottes, dem der Tempel geweiht ist. „Wer in diesen Spiegel sehen kann, ohne zu erröthen", lehrt die Sinto-

religion, „der allein ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten und ihr seine Verehrung darzubringen.“

Sinto heißt Götterlehre und ist synonym mit Kami. Sin und Kami sind „Bewohner des Himmels“ und bezeichnen die beiden mythologischen Götter- und Halbgötterdynastien, welche dem ersten weltlichen Herrscher und Civilisator Japans, Sin Mu, vorhergingen, von dem die Dairi oder geistlichen Kaiser abstammen. Sin Mu's Vorgänger war Tensio Daidsin, eine Halbgöttin. Sie wurde in Isje, einer Provinz an der mittlern Südküste Nipons, geboren, verrichtete viele wunderbare heroische Thaten und starb auch dort. Man errichtete ihr in ihrer Vaterstadt einen Tempel, der als genaues Modell für sämmtliche Sintotempel in ganz Japan dient, die deshalb einer wie der andere aussehen. Der Sintocultus ist in Bezug auf die Creirung von Halbgöttern überhaupt durchaus nie engherzig gewesen. Alle Heroen und Heiligen wurden als solche gastfrei aufgenommen, und auch Buddha genoß diese Ehre; ja er wurde oft mit Tensio Daidsin identificirt, und daher rührt die allgemeine und kaum trennbare Vermischung der religiösen Ideen in Japan, aber auch die Thatsache, daß bis zur Ankunft der Portugiesen nie religiöse Verfolgungen stattgefunden hatten. Jeder Halbgott hat nach japanesischen Ideen die Oberaufsicht über ein bestimmtes Paradies. So residirt einer in der Luft, der andere auf dem Meeresgrunde, der dritte in der Sonne, andere im Monde, in den Sternen u. s. w., und jeder Gläubige sucht sich denjenigen aus, der ihm am besten zusagt. Daher rührt auch die große Menge der Tempel, die sonst gar nicht erklärlich wäre.

Der Gottesdienst besteht in Gebeten und Niederwerfen mit dem Gesicht auf die Erde. Beides ist aber sehr schnell abgethan. Der Gläubige hält eine Waschung in einem großen Wasserbecken, das sich bei jedem Tempel befindet, tritt vor den Tempel und schlägt dreimal an eine Glocke, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erregen. Dann klatscht er dreimal in die Hände, wirft sich auf das Gesicht nieder, betet in dieser Stellung einige Secunden, steht auf, wirft einige Kupfermünzen in den Almosenkasten und ist fertig. Ueberhaupt ist die Sintoreligion heiterer

und fröhlicher Art und betrachtet alles von der Lichtseite. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, daß der ernstere Buddhismus bald so großen Anhang gefunden hat. Die Sintoreligion macht aus ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste und betrachtet Menschen in Sorge und Noth als ungeeignet zur Verrichtung ihrer Andacht. Der Buddhacultus dagegen wendet sich mehr an die bekümmerten Seelen, deren es überwiegend viele gibt, und diese fliehen Trost suchend zu ihm und seinen Tempeln.

Die Sintopriester leben nicht wie die buddhistischen in Klöstern und im Cölibat. Sie sind verheirathet und wohnen mit ihren Familien neben den Tempeln. Das Haar lassen sie lang wachsen und binden es zu einem Schopfe zusammen. Ihre Kleidung weicht von der der übrigen Japanesen nur bei Festlichkeiten oder religiösen Handlungen ab; dann tragen sie eine Art Talar mit gestickten Kragen und Aermeln und im Haar verschiedene Zierathen. Sie leben theils von den Almosen, welche die Andächtigen in den Tempeln opfern, theils von dem, was sie durch Wahrsagen oder Bettelei gewinnen. Auf ihren Bettelzügen legen sie eine besondere Tracht aus grobem weißen Baumwollenzeug an und setzen einen Hut von Bambusflechtwerk mit sehr breitem Rande auf. Auf dem Rücken tragen sie einen offenen Schrank, in dem sich entweder das Modell eines Tempels oder das Bild eines Gottes befindet, und an einem um den Leib geschnallten Gurte führen sie eine Glocke, mit der sie vor den Thüren ihre Anwesenheit bekunden, indem sie zugleich Gebete absingen. Oft betteln sie so familienweise, und an einem bestimmten Feste, wo ihnen wahrscheinlich besondere Erlaubniß dazu gestattet ist, wimmeln die Straßen vollständig von ihnen.

Oefter begegnet man auch Processionen, wobei Götter mit Musik umhergetragen werden. Dieselben haben jedoch nicht das geringste Feierliche an sich, und wie es mir schien, machten sie auch auf die Japanesen keinen feierlichen Eindruck. Die Musik bestand aus einer großen Trommel, die in regelmäßiger Pause dreimal hintereinander angeschlagen wurde, und drei Clarinetten, die in schrecklichster Disharmonie eine unerkennbare Melodie spielten. Jeder dieser Clarinettenbläser hatte einen cylinderförmigen Korb über den Kopf gestülpt, der bis an das

Kinn reichte und sein Gesicht verdeckte, während er selbst durch das Geflecht alles sehen konnte. Diese Menschen hatte ich schon mehrmals bemerkt, wie sie bettelnd umherzogen, und mir ihre sonderbare Tracht nicht erklären können. Auch gingen sie in Seide gekleidet, was durchaus nicht zu ihrer Beschäftigung paßte. Späterhin erfuhr ich, daß es degradirte Jakonins seien, die vom Dairi die Erlaubniß zum Betteln erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und jenen Korb tragen, um nicht erkannt zu werden. Sie werden vorzugsweise zu solchen Processionen sowie zu Hochzeiten und Begräbnissen genommen, und ebenso wie man bei uns verschämten Armen gewöhnlich am reichlichsten Almosen spendet, scheint auch für diese Bettler das Mitgefühl am größten zu sein.

Außer den Bekennern des Sinto und Buddha gibt es in Japan noch eine dritte Sekte: die Siodosin, Rationalisten, welchen fast alle hohe und gebildete Klassen angehören und die auf den Götzendienst mit Verachtung herabblicken. Da sie jedoch gesetzmäßig einer der beiden Staatsreligionen angehören müssen, beobachten sie äußerlich die Form des Sintocultus.

Die Priester des Buddha sowol wie die des Sinto stehen beim Volke in keiner höhern Achtung als in China und nehmen in Bezug auf wissenschaftliche Bildung auch keinen höhern Rang ein. Ihre ganze Beschäftigung besteht in der Ableierung von Gebeten zu bestimmten Tageszeiten oder bei bestimmten Gelegenheiten, und derselbe blödsinnige Gesichtsausdruck mit dem geistlosen Auge ist mir hier wie dort aufgefallen, bei den Buddhisten jedoch weit mehr als bei den Sintopriestern, die wenigstens doch ein Familienleben kennen und somit einen Lebenszweck haben, der einigermaßen ihre Geisteskräfte wach hält.

23.

Die Abstammung der Japanesen. Die Volkstracht. Die Frauen. Die Reinlichkeit des Volks. Die Bäder. Die japanesischen Begriffe von Schamhaftigkeit. Die Theehäuser als Bordelle. Die Geschlechtsliebe und die Stellung der Frauen. Höflichkeit und Anstandsformen. Eine japanesische Hochzeit. Das Concubinat. Kinder und Kindererziehung. Der Schulunterricht.

Auf den ersten Anblick scheinen die Japanesen demselben Volksstamme anzugehören wie die Chinesen, bald überzeugt man sich jedoch, daß man es mit einer ganz andern Rasse zu thun hat, wenngleich viele aus China eingeführte Sitten sie ihren Nachbarn sehr ähnlich machen. Den sichersten Beweis für die gänzlich verschiedene Abkunft der beiden Völkerschaften gibt aber die vergleichende Philologie. Die Sprachen zeigen weder in ihrem Bau noch in ihren Wurzeln die geringste Aehnlichkeit miteinander, vielmehr steht das japanesische Idiom einzig in der Welt da, und man hat bisjetzt keine Verwandtschaft mit irgendeiner andern Sprache entdecken können. Dieser Umstand läßt darauf schließen, daß der japanische Archipel trotz seiner Nähe am Festlande Asiens von diesem entweder nicht bevölkert wurde oder, wenn dies der Fall war, daß ein fremdes Volk ihn später eroberte und den besiegten Landesbewohnern seine Sprache aufzwang. Diese letztere Annahme ist die wahrscheinlichere, denn es ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung aus zwei ganz verschiedenen Rassen besteht, deren eine der Adel und deren andere das Volk vertritt. Wol

überall übt Beschäftigung, Nahrung und Bildung einen bedeutenden Einfluß auf den Körper, und fast in jedem Lande unterscheidet sich die Aristokratie von dem niedern Volke durch feinere Körperformen und edlere Gesichter; jedenfalls erstreckt sich aber der Einfluß einer höhern Bildung und günstigern Lebenslage nicht so weit, daß er einem Gliede eine ganz bestimmte und unveränderliche Form gäbe. Dieser Erscheinung begegnen wir bei den Japanesen, und man kann hier in der eigensten Bedeutung des Wortes sagen, man sieht es ihnen an der Nase an, zu welcher Klasse, der höhern oder niedern, sie gehören. Die Nase des Adels ist nämlich eine Art römische, die zwar etwas breit, aber eine scharf ausgesprochene und abwärts gebogene Spitze hat, wogegen die des Volks stumpf aufgeworfen und dick ist. Die Backenknochen treten bei beiden Klassen weit hervor, der Mund ist groß, dagegen sind die Lippen bei dem Adel lange nicht so wulstig, und sein Gesicht gewinnt dadurch an Feinheit. Die Augen sind bei beiden geschlitzt und schräg liegend, aber nicht so stark wie bei den Chinesen; die Hautfarbe ist jedoch dunkler als bei diesen, wahrscheinlich durch den Einfluß der Sonne. Die Gestalt des Adelichen ist im allgemeinen fein geformt und übersteigt nicht die Mittelgröße, während man unter dem niedern Volke sehr große und ungemein muskulös gebaute Körper findet, die an ein Athletengeschlecht erinnern. So zeigt sich in allem ein Unterschied zwischen den beiden Volksklassen, welcher groß und zu stereotyp ist, um zufällig oder das Resultat einer verschiedenen Lebensstellung zu sein. Vielmehr kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Adel das Land erobert hat, indem er aus einem andern Welttheile, nicht aus Asien, einwanderte. Man schwebt bisjetzt im Dunkeln über seinen Ursprung, aber wahrscheinlich würde eine genauere Vergleichung mit den nordamerikanischen Indianern westlich vom Felsengebirge herausstellen, daß letztere mit dem japanesischen Adel einerlei Stammes sind. Vor der Abschließung des Landes waren die Japanesen als kühne und unternehmende Seeleute bekannt. Sie beunruhigten als gefürchtete Freibeuter den ganzen Indischen Archipel, erschienen auf Java und setzten Könige von Siam ein und ab. Wie

leicht möglich ist es, daß die Eroberer des Landes auch von Amerika nach Japan herüberkamen. Jene Indianer sind ebenso kühne Seeleute, wenn sie sich jetzt auch nur auf Fischerei beschränken. Ihr hohes Selbst- und feines Ehrgefühl finden wir auch bei den Japanesen. Die gebogene Nase, die geschlitzten Augen und die Hautfarbe stimmen bei beiden überein, und ebenso findet sich viele Uebereinstimmung in ihren Sitten und Gebräuchen sowie in ihrem ganzen Charakter. Bei jenen Indianern wird die Schönheit ihrer Frauen im Vergleich zu denen der andern Stämme gerühmt, und ebenso ist bekannt, daß diese bei vorgerücktem Alter eine Neigung zum Fettwerden haben. Ganz dasselbe findet man in Japan, und es dürfte für die Wissenschaft wol von Interesse sein, auch die Sprachen zu vergleichen.

Die Tracht der Japanesen ist sehr einfach. Die der Männer besteht aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rocke, der sich von unsern Schlafröcken nur durch kürzere, bis an die Elnbogen reichende Aermel unterscheidet. Dieser wird vorn übereinandergeschlagen und mit einer Schnur zusammengehalten. Er ist je nach der Lebenslage des Besitzers von Baumwolle oder Seide und fast immer dunkel und einfarbig oder ganz fein carrirt. Ebenso wird er der Jahreszeit angemessen leichter oder dicker wattirt getragen. Die Beinkleider sind beim niedern Volke gesetzmäßig eng anschließend und stets von Baumwolle, bei dem Adel und allen Beamten von Seide und weit. Ueber dem Rocke wird von den Wohlhabenden stets eine auf die Hüften fallende Jacke getragen, deren sehr weite Aermel mit Taschen versehen sind, in denen die kleinen Bedürfnisse, wie Papier zu Taschentüchern u. s. w., aufbewahrt werden. Hemden sind unbekannt. Die Füße stecken in baumwollenen weißen Strümpfen, über die jedoch das Beinkleid bis auf den Knöchel fällt. Diese Strümpfe haben eine besondere Abtheilung für die große Zehe, um zwischen dieser und den übrigen Zehen den Bügel der Strohsandalen festzuhalten, die unveränderlich von jung und alt, reich und arm, Adel und Volk, Kaiser und Bettler getragen werden. Sie sind äußerst kunstlos und billig und werden unterwegs ohne weiteres weggeworfen

und durch neue ersetzt, die man für einen Groschen in verschiedenen Läden jeder Straße kaufen kann. Bei schmuzigem Wetter werden statt der Sandalen Holzgaloschen getragen. Diese sind ebenso einfach, bestehen aus einem horizontalen Fußbret und zwei daruntergenagelten perpendikulären Bretchen von 3—4 Zoll Höhe. Es gehört nicht wenig Geschicklichkeit dazu, auf diesen hohen Dingern zu gehen, immer aber bleiben sie unsicher, und man muß stets balanciren, was der Figur ein groteskes Ansehen gibt. Da alles diese Galoschen benutzt, so denke man sich eine Compagnie Soldaten damit versehen und militärische Evolutionen machend!

Die Japanesen tragen ebenfalls einen Zopf, aber dieser ist von dem chinesischen sehr verschieden. Sie scheren nur den Vorderkopf bis an den Scheitel, während sie das übrige Haar lang wachsen lassen. Dieses wird von hinten nach dem Scheitel gekämmt und, zu einem Zöpfchen von der Form und Größe eines Fingers gebunden, mit Pommade sehr glatt gemacht und nach vorn übergelegt. Hüte werden im allgemeinen nur bei officiellen Gelegenheiten getragen, und dann sind sie wie die chinesischen von Bambusgeflecht und konischer Form.

Die Kleidung der japanischen Frauen unterscheidet sich wenig von der der Männer. Ihr Hauptkleidungsstück ist der erwähnte Schlafrock aus Seide oder Baumwollenzeug und wattirt. Er wird übereinandergeschlagen und mit einem breiten Seidengürtel zusammengehalten. Um den Oberkörper ziemlich lose hängend, zieht man ihn unten straff um die Glieder, sodaß die freie Bewegung der Füße gehemmt wird und die Schönen einen watschelnden Gang annehmen. Statt der Beinkleider tragen die Frauen einen Rock oder vielmehr ein dünnes Tuch, das um den Unterkörper geschlagen wird und alle Unterröcke vertritt. Während die Männerröcke stets einfarbig und dunkel sind, gefallen sich Frauen und Mädchen in den lebhaftesten Farben und Mustern, in deren Auswahl sie großen Geschmack zeigen. Aermel und Kragen sind vielfach gestickt. Ebenso kostbar wie oft der Rock ist auch der über einen Fuß breit getragene Gürtel. Bei jedem jungen Mädchen wird die Schleife dieser Schärpe hinten, bei Frauen vorn getragen. Die

nebenstehende Zeichnung, nach einer Photographie gefertigt, zeigt drei japanesische Mädchen des untern Bürgerstandes in gesellschaftlicher Kleidung.

Die Natur hat alle Japanesinnen mit einem prachtvollen Haarschmuck beschenkt. Dies wird von ihnen auch dankend anerkannt, und der Aufputz des Kopfes bildet ein Studium und eine Kunst des schönen Geschlechts. Mag eine Japanesin noch so arm, mit Lumpen bedeckt oder häßlich sein, begegne man ihr früh morgens oder spät abends, in den Straßen der Hauptstadt oder in der ärmlichsten einsamen Hütte am Bergabhange, stets wird sie ihr Haar sauber gekämmt, mit Blumen oder einem Stückchen Krepp verziert und zu jenem eigenthümlichen Knoten geschürzt haben, der ebenso hübsch als geeignet ist, die Schönheit und reiche Fülle des Haars auf das vortheilhafteste zur Schau zu tragen.

Weder Männer noch Frauen machen sich das Haar selbst. Bei jenen besorgt es der Barbier, bei diesen entweder die Dienerin oder ein anderes weibliches Wesen. Da die Herstellung der Coiffure jedoch stets eine Arbeit von mehrern Stunden ist, so wird sie nicht täglich erneuert, und um sie während der Nacht keinen Fährlichkeiten auszusetzen, hat man jene sonderbaren Kopfkissen erfunden, von denen ich weiter oben gesprochen und in denen nur der Nacken ruht.

Eine Unterscheidung in der Haartracht wie in China zwischen Frauen und Jungfrauen wird in Japan nicht gemacht. Die fünfjährige Enkelin trägt das Haar wie ihre Großmutter, die Gemahlin des Gouverneurs wie die Frau des Kuli, nur mit dem Unterschiede, daß die unendlich vielen Spangen, Nadeln, künstlichen Blumen u. s. w., von welchen das Haar starrt, dort von Gold, Silber und Schildpatt, hier von Rauschgold, Zinn und Knochen gefertigt sind.

Eine Kopfbedeckung haben die Japanesinnen nie; sie würde die zarte Structur des Haarschmucks bedrohen. Bei der Trauer sollen die Frauen von Kopf bis zu Fuß in grobe Leinwand gehüllt, überdies auch der Kopf mit einer Mütze bedeckt sein; diese wird jedoch nur ganz leise aufgelegt.

Die verheiratheten Frauen erkennt man an zwei Merk-



Zu S. 332.

Japanesische Mädchen.

malen, durch welche sie sich nach der Hochzeit auszeichnen und entstellen: sie rasiren die Augenbrauen ab und färben ihre Zähne schwarz. Das Färben der Zähne mag vielleicht in frühern Zeiten, als die Japanesen noch mit andern Ländern verkehrten, aus dem Indischen Archipel überkommen sein, jedoch ist es wahrscheinlicher, daß es ebenso wie das Rasiren der Augenbrauen nur vorgenommen wird, um zu entstellen.

In Japan hat jeder Vorgesetzte das Recht, sich die Frau seines Untergebenen zu nehmen, wenn sie ihm gefällt. Um diesem Gefallen vorzubeugen, haben die armen Männer jene Moden erfunden. Einen Vorzug behalten die Japanesinnen aber doch vor den malaiischen Weibern, sie kauen keinen Betel, und da lassen sich die schwarzen Zähne schon eher ertragen. Dagegen sind sie aber wie ihre Männer leidenschaftliche Raucher. Doch die eleganten Miniaturpfeifen mit Metallspitzen und Köpfen, nicht größer als der Nagel am kleinen Finger, haben nichts Widerliches. Die Tabackstasche von gepreßtem lederartigen Papier und das Futteral aus gleichem Stoff sind zierlich und elegant wie die Pfeife selbst, und das Rauchen wird auch gerade nicht übertrieben. Zwei, drei Pfeifen und aus jeder nur zwei, drei Züge, damit ist dem Drange Genüge geschehen. Die Pfeife wird sorgfältig in ihren Behälter zurückgebracht und dieser an einen ebenso fein als bizarr geschnitzten Knopf aus Elfenbein oder hartem Holz an den Gürtel gehängt oder bis auf weiteres in diesen selbst gesteckt.

Ich glaube, es gibt kein Land in der Welt, wo sich die Frauen und Mädchen nicht schminken oder bemalen, und Japan macht keine Ausnahme. Bei uns trägt man gemeinlich roth auf; in den tropischen Colonien ist Blässe anständig, und die Europäerinnen und Halbblutdamen schminken sich da weiß. Die Chinesinnen malen ihre Lippen roth, die Japanesinnen dagegen schminken ihr ganzes Gesicht, Hals und Nacken bis über die Schulter weiß und die Backen und Lippen roth. Von weitem macht das einen sehr guten Effect, in der Nähe ist es oft störend, weil die Farben gewöhnlich zu stark aufgetragen werden. Ein außergewöhnlicher Schmuck bei jungen Mädchen ist noch das Vergolden der Lippen, nach japanischen Begriffen

wahrscheinlich bezaubernd, nach unsern häßlich und entstellend. Da läßt man sich noch eher die goldenen Zähne gefallen, die malaiische Stutzer sich einsetzen. Aber man denke sich einen schwellenden Mädchenmund mit goldenen Lippen!

Sind schon die japanesischen Männer kein häßlicherer Menschenschlag als die Chinesen, so dürfen die Frauen sich dreist mit ihren Nachbarinnen in die Schranken stellen. Während man in China lange nach einem hübschen Gesicht zu suchen hat, sieht man in Japan wenig häßliche, und wir haben in Nangasaki zwei junge Mädchen kennen gelernt, die selbst in europäischen Salons als Schönheiten allgemeine Bewunderung erregt haben würden. Beide waren gewöhnliche Bürgerstöchter. Die eine wurde bei einer Spaziertour in einem Fischerdorfe, Mogi, entdeckt, hieß fortan „das schöne Mädchen von Mogi", und alles wallfahrtete nach dem Dorfe, um das reizende Kind zu sehen und zu bewundern, zu nicht geringer Freude der Mutter, die nicht nachließ, jedem mit Stolz zu erzählen, daß sie die Mutter sei. Daß es in den höhern Kreisen nicht an Schönheiten fehlt, sahen wir an einer Photographie von einer der Töchter des Gouverneurs von Nangasaki, die von einem Japanesen aufgenommen war und uns gezeigt wurde. Gegen diese frischen, blühenden Gesichter kommen einem die meisten Chinesinnen mit ihren eingefallenen farblosen Wangen wie Todtenköpfe vor. Ich habe hier nämlich noch zu bemerken, daß die Japanesinnen von Natur einen viel weißern Teint als jene und, selbst ungeschminkt, schöne rothe Backen besitzen, was man in China nie findet. Dabei ist alles so sauber, reinlich und appetitlich, d. h. im Durchschnitt, daß man sich in das ganze Land verliebt. Freilich gibt es auch Ausnahmen, und ein Fischerdorf in der Nähe Nangasakis modificirte meine Ansichten in etwas. Bis dahin war ich von der allgemeinen Reinlichkeit der Japanesen aufs höchste entzückt; hier fand ich es jedoch tout comme chez nous unter ähnlichen Verhältnissen. Erbärmliche Hütten, wie ich sie kaum schlechter in China gesehen, zerlumptes schmuziges Volk, ungewaschen und ungekämmt, voll von Ungeziefer. Ob vielleicht eine Calamität, Erdbeben oder Brand die Leute so zurückgebracht hat? Jeden-

falls war dies aber das einzige Dorf, welches ich in einem solchen Zustande sah, und ich muß im allgemeinen dabei stehen bleiben, daß die Japanesen so reinlich sind wie kein zweites Volk der Erde.

Allabendlich, Winter oder Sommer, wird ein warmes Bad genommen und der ganze Körper gründlich abgeseift. Jedes einigermaßen anständige Haus besitzt eine Badeanstalt mit kalten, warmen und Dampfbädern, und für Fremde und diejenigen, welche kein eigenes Haus haben, gibt es eine große Zahl öffentlicher Bäder. Die Privatbäder liegen im Hofe, sind 4 Fuß hohe gemauerte Cylinder von ungefähr 3 Fuß Durchmesser, unter denen ein Herd sich befindet. Oft sitzt die ganze Familie darin, und das Wasser wird so heiß genommen, daß sie roth wie gekochte Krebse herauskommen. Da jedoch, wie schon bemerkt, die Häuser mit ihrem ganzen Innern von der Straße übersehen werden, so wird der Vorübergehende unwillkürlich Augenzeuge dieser Familienscenen, und zwar aus nächster Nähe, ohne daß irgend Vorkehrungen dagegen getroffen wären. Ebenso baden in den öffentlichen Bädern Männer, Frauen, Kinder, Greise, junge Mädchen und Jünglinge, alles ungenirt mit- und durcheinander. Die Frauen werden von männlichen Badewärtern bedient und abgewaschen, und es ist weder von Schwimmhosen noch Bademänteln die Rede. Ueberhaupt zeigt sich nach dieser Richtung hin die Kehrseite des japanesischen Charakters. Es ist das liebenswürdigste, freundlichste, wohlerzogenste und höflichste Volk; aber Scham und Sittsamkeit sind Begriffe, die sie nicht kennen und wofür wahrscheinlich ihre Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt.

Man sagt zwar, naturalia non sunt turpia, aber alles hat seine Grenzen. Obwol wir durch frühere Reisebeschreiber schon etwas vorbereitet waren, wurden unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit doch weit übertroffen. Oft waren wir ganz erstarrt, und selbst wenn die Delicatesse es erlaubte, einzelne Scenen, die wir erlebt, wiederzugeben, würde man mich geradezu der Unwahrheit bezichtigen, ohne daß ich es jemand übel nehmen könnte. Ich selbst würde es nicht glauben, wenn ich es nicht gesehen hätte. Anfänglich waren wir wirklich in

Zweifel, was wir davon denken sollten, und sehr geneigt, hier eine paradiesische Unschuld zu suchen, aber freilich überzeugten wir uns später, daß es in Japan überhaupt keine Unschuld in unserm Sinne gibt. Die Naturalia und ihr Studium scheinen einen Theil der Schulbildung auszumachen; die obscönsten Gegenstände, bildlich und plastisch dargestellt, hängen als Spielzeug öffentlich in allen Läden. Der Vater bringt diese Dinge seinen Töchtern, die Mutter ihren Söhnen, der Bruder seinen Schwestern, und das Kind von 10 Jahren ist schon mit allen Mysterien der Liebe so vertraut wie bei uns kaum eine Matrone. Man müßte die Japanesen als verworfenes Gesindel bezeichnen, wenn man sie einseitig nach diesem Maßstabe beurtheilen wollte. Das darf man jedoch nicht; die Japanesen sind schamlos, aber nur weil sie nicht wissen, was Scham ist. In Japan verstößt es z. B. nicht gegen die Sitte, wenn ein junges Mädchen in die nach der Straße mündende Thür eines Badehauses tritt und sich mit einem Vorübergehenden unterhält, während sie sich abtrocknet oder Kühlung zufächelt. Niemand findet etwas darin, und ich glaube, man hat dabei nur aus der Noth eine Tugend gemacht. Die ganze arbeitende Klasse der Handwerker und Kuli geht bis auf einen schmalen Gurt um die Hüften im Sommer vollständig nackt, und ebenso zwingt die Hitze die Frauen, sich im Hause oder bei der Arbeit des nationalen Rocks zu entledigen, wo dann nicht viel übrigbleibt. Scham ist ein Begriff, der nicht nur durch feineres Gefühl, sondern ebenso wol durch das Klima modificirt wird; je wärmer das Klima, desto weniger genirt man sich und kann man sich in der Kleidung geniren. Man würde in Deutschland und England ein schönes Geschrei erheben, wenn uns die Dame vom Hause bei einer Morgenvisite nur mit einem Sarong und einer Kabaie bekleidet und barfuß in Pantoffeln empfinge, wie dies in den tropischen Colonien bei allen Europäerinnen Sitte ist. Die Japanesen haben sich daher wahrscheinlich gesagt: „Wozu sollen wir eine Sitte forciren, die nicht zum Klima paßt?“ So denke ich es mir wenigstens, und die Richtigkeit dieser Annahme geht mir eben aus der so ganz und gar ungenirten Behandlung der Naturalia hervor. Die Oeffentlichkeit,

mit der man in allen diesen Sachen zu Werke geht, ist der beste Beweis, daß hier Sitte ist, was bei uns Unsitte. Ueberhaupt aber frappirt es uns nur darum so sehr, weil die Japanesen uns an Körper und Geist näher stehen als z. B. Neger, Indianer, Malaien, deren Nacktheit und moralische Zustände wir von vornherein mit ganz andern Augen betrachten. Befinden wir uns jedoch in Gesellschaft von Menschen, deren Umgangsformen fast europäisch sind, und die sich überhaupt durch feines, taktvolles Benehmen — nach unsern Begriffen — auszeichnen, so legen wir unwillkürlich unsern Bildungsmaßstab in jeder Beziehung an, und es muß uns ebenso fremd als unangenehm berühren, plötzlich auf etwas zu stoßen, was sich von unsern gewohnten Anschauungen so weit entfernt.

Man kann sich aber darauf verlassen, die Japanesen sind darum nicht schlechter als andere Menschen, weil sie andere Begriffe von Sittsamkeit und Schamhaftigkeit haben. Niemand, der das liebenswürdige Volk näher kennen gelernt, wird ihm ein Verbrechen daraus machen, etwas Natürliches öffentlich zu behandeln, was bei uns die Sitte zu verschleiern trachtet.

Ganz im Einklange mit jenen Ansichten steht die Einrichtung der Theehäuser in Japan. Die Theehäuser sind Restaurationen und Bordelle, in denen man 20—40 und mehr Mädchen findet. Nur ist zwischen diesen und ähnlichen Anstalten bei uns der bedeutende Unterschied, daß jene sämmtlich unter genauer Controle der Regierung stehen, und die Mädchen durch ihr Gewerbe durchaus nicht entehrt werden, während diejenigen Frauenzimmer, welche außerhalb der Theehäuser Prostitution treiben, bei den Japanesen gerade so verachtet sind wie bei uns. Man sieht also, auch in Japan gibt es Sittsamkeit und Scham, nur sind die Grenzen dieser Begriffe sehr enge gezogen. Die Theehäuser darf man, so paradox dies manchem auch klingen mag, als Pensions- und Erziehungsanstalten für junge Mädchen aus unbemittelten Bürgerfamilien betrachten. Arme Aeltern, die eine Menge Kinder haben und voraussichtlich sie nicht gut ernähren können, geben ihre Töchter vom neunten oder zehnten Jahre an auf eine bestimmte Reihe

von Jahren, gewöhnlich zehn oder zwölf, in ein Theehaus. Dies geschieht contractlich unter Aufsicht des Staats, der die den Aeltern zu gewährende Entschädigung bestimmt und gewissermaßen die Vormundschaft der Kinder übernimmt. Die Theehäuser sind Restaurationen und die Clubs der jungen Männer, die sie der Mädchen wegen besuchen. Es liegt deshalb im Interesse der Wirthe, nicht allein hübsche Mädchen zu halten, sondern sie auch so gut als möglich zu erziehen, ihre etwaigen Talente auszubilden und durch sie Gäste anzulocken. Es wird daher auf die Erziehung der Mädchen alle Sorgfalt verwandt. Sie lernen nicht nur alle weiblichen Fertigkeiten und werden zu guten Hausfrauen herangebildet, sondern man unterrichtet sie auch in Musik, Tanz, Lesen, Schreiben, wie sie es im älterlichen Hause nie würden erlangt haben. Mancher Bürger der Mittelklasse holt sich Frauen aus diesen Theehäusern, und diese stehen unter ihren Mitmenschen fortan ebenso geachtet da, als ob sie als Jungfrauen das Haus ihres Bräutigams betreten hätten.

In Yokuhama hat die Regierung allein für die Fremden ein Theehaus, das sogenannte Gankyro, bauen lassen, das, auf prachtvolle Weise eingerichtet, fast an europäische Städte erinnert. Es enthält nicht weniger als 300 Zimmer und ebenso viele Mädchen, die in drei verschieden taxirte Klassen zerfallen. Regierungsbeamte leiten die Verwaltung dieser Anstalt, und in ihren Händen ruht der geschäftliche Theil des Etablissements. Gewiß steht diese Sache auch einzig in der Welt da, die Regierung als Bordellwirth! Was läßt sich darüber sagen? Es ist einmal so Sitte, man findet nichts darin, und ihr Ansehen beim Volke leidet nicht darunter.*)

Trotz alledem zeichnen sich die Japanesinnen, mögen sie in einem Theehause oder in einer Familie erzogen sein, durch ein

*) Der Gankyro ist durch Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. Auch nach dieser Richtung beginnt die neue Zeit sich geltend zu machen. Die Japanesen adoptiren allmählich unsere Ansichten von Scham und Sittsamkeit und ändern ihre Sitten in dieser Beziehung.

sittsames Aeußeres und feines Benehmen aus. Ein Frauenzimmer ohne Scham bei uns wird gemein, ekelhaft und verräth ihren Charakter durch ihr Benehmen. Den Japanesinnen ist Takt und Grazie angeboren, sie verleugnen sie nie und werden nie gemein. Ob die Ehen, deren Bräute die Theehäuser liefern, sehr glücklich werden, lasse ich dahingestellt sein; es ist schwer, darüber richtig zu urtheilen. Allein nach allem, was ich vom Gemüthsleben der Japanesen in Erfahrung habe bringen können, ist Liebe selten oder nie das Motiv einer Ehe, und oft machten die Frauen und Mädchen den Eindruck, als wäre Liebe ihnen ein unbekanntes Gefühl. Ich habe wol Aeltern ihre Kinder und diese umgekehrt ihre Aeltern liebkosen sehen, aber nie dergleichen bei Eheleuten wahrgenommen, und die Europäer, die in Kanagava und Nangasaki jahrelang mit Japanesinnen wie Mann und Frau lebten, also wol ein Urtheil darüber haben konnten, waren auch der Ansicht, daß Japanesinnen Liebe in der edlern Bedeutung des Wortes gar nicht kennen. Man kann ihnen jedoch keinen Vorwurf daraus machen. Aeltern- und Kindesliebe pflanzt die Natur auch den Thieren ein. Was aber die Geschlechtsliebe an edeln Regungen und feinem Gefühl besitzt, ist Resultat der Erziehung, der Bildungsstufe, der Gesetzgebung und der Religion. Wahre Liebe ist undenkbar ohne feines Schamgefühl; ein Mädchen, das aus irgendwelchen Gründen dies nicht besitzt, kann weder Liebe fühlen noch geben, und ein Ehegesetz, das dem Mann gestattet, beliebig viel Frauen zu nehmen, kann Liebe nicht wecken. Die japanischen Frauen nehmen in der Familie nicht die bedeutende Stellung ein wie in China, sind jedoch keineswegs die Sklavinnen des Mannes, wie es im übrigen Orient der Fall ist, sondern stehen ihm in der Häuslichkeit und bei der Erziehung der Kinder helfend zur Seite, und wenn auch Liebe nicht die Gatten bindet und Glück in das Haus zieht, scheint die Ehe doch beiderseitig hoch genug geachtet zu werden, um sie nicht durch jene Ausbrüche von Roheit und Gemeinheit zu beflecken, die man in unsern civilisirten Staaten leider so häufig findet. Daß ein Mann seine Frau mishandelt, kommt nie vor, ja nicht einmal Zank oder Schimpfworte verletzen die Anstandsformen, die Er-

ziehung und Herkommen zum Gesetze erhoben haben und die im äußerlichen Leben auf eine Weise beobachtet werden, wie man es wol nirgends anders findet. Sie sind allen Schichten der Gesellschaft eigen, und zwei bekannte Straßenkehrer oder Dienstmädchen begrüßen sich auf dieselbe höfliche und originelle Art wie Personen aus den höhern Ständen. Begegnen sich z. B. ein paar Bekannte auf der Straße, so bleiben sie einige Schritte voneinander entfernt stehen, bücken sich, legen die Hände auf die Knie und reiben, unter beständigen Verbeugungen und dem japanischen „Oheio anneta" und „Saginada" (Guten Tag und Leben Sie wohl!), ihre Schienbeine auf und nieder. Dabei ist der Ton der Sprache leise, sanft und von einem wiederholten Einziehen des Athems durch die Zähne begleitet, das ein zischendes Geräusch macht und stets von Gleichgestellten gegeneinander oder von Untergebenen gegen Höherstehende beobachtet wird. Wollen die Betreffenden dagegen miteinander sprechen, so hocken sie beide nieder, stützen sich auf die flach auf den Boden gelegten Hände und halten in dieser Lage, mit dem Kopfe nieder- und etwas seitwärts gebogen, ihre Unterredung, ohne sich jedoch anzusehen. Die Männer halten die Hände dabei auswärts, die Frauen nach innen gelegt. Natürlich wird diese Ceremonie in gewissen Fällen, wenn es z. B. geregnet hat, beschränkt, um sich nicht die Hände zu beschmuzen, aber bei trockenem Wetter kann man derartige Begrüßung in jeder Straße häufig wahrnehmen.

Die Heirathen in Japan sind unter den höhern Ständen stets Convenienzheirathen; bei den Mittelklassen waren sie es bis vor nicht langer Zeit ebenfalls, und der Bräutigam sah seine Braut zum ersten male, wenn sie am Hochzeitsabend sein Haus betrat, es sei denn, daß er sie sich aus einem Theehause gewählt hätte. Jetzt sieht er sie zwar schon früher, aber die Heirath bleibt eigentlich immer noch das Resultat kluger Berechnung, und Neigung spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle.

Die meisten Sitten der Japanesen sind auf die chinesischen begründet und als solche reich an Etikette. Je höher die Person in gesellschaftlicher Beziehung steht, desto weitläufiger ist das Ceremoniell, während man bei der bürgerlichen Klasse etwas

weniger Umstände macht. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, eine Hochzeit mit anzusehen; die nachstehende Beschreibung habe ich jedoch von Augenzeugen, und gebe sie, wie sie mir erzählt ward, mit der Bemerkung, daß hier von der Mittelklasse die Rede ist, zu der Kaufleute und Handwerker gehören.

Wie in China, wird die ganze Verhandlung durch Mittelspersonen eingeleitet, die entweder die Sache geschäftsmäßig treiben oder aus dem Kreise der Verwandten dazu gewählt werden. Jedoch fallen alle Wahrsagerförmlichkeiten fort, denn die Japanesen sind viel zu aufgeklärt, um sich von diesen Gaunern das Geld aus der Tasche locken zu lassen. Ist die Sache abgemacht, so schickt der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut Geschenke, die der Vermittler überbringt und dafür Gegengeschenke empfängt.

Alsdann wird die Aussteuer der Braut bereitet, die genau vorgeschrieben ist und aus folgenden Sachen besteht: Ein weißes Hochzeitskleid mit gold- und silbergestickten Kragen und Aermeln; vier andere Kleider, roth, schwarz, gelb und weiß; verschiedene andere vollständige Anzüge; ein dicker mit Pelz gefütterter Rock, als Nachtkleid; Matratzen, Kopfkissen, Handschuhe, Teppiche, Handtücher, ein Mantel, ein Sänftenüberzug; ein Sack mit getrockneten Kräutern, die in das Waschwasser gestreut werden, ein Beutel mit Zahnstochern, ein Bund Haarschnüre, ein Handspiegel, eine kleine Kiste mit Medicin, ein Kästchen beste Schminke für die Lippen, mehrere Rollen Packpapier, ein Packet Briefpapier, eine Art Harfe, Kollo genannt, eine Guitarre, ein Schreibzeug, ein Nadelkissen mit verschiedenen Arten Nadeln, ein Kasten mit Kämmen, eine Kruke mit Mixtur, um die Zähne schwarz zu färben, Zangen zum Brennen der Haare, Scheren, ein Briefkasten, ein Kasten mit Rasirmessern, ein Platteisen, einige Körbe und Gefäße, ein kleiner Dolch mit weißer Scheide in einem Futteral (ein Talisman gegen böse Geister und Ausdünstungen), Höflichkeitskarten von buntem Papier mit Gold oder Silber brochirt, die um Geschenke gewickelt werden, Nosi oder eßbares Seegras, von dem ebenfalls jedem Geschenke ein Stückchen angeheftet wird, Seidenzwirn, Bambusstangen, um Zeug darauf zu trocknen, verschiedene Sorten Fächer

und — eine Bank, um die Elnbogen darauf zu stützen, wenn die Hausfrau nichts zu thun hat. Dazu kommen noch verschiedene Bücher, Erzählungen, Gedichte, ein Buch über die Pflichten einer verheiratheten Frau und ein anderes über die Etikette bei der Hochzeitsfeierlichkeit.

Wenn diese Aussteuer fertig ist, werden der Vermittler und seine Frau in das Haus des Brautvaters geladen und ihnen zu Ehren ein Mahl angerichtet. Ein glücklicher Tag wird bestimmt und an ihm die Aussteuer nebst einem Verzeichnisse der Gegenstände gegen Quittung in das Haus des Bräutigams geschickt.

Am Hochzeitstage wird ein gewandtes Dienstmädchen zweiter Klasse zum Hause der Braut geschickt, um diese zu bedienen. Es gibt nämlich in Japan drei Klassen von Dienstmädchen: die Mädchen erster Klasse, unsere Kammerjungfern, machen die Kleidung und das Haar ihrer Herrin und halten ihr Zimmer in Ordnung; die zweite Klasse bedient sie bei Tisch, begleitet sie bei Ausgängen und sorgt für die Kinder; die dritte Klasse besorgt die Küche und sonstige schmuzige Arbeit. Alle drei Klassen dürfen nur aus den Theehäusern genommen werden.

Bevor die Braut das älterliche Haus verläßt, gibt ihr Vater allen seinen Verwandten ein Festmahl. Der Brautzug begibt sich dann in Sänften zum Hause des Bräutigams; zuerst die Frau des Vermittlers, dann die Braut, dann die Brautmutter und zuletzt ihr Vater; der Vermittler selbst ist schon vorausgegangen. Die Braut ist weiß (Trauerfarbe) gekleidet, da sie fortan als todt für ihre Aeltern betrachtet wird und wie in China als Tochter von ihres Mannes Aeltern gilt.

Im Hause des Bräutigams ist an der rechten Seite der Thür eine alte Frau und links ein alter Mann aufgestellt, deren jedes einen Mörser mit etwas Reiskuchen darin hält. Wenn die Sänfte der Braut vor der Thür anlangt, beginnen sie den Inhalt des Mörsers zu zerstören, indem der Mann sagt: „Tausend Jahr“ und die Frau „Zehn Tausend“ — Anspielungen auf die angenommene Lebensdauer der in Japan heiligen Kraniche und Schildkröten, die zu Gunsten der Braut angerufen werden. Die in den Mörsern gestoßenen Kuchen

werden dann zu Einem verbacken und dieser auf dem Toko, dem Ehrenplatze für Fremde, aufgestellt.

Beim Eingange in das Haus wird die Brautsänfte vom Bräutigam in Empfang genommen, während ihm gegenüber eine Frau mit einer Laterne sitzt. Bei dem Lichte dieser Laterne sah früher der Bräutigam seine Zukünftige zum ersten mal, und er hatte, wenn sie ihm nicht gefiel, das Recht, jetzt die Ceremonien abzubrechen und die Heirath rückgängig zu machen.

Die Braut reicht darauf ihr Marmori, eine Art Amulet von Holz, Metall oder Stein, durch das Sänftenfenster dem Verlobten zu, der es durch ein Dienstmädchen nach dem Hochzeitszimmer bringen und dort aufhängen läßt. Sie selbst wird von ihren Begleiterinnen dahin geführt und erwartet dort den Bräutigam. Außer vier Brautjungfern, wenn man sie so nennen will, wohnt niemand der Trauungsceremonie bei als der Vermittler und dessen Frau.

Die eheliche Verbindung wird dadurch vollzogen, daß die Verlobten auf eine besondere Weise Saki miteinander trinken. Der Saki wird durch zwei der Brautjungfern servirt, von denen die eine der männliche, die andere der weibliche Schmetterling genannt wird, weil ihre Sakiflaschen mit Schmetterlingen verziert sind. Da diese Insekten meistens paarweise fliegen, sollen sie das neuvermählte Paar daran erinnern, wie jene zusammenzuhalten.

Der männliche Schmetterling gießt Saki in die oberste dreier ineinandergestellter Schalen, aus welcher die Braut, indem sie dieselbe mit beiden Händen anfaßt, dreimal nippt, und die sie dann dem Bräutigam reicht. Dieser trinkt ebenfalls dreimal, stellt die erste Schale unter die dritte, läßt die zweite vom weiblichen Schmetterling füllen, trinkt wie vorher und überreicht der Braut die Schale. Dieselbe Ceremonie wird mit der noch übrigen dritten Schale vorgenommen, und damit ist die Ehe geschlossen. Die davon benachrichtigten Verwandten, die unterdessen in andern Zimmern verweilten, kommen jetzt herbei und setzen sich in einer bestimmten Reihenfolge, um von den Schmetterlingen nach Anweisung des Vermittlers mit Saki

bedient zu werden, wodurch die zwischen Braut und Bräutigam vollzogene Verbindung auch ihre Anerkennung erlangen soll.

Danach werden die Geschenke der jungen Frau an ihren Mann, dessen Verwandte und Diener übergeben, und dieser beschenkt dagegen seine Verlobte mit einem rothen und einem schwarzen Kleide, beide mit Gold und Silber gestickt, die sie in einem Nebenzimmer anzieht.

Nach einem Festmahle werden die jungen Leute von ihren Aeltern bis an die Thür der Brautkammer geführt und allein im Hause gelassen. Am andern Morgen nehmen sie ein warmes Bad und frühstücken zusammen. Dann kommen von Freunden und Verwandten die Hochzeitsgeschenke und Visiten, und nach drei Tagen macht die junge Frau in Begleitung ihrer Schwiegermutter oder einer ältern Anverwandten allen denen Besuche, die Geschenke gebracht haben, und gibt Gegengeschenke. Sieben Tage nach der Hochzeit wird der junge Ehemann von seinen Schwiegerältern zu einem großen Festmahle eingeladen und einige Tage darauf revanchirt er sich gegen die Verwandten seiner Frau auf ähnliche Weise, womit die Hochzeitsfeierlichkeiten geschlossen sind.

Ich habe bereits bemerkt, daß ein Mann sich so viel Concubinen nehmen kann, wie er will. Selbst die moralischen Rücksichten, die ein solches Verfahren in China sehr beschränken, fallen hier fort. Die Kinder der Nebenfrauen werden von der rechtmäßigen Frau adoptirt und letztere im Verhältniß zu der Zahl ihrer eigenen wie ihrer adoptirten Kinder respectirt. Dies gilt jedoch nur von dem nichtadelichen Theile des Volks. Bei dem Adel haben die Kinder der Concubinen keinen Anspruch auf Erbschaft, und die rechtmäßige Frau kümmert sich nicht um sie; ja, oft laufen solche Geschöpfe als Bettler auf der Straße umher. Söhne sind in Japan ebenso wie in China von den Aeltern heiß ersehnt, und im Falle männliche Sprößlinge fehlen, werden wie dort die jüngern Söhne der Brüder adoptirt.

Die Japanesen scheinen auch das Sprichwort zu kennen: „Viel Kinder, viel Segen!“ Wo wir hinkamen, wimmelte es von Kindern, und ich habe kaum in China mehr gesehen. In Jeddo hatten wir in der ersten Zeit oft einen Schwarm von

Hunderten hinter uns, die uns wol ein Todschi! Todschi! — Chinesen — nachriefen, für die sie uns hielten, sonst aber sich merkwürdig anständig betrugen. Ueberhaupt wird die Jugend trefflich erzogen, und sogenannte „Gassenjungen“ gibt es in Japan nicht. Wenn das ruhige, höfliche und sanfte Wesen der Japanesen theilweise in ihrem Charakter begründet sein mag, so ist es doch bestimmt auch großentheils ein Resultat der Erziehung. Der Vater hat wie in China unbeschränkte Gewalt über seine Familie, aber selten wendet er sie in strengem Sinne an. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt erzogen, aber fast nie gezüchtigt und ebenso wenig gescholten. Mit bewunderswerther Geduld suchen die Aeltern sie durch gütiges Zureden und Vernunftgründe von ihren Unarten abzubringen, und dies System hat so guten Erfolg, daß Kinder von 10—12 Jahren sich klug und gesetzt wie erwachsene Menschen benehmen.

Zur Schule werden sie im siebenten oder achten Jahre geschickt, lernen dann aber desto schneller. Die Schulbildung des Volks ist noch allgemeiner als in China. Während sie sich dort meistens nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung erstreckt, schließt sie hier auch das weibliche Geschlecht ein, obwol es ebenfalls nur Privatschulen im Lande gibt. Die Dienstmädchen in Japan benutzen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überrascht uns durch sein Verständniß des Lesens und Schreibens. Nach dem, was wir von der Volksbildung gesehen, kann es nur wenige Procent der Bevölkerung geben, die des Lesens und Schreibens unkundig wären. Welches Land der Welt kann dies von sich behaupten?

24.

Japanesische Bücher. Die Beamtenlaufbahn. Die wissenschaftliche Bildung. Die Heilkunde. Wißbegierde und Auffassungstalent der Japanesen. Die japanesische Sprache. Die Literatur. Das Theater. Kunstreiterei und Ringkämpfe. Schaulustigkeit des Volks. Gesellschaftliche Gelage und Unterhaltungen. Guitarrenmädchen und Tänzerinnen. Die Japanesen im Rausch.

Ueberall sind Buchläden, und in allen Trödelbuden liegen alte Bücher aus, die vom Volke begierig aufgekauft und gelesen werden. Die Ausführung von Büchern wurde von der mistrauischen Regierung früher sehr streng untersagt, und japanische Bücher sind nur dann und wann als große Seltenheit nach Europa gelangt. Die erste großartige Ausbeute in dieser Beziehung ist von den verschiedenen Betheiligten unserer Expedition gemacht worden. Sowol von den Mitgliedern der Gesandtschaft als von uns Offizieren wurden mindestens 2—3000 Bände der verschiedensten Art gekauft, die, zum Theil für die königliche Bibliothek in Berlin bestimmt, unsern Orientalisten gewiß werthvolle Aufschlüsse über die japanische Literatur und Wissenschaft geben werden. Sehr viele sind technischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. So gelangte der Commissar für landwirthschaftliche Angelegenheiten von der Expedition in Besitz einer technischen Encyklopädie von nicht weniger als 18 großen Quartbänden mit einigen Tausend in den Text gedruckten und außerordentlich genau ausgeführten Holzschnitten, deren minutiöse Treue selbst den der Sprache Unkundigen über den ebenso reichhaltigen als gründlichen Text

belehrt. Ich selbst besitze ein naturgeschichtliches Werk in drei Bänden, das die Abbildung und Beschreibung der bei Japan vorkommenden Seefische enthält. Die Zeichnungen sind so correct und die Colorirung der Kupfer ist so natürlich, daß man jeden Fisch sofort wiedererkennt.

Ich weiß nicht, ob es in Japan höhere Lehranstalten gibt, an denen junge Leute für Staatsämter ausgebildet werden, und ebenso wenig habe ich erfahren können, ob, wie in China, regelmäßige Prüfungen stattfinden. Die Japanesen sind in dieser Beziehung außerordentlich verschlossen und geben auf alle Fragen, welche die innern Verhältnisse des Landes berühren, dem Fremden stets ausweichende Antworten. Bevor wir deshalb etwas Näheres in dieser Beziehung erfahren, müssen die Japanesen erst durch längern Umgang mit uns ihre Zurückhaltung verlieren. Ich glaube jedoch kaum, daß die japanesischen Beamten ein regelmäßiges Studium durchmachen. Alle höhern Stellungen, die außergewöhnliche Kenntnisse beanspruchen können, sind ein Privilegium des Adels, und die in Japan geltende Maxime, der Sohn tritt in das Amt oder die Beschäftigung des Vaters, d. h. der Sohn des kaiserlichen Leibarztes wird wieder kaiserlicher Leibarzt, der eines höhern Beamten höherer Beamter, der eines Kaufmanns Kaufmann u. s. w., schließt alle freie Bewerbung um eine höhere Lebensstellung aus und verhindert, daß die Wissenschaft in solcher Achtung steht wie in China, wo sie dem Sohne des Bettlers die Wege zu den höchsten Ehrenstellen eröffnet.

Trotzdem nimmt aber die Wissenschaft selbst in Japan eine bedeutend höhere Stufe ein als dort. Die Japanesen sind ein fortschreitendes Culturvolk und haben einen großen geistigen Vortheil vor ihren Nachbarn voraus: sie überschätzen sich nicht und besitzen nicht die lächerliche Arroganz, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegentheil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an, nehmen sie ungescheut zu Lehrern und suchen aus ihren Werken und Büchern das zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Dabei kommt ihnen ihr ungemeines Imitationsvermögen außerordentlich zu statten, aber dieses beschränkt sich nicht, wie in China, auf das Mecha-

nische und die Formen, sondern schließt auch ein Verständniß der Ideen und des Geistes ein.

Ihre Wißbegierde ist ungemein groß, und wo sie es unbelauscht von den Organen einer mistrauischen Regierung thun können, suchen sie durch Fragen ihren Schatz von Kenntnissen auf jede Weise zu bereichern.

Nach welchen Richtungen hin und wie ernstlich man in Japan bestrebt ist, sich andere Nationen zum Muster zu nehmen und sich deren Kenntnisse anzueignen, mag aus folgender Thatsache erhellen. Bei der Uebergabe der Geschenke, welche der König von Preußen dem Taikun sandte, stellte Graf Eulenburg den kaiserlichen Commissaren seine Attaché's und unter ihnen den Lieutenant von Brandt vor. Bei Nennung des Namens fragte der eine der Commissare, ob dies vielleicht der Herr von Brandt sei, der die „Taktik der drei Waffen" geschrieben. Als ihm die Antwort wurde, daß der Vater der Autor sei, schickte der Commissar am andern Tage dem Sohne die japanesische Uebersetzung des Buchs mit der Bitte, dieselbe als ein Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen.

In keinem Fache erkennen die Japanesen aber bereitwilliger die Ueberlegenheit der Europäer an als in der Medicin. Bis vor kurzem stand die japanesische Heilkunde im allgemeinen nicht auf viel höherer Stufe als die chinesische. Wenngleich die Aerzte der holländischen Factorei auf Desima Eleven hatten, blieben dieselben doch stets vereinzelt. Seit der Eröffnung des Landes hat aber die Regierung, welche trotz ihres Absperrungssystems schon die Instruction der holländischen Aerzte duldete, jetzt ein förmliches ärztliches Lehrinstitut unter Leitung des holländischen Marine-Oberarztes Dr. Pompe in Nangasaki eingerichtet, auf dem sich zur Zeit unserer Anwesenheit 18 Studenten befanden, und sie hat dadurch gezeigt, welchen Werth sie auf die wissenschaftliche Bildung europäischer Aerzte legt. Um dem theoretischen Unterrichte eine praktische Ausbildung zur Seite zu stellen, wird ein großes Hospital in Nangasaki gebaut, und da sich unter den Zöglingen auch der Sohn des kaiserlichen Leibarztes Masmotto, der präsumtive Nachfolger

seines Vaters, befindet, ein sehr aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter und wie alle Studenten der holländischen Sprache durchaus mächtiger Mann, so wird die medicinische Wissenschaft bald in Japan eine Stellung einnehmen wie in keinem andern Lande Asiens.*)

Moxa und Acupunktur sind bisjetzt die vorzüglichsten Heilmittel der Japanesen, und namentlich wird die erstere, wie in China, sehr häufig angewandt. Die innern Heilmittel sind wie dort einfach, und der Ginseng spielt ebenfalls eine große Rolle. Doch nimmt man davon keine so gewaltigen Dosen wie im Nachbarlande. Die meisten Arzneien werden in Pillen gegeben von der Größe der unserigen, die man in den Apotheken mit einer sehr sinnreichen Maschine außerordentlich schnell und zu vielen Hunderten in wenigen Minuten verfertigt. Ein sehr beliebtes Mittel sind auch ungeborene Rehe, getrocknet und pulverisirt. Die Cholera, welche Japan vor mehrern Jahren schwer heimgesucht hat, wurde nach der Hufeland'schen Makrobiotik behandelt, welches Werk ebenfalls in das Japanesische übersetzt ist.

Für fremde Sprachen haben die Japanesen großes Talent; sie fassen sehr leicht deren Geist auf, eignen sich merkwürdig gut die Aussprache an, und von jenem Kauderwelsch der Chinesen, das ich früher erwähnte, findet sich keine Spur. Bisjetzt sind holländisch und englisch, ersteres mehr in Nangasaki, letzteres mehr in Jeddo, die beiden Sprachen, in denen Dolmetscher ausgebildet werden. Seit unserer Ankunft wurde jedoch auch deutsch gelernt, und es mag als Beleg für die wunderbar schnelle Auffassungsgabe der Japanesen dienen, daß

---

*) Vor kurzem ist eine zweite medicinische Hochschule nebst Klinik ganz nach dem Muster der leipziger betreffenden Anstalt in Kioto (Miako) gegründet, die unter Leitung eines wiener Arztes, Dr. Ineva, gestellt worden ist.

Verschiedene junge Japaner studiren Medicin in Berlin, und unter ihnen hat vor einigen Wochen der Sohn des Leibarztes vom Mikado, obwol er nur zwei Jahre in Deutschland war und die deutsche Sprache erst erlernen mußte, das medicinische Staatsexamen in glänzender Weise bestanden.

ein Schüler des erwähnten Dr. Pompe, mit Namen Siva, der unserm Botaniker, Regierungsrath Wichura, schätzenswerthe Auskunft über die Flora des Landes gab, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, alle japanesischen Pflanzennamen mit deutschen Lettern, und zwar äußerst sauber und correct zu schreiben, obwol er vor Ankunft des Herrn Wichura keinen deutschen Buchstaben kannte, und dieser überhaupt nur vier Wochen in Nangasaki verweilte.

Die Vorträge des Dr. Pompe werden holländisch gehalten, und seine Eleven schreiben sie japanesisch nach. Wo findet man etwas Aehnliches? Wir waren vier Wochen in Japan, als uns schon aus den meisten Verkaufsläden in Yokuhama, sobald wir über die Straße gingen, ein: „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie nichts kaufen?" entgegenschallte. Nur r und l verwechseln sie regelmäßig, und es ist ihnen nicht möglich, diese Buchstaben richtig zu gebrauchen.

Die Erlernung der japanischen Sprache ist für den Fremden nicht so leicht, obwol sie sehr in das Gehör fällt; jedoch prägt man sich die Namen von einigen hundert alltäglichen Gegenständen und häufig vorkommenden Begriffen sehr schnell ein, und mit ihrer sowie mit Hülfe der Mimik macht man sich bald verständlich. Der Sprache aber völlig mächtig zu werden, dazu gehört ein vieljähriges Studium, schon weil es vier verschiedene Schreib- und Druckweisen und zwei Sprechweisen gibt, je nachdem man mit einem Höhergestellten oder Untergebenen redet.

Man hat früher das Japanische vielfach für einen Dialekt des Chinesischen oder wenigstens für sehr nahe verwandt gehalten. Obwol dies, wie ich schon früher bemerkte, durchaus unrichtig ist, erklärt sich diese Ansicht leicht aus dem Umstande, daß nicht nur die geschriebenen und gedruckten chinesischen Charaktere in Japan vielfach in Gebrauch sind und verstanden werden, sondern daß auch die chinesische Sprache mit einem besondern japanischen Accent, der hauptsächlich die Nasallaute unterdrückt und einzelne Consonanten weniger scharf betont, als Gelehrtensprache im allgemeinen Gebrauch ist und in Japan

ungefähr die Stelle einnimmt wie das Lateinische zu Zeiten des Mittelalters in Europa.

Außerdem haben aber die Japanesen ihre eigene Conversations- und Schriftsprache, durchaus verschieden von jeder bekannten und vielsilbig, während die chinesische Sprache nur einsilbige Wörter aufzuweisen hat. Wahrscheinlich existirte in Japan lange Zeit nur die chinesische Schreibweise, und noch jetzt gibt es eine Menge in jenen Charakteren gedruckter Bücher, allein man kann diese nicht als Ausdruck der japanischen Sprache betrachten. Wer sie lesen kann, versteht sowol die chinesische Schrift- als Conversationssprache, oder sollte dies nicht der Fall sein, so muß er wenigstens die Bedeutung der für Begriffe stehenden chinesischen Charaktere kennen. In Bezug auf das letztere haben wir in den europäischen Sprachen etwas ganz Aehnliches in unsern arabischen Ziffern. Sagen wir zu einem Franzosen, der kein Deutsch kennt: „Ein Hundert", so wird er es nicht verstehen, wohl aber, wenn wir die Zahl „100" schreiben, indem er sofort das Bild oder den Charakter für cent oder Hundert erkennt. Gerade so ist es mit den erwähnten beiden Sprachen. Chinesen und Japanesen haben z. B. für „Baum" ganz verschiedene Laute, aber denselben Charakter für den schriftlichen Ausdruck, und so ist es erklärlich, wie jemand, der chinesische Schriftsprache kennt, ein japanesisches Buch lesen und größtentheils verstehen kann, da außerdem die japanesische Sprache dieselbe Construction wie die chinesische und die meisten Sprachen des östlichen Asien hat. Es wird nämlich das Attribut vor das Subject, das Adjectiv vor das Substantiv, das Adverbium vor das Zeitwort u. s. w. gesetzt.

Immerhin bleibt das Verständniß aber noch schwierig, weil die japanischen Wörter vielfache Beugungen haben, welche die Chinesen nicht kennen, und für welche ihre Schriftsprache keine Zeichen besitzt. Das Alphabet der japanesischen Sprache besteht aus 47 Silben, die durch drei angehängte Zeichen noch bis zu 144 vermehrt werden. Ebenso wie wir unser Alphabet mit den drei ersten Buchstaben A B C bezeichnen, so nennt auch der Japanese das seinige nach den drei ersten Silben das

I-ro-fa. Da die Sprache nur eine so beschränkte Zahl von Silben besitzt und so reich an Vocalen ist, sollte man glauben, sie müßte sehr musikalisch sein und sich leicht mit europäischen Buchstaben schreiben lassen, aber beides ist nicht der Fall. Sie enthält Laute, die uns fehlen, und gerade die Aussprache macht die meisten Schwierigkeiten. So gibt es Mittellaute zwischen b und f, zwischen l und d, sch und dsch, g und ch, ch und s, die wir gar nicht im Stande sind wiederzugeben.

Für ihr Silbenalphabet scheinen die Japanesen zuerst 47 vollkommen chinesische Charaktere, und zwar die dem japanischen Laute entsprechenden, gewählt zu haben. So z. B. wurde für die japanische Silbe mi — etwas Weibliches — das chinesische Wortzeichen für „weiblich" genommen. Diesem ersten Alphabet scheint ein zweites gefolgt zu sein, in dem die chinesischen Wortzeichen sehr abgekürzt oder zusammengezogen wurden.

Eine dritte und vierte Schreibweise ist Chira-Kana und Kata-Kana, die Schreibweise der Frauen und die der Männer, wie die Worte in der Uebersetzung lauten. Aus jener sind die Formen der chinesischen Schriftzeichen fast ganz verschwunden, in dieser sind 15 der einfachsten behalten, die übrigen 32 aber willkürlich genommen. Letztere ist die kürzeste, eine Art Stenographie, und wird hauptsächlich zu Noten und Erläuterungen angewandt. Kein einziges japanisches Buch wird jedoch in einer und derselben Schreibweise gedruckt, und je gelehrter ein Autor sich dünkt, desto mehr rein chinesische Worte flicht er in seine Werke ein, sodaß schon deshalb eine Kenntniß des Chinesischen durchaus nothwendig ist, um ein japanesisches Buch zu verstehen. Dem Fremden wird natürlich hier das Verständniß um so mehr erschwert.

Das Nomen hat im Japanesischen weder Geschlecht noch Zahl; um den Plural auszudrücken, wird das Wort bisweilen wiederholt, und um das Geschlecht von Thieren zu bezeichnen, fügt man die Worte wo (männlich) und mi (weiblich) hinzu, z. B. wo-inu Hund, mi-inu Hündin. Die Declination und Bildung der einzelnen Casus geschieht durch Suffixe, z. B. fito - fitono - fitoni - fitowa - fitogori, der, des, dem, den, mit dem Manne. Die Adjectiven haben gleichfalls weder Ge-

schlecht noch Zahl und werden stets vor das zugehörige Substantiv gesetzt. Präsens Indicativ und Infinitiv der Zeitwörter sind gleichlautend und endigen stets auf u. Das Perfectum wird gebildet durch Verwandlung des u in i und Anhängung von ta, z. B. wird koku im Perfectum kokita; das Futurum entsteht durch Verwandlung des u in o und Anhängung eines u, z. B. koku, kokou. Der Imperativ verändert u in e, z. B. koku, koke, u. s. w. Flexion für Zahl und Person gibt es, wie schon bemerkt, nicht. Um den Conjunctiv der verschiedenen Zeiten auszudrücken, wendet man Partikeln an. Für die negative Form des Zeitworts besteht eine besondere Conjugation.

Zeitwörter, Nennwörter und Fürwörter erleiden bestimmte Veränderungen, je nachdem der Sprechende zu einem Höherstehenden oder Untergebenen redet. Dies gilt sogar von abwesenden Personen, und die Ehrfurcht vor einem höhern Range erstreckt sich so weit, daß, wenn z. B. von zwei höhern Personen gesprochen wird, die nicht auf derselben Rangstufe stehen, wie General und Oberst, dem Namen des Niedrigerstehenden zunächst eine ehrende Partikel, dann aber auch eine erniedrigende angehängt werden muß, um einerseits die Achtung des Sprechers, sodann aber auch den niedern Rang des Betreffenden in Vergleich zu der in Rede stehenden höhern Persönlichkeit auszudrücken, deren Namen nur eine ehrende Partikel beigefügt wird. Spricht man von sich selbst, so wird stets eine Partikel der Unterthänigkeit angehängt, es sei denn in der Familie oder im eigenen Hause, wo man neutrale Worte gebraucht.

Diese Eigenthümlichkeit der Sprachweise ist in Japan einzig, steht aber in genauem Zusammenhange mit der ausgesuchten Höflichkeit des Volks, die allen Schichten der Gesellschaft eigen ist, und von der ich schon Beispiele angeführt habe.

Die japanische Literatur läßt sich unter sieben verschiedene Rubriken klassificiren: 1) Uta und Renga: Gedichte; 2) Mai: historische Ereignisse in dramatischer Form mit musikalischer Begleitung; 3) Sosi: Geschichte und Biographie der Heroen; 4) Sageo: Lebende Heilige; 5) Monogatari: unterhaltende und belehrende Erzählungen in Prosa; 6) Taifexi: Geschichte; 7) Gesetze und Sitten.

Die Uta bestehen aus Distichen; der erste Vers ist dreifüßig, der erste und letzte Fuß hat fünf, der mittlere sieben Silben. Der zweite Vers ist zweifüßig von je sieben Silben. Eine besondere Schönheit dieser Distichen ist es, wenn sie eine doppelte Bedeutung haben, wie z. B. die nachfolgende Klage einer Mutter über ihre Kinder:

Wakete fuku, kaye kosa ukere, fana tomoni
Tsirade kono fawa nado no kururon.

Kaye bezeichnet Wind und Tod, ko Baum und Sohn, fawa Mutter und Blatt. Im erstern Sinne lautet das Distichon: „O grausamer Wind, der du deine Kraft nur auf meine Rosen geübt und sie zerstört hast, während du die Blätter am Baume ließest." Mit der zweiten Bedeutung der Worte aber: „O grausamer Tod, der du meinen Sohn mir entrissen, aber seine unglückliche Mutter verschont hast."

Die Renga genannten Gedichte sind 100—1000 Verse lang und jeder Vers von dem unmittelbar vorhergehenden abhängig, während jedes Distichon der Uta ein vollkommenes und abgeschlossenes Ganzes ausmacht. Die Renga sind alle Lehrgedichte; erzählende Poesie haben die Japanesen nicht. Dagegen besitzt alle Prosa einen gewissen Rhythmus, der sie sehr harmonisch macht und ihr Lesen ähnlich wie Gesang klingen läßt.

Die in meinem Besitze befindliche Naturgeschichte der Fische gehört zu den Monogatari; die erwähnte technische Encyklopädie unter das Rubrum „Gesetze und Sitten".

Die Mai sind die in den Theatern zur Aufführung kommenden Stücke. Die Japanesen lieben Theater ebenso sehr wie die Chinesen, und Aeußeres und Inneres sind in beiden Ländern ziemlich gleich, nur ist das Orchester in Japan nicht so schrecklich wie in China, wenigstens nicht so lärmend. Das Spiel ist außerordentlich gewandt, und die Rollen waren stets brillant gelernt. Souffleure gibt es hier ebenso wenig wie in China, aber nie stockt der Dialog. Die Mimik weicht von der unsern durchaus ab, und ich habe mir vergebens die Mühe gemacht, aus ihr die Affecte zu lesen, die sie darstellen soll. Oft sind die Bewegungen vollständig convulsivisch und nach unsern Begriffen jedenfalls nicht schön. Diese verschrobene

Mimik kommt jedoch nur in Ballets zum Vorschein, wo die Tänzer nicht sprechen, sondern den Verlauf der Handlung allein durch ihre Bewegungen nach dem Takte einer begleitenden Musik darzustellen suchen. Ein junger Japanese, der holländisch sprach, erklärte uns die einzelnen Scenen, aber uns war es unmöglich, sie auch nur im entferntesten aus den Bewegungen der Acteure zu erkennen. Im Schauspiel dagegen ist die Mimik durchaus natürlich, gerade wie bei uns, und es bleibt mir ein Räthsel, weshalb man hier zwei so ganz verschiedene Arten des mimischen Ausdrucks hat. Als wir nach Japan kamen, fielen uns in allen Büchern, die zur Klasse der Sosi und Sageo gehören, die unnatürlichen und verdrehten Stellungen der darin abgebildeten Personen auf; als wir jedoch das Theater besuchten, fanden wir ihre genaue Copie im Ballet wieder. Unstreitig sind die Körperverzerrungen Resultat eines übertriebenen Pathos, das dadurch unerträglich wird.

Originell ist es, wenn in einem Drama plötzlich eine komische Person auftritt, die mit dem Stück gar nichts zu thun hat, sondern nur erscheint, um eine Diversion zu veranstalten, sobald der Gang der Handlung zu ernst oder wol gar tragisch zu werden beginnt und die Schauspieler fürchten, daß dies dem Publikum unbehaglich sei. Jedenfalls ist diese Naivetät ein gutes Kriterium für die Culturstufe der dramatischen Kunst in Japan.

Die Garderobe ist lange nicht so schön wie in China, jedoch immerhin sehr anständig. Die Scenirung liegt noch in der Kindheit, ist aber doch weiter ausgebildet als in China. Es gibt Coulissen, und Gegenstände wie Brunnen u. s. w. werden wol auch auf die Bühne gebracht; im allgemeinen steht es jedoch um die Maschinerie und Decorationen schwach. Das japanische Theater besitzt indeß einen bedeutenden Vortheil vor dem chinesischen: es hat auch weibliches Personal. Ich habe zwar nicht viel hübsche Gesichter darunter gesehen, allein es sagt uns doch mehr zu, eine Frauenrolle von einer Frau statt von einem Mann mit kreischender Fistelstimme spielen zu sehen.

Von andern bei den Japanesen üblichen Kunstvorstellungen ist die Kunstreiterei zu erwähnen, und wir hatten während

unsers Aufenthalts in Nangasaki zuletzt noch das seltene Glück, den Productionen einer einheimischen Kunstreitergesellschaft beiwohnen zu können. Die Beschreibung derselben werde ich bei der Schilderung Nangasakis später geben; hier sei nur im allgemeinen bemerkt, daß diese Art von Schauspielen in Japan auffällig ist, da seine Bewohner durchaus kein Reitervolk sind. Die wenigen Pferde im Besitze des Volks werden zum Lasttragen benutzt, und nur Jakonins im Dienst reiten. Ich habe einmal die fünf Gouverneure von Jeddo zu Pferde gesehen. Dies geschah aber bei einer außerordentlichen Gelegenheit, und der Adel hält sich nur Reitpferde, um sie den Sänften nachführen zu lassen, in denen man sich allgemein tragen läßt. Cavalerie habe ich nirgends gesehen, wenn man nicht die Polizei-Jakonins — eine Art berittener Gensdarmen — dazu rechnen will. Japan ist ein so gebirgiges Land, mit so halsbrecherischen Wegen, daß Cavalerie von geringem Nutzen sein dürfte, und ich glaube fast, es gibt gar keine. Um so mehr ist es deshalb zu bewundern, daß sich Kunstreiter unter solchen Verhältnissen bilden und zeigen.

Die Ringkämpfer, von denen Perry in seinem Buche über die amerikanische Expedition nach Japan so viel Aufhebens macht, sahen wir in Yokuhama; ich kann jedoch nicht sagen, daß sie mich besonders enthusiasmirten. Ihre ganze Kunst war eben weiter gar nichts als ein Ringen, und derjenige blieb Sieger, der den Gegner aus der Arena drängte. Die Truppe bestand aus 16 Mann, die je zwei und zwei miteinander rangen. Bis auf einen Gürtel um die Hüften gingen sie vollständig nackt, und ich muß gestehen, daß ich nie so viele wirklich athletisch gebaute Gestalten beieinander gesehen habe. Keiner war unter 6 Fuß hoch, ihre kolossalen Glieder und ihr gewaltiger Muskelbau verriethen Herculeskraft, und wie in China wurde auch hier der Beweis geliefert, daß Fleischnahrung kein nothwendiges Bedürfniß einer kräftigen Entwickelung des Körpers ist. Die Japanesen leben wie die Chinesen von Reis, Gemüsen und Fischen, aber unter den Kulis findet man in Japan noch viel kräftigere Gestalten als in China. Perry schildert diese Ringkämpfer als sehr fett, und in seinem Buche sind sie wie Fleisch-

klumpen abgebildet; davon haben wir jedoch nichts gesehen, im Gegentheil waren sie sämmtlich von einem wunderschönen Ebenmaß der Glieder und hätten die besten Modelle für einen Hercules abgegeben.

Die Vorbereitungen zu dem Ringspiel waren sehr langweilig; ein ewiges Waschen und Reiben der Hände mit Sand, Recken der Glieder und Elasticitätsprobe der Muskeln, Abwischen des Körpers mit Papier und Ausspülen des Mundes mit Wasser. Was dies letztere mit dem Ringen zu thun hatte, konnten wir nicht enträthseln. Im ganzen war das Schauspiel für uns sehr ermüdend; die Japanesen sind jedoch große Liebhaber von diesen Ringkämpfen, die in größern Städten bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen, und der Zuschauerraum ist stets gedrängt voll. Eine ganz originelle Art der Beifallsäußerungen muß ich hier noch erwähnen, die unsern europäischen Gymnasten und Acteuren gewiß willkommener wäre als Klatschen und Herausrufen. Als einige der Kämpfer einen schweren Sieg errungen hatten, flogen aus verschiedenen Logen, in denen dem Anscheine nach reiche Kaufleute saßen, seidene Röcke, wie sie die Japanesen tragen, in die Arena, und einer der gigantischen Ringer erhielt deren nicht weniger als fünf; ein Geschenk, das, selbst nach japanischen Preisen berechnet, immer einen Werth von 20—25 Thalern hatte. Das Eintrittsgeld war jedoch gar nicht nach japanischen Preisen berechnet, und wir mußten 1 Itzebu (15 Silbergroschen) pro Person bezahlen.

Die Regierung ermuntert die Heranbildung solcher Kämpfer dadurch, daß sie ihnen erlaubt, wie der Adel und die Soldaten zwei Schwerter zu tragen, obwol sie aus der untersten Volksklasse hervorgehen; eine Auszeichnung, auf die sie nicht wenig stolz sind und nach der die Kaufleute z. B., mögen sie noch so reich sein, vergebens streben. Das Recht zum Tragen Eines Schwerts ist alles, was sie sich mit schwerem Gelde erkaufen können.

Schaulustig und neugierig sind die Japanesen in hohem Grade. Bald sind es wilde und fremde Thiere, bald Monstra, die in den Städten gezeigt werden, oder es speculiren Taschenspieler und Akrobaten, Declamatoren und vagirende Schau-

spieler auf die Liebhaberei ihrer Landsleute und machen dabei stets gute Geschäfte.

Einer dieser Künstler amusirte uns außerordentlich durch ein Spiel mit Schmetterlingen. Sein ganzer Apparat bestand aus einem Blumentopf und einem Fächer. Bei Beginn der Vorstellung nahm er zwei Stückchen buntes Papier und formte daraus mit seltener Naturtreue zwei allerliebste Schmetterlinge. Er warf sie dann in die Höhe und setzte nun seinen Fächer mit einer Geschicklichkeit in Bewegung, die uns vom Staunen zur Bewunderung hinriß. Die Schmetterlinge begannen gleichsam zu leben, und wir trauten kaum unsern Augen, als sie, durch den Luftzug des Fächers gelenkt, ihren Flug bald hierbald dorthin richteten, über den Blumen schwebten und Honig aus ihnen zu saugen schienen, dann im Zickzack in die Höhe flatterten, bald paarweise, bald getrennt, um sich schließlich auf die Hand ihres Schöpfers niederzulassen und dort vor unsern Augen wieder zu todten Papierstreifen entfaltet zu werden. Ich erinnere mich nicht, jemals ein so interessantes, unterhaltendes und dabei so kunstvolles Spiel gesehen zu haben.

Die durch den gewinnsüchtigen Geist der Chinesen in so großer Anzahl in das Leben gerufenen Spielbuden aller Art findet man in Japan nicht. Der Japanese weiß wol den Werth des Geldes zu schätzen, aber er macht es nie zu seinem Gotte, und das Streben nach Erwerb nimmt nicht die oberste Stelle in seinem Gemüthe ein. Wenn er spielt, so ist es die Lust an Aufregung, die ihn dazu spornt, aber er wird es lassen, sobald er Gelegenheit hat, ein Schauspiel zu sehen, das sein Interesse mehr in Anspruch nimmt. In früherer Zeit hatten die Portugiesen unsere Karten eingeführt, und die Japanesen spielten leidenschaftlich; allein die Regierung hat sich ins Mittel gelegt und mit drakonischer Strenge das Kartenspiel verboten. Statt dessen spielt man eine Art Domino oder Schach. Letzteres ist von unserm sehr verschieden und viel complicirter. Man hat dabei nicht weniger als 400 Figuren, die nach den verschiedensten Richtungen schlagen.

Gelage und Tafelfreuden sind bei den Japanesen sehr beliebt, und wollen sie sich etwas zugute thun, so gehen sie mit

ihrer Familie und Freunden in ein Theehaus, um dort zu speisen und sich von den Mädchen etwas vorspielen oder vortragen zu lassen. Fast jedes junge Mädchen lernt Guitarre spielen und singen; man mag zu irgendeiner Tageszeit in irgendein Haus treten, in irgendeinem Zimmer hört man gewiß klimpern. Die Guitarren haben einen mit ungegerbtem Kalbfell überzogenen Resonanzboden, sind viersaitig und werden, wie in China, mit einem Stäbchen in Form eines Buttersteches gespielt. Der Gesang ist nicht so kreischend wie dort, sagt unserm Ohr aber ebenso wenig zu, wenngleich die Melodien bisweilen durch ihre Eigenthümlichkeit etwas Anziehendes erhalten. Die Japanesen sind jedoch von ihrer Musik so eingenommen, daß sie selten ein Mahl halten ohne dieselbe, und Harfen- oder Guitarrenmädchen sind eine zahlreich vertretene Klasse. Nach Tische wird durch Sakitrinken und verschiedene Spiele eine heitere Stimmung zu wecken gesucht, namentlich durch Pfänderspiele, bei denen der Verlierer, statt ein Pfand zu geben, einen Trunk nehmen muß. In den Theehäusern erscheinen nach der Mahlzeit gewöhnlich Tänzerinnen. Diese bilden wie die Guitarrenmädchen eine eigene Zunft, unterscheiden sich aber von den übrigen Mädchen in den Theehäusern dadurch, daß sie nicht wie diese zugänglich sind. Man unterscheidet zwei Arten Tänze. Die eine wird von zwei, die andere von einer Person ausgeführt. Bei der erstern tragen die Mädchen eine Menge leichter seidener Röcke, die sie während des Tanzes einen nach dem andern vom Oberkörper abstreifen, bis dieser schließlich ganz entblößt ist und die Kleider alle vom Gürtel herabhängen. Die Bewegungen sind sehr einfach, und etwas besonders Schönes läßt sich in ihnen nicht finden. Dagegen zeigt sich in der zweiten Tanzart, die ein Mädchen allein ausführt, die ganze angeborene Grazie der Japanesinnen. Es ist ein dramatischer Tanz, insofern dadurch nicht allein Affecte, sondern der Verlauf einer längern Handlung, gewöhnlich einer Liebesaffaire, dargestellt wird. Die Bewegungen sind ungemein anmuthig und ausdrucksvoll, dabei jedoch sehr ruhig, und eigentlich ist der Tanz nur ein Gehen, bei dem Arme und Oberkörper das Meiste zu thun haben. Die Tänzerin stellt immer zwei Personen, einen Mann und eine

Frau, abwechselnd dar; erstern bezeichnet sie außer dem mimischen Ausdruck der Gesichtszüge und einer energischern Haltung des Körpers äußerlich durch einen Stab, der ein Schwert vorstellt, während das Kennzeichen der Frauenrolle der Fächer ist. Die Trennung beider Charaktere wird sehr gut ausgeführt, und wenn man, wie wir, jemand bei sich hat, der die Handlung erklärt, so findet man die Darstellung sehr treffend.

Dem Saki, dem aus Reis gewonnenen Branntwein, sind die Japanesen sehr ergeben, und er wird fast wie Bier bei uns getrunken. Er ist ziemlich schwach, hat eine bräunliche Farbe, süßlichen Geschmack und wird meistens heiß genossen. Sehr häufig thun darin die Japanesen des Guten zu viel. Das Getränk scheint jedoch nicht so schlimm zu wirken wie unser Branntwein, vielmehr habe ich bei Berauschten nur große Heiterkeit und Ausgelassenheit wahrgenommen, nie aber Ausbrüche von Roheit und viehischer Trunkenheit. Bei dem Drachenfeste in Nangasaki, dessen Beschreibung noch folgen wird, und wo mindestens 10000 Menschen einen ganzen Tag lang sich ihres Lebens freuten, wurde der fröhliche Verlauf des Tags auch nicht Ein mal durch die Folgen der Trunkenheit gestört. Das ist gewiß mehr, als man von unsern Volksfesten sagen kann, mag aber wol theilweise auch eine Folge der schweren Strafe sein, die jedem Vergehen und Verbrechen auf dem Fuße folgt.

25.

Strenger Charakter der japanischen Strafpflege. Das System der Verantwortlichkeit und die geringe Zahl der Verbrechen. Die Hinrichtungen. Das Bauchaufschlitzen mit eigener Hand als Strafmilderung und Ehrenreparation. Das Spionensystem in der Landesregierung. Die Machtlosigkeit des Taikun. Das Gefolge der Daimios-Armee und Militärwesen. Die Einschränkung des Seeverkehrs vor Eröffnung des Landes. Die neue japanische Marine.

Die japanische Gesetzgebung ist drakonisch, obwol man eigentlich von Gesetzen gar nicht sprechen kann. Streng genommen ist in Japan alles verboten und nur einzelnes erlaubt. Die Strafen sind Tod durch Enthauptung, Kreuzigung und Gefängniß. Jene raffinirten Grausamkeiten, wie sie Gesetz oder Gewissenlosigkeit der Behörden in China anordnen oder dulden, sind hier unbekannt; Folter kennt man nicht, und nicht einmal körperliche Züchtigungen werden verhängt. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, einen Einblick in die Verbrecherstatistik des Landes zu thun, aber nach allem, was ich gesehen, kommen wol sehr wenig Verbrechen vor. In Nangasaki, einer Stadt von 60000 Einwohnern, gibt es nur Ein Gefängniß mit kaum 50 Zellen. Nach den bestehenden gesetzlichen Einrichtungen und dem System der in Japan herrschenden Verantwortlichkeit ist es kaum anzunehmen, daß viele Verbrechen begangen werden können. Der Familienvater hat, wie erwähnt, unbedingte Autorität über seine Familie, ist aber zugleich auch für deren Betragen verantwortlich. Fünf Hauseigenthümer einer Straße bilden immer eine Compagnie und wählen einen aus ihrer Mitte

zum Vorgesetzten, der für die übrigen Vier verantwortlich ist. Die Compagnien wählen wieder einen Ottona oder Straßenvorsteher, der den Bezirksmagistraten für alles einzustehen hat, was in der Straße passirt. Dieser Bezirksmagistrate gibt es in jeder Stadt vier bis sechs, und sie stehen in demselben Verhältniß zum Gouverneur wie die Ottona zu ihnen. Die Pflichten des Ottona sind: bei Feuersbrünsten die nöthigen Befehle zu geben, die Aufsicht über die Wachen zu führen, ein Register von allen Geburten, Heirathen, Sterbefällen, von Ankunft und Abreise von Fremden u. s. w. zu halten, Verbrecher zu arretiren und leichtere Vergehen selbst zu bestrafen, nach Möglichkeit alle Streitigkeiten zwischen den Bewohnern seiner Straßen zu schlichten und im allgemeinen für das gute Betragen seiner Untergebenen zu haften.

Die Endpunkte einer jeden Straße sind mit Thoren versehen, die verschlossen werden, sobald die Wächter Alarm geben, daß irgendein Verbrechen begangen ist. Dadurch wird der Thäter gewöhnlich entdeckt, und dies sowie die prompte Justiz, die in Criminalfällen meistens unmittelbar am Orte der That erfolgt, übt einen sehr wirksamen Einfluß auf die Bevölkerung aus. Auf Diebstahl im zweiten Rückfalle steht der Tod, jedoch befolgen die Gouverneure gewöhnlich eine mildere Praxis, indem sie die Sache des Delinquenten nicht zur öffentlichen Entscheidung bringen, sondern ihn ohne richterlichen Urtheilsspruch eine bestimmte Zeit in das Gefängniß setzen. Bei Hinrichtungen, mögen diese auf dem Richtplatze oder am Orte des Verbrechens stattfinden, bleibt der Leichnam mehrere Tage liegen, und die Vorübergehenden probiren die Schärfe ihrer Säbel an ihm, sodaß er oft in kleine Stücke zerhackt wird. In Jeddo sahen wir eines Tags ein solches Opfer der Justiz in einer der belebtesten Straßen liegen, an dem mindestens 100 Säbel ihr Werk gethan hatten. Ein Todesurtheil soll eigentlich nie ohne Genehmigung des Staatsraths in Jeddo vollführt werden, doch beschränken sich die Gouverneure darauf, die Execution zu melden, nachdem sie bereits geschehen.

Im allgemeinen zeigen die Japanesen bei Hinrichtungen eine große Festigkeit und Todesverachtung. Mag diese in ihrem

Glauben an eine Seelenwanderung und den endlichen Uebergang in das Nichts und in ihrem Temperament begründet sein, jedenfalls ward das Factum von allen Europäern bemerkt. Vielleicht ist diese Furchtlosigkeit auch ein Resultat des Stolzes, der Selbstachtung und des hohen Ehrgefühls, die allen Japanesen innewohnen, und durch die sie sich so vortheilhaft vor den übrigen asiatischen Nationen auszeichnen. Möglicherweise gründet sich solcher Vorzug darauf, daß das japanesische Volk sich rühmen kann, nie von fremden Eroberern unterjocht worden zu sein.

Mit diesem feinen Ehrgefühl steht auch der so häufig vorkommende Selbstmord durch Bauchaufschlitzen im engsten Zusammenhange. Alle Militärpersonen, der Adel und sämmtliche Civilbeamte des Kaisers haben die Vergünstigung, sich der entehrenden öffentlichen Execution im Falle eines von ihnen begangenen Verbrechens durch Selbstmord zu entziehen, und zwar indem sie sich den Bauch aufschlitzen. Durch dieses Verfahren retten sie ihre Familie vor Schande und Confiscation der Güter, und der Sohn tritt in einem solchen Falle in die Aemter und Würden des Vaters. Sie dürfen diesen Act jedoch nicht eher vollziehen, bis ihnen der betreffende Befehl vom Kaiser zukommt.

Da das Vergehen, infolge dessen sie gezwungen sind, auf so plötzliche Weise vom Schauplatze des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewußtes sein kann, insofern ein Beamter durch irgendeinen an und für sich schuldlosen Act sich die Ungnade des Kaisers zuziehen kann, so ist ein jeder derselben stets auf einen Befehl zum Bauchaufschlitzen vorbereitet. Außer seinem officiellen und dem Anzuge, welchen jeder Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verbunden ist, besitzt er noch einen dritten, in dem das Bauchaufschlitzen geschieht, und nie tritt er eine Reise an, ohne den letztern mit sich zu führen. Derselbe besteht aus einem aus weißer Hanfleinwand gefertigten Rocke und dergleichen Beinkleidern ohne das Wappenschild, welches sonst jeder auf den Röcken und Jacken gedruckt und gestickt trägt, und das anzeigt, wessen Unterthan oder Vasall der Betreffende ist.

Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen, ladet der Betreffende seine vertrauten Freunde zu dem für die Execution bestimmten Tage ein und bewirthet sie mit Saki. Nachdem sie eine Zeit lang beisammen gesessen, nimmt er von ihnen Abschied und läßt sich das Todesurtheil noch einmal vorlesen. Alsdann hält er noch eine Rede, beugt seinen Kopf zur Erde, zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Bauch auf. Dies letztere ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweis die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab.

Außer als Strafe für ein wirkliches oder dafür erklärtes Verbrechen ist das Bauchaufschlitzen in Japan auch als Ehrenreparation sehr gewöhnlich, und man könnte es in diesem Falle ein einseitiges Duell mit tödlichem Ausgange nennen. Wird z. B. ein Japanese beschimpft, oder glaubt er durch irgendetwas seine Ehre verletzt, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf die erwähnte Weise umzubringen. Ein solcher Fall trug sich während unsers Aufenthaltes in Nangasaki zu. Ein junger europäischer Kaufmann hörte eines Nachts Geräusch an seinem Fensterladen; im Glauben, daß es Diebe verursachten, sprang er auf und trat mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet vor die Thür. Er sah drei augenscheinlich angetrunkene Jakonins, die mit ihren Säbeln gegen die Laden schlugen. Zwei liefen bei seinem Erscheinen fort, der dritte schimpfte und drang mit seinem Säbel auf den Kaufmann ein. Dieser schlug ihm mit seinem Stocke die Waffe aus der Hand, zerbrach sie und prügelte ihn tüchtig durch. Die Sache wurde bekannt, und der durch die Schläge beschimpfte Jakonin schnitt sich am andern Tage den Bauch auf.

Einer der Commissare, welche mit Graf Eulenburg den Vertrag verhandelten, der erwähnte Hori-noribé-no-cami, ein feiner liebenswürdiger Mann, wurde plötzlich durch einen andern ersetzt. Auf die Frage, wo er geblieben, hieß es, er sei an einem Blutsturz erkrankt und noch am selben Tage gestorben. Wahrscheinlich aber hatte er sich die Ungnade des Kaisers zugezogen, sodaß er sich den Bauch aufschlitzen mußte.

Doch nicht allein Beamte und der Adel müssen auf eine solche Ordre gefaßt sein, sondern auch selbst der Kaiser. Wenngleich er wol nicht leicht in die Lage kommen kann, durch diesen Act eine ihm angethane Beleidigung zu sühnen oder einen auf seiner Ehre haftenden Fleck auszuwaschen, kann er doch von den Daimios dazu gezwungen werden, auf diese etwas forcirte Weise abzudanken. So war es mit dem vorigen Kaiser, der durch den Abschluß des amerikanischen Vertrags sich den Unwillen seiner scheinbar demüthigen, aber in Wirklichkeit den Kaiserthron beherrschenden Vasallen zugezogen hatte. Man wird zwar solche Fälle nie öffentlich besprechen, und in Japan stirbt auch der Kaiser nie, jedoch die „plötzliche Erkrankung an einem Blutsturz", wie die officielle Phrase lautet, läßt sich nicht leicht misverstehen.*) Der jetzige Taikun ist minderjährig, und an seiner Stelle herrscht ein Regent.**) Im Falle der Kaiser keinen Sohn hinterläßt, wird der Thron aus einem der drei Fürstenhäuser besetzt, welche die Anwartschaft haben, und deren bedeutendstes das von Mito ist. Der Prinz von Mito schien die Regentschaft nicht zu billigen, denn im October 1860 wurde der Regent plötzlich auf offener Straße mitten in Jeddo in seiner Sänfte angegriffen und ihm der Kopf abgeschnitten. Dies geschah so schnell und unerwartet, daß die Begleitung nicht dazwischentreten, ja nicht einmal des Mörders habhaft werden konnte. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Prinzen Mito als den Urheber dieser Gewaltthat, der selbst Regent werden wollte. Jedoch ist es ihm nicht gelungen. Er durfte die kaiserlichen Besitzungen nicht mehr betreten, und im folgenden Jahre wurde er in seinem eigenen Lande von einem Verwandten des ermordeten Regenten erschlagen.

Die Regierung besteht zunächst aus fünf Ministern, unter welchen die Gouverneure stehen, von denen jede der fünf kaiser-

---

*) Wie sich später herausgestellt, hatte sich der Taikun nicht selbst entleibt, sondern war auf Anstiften des feudalen Fürsten Mito von dessen Anhängern ermordet worden.

**) Der erwähnte Taikun starb 1866 an der Wassersucht. (S. Anm. S. 317.)

lichen Städte drei, Jeddo aber fünf hat. Von diesen drei Gouverneuren befinden sich zwei in der ihnen zur Regierung bestimmten Stadt, und der dritte wohnt in Jeddo. Letzterer löst nach Jahresfrist jedesmal den ersten Gouverneur ab, wenn dies nicht auf den Bericht des nur als Spion fungirenden zweiten bereits früher nöthig scheint. Dies Spionirsystem geht von oben herunter durch die gesammte Verwaltung. Jeder Beamte hat einen officiellen Spion neben sich, und beide werden wieder von einem dritten überwacht, der alles genau berichten muß.

Werden Sachen von irgendwelcher Wichtigkeit für den Staat verhandelt, so tritt der Reichsrath zusammen und entscheidet. Auch von dieser Behörde bestehen zwei Körper, die sich gegenseitig controliren, der kleine Reichsrath von 5 und der große von 17 Mitgliedern, sämmtlich Daimios. Im Grunde genommen hat daher der Taikun wenig zu sagen, selbst kaum in seinen eigenen Staaten. Wie wenig er bei seinen Vasallen in Ansehen steht, mag daraus erhellen, daß der Prinz von Satzuma, welcher, wie mehrfach erwähnt, alljährlich mit 40000 Mann Begleitung seine Huldigung abstattet, keinem Unterthan des Taikun erlaubt, die Grenzen seines Gebiets zu überschreiten. Dieser Vasall hat um sein Gebiet einen Militärcordon gezogen, durch welchen im Jahre 1860 selbst kaiserliche Gesandte zurückgewiesen wurden, sodaß dieselben unverrichteter Sache wieder umkehren mußten.

Wenn ein Daimio oder Adelicher einem Vorgesetzten oder irgendjemand einen Besuch abstattet, sei dieser auch nur einige Straßen weit von seiner Wohnung entfernt, so ist er stets von einem nach seiner Stellung größern oder kleinern Gefolge begleitet, das von 6 bis 200 oder 300 Personen steigt. Er führt dann alles mit sich, Essen, Trinken für sich und seine Begleiter, Betten, Sterbekleid, Wäsche u. s. w., als ob er auf eine mehrmonatliche Reise in unwirthbare Gegenden auszöge. Der Zug wird von einer Schar seiner mit Säbeln und Piken bewaffneten Vasallen eröffnet, und zwar bezeichnet die Zahl der vor ihm aufrecht einhergetragenen Piken den Rang des Daimio. Dann kommt die Sänfte, welche seine Hoheit birgt, und der sein

Pferd gesattelt nachgeführt wird. Dann folgen wieder Bewaffnete, und der Zug wird von einer Menge Höriger geschlossen, die an Bambusstäben viereckige schwarzlackirte und oft sehr kostbare Kasten tragen, in denen alle jene erwähnten Gegenstände fortgeschafft werden. Ich habe zwar nicht hineingesehen, aber nach der Haltung der Träger zu urtheilen, schienen mir die Kasten sehr leicht zu sein, und wahrscheinlich sind sie ganz leer und aus früherer Nothwendigkeit ist jetzt nur eine Sitte geworden.

Ueber die militärischen Verhältnisse des Landes habe ich keine nähern Data erlangen können. Sie gehören zu den Dingen, bei deren Erfragen der Fremde stets ausweichende Antworten erhält, und dieser hat bisjetzt nicht genug Freiheit im Lande, um sich durch seine eigenen Augen von dem Zustande des Militärwesens zu überzeugen. Wir haben nie große Truppenkörper gesehen, höchstens Abtheilungen von 50—100 Mann Infanterie und auch einmal im Januar 1861, als die fremden Gesandten während der drohenden Unruhen Jeddo verließen, etwas Artillerie, eine halbe Batterie von 3 Geschützen, die zum Schutze der Gesandten in Yokuhama einrückte.

Nach dem Aeußern zu urtheilen, sind die japanesischen Soldaten den chinesischen Truppen in jeder Beziehung überlegen; sie sind besser uniformirt und besser bewaffnet, ebenso zeigen sie einen kräftigern und jüngern Menschenschlag. Ob sie muthiger sind und sich besser schlagen, lasse ich dahingestellt sein. Ein fast zweihundertjähriger äußerer und innerer Friede mag vielleicht auch sie, wie die einst kriegerischen Tataren, verweichlicht haben; jedoch glaube ich, daß das stolze Bewußtsein, nie besiegt zu sein, das hohe Ehrgefühl und die Todesverachtung, welche jedem Japanesen innewohnen, ihn nie feige sein lassen werden. Es läßt sich nicht verkennen, daß trotz der despotischen Mittel, durch welche die Regierung seit Jahrhunderten jede Regung eines freiern Geistes zu unterdrücken gesucht hat, überall noch ein Geist der Ritterlichkeit im Volke herrscht, den der lange Frieden nicht zu ertödten vermochte, wenngleich er sich nur unmerklich äußert. Das große Gefallen des Volks an den Ringkämpfen, die bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen, spricht dafür.

Sie sind die Turniere des Mittelalters, die Proben hochgeschätzter männlicher Kraft, aber ohne die Roheit des englischen Faustkampfes, ohne die Blutgier römischer Gladiatoren und die Grausamkeit spanischer Stiergefechte.

Zu Zeiten der portugiesischen Missionare bestand das kaiserliche stehende Heer aus 100000 Mann Infanterie und 20000 Mann Cavalerie. Dazu kamen noch 368000 Mann Infanterie und 39000 Mann Cavalerie, welche die Vasallenfürsten in Kriegszeiten zu stellen hatten. Für jede 5 Mann war ein Offizier, 5 solche Sectionen bildeten einen Zug, 2 Züge eine Compagnie und 5 Compagnien von 50 Gemeinen und 13 Offizieren ein Bataillon von 250 Gemeinen, 65 Offizieren und einem Oberoffizier. Zehn Bataillone endlich formirten eine Division. Ob die taktische Eintheilung noch jetzt dieselbe ist, weiß ich nicht, jedoch habe ich die Zug- und Sectionentheilung noch ebenso gefunden. Japan ist bis zu seiner Eröffnung ein ungemein conservatives Land gewesen, und es ist daher leicht möglich, daß sowol Eintheilung als Zahl der Truppen jetzt noch dieselben sind wie damals, wenigstens die Truppenzahl der Vasallen, die sich von jeher darin gefallen haben, so viel Militär zu halten als möglich. Daß die kaiserliche Armee dieselbe Stärke hat wie damals, bezweifle ich jedoch, wenigstens würden wir dann wol in der Hauptstadt und Residenz, die wir doch nach allen Richtungen täglich durchstreiften, mehr Soldaten gesehen haben; es müßte denn sein, daß das Gros der Besatzung im Innern des Palastes garnisonirte, der uns verschlossen blieb. Hiervon erwähnt jedoch Kämpfer in seinen bis ins Kleinste eingehenden Berichten nichts, ebenso wenig Thunberg und Titsingh, obwol sie, da ihnen der Zutritt zum Innern des Palastes gestattet war, es jedenfalls gesehen hätten.

Die Bewaffnung des Militärs ist noch ziemlich primitiv. Einige Regimenter sind mit Percussionsgewehren ausgerüstet, welche die holländische Regierung gegen Kupfer austauscht und dabei ihre vortreffliche Rechnung findet. Die Gewehre, welche den Holländern 4—5 Thaler kosten, werden zu 10 Dollars (15 Thaler) gerechnet, und für drei wird immer ein Pikul (120 Pfund Zollgewicht) Kupfer in Barren gegeben, sodaß

den Holländern das Pfund circa 4 Sgr. kostet. Dieser Contract besteht erst seit neuerer Zeit, und es sind kaum 6—8000 Gewehre eingeführt worden. Andere Regimenter sind mit Luntenflinten bewaffnet, die jedoch besser im Stande sind als die chinesischen, wieder andere mit Piken, die meisten aber mit Bogen und Pfeilen. In Jeddo haben wir oft die Schießübungen mit letztern angesehen und uns sowol über die Tragweite als über die Genauigkeit des Schusses gewundert. Die Bogen sind sehr groß, 6 Fuß lang, von hartem elastischen Holze gefertigt, sehr sauber gearbeitet und von bedeutender Schnellkraft. Der Mann kniet mit dem linken Fuß beim Zielen und schießt in dieser Stellung. Die Pfeile sind von Bambusrohr, oben dreifach gefiedert und mit eiserner Spitze. Wir kauften verschiedene kleinere Bogen von 4 Fuß Länge und schossen damit auf 50 Schritt durch ein halbzölliges hölzernes Bret. Die Soldaten schossen mit den großen auf 150 Schritt. Die Piken sind etwa 8 Fuß lang, mit eiserner Spitze von 6 Zoll, unter der sich ein Querstück befindet, und die für gewöhnlich in einem Futteral steckt. Alle Soldaten sind außerdem mit zwei Schwertern bewaffnet, die vor dem Bauche im Gürtel getragen werden und den Bewegungen jedenfalls sehr hinderlich sein müssen. Das größere hat ein Blatt von 2½ Fuß, das kleinere eins von 20 Zoll Länge. Das Stichblatt ist sehr klein, der Griff sehr lang, circa 8—10 Zoll, mit Haifischhaut überzogen und mit Schnur- oder Ciselirarbeit verziert. Mit einem seidenen Portepée wird es um die Handwurzel befestigt. Das längere Schwert ist leicht gebogen, das kleinere gerade. Das Blatt ist außerordentlich schön gearbeitet und die Verstahlung wunderbar fein angelegt.

Die Schwerter der höhern Beamten und des Adels in Japan sind überhaupt Kunstwerke, die den besten Maßstab dafür abgeben, wie weit es die Japanesen in diesem Industriezweige gebracht haben, und wie weit sie uns darin voraus sind. Verschiedene Waffenfabrikanten hatten unserer Gesandtschaft Säbel als Probestücke unserer Eisenindustrie mitgegeben, aber schon ein Blick auf die japanesische Arbeit zeigte die bedeutende Ueberlegenheit der letztern, die um so mehr anerkannt werden

muß, weil alles Handarbeit ist. Nur Elasticität verstehen die Japanesen den Klingen nicht zu geben, und sie erstaunten jedesmal, wenn wir unsere Säbelklingen bis zum Halbkreis bogen und zurückspringen ließen, während die ihrigen brachen oder bei den schlechten Sorten krumm blieben. Die Preise dieser Waffen sind nicht hoch. Wir haben von den schönsten mit der feinsten eingelegten und Eiselirarbeit das Paar mit 30 Itzebu (15 Thaler) bezahlt. Ihre Schärfe ist außerordentlich groß, man könnte sich fast damit rasiren, und ein mit Kraft geführter Hieb der schweren Klinge muß furchtbar sein. Einem der russischen Offiziere, welche 1860 in Yokuhama ermordet wurden, waren mit Einem Hiebe das Schulterblatt und sämmtliche Rippen bis zum Nabel durchgehauen worden. Wenn wir dergleichen Schwerter kauften, probirten wir sie stets mit dem Durchhauen von eisernen Nägeln.

Cavalerie habe ich, wie schon erwähnt, auch nicht einen Mann gesehen, und kann deshalb nicht darüber urtheilen. Die berittenen Jakonins, welche man jedoch als Muster derselben betrachten kann, machten sich recht gut. Die Pferde sind von der Ponyrasse, aber kräftig, muthig, schnell und in gutem Stande gehalten. Der Sattel ist von Holz, ziemlich hoch und für Europäer sehr unbequem. Die Japanesen sitzen darauf mit eingezogenen Knien und können wegen mangelnden Schlusses nicht so fest sitzen wie wir. Trotzdem ritten sie im allgemeinen gut und hielten auf unsern Spaziertouren zu Pferde tapfer mit uns aus, so oft wir ihnen auch das Leben sauer zu machen suchten.

Von Feldartillerie sah ich drei Geschütze, alte eiserne Neunpfünder mit ebenfalls sehr alten Laffetten in nicht sehr gutem Zustande. Was die Artillerie zu leisten vermag, weiß ich nicht, aber wenigstens ließen es die Japanesen nicht an Schießübungen fehlen. Solange wir vor Jeddo lagen, hörten wir täglich viele Stunden lang mit Kanonen schießen; es wurde uns jedoch nicht gestattet, die Schießplätze zu besuchen, und ich weiß deshalb auch nicht, ob dort mit Feld- oder Festungsgeschützen geschossen wurde. An letztern scheint in Japan kein Mangel zu sein, denn die ganze Bai von Nangasaki ist mit Batterien gespickt,

deren Geschütze sehr sorgsam durch Ueberbaue gegen den Einfluß der Witterung geschützt werden. Ob die Japanesen das Pulver selbst fabriziren oder aus China beziehen, ist mir ebenfalls nicht bekannt geworden; gewiß ist es, daß sie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des portugiesischen Entdeckers Pinto, das Pulver nicht kannten, und dieser das erste Feuergewehr nach Japan brachte.

In vielen Läden sahen wir Rüstungen von Stahlschuppen oder Drahtgeflecht, sehr sauber und stark gearbeitet, Helm, Panzerrock, Arm- und Beinschienen nebst Schild. In den alten Heldenbüchern sind die Streiter auch stets gepanzert abgebildet, jedoch habe ich keine Soldaten so gesehen, außer in einem Fechtsaale, wo der Schwertkampf geübt wurde. Die Helme sehen brillant aus, haben die Form der preußischen Kürassierhelme, sind aus silberähnlichem Metall gearbeitet, reich ciselirt und vergoldet, sowie mit einem Visir versehen.

Das Exercirreglement für die mit Percussionsgewehr bewaffneten Truppen ist das holländische. Vor einigen Jahren wurden verschiedene holländische Unteroffiziere in Nangasaki commandirt, um die Japanesen darin zu unterrichten.

Die Uniform ist unpraktisch, der weitärmelige, durch eine Schärpe zusammengehaltene Rock hindert schnelle Bewegungen, und die Strohsandalen an den Füßen, die nicht durch Schnüre, sondern nur durch einen Lederbügel zwischen der großen und zweiten Zehe festgehalten werden, verursachen ein schlürfendes Gehen und können keinen festen Tritt geben. An Fahnen fehlt es in Japan ebenso wenig wie in China, und jede Compagnie hat deren mindestens sechs.

Wie es mir scheint, ist jedenfalls die kaiserliche Armee unsern modernen Truppen gegenüber noch von keiner großen Bedeutung, und ein Krieg mit europäischen Mächten würde jetzt wahrscheinlich noch zu ähnlichen Resultaten führen wie kürzlich in China. Die Truppen einzelner Landesherren sollen besser sein, und namentlich erzählte man sich in Nangasaki vom Prinzen von Satzuma, daß er seine ganze Armee von 80000 Mann mit Miniébüchsen bewaffnet und in den von ihm angelegten Fabriken bereits 40000 Stück solcher Gewehre habe

anfertigen lassen. Nach dem, was ich von dem Nachahmungstalent der Japanesen, ihrer schönen und genauen Arbeit in Metall gesehen, zweifle ich nicht im geringsten an der Möglichkeit.

Unsere Zündnadelgewehre imponirten ihnen ungemein, und der Gouverneur von Nangasaki stellte alles Mögliche an, um einige davon zu erhalten, obwol seine Wünsche nicht erfüllt werden konnten.*)

Mit ihrer Marine sind die Japanesen noch weit zurück, und bis zur Ankunft der Amerikaner besaßen sie auch nicht ein einziges Kriegsschiff. Es lag auch keine Nothwendigkeit dazu vor. Ihre Schiffe besuchten keine fremden Häfen, und die Regierung ist immer kräftig genug gewesen, um allen seeräuberischen Gelüsten ihrer Unterthanen dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie jeden, der sich aus Sicht der Küsten entfernte, mit dem Tode bestrafte. In frühern Jahrhunderten und vor Abschließung des Reichs waren die Japanesen, wie ich schon bemerkte, kühne und in den indischen Meeren sehr gefürchtete Seefahrer und so verzweifelt unternehmend, daß ihnen schließlich untersagt wurde, in irgendeinem indischen Hafen zu landen.

Mit der Abschließung Japans hörte dies auf. Die Fahrzeuge durften nur die eigenen Küsten befahren, und selbst wenn einzelne durch Stürme nach fremden Ländern verschlagen wurden oder dort Schiffbruch erlitten, durften ihre Besatzungen bei Todesstrafe nicht in ihr Vaterland zurückkehren. Um den Seeleuten jede Möglichkeit zu nehmen, weitere Touren zu machen, ließ die Regierung sämmtliche Dschonken nach einer bestimmten Vorschrift bauen, von der bei schwerer Strafe nicht abgewichen werden durfte. Danach wurden die Fahrzeuge so klein und an gewissen Punkten so schwach construirt, daß ein hoher Seegang ihren sofortigen Untergang herbeiführen mußte

---

*) Seit 1866 wird die Armee des Mikado nach französischem Vorbilde eingerichtet und von französischen Instructeuren ausgebildet. In der Schlacht bei Asaka (1868) zwischen Mikado und Taikun waren schon viele Chassepotgewehre in Thätigkeit. Die Artillerie ist ebenfalls sehr vervollkommnet und besteht meistens aus Krupp'schen Hinterladern.

und die Besatzungen schon ihrer eigenen Sicherheit wegen gezwungen waren, sich stets in unmittelbarer Nähe ihrer Küste zu halten.

Auf diesem Standpunkt blieb die Schiffahrt ununterbrochen fast 200 Jahre stehen. Die japanischen Dschonken sind den chinesischen Flußfahrzeugen sehr ähnlich, alle nach demselben Modell und von gleicher Größe mit einem außerordentlich starken Maste und einem Matten- oder Baumwollsegel. Wie in China sind Anker, Steuer und Takelage sehr primitiv, aber wie in jeder andern Beziehung zeichnen sich die Dschonken der Japanesen vor denen ihrer Nachbarn durch das schöne Material des Rumpfes, die feine Bearbeitung und durch die größte Sauberkeit sehr vortheilhaft aus. Das Holz des Schiffskörpers ist nicht mit Farbe angestrichen, wird aber durch häufiges Waschen und Scheuern so rein gehalten, daß alle Fahrzeuge stets wie neu aussehen. Die kleinern Boote werden nach demselben Princip fortbewegt wie in China, nur arbeiten statt 1 Ruder deren 4—6, und unter einem rhythmischen Gesange der kräftigen Bootsleute fliegen gleichsam die Fahrzeuge durch das Wasser. Wir hatten 30 dieser Boote vor unser Schiff zum Bugsiren gespannt, und sie gingen damit vorwärts, als würden wir von einem Dampfer geschleppt.

Nach dem Abschlusse des amerikanischen Vertrags änderte sich der nautische Standpunkt Japans. Es war mit dem alten System nun einmal gebrochen, und die leitenden Staatsmänner besaßen Klugheit genug, alles das über Bord zu werfen, was nur Consequenz jenes Systems war, aber jetzt vernunftgemäß nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Der erste Schritt war, daß den Japanesen gestattet wurde, Schiffe nach europäischem Modell zu bauen, und zwar ging die Regierung mit gutem Beispiele voran. Sie begann einzusehen, daß der Vertrag mit Amerika nur der Vorläufer von vielen andern sei, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und bald der Handel zur See ihren Schutz beanspruchen werde, der nur durch eine Kriegsflotte gewährt werden kann. Man war darin weitsichtiger wie in unserm guten Deutschland, das durch eine dänische Blokade lieber noch einmal seinen blühen-

den Handel lähmen läßt, als einige Millionen für so viel Schiffe aufwendet, um unsern Namen zur See geachtet zu machen.

Schon 1856 begann man in Japan Fregatten zu bauen, zunächst drei. Es wurde nichts gespart, das schönste Holz, das beste Metall ward dazu verwendet, die tüchtigsten Baumeister ausgesucht, und nach zwei Jahren schwammen die neuen mächtigen Schiffe stolz auf dem Wasser. Nur Ein Fehler war dabei. Da den Baumeistern kein europäisches Modell zu Gebote stand, suchten sie Ersatz in Zeichnungen und fanden dieselben auch in einer der öffentlichen Bibliotheken in einem russischen Werke über Schiffsbaukunst zu ihrer großen Freude sehr ausführlich und genau. Alle Schwierigkeiten waren gehoben, die Fregatten erstanden als getreue Abbilder der Zeichnungen — leider aber stammten diese aus der Zeit Peter's des Großen, und so sahen die Europäer zu ihrer großen Verwunderung plötzlich drei unerklärliche Fahrzeuge in der Bai von Nangasaki erscheinen, während die Japanesen bemerken mußten, daß sie Monumente längstvergangener Jahrhunderte geschaffen hatten. Die erste Probe war demnach schlecht ausgefallen, allein man ließ sich dadurch nicht abschrecken. Holland und England schenkten als Zugabe zum Vertrage jedes einen Kriegsdampfer. Jetzt hatte man Modelle und begann aufs neue. Es wurden Maschinen aus Europa verschrieben, und nach abermals zwei Jahren erschienen zwei sehr schöne Kriegsdampfschiffe unter weißer Flagge mit rother Kugel (der japanesischen) mit japanesischen Offizieren, Maschinisten und Matrosen auf der Rhede von Jeddo. Die schrillende Pfeife begleitete das Commando, und die Mannschaft kletterte so flink in der Takelage herum, als gehörte sie einer Gott weiß wie alten Marine an. Es waren die neuerbauten Schiffe und ihre Besatzung bestand aus dem Kern der neuen Marine, der von holländischen Seeoffizieren und Maschinisten ausgebildet war, die zwei Jahre in japanesischen Diensten gestanden hatten.

Dieser Ausfall ermuthigte die Behörden, und es wurde eine energische Vergrößerung der Marine beschlossen. Zugleich wollte man aber auch vom Auslande unabhängig sein und die

Maschinen selbst bauen. Man ersuchte Holland um Ingenieure zum Bau einer Maschinenfabrik. Diese kamen, und nach 6 Monaten stand in Hakanora, auf dem gegenüberliegenden Ufer von Nangasaki, ein mächtiges Gebäude mit rauchenden Schornsteinen, sprühenden Essen und schallenden Hämmern von Dampfmaschinen getrieben und mit allen Apparaten zum Bau von Dampfmaschinen ausgerüstet. Als wir im Mai 1861 zuletzt in Nangasaki waren, fanden wir die Anstalt bereits in vollem Betriebe, und eine Dampfmaschine von 250 Pferdekraft für eine Corvette, sowie eine andere von 700 Pferdekraft für eine schwere Fregatte, deren Hölzer bereits behauen wurden, waren in Angriff genommen.*)

Jedenfalls ist es Japan vorbehalten, schon in nicht zu ferner Zeit in maritimer Beziehung eine große Rolle zu spielen und für Asien das zu werden, was England für Europa ist, mag es nun ein unabhängiger Nationalstaat bleiben oder eine russische Colonie werden. England und Japan haben eine ungemeine Aehnlichkeit miteinander, in ihrer insularen Lage, in der Fruchtbarkeit, dem Mineral- und Kohlenreichthum des Landes, in der Arbeitsamkeit, der Industrie und der praktischen Geschicklichkeit des Volks; ja selbst in socialer Beziehung, in der Stellung der Aristokratie zum Volke ist in gewissem Maße Aehnlichkeit vorhanden.

---

*) Sowol von dem Taikun als von einzelnen Daimios wurden Kriegsschiffe aus dem Auslande gekauft, unter andern auch ein Panzerschiff, das jedoch nicht viel werth war. Ein großer Theil dieser Schiffe wurde in den Kämpfen zwischen Mikado und Taikun (1868) zerstört, andere wurden von Engländern und Franzosen bei Simonosaki in den Grund geschossen. Seit 1869 geschieht jedoch sehr viel für die Schaffung einer modernen Marine durch den Bau von Docks und Schiffbau-Etablissements. (S. Anm. S. 319).

26.

Japans Bedeutung in Handel und Industrie. Kohlen, Metalle und Thee. Das Porzellan und seine Fabrikation. Lack und Lackwaaren. Rapsöl und vegetabilisches Wachs. Miako als Mittelpunkt japanischer Industrie. Bereitung und Verwendung des Papiers. Münzen und Münzwesen. Ackerbau und Viehzucht. Die Forstcultur und der reiche Baumwuchs des Landes.

Manche Reisende, die Japan besucht, schöpften in Betreff seiner zukünftigen commerziellen Wichtigkeit sehr geringe Begriffe. Ich bin während meines Aufenthaltes dort zu einer entgegengesetzten Ansicht gekommen und überzeugt, daß Preußen nichts Besseres thun konnte, als schon jetzt seinen Schiffen die Theilnahme an den bevorstehenden Handelsvortheilen durch einen Vertrag zu sichern. Wenn es auch vorläufig Graf Eulenburg mislungen ist, den Vertrag auf ganz Deutschland auszudehnen, so erscheint doch diese Beschränkung von keiner großen Bedeutung. Selbst wenn die deutschen Schiffe keine preußische Flagge annehmen wollen und für die nächsten Jahre von der Verbindung mit Japan ausgeschlossen bleiben, so kann dies eben nur kurze Zeit währen. Schon zur Wahrung der materiellen Interessen werden sich die deutschen Regierungen genöthigt sehen, eine allen Deutschen gemeinsame Flagge zu schaffen, und die japanische Regierung wird dann der ursprünglichen Fassung des Vertrags ihre Zustimmung nicht länger versagen, wenn Preußen mit der deutschen Flagge erscheint. Der deutsche Handel und die deutsche Schiffahrt werden dann in Japan dieselbe Bedeutung

erlangen und letztere die Concurrenz anderer Nationen ebenso verdrängen, wie dies bereits in China geschehen ist.

Wie man aber noch an einer kräftigen Handelsentwickelung Japans nach den Ergebnissen der letzten Jahre zweifeln kann, ist mir unerklärlich. Eine einzige Thatsache, die ich hier anführen will, entscheidet darüber klar und deutlich. Bis zum Jahre 1857, d. h. bis zu dem Jahre, wo die Holländer durch ihren Vertrag Handelsfreiheit erhielten, bestand ein Haupttheil der Waaren, welchen sie jährlich einführen durften, in Rohseide, die sie aus China holten. Damals bauten die Japanesen nothdürftig so viel Seide, um den Bedarf für die Kleidung der höhern Stände zu decken. Die Regierung bestimmte die Preise, und der ärmliche Profit, der dem Erzeuger blieb, konnte ihn zu keinen Anstrengungen verleiten. Jetzt nach der wenn auch nicht unbedingten Freigebung des Handels sieht der japanesische Landmann, daß er den fünf- bis zehnfachen Betrag für seine Seide erhält, und das Resultat ist, daß 1860 aus Yokuhama allein 6000 Ballen Rohseide nach Europa verschifft wurden, außer der Manufacturseide, die namentlich aus Nangasaki in großen Quantitäten fortgeht. Vergleicht man dies mit dem Seidenexport von China, dessen Hauptstapelplatz für diesen Artikel, Schanghae, in demselben Jahre 80000 Ballen ausführte, so muß man gewiß über den raschen Aufschwung des eben geöffneten Japan, das bis dahin gar keinen Handel hatte, erstaunen. Hierbei ist aber noch in Betracht zu ziehen, daß die kaiserliche Regierung trotz der Verträge nur sehr widerwillig den Handel gewähren läßt, daß die interessirten Beamten ihn heimlich zurückzuhalten suchen und jedenfalls von seiten des Staats nicht das Geringste geschieht, um ihn zu fördern. Ebenso ist die Ausfuhr der Seide bisher nur ein Product der kaiserlichen Staaten, die kaum ein Achtel des ganzen Reichs umfassen; denn die Landesherren halten ihre Landesgrenzen aus Haß gegen die Fremden hermetisch verschlossen. Dieser Zustand wird und kann aber nach den von mir angeführten Thatsachen nicht lange mehr andauern. Es wird in Japan eine Revolution eintreten, welche die Verhältnisse umkehrt, die Macht der Aristokratie bricht, und ihr Ausbruch kann höchstens nur noch einige Jahre auf sich

warten lassen. Es müßte denn sein, daß die Regierung und die Landesherren vorher freiwillig gewährten, was ihnen später mit Gewalt vom Volke oder wol gar durch die fremden Mächte genommen werden wird.

Aber auch schon unter den jetzigen Beschränkungen kann es nicht ausbleiben, daß fortan Seide auf Kosten des Reis gebaut werden wird. Java und Siam liefern so viel Reis, daß der Japanese ihn von dort her wenig theuerer bezieht, als er ihn im Lande selbst kauft, während ihm ein Maulbeerfeld jetzt das Fünffache einträgt. Die japanesische Rohseide ist feiner als die chinesische, und ebenso ist die verarbeitete Seide der chinesischen überlegen. Der wundervolle Krepp steht einzig in seiner Art da und wird wegen seiner Preiswürdigkeit und außerordentlichen Haltbarkeit später ein sehr gesuchter Artikel in Europa werden. Das Stück vom schwersten weißen Krepp, 33 Ellen lang und $1^1/_2$ Elle breit, kauften wir in Jeddo im Laden zu 36 Itzebu, also die Elle etwa zu $17^1/_2$ Sgr., schwarzen Atlas, $1^1/_4$ Elle breit, ein ebenso schöner als unverwüstlicher Stoff, in Nangasaki zu demselben Preise. Die Muster sind japanische, aber so geschmackvoll und zart, daß sie überall Beifall finden und auch in Europa außerordentlich gefallen.

Demgemäß wird sich auch ganz von selbst in kurzer Zeit ein Importhandel bilden, der von Jahr zu Jahr wachsen und sich auf immer mehr Artikel erstrecken muß, wenn die Wohlhabenheit des Volks erst so weit gediehen ist, um sie bezahlen zu können. Diesen Umstand halte ich nämlich für den hauptsächlichsten Grund, daß das Importgeschäft verhältnißmäßig jetzt noch gering ist. Der Japanese hält durchaus nicht so streng an Usus und Herkommen wie der Chinese; er kauft im Gegentheil gern europäische Sachen, aber bisjetzt ist die consumirende Masse des Volks noch zu arm und kann sie nicht bezahlen. Allerdings wird vielen europäischen Industrieerzeugnissen sehr bald in Japan selbst Concurrenz erwachsen. Die große Geschicklichkeit des Volks und sein Nachahmungstalent lassen dies mit Gewißheit voraussetzen, und man darf nicht glauben, den japanesischen Markt mit allen möglichen europäischen Erzeugnissen versehen und überschwemmen zu können;

aber es gibt einzelne Artikel, welche im Lande nicht erzeugt werden können, und wofür sich dennoch sehr bedeutende und namentlich für Deutschland wichtige Absatzquellen eröffnen werden. Dies ist Tuch, das man in Japan nicht zu machen versteht und auch gar nicht fabriziren kann, weil es im ganzen Lande keine Schafe gibt. Seide und Baumwolle sind gegen die Winterkälte, die Eis und Schnee mit sich bringt, unzureichende Kleiderstoffe, Pelze gibt es im Lande nicht, sie sind auch zu theuer. Dies wissen die Japanesen wohl, und nichts von unserm Anzuge wurde mehr von ihnen betrachtet, mehr bewundert und mit größerm Gefallen befühlt als die Tuchkleider. Das bisjetzt von deutschen Häusern eingeführte Tuch, eine wegen der erwähnten Umstände freilich nur geringe Quantität, die jedoch von Jahr zu Jahr steigen muß, wurde mit 100—150 Procent Nutzen verkauft. Ebenso wird Shirting und Calicot von bestimmten Mustern mit der Zeit bedeutenden Absatz finden, da der Baumwollenbau nicht bedeutend ist; ferner Glas, Droguen, Teppiche und Decken. Droguen werden schon jetzt in bedeutenden Mengen eingeführt. Teppiche und Decken erfordern glänzende und lebhafte Muster, quadratische Form und dürfen nicht zu theuer sein. Plüschteppiche von 6 Fuß Breite und Länge liefert England zu 18 Schilling Facturapreis und macht gute Geschäfte damit.

Ein Hauptproduct des Landes und die Quelle großen Reichthums bilden die Steinkohlenminen, die namentlich in Kiusiu unerschöpflich sind. Bisjetzt erreichten zwar die Kohlen nicht die Güte der englischen, aber es wird dies in kurzer Zeit der Fall sein, wenn man tiefer kommt; die, welche man jetzt gewinnt, sind bereits 100 Procent besser als die vor 2—3 Jahren gelieferten.*) Die Kohlen sind Monopol der Regierung, und diese liefert die besten für 4½ Dollars (7 Thaler Preußisch) die Tonne frei an Bord. Man hat früher geglaubt, daß sie die Züge und Röhren der Kessel angriffen, allein dies hat sich als ein Vorurtheil erwiesen. Ihr einziger Mangel ist, daß sie

*) Die Ausbeutung der Kohlenlager ist von der Regierung jetzt einer englischen Gesellschaft übertragen.

bisjetzt nicht eine so intensive und nachhaltige Hitze geben wie die englischen, und man gebraucht deshalb etwa ein Viertel der Quantität mehr davon. Dagegen brennen sie vorzüglich, geben schnelle Hitze, schmelzen förmlich wie Fett und lassen wenig Schlacken zurück. Immerhin ist der Preisunterschied aber so groß, daß bei rationeller Bearbeitung der Minen, wie sie jetzt begonnen hat, der Osten von Asien sehr bald mit japanesischen statt mit englischen Kohlen versehen werden wird. Wir haben in Singapore, Hongkong und Schanghae 17—20 Dollars für die Tonne Wales-Kohlen bezahlt, während wir die Quantität japanesischer von demselben Nutzeffect (die Regierung läßt so liberal messen, daß man stets 25 Procent Ueberschuß hat), in Nangasaki für $4^1/_2$, in Hongkong für 10—11 Dollars kauften. Es gehen jetzt jährlich auch schon über 100 Schiffe nach Nangasaki, um Kohlen für China zu holen, und alle Kriegsschiffe, welche in der Nähe passiren, versehen sich damit.

An Metallen ist Japan reich, namentlich an Kupfer, dessen Ausfuhr bisjetzt jedoch nur Holland, und zwar in sehr beschränktem Maße, gestattet ist, indem es gegen Gewehre, wie ich schon erwähnte, ausgetauscht wird. Mit dem freiern Geiste, der seit der Eröffnung so mächtig in Japan einzieht und von dem Volke sich nothwendig auch der Regierung mittheilen muß, werden mit der Zeit aber solche Beschränkungen, unter denen der Handel im allgemeinen noch sehr viel leidet, fortfallen, obschon die Beschränkung der Ausfuhr des Kupfers gegenwärtig noch mit in der geringen Ausbeutung der Kupferminen ihren Grund hat. Trotzdem ist dies Metall im Lande sehr billig, und nirgends in der Welt sieht man so viele Kupfergeräthschaften als in Japan.

Ein anderes Product beginnt gleichfalls ein bedeutender Handelsartikel zu werden: der Thee. Dieser ist nicht so gut oder vielmehr war bisher nicht so gut wie der chinesische und wurde deshalb nicht verlangt. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß die schlechtere Qualität nur eine Folge der Behandlung ist. Die Japanesen dörren ihren Thee in der Sonne, und durch diesen langsamen Proceß verliert er den größten Theil des Aromas, sodaß japanesischer Thee gerade wie warmes

Wasser schmeckt. Nachdem sich aber ergeben, daß der chinesische und japanesische Theestrauch derselbe ist, haben einige europäische Häuser mit der Theebereitung und Röstung vertraute Chinesen kommen lassen, und im Jahre 1861 sind bereits 500000 Pfund verschifft worden. Der gewöhnliche Thee ist so ungemein billig, daß wir ihn kistenweis kauften, um unsere an Bord feucht gewordenen Cigarren darin zu trocknen, ein uns empfohlenes und probat gefundenes Mittel, das sich jedoch wol nur in Japan als praktisch erweist, wo man das Pfund Thee mit 3—4 Silbergroschen bezahlt.

Das Porzellan ist vorzüglich, noch feiner und transparenter als das chinesische, aber dabei ungemein stark. Nach einheimischen Chroniken ist die Kunst seiner Bereitung seit 277 v. Chr. bekannt und gelangte von Korea nach Japan, blieb jedoch bis zum 13. Jahrhundert sehr unvollkommen und erreichte erst dann seine jetzige Blüte. Die Hauptfabriken liegen auf Kiusiu in dem Fürstenthum Fisen, nicht weit von Nangasaki bei dem Dorfe Uresino, wo sich die Porzellanerde in Masse findet. Diese besteht aus feinem verwitterten Feldspath, der jedoch in steinartigem Zustande ist, mit Hämmern zerschlagen und pulverisirt werden muß. Dies Pulverisiren geschieht in Stampfen, die ebenso wie die von mir beschriebenen Reisstampfen zum Enthülsen des Korns construirt sind, nur daß der kugelförmige Klöpfel nicht aus Holz, sondern aus Eisen besteht. Es gibt zwei Arten von Erden, eine weiche und eine harte, die erstere muß jedoch für den Gebrauch mit der harten gemischt werden, weil sie sonst beim Brennen zerspringt. Die harte Erde allein gibt das beste, fast glasartige „Imari-Porzellan“, so benannt nach einem Hafen von Fisen, wo zwar selbst kein Porzellan fabrizirt, aber von wo es ausgeführt wird.

Die gemahlene Erde wird in Steintrögen mit Wasser gemischt und der Brei durch feine Körbe filtrirt. Die obere Schichte des Niederschlags gibt das feine Porzellan, die mittlere die geringere Sorte, das übrige wird als unbrauchbar verworfen. Die meisten Formen werden auf der Drehscheibe gegeben, Vasen u. s. w. modellirt. Die fertigen Gefäße werden im Schatten getrocknet und dann in die Oefen gebracht. Die

Malerei — es existirt kein weißes Porzellan in Japan — geschieht auf der Drehscheibe, wird mit Glasur überzogen und dann gebrannt. Die Glasur besteht aus einer Mischung der obern Haut vom Niederschlage des Porzellanbreies, der also die feinste Masse enthält, mit der Asche von den Schoten eines unter dem Namen Jusi bekannten Baumes. Die Oefen ähneln in ihrer innern Einrichtung unsern Malzdarren. Die Oeffnungen sind 2 Fuß hoch und 10 Zoll breit. Neben den Ofenthüren sind runde, 3 Zoll im Durchmesser haltende Löcher, durch Thonstöpsel verschließbar, durch welche der Zustand des Brennens beobachtet wird. Die ganze Procedur erfordert ungemein viel Mühe, man rechnet, daß ein Geschirr durch 72 Hände geht, ehe es fertig wird, und die Japanesen sagen, daß Menschenknochen ein Beisatz des Porzellans seien, was, figürlich gemeint, nicht so unrichtig ist. Dies erklärt auch die ziemlich theuern Preise, die trotz des niedrigen Arbeitslohnes, der sich für den Mann in Japan auf höchstens 2 Silbergroschen pro Tag stellt, im Vergleich zu den unsern kaum 30—40 Procent niedriger sind, wozu freilich noch der höhere innere Werth des Porzellans tritt. Die Malerei ist sehr reich und originell, erreicht jedoch die unsere an Geschmack und Feinheit bei weitem nicht. Indessen sind die Fortschritte darin seit der Eröffnung des Landes ungemein groß gewesen, und ebenso hat man seit vier Jahren europäische Formen in den Tafel- und Theeservicen nachgeahmt. Die ersten Erzeugnisse dieser Art ließen manches zu wünschen übrig und waren aus Mangel an Uebung ziemlich windschief, da alle runden Geschirre an der Drehscheibe gefertigt werden. Die letzten Service, welche wir sahen, waren jedoch auch schon recht gut und preiswürdig. Ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen, aus 145 Stück bestehend, kostete 80 Thaler. Ebenso sahen wir einige kürzlich angekommene Vasen, die durch ihre originelle Schönheit, feine Malerei und gefällige Formen von uns allgemein bewundert wurden. Sie waren circa 4 Fuß hoch, schwarz und mit Gold gemalt, letzteres so geschmackvoll, als wäre es aus einer europäischen Fabrik hervorgegangen.

Ueberhaupt ist die japanesische Malerei weit geschmackvoller als die chinesische, wie auch alle japanesischen Dessins sich unsern

Geschmack mehr anpassen als jene. Sie sind durchaus originell, aber im allgemeinen reizend und auf den berühmten Lacksachen, in denen Japan unerreicht dasteht, mit wunderbarer Schönheit und Feinheit ausgeführt. Das was mir bei ihnen so gefallen hat, ist die — wenn ich mich so ausdrücken darf — geniale Unregelmäßigkeit sämmtlicher Muster und Zeichnungen, die, in einpolirter oder erhabener Arbeit ausgeführt, gleich prachtvoll sind. Kauft man z. B. irgendeinen Gegenstand, einen Tisch, eine Kommode oder Kasten, so wird man die verzierenden Zeichnungen nie symmetrisch geordnet oder in der Mitte finden, aber diese Launenhaftigkeit hat etwas ungemein Fesselndes. Es liegt durchaus kein Grund vor, weshalb z. B. die Fläche eines Tisches ganz glatt schwarz lackirt ist und nur in der einen Ecke eine kostbare Zeichnung erscheint — aber jedem gefällt es; es ist von unsern Gewohnheiten durchaus abweichend, aber unstreitig äußerst geschmackvoll. Ebenso die eingelegte Holzarbeit und Kunsttischlerei, in der wir den Japanesen nicht das Wasser reichen. Ich besitze eine solche Kommode aus Holzmosaik, aber nicht ein einziges Muster ist dem andern ähnlich oder regelmäßig neben die andern gestellt. Nur die einzige Zeichnung kehrt überall wieder, der Fusinoyama, der heilige Berg, dessen ich schon früher erwähnte. Ich habe fast keinen lackirten Gegenstand, keine Stickerei, kein Bilderbuch gesehen, auf oder in dem der heilige Berg nicht in der einen oder andern Gestalt, aber stets unverkennbar wiederkehrte. Fast ebenso häufig sieht man den „gnädigen Herrn Kranich“, wie er bei den Japanesen heißt, der gleichfalls heilig gehalten ist und nur vom Kaiser gegessen werden darf, die Schildkröte und die Fichte, beides heilig gehalten. Der Fächer wird namentlich auf Tapeten und Kleidermustern sehr vielfach dargestellt.

Der japanesische Lack wird aus dem Lackbaum, Rhus vernix, gewonnen und kommt in drei Farben zur Anwendung: schwarz, roth und Goldlack. Er wird in den feinsten Lagen aufgetragen und jede Lage muß in einem dunkeln, mit nassen Decken ausgeschlagenen und hermetisch verschlossenen Behälter trocknen, was mindestens 3—4 Tage, bei den kostbarern Sachen aber noch einmal so lange dauert, weil der Glanz und die Dauer-

haftigkeit des Lacks hauptsächlich von der Trockenzeit abhängig ist. Das Ausschlagen mit nassen Decken geschieht wol nur hauptsächlich, um allen, auch den feinsten Staub fern zu halten. Da die besten Lacksachen 30—40 Lagen nacheinander erhalten, so dauert ihre Fertigung oft über ein Jahr, und man kann sich denken, daß sie theuer sind; immerhin bleiben sie aber noch sehr preiswürdig. Die sogenannte eingelegte Perlmutterarbeit in diesem Lack ist nicht eingelegt, sondern eine Art von Malerei. Es gibt in Japan eine häufig vorkommende Art von Muscheln, deren innere Schale Perlmutterglanz in allen Regenbogenfarben besitzt. Diese glänzende Oberfläche wird abgetrennt und pulverisirt, die Zeichnung des Gegenstandes mit Grundfarben aufgetragen, der entsprechende Perlmutterstaub darüber gepinselt und das Ganze nach dem Trocknen wieder lackirt. Der Untergrund schimmert dann mit seiner Farbe durch und gibt die gewünschte Färbung des Perlmutterstaubes. Die Vorzüglichkeit des japanischen Lacks besteht hauptsächlich in seiner Eigenschaft, nicht durch kochendes Wasser oder Säuren — letztere müßten denn ätzend sein — angegriffen zu werden, und man lackirt deshalb sämmtliches Eßgeschirr, das aus Holz gefertigt wird. In der Verarbeitung und Goldmalerei des Schildpatts sind die Japanesen ebenso unsere Meister wie in der Ciselirung und getriebenen Arbeit. Ihre Kupfer- und Bronzesachen sind prachtvoll und dabei außerordentlich billig. Selbst bei der feinsten Ciselirarbeit kauft man die großen Bronzesachen zu einem Preise, der kaum die Hälfte des Kupferwerthes bei uns übersteigt.*)

Ein anderer Ausfuhrartikel wird mit der Zeit Rapsöl werden, das bisjetzt nur zum heimischen Gebrauche producirt wird, und von dem der Pikul (120 Zollpfund) 8 Thaler kostet. Ferner vegetabilisches Wachs, aus den Beeren des überall wild wachsenden Wachsbaums gepreßt und an Festigkeit, Weiße und Brennfähigkeit unserm Bienenwachs kaum nachstehend. Ebenso alle Arten Nutz- und Zierhölzer, Eiche, Esche, Ceder, Kampherholz,

---

*) Dies hat sich seit den letzten zehn Jahren sehr geändert. Die große Nachfrage hat sämmtliche Preise von Industriewaaren bedeutend und oft bis auf das Doppelte erhöht.

sowie Kampher überhaupt. Dann Soya, aus einer besondern Bohnenart gewonnen, ohne den ein Japanese kaum irgendeine Speise genießt. Der Preis desselben ist sehr gering; ein Faß Soya von 10 Quart kostet 1 Itzebu (15 Silbergroschen). Einen schon jetzt bedeutenden Ausfuhrartikel, der jedoch nur für die Küstenschiffahrt von Interesse ist, bildet das eßbare Seegras, das in Hunderttausenden von Centnern nach China verschifft wird.

Mit dem Jahre 1863 soll nach den Verträgen der neue Hafen von Osaka geöffnet werden, und alle in Japan ansässigen Fremden erwarten damit schon einen ganz bedeutenden Aufschwung des Handels.*) Osaka ist eine der bedeutendsten Städte des Reichs von circa 100000 Einwohnern mit einem ausgezeichneten Hafen und namentlich durch seine vorzügliche commerzielle Lage zum Haupthandelsplatz von Japan geeignet. Es liegt in der Mitte von Nangasaki und Jeddo an dem Binnenmeere, das durch Kiusiu, Sikokf und Nipon gebildet wird, und nur drei Meilen von Miako (Kioto), der Residenz des Dairi entfernt. Von Miako aus hat sich in Japan die Civilisation verbreitet, und die alte Metropole gilt noch immer als der Mittelpunkt des Culturlebens. Alles was gut ist, kommt von Miako; die besten Lacksachen stammen dorther, die schönsten Seidenmanufacturen, die kostbarsten Bronzevasen — alles wird in Miako fabricirt. Bisjetzt wurden diese Sachen größtentheils über Land nach Nangasaki und Jeddo gebracht und durch den Transport um mindestens 50 Procent vertheuert. Mit der Eröffnung von Osaka fällt dies alles fort: Nangasaki wird nur ein Kohlenhafen bleiben, Yokuhama sehr viel einbüßen, obwol letzteres immer noch den Verkehr von der nördlich gelegenen Hälfte Nipons behalten wird. Dieses nothwendige Emporblühen des Handels mit der Oeffnung Osakas verhehlt sich

*) Durch eine Nachtragsconvention wurde die Eröffnung von Osaka, Hiogo und Jeddo bis zum 1. Januar 1868 hinausgeschoben, aber der erwartete Aufschwung des Handels ist mit derselben eingetreten, namentlich weil die Regierung mit der alten Politik gebrochen hat und dem Verkehr mit den Fremden keine Hindernisse mehr in den Weg legt.

auch die Regierung nicht, und weil sie daran die von mir erwähnten Consequenzen einer Revolution knüpft, hat ihre Gesandtschaft bei den europäischen Vertragsmächten um eine Aufschiebung des Oeffnungstermins angehalten.

Noch ein japanesisches Product habe ich als der Beachtung werth zu erwähnen: das Papier, von dem wol in keinem Lande der Welt ein so ausgedehnter Gebrauch gemacht wird wie hier. Es unterscheidet sich von dem unsern hauptsächlich durch seine seidenartige Weichheit und merkwürdige Haltbarkeit, infolge deren es zu vielen Zwecken verwendet wird, zu denen wir das unsere gar nicht gebrauchen können. Es wird aus der Rinde der jungen Zweige des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) bereitet. Es ist mir nicht gelungen, die Fabrikation selbst zu sehen. Auf alle Fragen nach einer Papierfabrik erhielten wir stets nur die eine Antwort: Miako! Miako!, sodaß, wenn dort wirklich alles im Lande verbrauchte Papier gemacht wird, daselbst Millionen von Centnern fabrizirt werden müssen. Die nachstehende Beschreibung gebe ich nach Kämpfer und Thunberg.

Wenn im December der Maulbeerbaum seine Blätter verliert, werden die jungen Zweige etwa in der Länge von 3 Fuß abgeschnitten, in Bündel gepackt und in einer Aschenlauge gekocht, bis die Rinde so zusammengeschrumpft ist, daß sie sich an den Enden um einen halben Zoll zurückzieht. Sind die Zweige getrocknet, ehe man sie kochen kann, so läßt man sie vor dieser Procedur erst 24 Stunden im Wasser weichen. Nach dem Kochen wird die Rinde abgeschält und nach dreistündigem Ausziehen in reinem Wasser die äußere schwärzliche Haut und die darunterliegende grünliche Faserschichte mit einem Messer abgeschabt. Hierauf wird die Rinde sortirt, die einjährige gibt die beste, die minder alte eine geringere Qualität Papier. Alsdann wird sie abermals in einer klaren Lauge gekocht, beständig umgerührt und so viel frische Lauge zugesetzt, als nöthig, um die Verdampfung zu decken. Dieses Kochen wird so lange fortgesetzt, bis die Borke sich in ihre Fibern auflöst. Die Masse wird dann gewaschen, ein Proceß, der besondere Sorgfalt erfordert, da zu wenig Wasser das Papier grob, zu vieles es aber dünn und streifig macht. Das Waschen

geschieht in laufendem Wasser in einem Siebe, und die Masse wird dabei beständig und so lange umgerührt, bis sie als ein zarter und weicher Brei erscheint. Für die feinern Sorten wird dieses Waschen noch einmal in einem Leinwandsiebe wiederholt. Nach dem Waschen wird die Masse auf einer hölzernen Tischplatte so lange mit Stöcken von hartem Holz geschlagen, bis die Fasern so klein gemacht sind, daß sie, in Wasser geworfen, wie Mehl auseinanderfliegen. Der Stoff wird dann mit einer schleimigen Infusion gemischt, die theilweise aus kaltem Wasser, in dem Reis geweicht, theilweise aus dem Aufgusse von **Hibiscus mannihot** gewonnen wird. Auch diese Waschung, deren Verhältnisse von der Jahreszeit abhängig sind, erfordert viel Sorgfalt und wird in einem engen Bottich unter beständigem Umrühren bewerkstelligt. Hiermit ist der Papierbrei fertig. Derselbe wird in einen größern Bottich gethan und mit Drahtnetzen zu Bogen ausgeschöpft. Die Bogen werden zwischen Matten von sehr zartem Grasstroh gelegt, anfangs leicht, später aber immer stärker gepreßt, bis alle Feuchtigkeit entfernt ist. Dann läßt man sie in der Sonne trocknen und packt sie in Lagen von circa 1—200 Bogen zum Verkauf. Das Papier wird nicht geleimt und kann deshalb für unsere Schreibezwecke nicht benutzt werden, während es sich für die Schrift der Japanesen mit Pinsel oder Tusche und für den Druck vortrefflich eignet.

Ich bin jedoch der Ansicht, daß nicht allein die Rinde des Maulbeerbaums zur Papiermanufactur gebraucht wird. Es ist auch kaum denkbar, wo alle Rinde dazu herkommen sollte, wenn man gesehen, in welchen unendlichen Quantitäten der Papierverbrauch stattfindet. In Yokuhama habe ich oft Tausende von Lumpenballen nach Miako verschiffen sehen, die keinen andern Zweck als Papierbereitung haben konnten, und wahrscheinlich wird die Maulbeerfaser mit den Lumpen vermischt.

Ich habe bereits erwähnt, daß sämmtliche Fenster Papierscheiben haben. Ebenso sind fast alle Häuser tapezirt. Das Muster der Tapeten ist außerordentlich zart und geschmackvoll. Gewöhnlich sind sie silbergrau, merkwürdigerweise werden sie aber alle aus kleinen quadratischen Stücken von einem Fuß Seitenfläche zusammengesetzt. Ebenso sind auch die übrigen

Papierbogen circa 1 Fuß lang und 10 Zoll breit, obwol sie größer gemacht werden können, wie ich bei tapetenartigen Bildern gesehen, die oft 5—6 Fuß lang und 2 Fuß breit als Zierden in den Zimmern aufgehängt werden. Als Schnupftuch, zum Abtrocknen des Schweißes wird nur Papier gebraucht, und selbst der ärmlichste Kuli führt ein zu diesen Zwecken käufliches Buch bei sich, aus dem er bei Gelegenheit ein oder mehrere Blätter herausreißt. Sämmtlicher Bindfaden wird aus Papier gedreht und ist fast ebenso fest und haltbar wie der unsere von Hanf. Im Winter bei Regen und Schnee tragen die Japanesen Mäntel von gefirnißtem Papier; wir selbst haben uns sämmtlich solche Regenanzüge angeschafft, von denen das Stück 3 Thaler kostete, und die vollständig wasserdicht sind. Aus wasserdichtem Papier bestehen auch die sehr künstlich construirten Schirme, die zugleich außerordentlich billig sind und das Stück 3—4 Silbergroschen kosten. Wird man von schlechtem Wetter auf der Straße überrascht, so kauft man sich in einem der vielen Läden einen Schirm, den man fortwirft, sobald der Regen aufhört.

Eine Papiersorte, die ebenfalls in großen Massen und zu allen möglichen Zwecken verbraucht wird, verdient noch besonders erwähnt zu werden, da sie später gewiß einen Handelsartikel abgeben wird. Dies ist das sogenannte Papierleder in allen Dimensionen und Farben, das man kaum vom Leder zu unterscheiden vermag. Es ist fast ebenso dauerhaft wie dieses und würde für unsere Buchbinder und Galanteriearbeiter von großer Wichtigkeit werden, da es so billig ist. Von dem gewöhnlichen guten Schreibpapier haben wir für 1 Thaler 800 Bogen gekauft und von jenem Lederpapier für denselben Preis 20—25 Quadratfuß in den schönsten Farben und Mustern. Nur eine bei uns sehr gebräuchliche Verwendung des Papiers kennen die Japanesen nicht: sie haben kein Papiergeld. Dies führt mich auf die Münzverhältnisse, die in Japan ganz eigenthümlicher Art und für europäische Kaufleute, wegen eines Versehens in den Verträgen, leider nicht vortheilhaft sind, indem sie den Handel beeinträchtigen.

Es gibt oder gab vielmehr in Japan Gold-, Silber-,

Kupfer- und Eisenmünzen, den Kobang, den Itzebu, mit Halben und Vierteln, den Tempo und die Seni oder Cash, letztere den chinesischen sehr ähnlich. Der Goldkobang ist seit einigen Jahren vollständig verschwunden. Derselbe war eine oblonge Münze und hatte einen Curs von 4¾ Thalern; sein wirklicher Goldwerth betrug jedoch 6 Thaler 17 Silbergroschen, während dagegen Silber höher im Curse stand, als nach dem allgemeinen Maßstabe sein Metallwerth betrug. Die Amerikaner und alle die Fremden, welche zuerst mit diesen nach Japan kamen, hatten dies kaum bemerkt, als sie nichts Eiligeres thaten, als möglichst viele Dollars nach Japan zu bringen, die vertragsmäßig zu einem bestimmten Curse in Itzebu genommen werden mußten, und sich Kobangs dafür einzutauschen. Dies Geschäft warf ihnen natürlich enormen Nutzen ab, wurde aber von der Regierung durchschaut. Diese tauschte ferner nicht nur keine Kobangs mehr aus, sondern erließ, um die Goldausfuhr zu hindern, ein Edict an ihre Unterthanen, sämmtliche in Umlauf befindlichen Kobangs an die Staatskassen gegen Erstattung des landesüblichen Curses in Silber oder Kupfer abzuliefern. Die Japanesen hatten jedoch während ihres kurzen Verkehrs mit den Fremden den Werth des Goldes schätzen gelernt und verkauften ihr Gold statt dessen an die Ausländer, die ihnen 20 Procent mehr gaben als die Regierung. Letztere hatte sich demnach verrechnet und würde besser gefahren sein, wenn sie den Curs des Goldes erhöht hätte. So ging aber alles außer Landes; die Fremden zogen allein Nutzen davon, und gegenwärtig ist alles Gold aus dem Verkehr verschwunden. Die Regierung sucht nun auf andere Weise den Verlust beim Silber wieder einzubringen, und dies ist es namentlich, was die fremden Kaufleute empfindlich trifft und was die vertragschließenden Mächte nicht genug berücksichtigt haben.

Der amerikanische Commodore Perry setzte in seinem Vertrage fest, daß der mexicanische Dollar als gangbare Münze, und zwar zum Werthe von 1600 Seni oder Cash, angenommen werden sollte. In China sind 1000—1200 Cash, je nach dem Curse, = 1 Dollar, und Commodore Perry glaubte deshalb noch besonders viel erreicht zu haben; aber in Japan sind

1600 Cash nur = 1 Itzebu, dessen Silberwerth 15 Silbergroschen beträgt. Mithin war danach der Dollar dem Itzebu gleichgestellt, und die Amerikaner mußten alle Gegenstände dreimal höher bezahlen, wenn sie ihre Dollars brachten. Dies war natürlich ein ungemeiner Hemmschuh und machte den Handel unmöglich. Die Gesandten machten Reclamationen, aber alles, was sie erreichten, war, daß es ihnen, den Consularbeamten und dem Personal der Kriegsschiffe gestattet wurde, sich bei den Staatskassen so viel Itzebu gegen Dollars einzuwechseln, als sie zu ihrem Bedarfe nöthig hätten, und zwar zu dem Curse von 3 Itzebu für 1 Dollar mit Abzug von 4 Procent für die Umprägung. Alle jene Personen erhielten daher fast den ganzen Werth ihrer Dollars. Die Kaufleute blieben natürlich von dieser Vergünstigung ausgeschlossen, die Begünstigten dagegen legten den Passus „als zu ihrem Bedarfe nöthig" sehr weit aus, d. h. es kamen Unsummen von Dollars aus China an, die von den Consuln und den Kriegsschiffsbesatzungen eingewechselt und an die Kaufleute gegen einen Profit von 20—30 Procent abgelassen wurden, sodaß diese jetzt für ihre Dollars $2\frac{1}{2}$ Itzebu bekamen. Die indirecte Steuer, welche die Regierung durch den niedrigen Curs des amerikanischen Silbers im Vergleich zu den Itzebu von den Fremden zu erheben gedachte, war daher verfehlt, und sie hatte nur die Mühe, die Dollars umzumünzen, ohne Nutzen davon zu haben. In einer fernern Verhandlung wurde deshalb wieder eine Abänderung getroffen, die diesmal jedoch von den Japanesen ausging. Die Gesandten, Consuln und Kriegsschiffe wurden im Wechseln beschränkt, letztere für den Offizier auf drei, für jeden sonstigen Mann der Besatzung auf einen Dollar pro Tag, als ein Quantum, dessen sie wirklich bedürftig sein konnten; dagegen wurde für die Kaufleute der Curs des Dollars auf 2 Itzebu erhöht, sodaß sie jetzt nur noch einen Verlust von 33 Procent hatten. Dies ist immer noch schlimm genug, allein mit dem Wachsen des Imports wird sich das Misverhältniß immer mehr ausgleichen und der Dollar schließlich einen seinem Silberwerthe angemessenen Curs erhalten. Schon jetzt ist das zu merken, und obwol ihn die Regierung nur zu 2 Itzebu nimmt, steht er

bereits im Handel und Wandel 2⅓ Itzebu. Die japanische Regierung war so anständig, die Vergünstigung des Wechselns auch auf uns auszudehnen, obwol wir erst nach fünfmonatlichem Aufenthalte in Jeddo den Vertrag abschlossen, und die sehr liberal ausgeworfene Summe von 30000 Dollars per Monat deckte unsere sämmtlichen Bedürfnisse, sodaß wir den angenehmen Vortheil hatten, dieselben 25 Procent billiger einzukaufen als fremde Kaufleute.

Die Tempo sind Kupfermünzen von ovaler Form und so groß wie die Fläche eines durchschnittenen Eies. Sie haben in der Mitte ein viereckiges Loch, um sie wie die Cash auf Schnüre zu ziehen. Sechzehn gehen davon auf einen Itzebu, sodaß ihr Werth also 11¼ Pfennig beträgt. Die Cash wurden früher ebenfalls aus Kupfer gemacht. Seitdem die Chinesen aber dieselben förmlich schiffsladungsweise ausgeführt und damit in China treffliche Geschäfte gemacht hatten, weil sie in Japan für einen Itzebu 1600 Cash bekamen, in China aber für 1000 einen Dollar, mithin fast den fünffachen Werth, wurde erstens die Ausfuhr sehr streng verboten, sodann aber, um jeden Versuch zum Schmuggeln zu verhüten, auch die Seni oder Cash von Eisen gefertigt, und man sieht daher nur noch wenig kupferne im Verkehr. Sämmtliche japanesische Münzen sind nicht geprägt, sondern gegossen; Kobang und Tempo oval, Itzebu länglich viereckig und Seni rund. Auf der einen Seite ist der Namenszug des Kaisers und die Jahreszahl, auf der andern Seite der Name des Münzinspectors erhaben ausgedrückt. Die Formen müssen jedoch sehr gut sein, da die Charaktere sehr scharf hervortreten.

Ueber die Ackerbauverhältnisse des Landes habe ich wenig zu sagen; sie sind den chinesischen sehr ähnlich, und ich würde mich daher nur wiederholen. Auch die hauptsächlichsten Bodenproducte sind dieselben: Reis, Baumwolle, Thee und Korn. Bei Nangasaki wird viel sechszeilige Gerste gebaut, außerdem weiße und braune Bohnen, Erbsen, Kohl und alle Arten von Gemüsen, sowie Obst, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen. Das Obst ist jedoch lange nicht so schön wie bei uns und schmeckt ähnlich wie in China, d. h. wässerig und fade;

gekocht dagegen gibt es die schönsten Compots. Apfelsinen in verschiedenen Sorten, Walnüsse und Wein sind vortrefflich. In Jeddo war es Winterzeit, und wir konnten deshalb weder von Feld- noch Gartencultur etwas sehen, aber Erbsen, Bohnen und Gemüse scheinen auch dort in großen Quantitäten producirt zu werden, ebenso Kartoffeln, von denen viele Schiffsladungen voll nach China gehen, und die sehr schön sind. In Nangasaki werden europäische Kartoffeln nicht gebaut, nur süße.

Wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes sind die Bewohner gezwungen, die Bergabhänge vielfach zu Culturzwecken zu terrassiren, und sie haben daher mehr Arbeit als ihre Nachbarn mit ihren endlosen Ebenen. Dagegen ist die Bewässerung viel leichter als in China, und auf den Bergen sind überall Wasserreservoirs angelegt, von denen das Wasser durch Bambusrohre oft stundenlang ohne alle Mühe geleitet wird. So sahen wir oft auf Terrassen 500 Fuß und mehr über dem Meeresspiegel Reisfelder angelegt und überschwemmt. Wo es sich machen läßt, wird der Acker mit Pferden oder Stieren gepflügt, deren es hier bedeutend mehr als in China, obwol immer noch lange nicht genug für den Bedarf der Landwirthschaft gibt; auf den Bergen verrichten jedoch Menschenhände alles. Da der Viehdünger nicht ausreicht, so findet menschlicher Dünger sehr vielfach Verwendung, jedoch wird das Saatkorn nicht darin geweicht, sondern derselbe flüssig und gegoren auf die Pflanzen gegossen. Ebenso wird aus allen möglichen Abfällen ein Compost bereitet und der Acker damit befruchtet. Da also der Boden alles wieder zurückerhält, was ihm genommen wird, so gehen die Ernten ohne Unterbrechung jahraus jahrein fort, und von einem Brachliegen ist nicht die Rede. Die Regierung ist seit der Abschließung des Landes bestrebt gewesen, durch Förderung des Ackerbaues den Preis der Nahrungsmittel so niedrig wie möglich zu bringen, und sie ermuntert die Bewohner auf sehr energische Weise dazu, indem sie denjenigen, der sein Feld nicht bebaut, durch Confiscation des Ackers bestraft. Landwirthschaft im großen findet ebenso wenig statt wie in China; aller culturfähige Boden wird in kleinen Parcellen von 6—8 Morgen von den Landleuten bewirthschaftet, und da der Arbeits-

werth ebenso gering wie in China ist, haben sich die Verhältnisse des Landbaues fast ebenso gestaltet und vervollkommnet wie dort. Von Pferden gibt es zweierlei Arten, die tatarische und die Ponyrasse; erstere wird jedoch nur zum Lasttragen, letztere zum Reiten benutzt. Der Preis ist zwischen 15 und 20 Thalern. Stiere werden sowol als Zug- wie als Lastthiere verwendet, und schon weil sie bei dem bergigen Terrain zum Fortschaffen der Lasten nöthig sind, muß in Japan mehr Vieh als in China gehalten werden. Die Pferde sind nicht beschlagen. Zur Schonung der Hufe und wahrscheinlich auch, um ihnen beim Klettern in den Bergen bessern Halt zu geben, werden sowol Pferden als Stieren Strohsandalen übergezogen. Dies ist unter ähnlichen Verhältnissen überall zu empfehlen, da unsere Pferde auf unsern vielfachen Spazierritten und auf den schwierigsten und steilsten Gebirgspfaden nie einen Fehltritt thaten oder ausglitten.

Schafe gibt es nicht, wie ich schon erwähnt habe. Die Schweine sind aus China eingeführt, werden aber nicht viel und hauptsächlich nur für die Fremden gezüchtet, weil der Japanese sich fast ausschließlich von Vegetabilien und Fischen ernährt. Dagegen ist die Hühnerzucht sehr groß, da die Eier vielfach genossen werden. Wild gibt es ziemlich viel, namentlich wildes Geflügel, Enten, Gänse und Fasanen, und, wie im allgemeinen alle Lebensbedürfnisse in Japan, auch sehr billig. Ein Fasan kostet 4—5 Silbergroschen. Alle diese Thiere werden in Netzen oder Schlingen gefangen, da der Gebrauch von Feuergewehren zur Jagd — wol wegen der Gefahr für Menschen — streng verboten ist.

Auf die Forstcultur wird viel Sorgfalt verwandt, und kein Baum darf abgehauen werden, ohne dafür einen jungen anzupflanzen. Die Berge sind überall mit reichem Baumwuchs bestanden, und die Umgegend von Jeddo wird namentlich durch die vielen und sorgfältig gepflegten Schonungen und Gehölze so schön und parkähnlich.

Ueberhaupt erinnere ich mich nicht, auf meinen vielen Reisen je ein Land gesehen zu haben, das in jeder Beziehung einen so angenehmen und wohlthuenden Eindruck gemacht und in dem ich mich so heimisch gefühlt hätte, wie Japan. Diesen Eindruck

hat ein jeder von uns mit sich genommen. Die romantische Schönheit des Landes, die gastfreundliche Liebenswürdigkeit seiner Bewohner, die Sauberkeit der Straßen und Häuser, der poetische Zauber der Gärten, Todtenhöfe und Tempel waren so anziehend und wirkten so wohlthuend auf uns, daß wir ein ordentliches Heimweh fühlten, als wir endlich dem schönen Lande Lebewohl sagten, das uns außerdem so viel Neues und Interessantes geboten hatte. Namentlich aber werden wir Nangasaki nicht vergessen; es war der Lichtpunkt unserer Reise und wird es bleiben. Wir gingen von Jeddo nach Schanghae und zwei Monate später zum zweiten male nach Nangasaki, und obwol ich dadurch der chronologischen Reihenfolge unserer Reise etwas vorgreife, will ich im nachfolgenden Kapitel zunächst unsere Erlebnisse an diesem Platze erzählen, weil dadurch noch manche Verhältnisse Japans berührt werden, die zur Ergänzung der Schilderung des Landes und der Leute dienen.

27.

Die Bai und die Stadt Nangasaki. Insel und Colonie Desima. Die Visite beim Gouverneur. Der Kompiraberg und das Drachenfest. Die Andacht im Sintotempel. Freundlichkeit und Geselligkeit der Japanesen. Das Drachenspiel. Eine Kunstreitervorstellung in Nangasaki. Ausflüge in die Umgegend. Naturromantik. Lieblichkeit der Gartenanlagen. Bild der japanischen Häuslichkeit. Die Friedhöfe. Ein Leichenbegängniß. Das Klima und der Gesundheitszustand in Japan.

Wir kamen diesmal am 12. April vor die Bai von Nangasaki; es war jetzt Frühjahr, alles grünte und blühte in voller Pracht, und der Hafen erschien in seinem jugendlichen Schmucke uns noch viel lieblicher und bezaubernder als das erste mal. Stets glaubten wir eine neue schöne Scenerie zu entdecken, die wir früher noch nicht bemerkt. Hier segelten wir kaum 30 Schritt vor einer kleinen Insel vorüber, deren kahle zackige Felsen nur hierher gesetzt schienen, um den Contrast mit der lebendig frischen Umgebung zu erhöhen, dort erstreckte sich eine liebliche Bucht weit in das Land, die mit einladenden Häusern und Gärten besetzt war, während sich ein paar Dschonken auf ihrem tiefen Blau schaukelten oder einige leichtere Boote, von den kraftvollen Ruderschlägen halbnackter brauner Fischer getrieben, pfeilschnell ihre spiegelglatte Oberfläche durchfurchten. Die wie eine Bischofsmütze geformte und steil aus dem Wasser aufsteigende Insel Papenberg mit ihrer Krone von hundertjährigen mächtigen Fichten wurde in nächster Nähe passirt, abermals bogen wir jetzt um die Ecke. Nangasaki lag vor uns, und die weißen freundlichen Häuser von Desima, in denen wir

vor fünf Monaten bei deutschen Freunden so angenehme Stunden verbracht, schienen uns einen freundlichen Gruß zuzuwinken. So viele tausend Meilen von der Heimat weiß man es hoch zu schätzen, wenn deutsche Klänge nicht allein zum Ohr, sondern auch zum Herzen sprechen, und als die Freunde, in einem Boote uns entgegenkommend, uns ein „Willkommen in Nangasaki" zuriefen, war es, als ob wir ein Stück deutscher Erde begrüßten.

Der Anker fiel, Boote von der holländischen Kriegsbrigg „Kaschelot" und der englischen Corvette „Encounter", alte Bekannte von Nangasaki und Jeddo, kamen zum Complimentiren an Bord, und wir waren gerade zu rechter Zeit eingetroffen, um die Briefe an unsere Lieben daheim mit letzterm Schiffe zu befördern, das, Herrn Alcock, den englischen Gesandten in Japan an Bord, am selben Abend noch nach Schanghae abging. Zwischen Japan und China besteht noch keine regelmäßige Postverbindung *), die Briefe werden mit Schiffsgelegenheit befördert, und die Ankunft eines Kriegsdampfschiffs verursacht daher immer große Freude.

Unser Aufenthalt dauerte voraussichtlich einige Wochen, und wir machten daher in aller Ruhe ein Programm, um die Schönheiten der Umgebung in vollem Maße zu genießen. Wir wurden auch bei der Ausführung unserer Vorsätze nicht gestört, das schönste Wetter begünstigte uns, und außerdem trafen wir es so glücklich, ein großes Volksfest mitmachen zu können, das einzig in seiner Art war, sodaß die Erinnerung an die vier in Nangasaki verlebten Wochen stets reich an den schönsten Bildern in uns fortleben wird.

Die Stadt selbst in ihrer Bauart bedarf keiner nähern Beschreibung; sie zeigt dieselbe Anhäufung von einstöckigen Holzhäusern wie Jeddo und jede japanesische Stadt, ohne alle Erhöhung oder Abwechselung; das, was sie schön macht, ist nur ihre Lage und ihre Umgebung. Straßen, Häuser, Menschen sind alle dieselben wie im übrigen Lande, und ich kann mich ihrer nähern Beschreibung enthalten. Die Stadt zählt 60000

*) Sie ist jetzt ebenfalls eingerichtet.

Einwohner, gehört mit einem kleinen Weichbilde von kaum 1 Meile Radius dem Taikun und wird von einem Gouverneur regiert. Sie war bis zur Eröffnung des Landes der einzige Hafen, zu dem die beiden Nationen Holländer und Chinesen einen sehr beschränkten Zutritt hatten. Erstere wurden bis dahin auf der kleinen und mit einer hohen Mauer umgebenen Insel Desima gefangen gehalten und hatten nur einen freien Blick auf die Bai, während die Mauer die Aussicht nach der Stadt gänzlich abschnitt. Desima hat kaum 500 Schritt Durchmesser, und man kann sich daher die Lage der auf dasselbe angewiesenen Holländer denken, die überdies nur einmal jährlich durch das eine Schiff von Batavia Nachrichten aus der Heimat erhielten. Jetzt sind hübsche freundliche Gebäude auf der Insel aufgeführt, die hohe Mauer ist gefallen, man hat freie Aussicht, und es wohnt sich nun allerliebst.

Bei unserer ersten Anwesenheit kam unser Vorsatz, dem Gouverneur eine Visite zu machen, durch unsere Ordre, sofort nach Jeddo zu segeln, nicht zur Ausführung, und wir holten dies daher am Tage nach unserer zweiten Ankunft nach. Der Gouverneur wohnte ziemlich weit in der hintern Stadt, und wir mußten eine gute Viertelstunde marschiren, bevor wir seinen Palast erreichten. Dieser zeichnete sich jedoch vor den übrigen Häusern nur durch seine Größe und die aus Granitquadern ohne Mörtel zusammengefügte Untermauer von 15—16 Fuß Höhe aus, die ihm ein vornehmes Ansehen gab. Eine großartige Freitreppe führte uns in einen geräumigen Vorhof, an dessen rechter Seite sich eine Halle für die Leibwache des Gouverneurs befand, und in der neben einer Reihe zierlich geschnitzter Bogen und Pfeile, der Hauptwaffe japanischer Truppen, auch einige dreißig sehr sauber gehaltene Percussionsgewehre aufgestellt waren. Wir wurden hier von einem englisch redenden Dolmetscher empfangen und in einer Vorhalle mehrern Offizieren vorgestellt, die uns mit ausgewählter Höflichkeit empfingen und uns durch einen Corridor zu einem kleinen Zimmer geleiteten, das der Gouverneur zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengesetzten Seite aus betrat. Nach einer kurzen Begrüßung und Vorstellung richtete er einige bei dergleichen

Anlässen übliche Höflichkeitsfragen an uns und führte uns danach in den großen Empfangssaal, wo der Vicegouverneur und acht andere höhere Beamte versammelt waren und die gegenseitigen Vorstellungen aufs neue begannen. Die Räumlichkeiten des Palastes unterscheiden sich in keiner Weise von den Bürgerhäusern. Es herrschte in ihnen dieselbe reinliche Einfachheit und Schmucklosigkeit wie überall; die Wände verschiebbar mit Gitterwerk und Papierscheiben, der Fußboden mit den weißen fein geflochtenen Matten belegt, auf denen es sich ebenso angenehm als elastisch geht. Mit höflicher Rücksicht auf uns waren im Empfangssaale Stühle und zwei lange Tische, in Japan sonst unbekannte Dinge, aufgestellt, auf welchen letztern ein Frühstück servirt war. Wir wurden an dem einen placirt, während an dem gegenüberstehenden der Gouverneur und die übrigen Beamten ihrem Range nach sich niederließen und der Dolmetscher in der Mitte zwischen beiden kauerte. Die Unterhaltung drehte sich um alle möglichen Gegenstände, japanesische und deutsche Verhältnisse, Institutionen und Erzeugnisse, um die Verwandtschaft unsers Königshauses mit dem holländischen und englischen, und um die demnächstige Abreise der Gesandtschaft der japanischen Regierung nach Europa. Der Gouverneur sprach allein, und die ganze Conversation wurde, wie es schien wortgetreu, von zwei Secretären niedergeschrieben. An äußern Merkmalen in der Kleidung war der Rang der betreffenden Beamten nicht zu unterscheiden. Alle trugen ganz gleich den nationalen Rock von blau- und weißgestreifter Seide, über den nur als officielles Kleid eine Art Joppe geworfen war, die sich durch einen besondern Schnitt des Rückentheils auszeichnet, der oben am Halse wie ein Bret über beide Schultern hinausragt. Der Kopf war, wie immer in Japan, unbedeckt.

Das Frühstück bestand aus verschiedenen Gängen, Zuckerwerk mit Thee, der ebenso Nationalgetränk ist wie in China, Reis, Fischen und Wild, sowie aus Saki. Alles war trefflich bereitet und mundete uns sehr gut, sogar der Tintenfisch, den ich hier zum ersten male aß und der wie sogenanntes Milchfleisch vom Kalbe schmeckte. Man hatte uns neben den japa-

nesischen Eßstäbchen, mit denen wir wahrscheinlich sehr schlecht fertig geworden wären, Messer, Gabel und Löffel sowie Porzellanteller gegeben, und auch die Japanesen bemühten sich damit zu essen, obwol ihnen die Handhabung ziemlich ungewohnt schien. Alle Schüsseln bestanden aus lackirtem Holz, da man Porzellan in Japan nur als Ornamente, Wasser- und Sakikruken und als Trinkschalen sieht. Kurze Pfeifen, wie sie im Lande allgemein gebraucht werden, mit metallener Spitze und Kopf, beides sehr schön ciselirt und letzterer kaum so groß wie ein Eichelbecher, sowie Taback nebst Kohlenbecken hatte jeder neben sich stehen, und nach dem Frühstück wurde ein Pfeifchen geraucht. Der Taback ist so fein geschnitten wie der türkische, leicht und wohlschmeckend. Nach etwa $1\frac{1}{2}$stündigem Aufenthalte wurde die Visite von unserer Seite aufgehoben, da wir nicht genau wußten, wie die japanesische Sitte es erheischt. Wir gingen mit demselben Ceremoniell, wie wir gekommen, und sehr befriedigt von dem interessanten Besuche, an Bord, wo kurz darauf ein doppelt beschwerteter Jakonin mit einem Dolmetscher und einem Kuli erschien und uns mit höflichen Empfehlungen des Gouverneurs fünf sauber in Papier geschlagene und mit bunten Seidenschnüren zugebundene Packete überbrachte. Sie enthielten den nicht verbrauchten Theil der uns reichlich vorgesetzten Confecte, die jedem Gaste nach der Sitte des Landes zugeschickt wurden, und die sich ebenso durch Wohlgeschmack als künstliche Anfertigung auszeichneten. Als der Beamte sich wieder entfernen wollte, blieb er eine Zeit lang wie in Verlegenheit stehen, und es schien uns, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe. Der Commandant kam ihm mit der Frage zu Hülfe, ob die Sitte von uns irgendetwas als Erwiderung erheische, und sichtbar erleichtert, aber immer noch verlegen und mit schüchterner Stimme theilte er jetzt mit, daß es Sitte sei, den Kuli, welcher derartige Geschenke bringe, mit ein paar leeren Flaschen zu belohnen. Wir mußten innerlich über dies außergewöhnliche Trinkgeld lächeln, gaben ihm aber so viel leere Weinflaschen, als er irgend zu tragen vermochte. Zur Erklärung diene hierbei, daß Glas und namentlich Flaschen, welche die Japanesen nicht zu fabriziren vermögen, von

ihnen sehr gesucht und geschätzt werden. Vor sieben Jahren, zur Zeit der amerikanischen Expedition, wurde oft eine Flasche von ihnen mit einem Gegenstande von 10 Thalern Werth eingetauscht, und wenn sie auch jetzt vielfach eingeführt und im Preise sehr gesunken sind, ja in Nangasaki bereits eine Glasbläserei eingerichtet ist, macht man doch einen Japanesen immer noch damit glücklich. Wahrscheinlich haben die Jakonins die Sitte für ihren eigenen Nutzen eingeführt und den Kuli nur vorgeschoben; wenigstens schien mir dies aus dem leuchtenden Auge des Beamten hervorzugehen, als dem Kuli mindestens 15 leere Flaschen aufgepackt wurden.

Der Nachmittag bot in anderer Weise ebenfalls hohes Interesse, um einen Blick in das sociale Leben der Japanesen zu thun. Wir sind in dieser Beziehung auf unserer Reise sehr glücklich gewesen. An allen Plätzen, die wir hier im Osten berührten, traf es sich, daß irgendein außergewöhnliches Ereigniß, wie Volksfeste und dergleichen, stattfand. In Singapore war es das Todtenfest, in Kanton das Laternenfest, in Schanghae das Neujahr der Chinesen; in Jeddo hatten wir eine Art Kirmeß mit angesehen, bei der ein großer Markt gehalten wurde und alles sehr heiter zuging. Hier kamen wir gerade zur rechten Zeit, um einem großartigen Volksfeste, dem Drachenfeste, beizuwohnen, das einzig in seiner Art in der Welt dasteht, zugleich aber eins der schönsten ist, die ich je gesehen. In Japan belustigt sich nämlich, wie in China, groß und klein, alt und jung, Mann und Weib täglich mit dem Steigenlassen von Papierdrachen, ja in China sehr häufig Greise. Der in Spielereien und Kleinigkeiten so fruchtbare erfinderische Geist der Chinesen hat, wie ich schon früher erwähnte, die unendlichsten Formen und Varietäten geschaffen, und ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen, wie ich eines Abends ein vollständiges Drachenschiff in der Luft segeln sah, aus dessen Kanonenpforten überall kleine Sprühteufel herausblitzten, bis zuletzt das ganze Spielzeug in hellen Flammen stand, mit einem Kanonenschlage auseinanderflog und nach allen Seiten hin Feuerkugeln aussandte.

In Japan ist man in dieser Beziehung nicht so weit vor-

geschritten. Die Drachen sind sämmtlich wie die bei uns gebräuchlichen geformt und nur aus buntem Papier hergestellt, um sie voneinander zu kennen, aber die Japanesen entwickeln eine außerordentliche Geschicklichkeit in ihrer Leitung, und täglich finden Wettkämpfe darin statt. Einmal im Jahre, am 18. April, nehmen alle Drachenbesitzer an diesen Kämpfen theil; eine Unmasse von Menschen strömt als Zuschauer auf den Kampfplatz, und das Drachenfest bietet in größern Städten ein Schauspiel dar, das wirklich prachtvoll ist.

In Nangasaki ist es der Kompiraberg, eine Meile hinter der Stadt gelegen und 2000 Fuß hoch, wo die Feierlichkeit stattfindet, die wol eigentlich mit diesem Ausdrucke bezeichnet werden muß, da sie religiösen Ursprungs ist und die Belustigung der Drachenkämpfe wol nur nachträglich mit ihr verbunden wurde. Auf dem Berge ist nämlich der Sitz und Tempel des Kompirasama, des „gnädigen Herrn Windgottes", wie das Wort deutsch lautet. Sama ist der Titel, der jedem geheiligten Gegenstande sowie dem Kaiser und dem gefürchteten Adel des Landes beigelegt wird, während der Japanese „San" — Herr — allen übrigen Menschen anhängt. So spricht er nur vom Taikunsama, dem gnädigen Herrn Kaiser, Dokisama, dem gnädigen Herrn Kranich, aber von Okatsan, dem Herrn Manne, Musmesan, dem Herrn Mädchen, oder Jakoninsan, dem Herrn Beamten.

Der Kompirasama wird nun an jenem Tage gefeiert, und alles was irgendwie mit der Schiffahrt in Bezug steht, strömt hinaus, um dem Gotte seine Verehrung darzubringen, in einem unweit der Bergspitze gelegenen Sintotempel seine Andacht zu verrichten und den Schutz des Gottes für die Schiffahrt zu erbitten. Da aber die Sintoreligion aus allen ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste macht, so sah man überall nur lachende fröhliche Gesichter, und jeder war bestrebt, die Gegenwart in harmloser Freude zu genießen und sich auf das beste zu amusiren.

Der Weg zum Kompira führt in mannichfachen Windungen von Nangasaki ziemlich steil aufsteigend an reinlichen Dörfern, üppig grünenden Gefilden, trotzigen Abhängen und sanft ge-

wellten Hügeln hinauf, die mit großer Kunst terrassirt und cultivirt sind. Gerste, Raps, Bohnen, Taback bildeten hier den hauptsächlichsten Theil des Ackerbaues. Hier und dort erblickte man eine Gruppe Obstbäume, welche abwechselnd mit einem Bosquet des gefiederten schlanken Bambus die freundlichen Häuser beschatteten, die oft an den Abhängen zu schweben schienen, und zu denen sich ein halsbrecherischer Pfad durch wildes Gestrüpp und Gestein schlängelte. Die rothen und weißen Blüten der baumartigen Camellie und Azalie leuchteten noch hier und dort aus dem Grün hervor, aber es waren nur noch Nachzügler. Die eigentliche Blütezeit, wo diese Bäume und Sträucher wie mit einem rothen Teppich bekleidet erscheinen, war schon seit vierzehn Tagen vorüber.

Der Menschenstrom zu dem Feste war außerordentlich; der von unten fast eine Meile übersehbare und kaum 4 Fuß breite Weg bildete eine ununterbrochene dichtgedrängte Linie von Gestalten, die in ihren verschiedenartigen hellfarbigen Costümen wie eine buntschillernde Riesenschlange erschien, welche in zitternder Bewegung sich langsam den Berg hinaufwand.

Die Sonne brannte heiß hernieder, und da das ungewohnte Steigen uns sehr angriff, begrüßten wir mit Freude die verschiedenen kleinen Theehäuser, welche, als Ruhepunkte Viertelstunden weit auseinandergelegen, auf kleinen Plateaux am Wege erbaut sind, und deren schattige Verandas uns einluden, zu rasten und einen Blick auf das reizende Panorama zu unsern Füßen zu werfen. Ich habe schon bemerkt, daß in Japan wie in China fast gar kein rohes kaltes Wasser, sondern nur Thee getrunken wird, der jedoch so schwach ist, daß er keinen Geschmack besitzt, und aus dieser Sitte erklärt sich die große Zahl der Theehäuser, welche an allen Landstraßen liegen und wo den Vorbeipassirenden Thee verabreicht wird. Man bezahlt für eine Tasse Thee einen Seni, $^1/_8$ Pfennig. Von uns wollte man jedoch kein Geld nehmen, und überhaupt wurden wir überall mit der größten Zuvorkommenheit und Höflichkeit behandelt. Sobald wir ankamen, wurden uns stets die besten Plätze eingeräumt, man begrüßte uns in vertraulicher, aber nie aufdringlicher Weise, bewunderte mit schüchterner Zurückhaltung

unsere Tuchkleider, und es erregte allgemeine Freude, wenn wir mit unserm Vorrath von japanesischen Worten eine Unterhaltung begannen, die schließlich ins Stocken gerieth und nur mit Hülfe der ausdrucksvollsten Mimik fortgesetzt werden konnte.

So wanderten wir von einem Theehause zum andern, die sich stets dadurch auszeichnen, daß sie an den romantischsten Punkten erbaut sind, und nach dritthalbstündigem beschwerlichen Marsche erreichten wir den erwähnten Sintotempel, wo die Gläubigen, ehe sie zum Spielplatze aufbrachen, ihre Andacht verrichteten. Sinto- und Buddhatempel in Japan sind schon von weitem an ihrem Aeußern zu erkennen. Der zeltartig concave Dachfirst mit den aufwärts gekrümmten Giebelspitzen der Buddhatempel verräth sogleich den fremden chinesischen Ursprung, während die Sintotempel die geradlinigen Formen der heimischen Gebäude aufweisen. Im Allerheiligsten, das zwar von außen zu sehen, aber nur von den Priestern zu betreten ist, hing als einziges Symbol ein großer kreisförmiger Metallspiegel. „Wer in ihn schauen kann, ohne zu erröthen, der allein ist würdig, vor die Gottheit zu treten, aber niemand nahe mit Kummer und Gram im Herzen; eine freudige Stimmung, ein heiteres Herz allein kann die Andacht verrichten." Das ist die Kernlehre der Sintoreligion, und wahrlich, in dem einfachen Dogma des ersten Theils liegt eine schöne Moral. Das eigene Gewissen des Menschen wird zum Richter über ihn und als einziger Vermittler zwischen ihn und die Gottheit gestellt, ohne zu elendem menschlichen Machwerk in Gestalt von Götzen und Heiligen seine Zuflucht zu nehmen.

Vor dem Tempel befand sich ein großer steinerner Brunnen, an dem einige zwanzig Handtücher aufgehängt waren. Jeder, der seine Andacht verrichten wollte, trat zu diesem und wusch sich Gesicht und Hände, um auch äußerlich rein vor der Gottheit zu erscheinen. Alsdann begab er sich in den Tempel, schlug an eine in dessen Portal hängende Glocke, warf einige eiserne Seni auf den Teppich, klatschte dreimal in die Hände, kniete nieder und murmelte einige Gebetsworte. Vom Platze des Kniens aus konnte man einen Blick in den Spiegel werfen; von allen den Hunderten, die ich beobachtete, erhob jedoch

kein einziger das Haupt. Vielleicht konnte niemand es ohne Erröthen thun und wollte sich die Scham ersparen. Die ganze Ceremonie dauerte kaum eine halbe Minute. In schweigender Ordnung folgte einer nach dem andern; der hohe Beamte, der verachtete Kuli — so weit da draußen in der Welt verschieden — hier scheinen sie alle gleich. Der erstere wartete, bis der letztere sich erhoben, und kniete wie er mit gesenktem Haupte vor dem höchsten Wesen.

Einige tausend Schritte hinter dem Tempel, nahe der Spitze des Kompira, gelangte man auf eine sanft gerundete Bergebene, die das Endziel der Wanderung und der Tummelplatz des Festes war. Schon ehe wir dort hinkamen, sahen wir Tausende und Abertausende von buntgefärbten Drachen, viele 100 Fuß hoch, durcheinander schwirren und kreuzen; das Summen einer großen Menschenmasse und jubelnde Töne schlugen an unser Ohr. Als wir aber die Kuppe erreicht hatten und das zwischen ihr und der Spitze des Kompira sich erstreckende Plateau überschauten, da war der Anblick ein überaus herrlicher. Mindestens 10000 Menschen waren hier versammelt, ganz Nangasaki schien zusammengeströmt zu sein, und diese durcheinanderwogende Menge bildete ein Tableau, dessen lebendige Beweglichkeit und bunte Färbung seine Reize unendlich erhöhte. Hier sah man Hunderte von Wettstreitern, die, mit von Lust und Ehrgeiz geröthetem Gesichte, die Augen funkelnd auf ihren Drachen und die ihrer Gegner gerichtet, die dünne Leine mit gewandtem Rucke leiteten und dem Drachen bald diese, bald jene beliebige Richtung gaben. Es war eine wahre Lust, wie die leichten Papierdrachen in den Lüften dahinschossen, bald kerzengerade und pfeilschnell in die Höhe stiegen, bald wie ein Blitz seitwärts entflohen, wenn ein Gegner sich ihnen nahte, oder wie eine Schlange unter ihnen fortschlüpften und triumphirend sich an der andern Seite wieder aufschwangen. Ein solcher Moment bildete immer die Krisis des Spiels, aller Augen wendeten sich einem solchen Einzelkampfe zu, und die beiden Streitenden boten ihre ganze Energie auf, um den Sieg zu erringen und unbesiegt zu entschlüpfen. Die Aufgabe besteht nämlich darin, die Leine des Gegners oben in der Luft

zu durchschneiden und dessen Drachen zu Fall zu bringen. Zu diesem Zwecke sind die aus Papier gedrehten Leinen mit pulverisirtem Feuerstein überzogen, der wie eine feine Feile wirkt, und den Sieg erringt derjenige, welcher es versteht, seinen Drachen unter dem des Gegners durchzuleiten, ihn so abzufangen und durch schnelles Hin- und Herziehen die feindliche Leine zu zerschneiden. Gelingt dies, so belohnt ein endloser Jubel den Gewinner, der mit freudestrahlenden Mienen den seiner Geschicklichkeit gezollten Tribut aufnimmt, während der Gegner beschämt von dannen zieht.

Ein blau und weiß carrirter Drache war der Held des Tages, schon sechs Leinen hatte er durchschnitten, und seinen Triumphen wurde die Krone aufgesetzt, als er den letzten steuerlos niedersinkenden Drachen vollständig zu jagen begann, ihn während seines Fallens hoch in der Luft zum zweiten mal abfing und ihn zur Erde niederbrachte. Ich habe selten einen so rauschenden Beifall erlebt wie den, der diesem Kunststücke folgte, muß aber gestehen, daß der fliegende Drache wunderbar gelenkt wurde, und auch ich stimmte unwillkürlich in das allgemeine Frohlocken ein.

Die Bergebene war mit reichem Grün bedeckt, zwischen dem die Familien ihre Ruhestätten aufgeschlagen hatten und die mitgenommenen Speisen verzehrten. Wie bedauerte ich, kein Maler zu sein, um dies großartige Genrebild verewigen zu können. Ein berühmter deutscher Künstler der Neuzeit hat sich einst gegen Fanny Lewald dahin sehr bitter ausgesprochen, daß in einem Polizeistaate alle Kunst zu Grunde gehen müsse, und nur die Revolution mit ihren Barrikadenmännern die Wiege und Pflege der Kunst sei, oder vielmehr einen Maler begeistern könne, ein schönes Bild zu schaffen. Nun, Japan ist ein Polizeistaat, wie es keinen zweiten in der Welt gibt, aber wer in diesem Augenblicke dem Feste zuschaute, der mußte wahrhaft bezaubert werden von der malerischen Schönheit dieses Bildes, das sich vor unsern Blicken aufrollte. Da war Poesie, da war Kunst, Lyrik, Idylle und Romantik, alles, was man wollte, zu einem harmonischen Ganzen vereint, und doch war es ein

Bild des Friedens, der harmlosesten Freude und der erquicklichsten Ruhe.

Von allen Seiten erhielten wir Einladungen, an den verschiedenen Pickenicks theilzunehmen; bald zog man uns hier, bald dort auf den Rasen nieder, um eine Schale Saki oder Thee zu trinken, von den Speisen zu kosten oder ein Miniaturpfeifchen zu rauchen. Es war für uns ein wohlthuendes Gefühl, solcher herzlichen Gastfreundschaft zu begegnen; wir ließen uns nicht nöthigen, und bald saßen wir wie alte Freunde unter diesen guten liebenswürdigen Menschen, die sich von allen Seiten bestrebten, uns Annehmlichkeiten zu bereiten. Wir kosteten ihren Saki, erheiterten sie durch unsere Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Eßstäbchen und verursachten schallendes Gelächter mit unserm gebrochenen Japanesisch. Wer konnte einer solchen Freundlichkeit gegenüber wol eine abschlägige Antwort geben, wenn dann Frauen und Mädchen mit verschämten Mienen um einen Botan (Corruption von button), einen Knopf, baten. Die vergoldeten Knöpfe wurden einer nach dem andern aus der Weste oder auch wol vom Rock abgelöst, und mit freudigem Stolze zeigten die glücklichen Empfänger das kostbare Geschenk ihren neidenden Freunden, um es sich andern Tags in einen Ring fassen zu lassen und prunkend am Finger zu tragen. Wir aber wanderten weiter zur höchsten Spitze des Kompira, um noch einen Blick auf das viele Meilen weite, großartige und prachtvolle Panorama mit den kämpfenden Drachen, dem bunten Gewimmel der Tausende, den saftig grünen Thälern, den dunkel bewaldeten Bergen, den Städten und Dörfern und weit, weit dahinter auf das Meer zu werfen, das, im Strahle der scheidenden Sonne glänzend, wie ein goldenes Band das liebliche Bild umschlang. Dort saßen wir und schauten lange hinab mit vollem Herzen und wehmüthigen Gefühlen. Es war so schön hier, aber es fehlte immer etwas; dort drüben über dem schimmernden Spiegel der See, viel tausend Meilen weit lag die liebe theuere Heimat, die nichts ersetzen kann. Die im Westen scheidenden Wolken nahmen unsere Grüße mit!

Einige Tage später besuchten wir auch eine Kunstreiterbude,

von der ich schon früher gesprochen. Dergleichen Kunstgenüsse sind in Japan selten, selbst in Nangasaki hatte man seit fünf Jahren keine Kunstreiter gehabt, und wir konnten deshalb von Glück sagen, es so gut zu treffen. Ihre Ankunft verursachte unter den so schaulustigen Japanesen große Aufregung, und alles sprach von ihnen. Die Leute kannten ihren Vortheil; die Fremden bekamen Theaterzettel im besten Englisch, und in zollgroßen Buchstaben ward auf die außerordentlichen Leistungen der celebrated Miss Torio und Miss Schorio aufmerksam gemacht. Japanische Kunstreiterinnen — das war allerdings etwas Sehenswerthes, und wir mietheten uns eine Loge. Der Preis war anständig, 20 Thaler die Loge für 10 Personen, natürlich Europäer, denn Japanesen bezahlen solche Preise nicht. Dafür dauerte die Vorstellung aber auch 6 Stunden, und man erhielt etwas für sein Geld. Es wurde jedoch gebeten, Stühle mitzubringen. Wir gingen erst um 1 Uhr nachmittags hin, obwol der Anfang auf 12 Uhr festgesetzt war. Ein Freund hatte uns einige japanische Dolmetscher mitgegeben, die uns den Gegenstand und die Mimik der Vorstellungen erklären sollten, für welche uns sonst das Verständniß gefehlt hätte. Der Circus war außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe erbaut und so groß, daß er ungefähr 1000 Menschen fassen mochte. Er bestand aus dem gewöhnlichen Baumaterial, Bambus, mit Matten bekleidet und auch oben mit denselben bedeckt. Seine Form war die eines Halbkreises, an dessen Basis sich eine kleine erhöhte Bühne befand, während vor ihr die Manége hinlief, die jedoch keine runde, sondern eine rechtwinkelige Form und bei 50 Fuß Länge nur eine Breite von höchstens 12 Fuß hatte. Zu den Logen, die wie in unsern Theatern angebracht waren, gelangte man auf einer Hühnersteige, die jeden, der nicht die zähe Haltbarkeit des Bambus kennt, durch ihre anscheinende Gebrechlichkeit vom Besteigen abgeschreckt haben würde. Dann kroch man durch ein 2½ Fuß hohes Loch in die Logen selbst, die, wie das ganze Gebäude in höchst provisorischer Weise und in der leichten japanischen Bauart construirt, sehr halsbrecherisch aussahen. Der Zuschauerraum war überfüllt, und es ging äußerst naiv zu. Das Parquet war mit Sperr-

sitzen versehen; im Parterre standen die Zuschauer, und hinter ihm befand sich noch ein leerer Raum, der von dem Publikum zur Verrichtung von Geschäften benutzt wurde, die man bei uns gewöhnlich der Oeffentlichkeit entzieht, die sich aber hier unmittelbar unter den Augen der Logeninhaber zutrugen. Wir dachten dabei: „Chaque pays, chaque usage“ — Japan ist ein wunderbares Land!

In den Logen neben uns und gegenüber hatten sich überall wohlhabendere Familien häuslich niedergelassen. Der Japanese übereilt sich nicht, er ist bedächtig in jeder That, bedächtig in seinen Bewegungen, Vergnügungen und Genüssen. Die Vorstellung dauerte sechs Stunden; um so lange auszuharren, bedarf man einer Stärkung, und dafür war gesorgt. Jede Loge bot das Bild einer Picknickpartie, wie jüngst beim Drachenfeste, hunderterlei verschiedene Speisen standen in saubern Lackschüsseln servirt auf dem mit Matten belegten Fußboden, und die Sakiflasche kreiste unaufhörlich in der darumlagernden Tischgesellschaft. Wir waren kaum eingetreten, als wir auch schon von beiden Seiten Einladungen erhielten, an dem Mahle theilzunehmen. Wir kosteten von allem, hielten uns jedoch an die hier vorzüglich gebackene und gemeinhin als Brot genossene Sandtorte und ließen unsern Wirthen als Revanche unsern eigenen Saki, in Gestalt von Gilka — Pfeffermünzliqueur, kosten, der ihnen vortrefflich zu munden schien, da jedem genossenen Schlucke ein aus innerster Seele kommendes epi joka! (sehr schön) folgte.

Dann wandten wir uns mit ungetheilter Aufmerksamkeit der Vorstellung zu, deren zweiter Act soeben begann. Die celebrated Miß Schorio und Miß Torio erschienen, rittlings im Sattel sitzend, in sehr hübscher Garderobe und pompösem Haarschmuck, aber total weiß geschminkt und dadurch sehr entstellt, obwol sie auch außerdem schon keinen Anspruch auf besondere Schönheit machen konnten. Sie ritten kleine hübsche Ponies, wie sie überall in Japan zu Hause sind, mit feinem Gliederbau, einem übermäßigen Reichthum an struppiger Mähne und bis auf die Erde reichendem Schwanze, kurzem Hals und feurigen Augen. Wir hatten Shawlsprung, Reifensprung,

Schenkelritt und dergleichen erwartet, sahen uns aber getäuscht. Die berühmten Künstlerinnen kamen nie aus dem Schritt, und ihre equilibristischen Leistungen beschränkten sich lediglich auf ein langsames Führen der Pferde im Einklange mit den Bewegungen des Oberkörpers und der Hände. Der Zügel ging um den Leib der Reiterin, und die Pferde wurden nur mit den Schenkeln geleitet. Das Ganze war eine theatralische Vorstellung mit lebhafter Mimik und Begleitung eines hinter den Coulissen der kleinen Bühne aufgestellten Orchesters, dessen unharmonische Töne jedoch das Ohr beleidigten, und aus dem als Grundton das Zusammenschlagen zweier Stücke von hartem Holz herausklang. Die Pferde versahen die Füße der handelnden Personen, und jedenfalls war ihre Dressur bewunderungswürdig, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß die Japanesen durchaus kein Reitervolk sind. Etwas später erschien ein Jakonin in blauem, silbergesticktem Rocke, dem glänzendsten Costüm, das ich bisher im Lande gesehen, und es entwickelte sich jetzt eine Liebesscene, deren verschiedene Phasen uns jedoch ziemlich unverständlich blieben. Einmal scheint nach den ausgedrückten Affecten Liebe in Japan ganz anderer Natur zu sein wie bei uns, und sodann sprachen unsere Herren Dolmetscher ungefähr so fertig englisch wie wir japanesisch, und es stellten sich daher der Erklärung so abstracter Begriffe bedeutende Schwierigkeiten in den Weg.

Der folgende Act war komischer Natur und die Mimik der vier dabei betheiligten Personen so drastisch, daß wir nicht umhin konnten, aus vollem Herzen in das endlose Gelächter des Publikums einzustimmen, welches die heitere Scene hervorrief. Das Sujet war ganz eigenthümlicher Art, wie es auch nur in Japan vorkommen kann, und ich will es zur Charakteristik des Volks hier etwas näher erwähnen, da sein Verständniß für uns keine Schwierigkeiten bot.

Drei Bauern reiten über Land und begegnen einem Fuchs, der auf seinem Pferde zu schlafen scheint. Der Fuchs wird von den Japanesen als eine Art Gottheit betrachtet, von der man nicht recht weiß, ob sie guter oder böser Natur ist. Am besten läßt er sich mit den Kobolden unsers Volksaberglaubens

vergleichen, die, je nachdem sie gut oder böse von den Menschen behandelt werden, diesen mit gleicher Münze zahlen. In dem gegenwärtigen Falle necken die Bauern das von einem Reiter in Fuchsmaske sehr natürlich dargestellte Thier, erwecken ihn mit Schlägen, die wie in der europäischen niedern Volksposse auch hier eine Hauptrolle spielen, und zwingen ihn mit zu reiten. Anfänglich sehr aufgebracht durch die unsanfte Behandlung, legt sich scheinbar bald sein Aerger, er zeigt sich willig zu folgen, wird vertraut und bietet den Bauern eine Prise an. Sie nehmen alle drei, niesen unendlich und sind dadurch schon halb in der Gewalt des Fuchses. Jetzt kommt dann das specifisch Japanische: der Fuchs reicht ihnen zunächst seine Excremente zum Essen und dann seinen Urin zum Trinken. Um dem Zuschauer jeden Zweifel über die Natur dieser Gegenstände zu benehmen, zeigen sehr natürlich fingirte Bewegungen ihre Quelle. Durch den Genuß dieser Zaubermittel sind jetzt die Bauern in der Gewalt des Fuchses, gezwungen alles nachzuthun, was er ihnen vormacht, und die Art und Weise, wie dies geschah, erschütterte das Zwerchfell der Zuschauer in hohem Grade. Zugleich erhielten wir dabei aber Proben von einer Gewandtheit und Reiterkunst, die wir durchaus nicht vermuthet hatten, und die auch bei uns das größte Furore gemacht haben würden.

Die Pferde gingen dabei allmählich vom Schritt zum Trabe und wüthendsten Galop über, wobei wir abermals über ihre Dressur erstaunen mußten, da die Reiter sie weder mit Zügel noch Schenkel lenkten, und es für die vier Pferde ungemein schwierig war, sich in dem engen geradlinigen Raume in Galop zu bewegen und zu drehen, ohne einander hinderlich zu sein. Der Fuchs war ein vorzüglicher Reiter; bald saß er auf dem Kopfe des Pferdes, bald auf dem Schwanze, hing mit den Händen oder Füßen an dessen Halse, kroch in voller Carrière unter dessen Bauch durch, stand auf dem Sattelknopf auf dem Kopfe, überschlug sich und machte dabei so viel Capriolen, als ob er sich auf ebener Erde befände und von Guttapercha wäre. Seine drei Vasallen fielen zuletzt vollständig erschöpft vom Pferde, und ihr Quälgeist ritt unter dem stürmischen Applaus

des Publikums, in den auch wir lebhaft einstimmten, aus der Bahn.

Der nächste Act brachte wieder eine dramatische Liebesscene, in welche plötzlich ein komischer Schulmeister mit einer Schule hineinschneite, ohne anders motivirt zu sein, als die ernste Handlung auf eine kurze Zeit zu unterbrechen und ihre Langweiligkeit zu vermindern. Ihren Schluß warteten wir jedoch nicht ab, da ein sanfter Regen sich auf Nangasaki herniedersenkte und durch das lockere Mattendach, das wol einigermaßen Schutz gegen Sonnenstrahlen, aber nicht gegen Nässe bot, auf uns herniederträufelte. Zwar boten uns unsere freundlichen Nachbarn sofort ihre breiten wasserdichten Papierschirme an, wir hatten jedoch des Guten genug genossen, thaten noch einen Blick hinter die Coulissen, um uns die kleinen klugen Ponies zu beschauen, und traten dann unsern Rückweg nach Nangasaki an.

Unsere übrige Freizeit benutzten wir, um mit unserer flinken Dampfbarkasse Partien nach den verschiedenen schönen Punkten der Bai zu machen, oder auch Picknickpartien zu Lande zu veranstalten. Die wechselvollen Genüsse ließen uns die Tage viel zu kurz erscheinen, und was wir wegen des Winters und anderer Umstände in Jeddo und Kanagava versäumen mußten, suchten wir hier im Frühjahr auf das beste nachzuholen. Obwol schon seit vierzehn Tagen der Eintritt der Regenzeit erwartet wurde, begünstigte uns, mit Ausnahme eines kurzen Gewitters, das schönste Wetter, und wir konnten alles ungestört genießen.

Ebenso schön wie die Bai selbst ist auch die ganze Umgegend von Nangasaki, und ein zweistündiger Ritt nach den Fischerstädtchen Mogi und Awa, den Grenzpunkten des kaiserlichen Gebiets, zeigte nur eine unaufhörliche Reihenfolge der romantischsten Landschaften, welche die Phantasie zu erdenken vermag. Der Reichthum an wechselnden Naturschönheiten ist unerschöpflich, und bei jedem Hundert von Schritten eröffnete irgendeine Biegung des Wegs oder ein höherer Standpunkt ein neues prachtvolles Bild, das, wie die Ufer der Bai, durch die mit der Großartigkeit gepaarte Lieblichkeit und vollendete

Harmonie einen unwiderstehlichen Zauber erhielt. Das Angenehme bei allem ist, daß man keine weitern Strecken zurückzulegen hat, um sich diese Genüsse zu verschaffen. Ein halbstündiger Ritt führt uns mitten in eine Gebirgslandschaft und auf die Spitze eines 1000 Fuß hohen Bergs, von dem sich die prachtvollste Aussicht auf einen meilenweiten Umkreis bietet, oder in ein wildes Thal, durch das ein von den Bergen kommender Waldbach rauscht, der hier und da in Wasserfällen über eine Felswand sprüht und gleichzeitig Tausende von Aeckern befruchtet, die, im üppigsten Grün prangend, seine Ufer begrenzen.

Aber selbst schon in Nangasaki gibt es derartige Schönheiten in reicher Fülle, und unsere liebsten Spaziergänge bildeten die Friedhöfe und Privatgärten, die, dank dem freundlichen Entgegenkommen ihrer Eigenthümer, uns zu jeder Zeit offen standen. Namentlich zog uns einer der letztern durch seine idyllische Schönheit an und ich habe manche Stunde in ihm zugebracht, in seinen duftigen Lauben gesessen und bin in seinen Irrgängen, zwischen seinen Felsen, Grotten und Tempeln umhergewandelt.

Ich habe bereits die Manier der japanischen Gartenanlagen erwähnt. Man findet in Japan bei den Menschen wenig Poesie, sie haben keine Musik, keinen Gesang, keine Malerei, keine Dichtkunst; aber ihre Berge und Thäler, ihre Wälder und Bergströme, ihre Küsten und Seen sind voll Poesie, die ihren unsichtbaren Einfluß auf die Gemüther übt, und die Gärten sind das Resultat ihrer stillen Einwirkung. Die getreue Nachbildung der Natur ist der Beweis dafür, daß ihre Schönheiten in vollem Maße empfunden werden, und in dem Gemüthe, das solchen Empfindungen zugänglich ist, liegt der Keim zu allem Guten.

Der Eigenthümer unsers Lieblingsgartens war aus Osaka gebürtig. Er hatte seine Vaterstadt mit ihren Umgebungen plastisch nachgebildet und mit dieser kunstvollen Schöpfung seinen Garten geschmückt. Sie lag im Schatten eines Waldes von Zwergfichten versteckt, durch deren Stämme das graue künstlich verwitterte Gestein ihrer Umfassungsmauern schimmerte.

In ihrem Hintergrunde erhob sich ein Berg, und auf seiner Spitze in einer Laube von duftigen Glycinen saß ich oft und schaute auf das kleine Paradies zu meinen Füßen, das wie eine Landschaft aus der Märchenwelt dalag, die das Kindesgemüth mit Peris und Feen bevölkert. Dort erhob sich ein Fels mit zackigen Klippen und schroffem Gestein, aus dessen Klüften hier und da knorrige Eichen oder schlanke Cedern hervorgrünten, während weiter unten ein dichtes Bambusgebüsch seine gefiederten Zweige im Winde wiegte und ein Gebirgsbach herabrieselte, welcher sich einen Weg durch Spalten und Gestein bahnte, hier hinter einer Klippe verschwand, um dort wieder hervorzubrechen, eine Cascade zu bilden und sich endlich in einen See zu ergießen, der zu den Füßen des Bergs sich ausbreitete. Auf diesem See, an dessen felsiges Ufer sich ein dichter Wald von Zuckerahorn lehnte, dessen rothbraunes Laub mit den gelblich grünen Blättern des Bambus angenehm contrastirte, schwammen die kreisrunden Blätter des Lotos, hier wie in China heilig, und bisweilen blitzten die schwarzgoldenen Schuppen japanischer Goldfische aus der Tiefe herauf. Weiterhin lagerte wie ein rosiger Teppich auf grüner Au ein Azaleengebüsch, Blüte an Blüte dicht gedrängt, aus denen eine Schar Bienen summend ihre Nahrung sog. Dann folgte eine mit Rasen und Blumen bedeckte Ebene, an die sich abermals ein dichtes Gebüsch von dunkelstem Grün schloß, auf dem die prachtvollen rothen und weißen Blumenkelche der Camellie wie Perlen auf grünem Meere blitzten. Ueberall schlängelten sich Wege, mit blanken Flußkieseln sauber bestreut, durch die lieblichen Partien, während weiterhin über die Stadt der Blick auf das Meer schweifte, auf dessen Spiegel die Inseln in bläulichen Duft gehüllt zu schwimmen schienen. Alles war ruhig und still hier oben; nur dann und wann drangen einzelne Laute von dem Leben in den Straßen herauf, und die sonoren Glockentöne eines benachbarten Buddhatempels summten durch die Lüfte.

Ganz im Hintergrunde dieses Gartens stand das Wohnhaus des Eigenthümers. Werfen wir einen Blick in dasselbe, so haben wir die Vervollständigung des ebenso fremdartigen

als schönen Bildes. Wir übersehen das ganze Haus; die warme milde Frühjahrsluft hat seit langem die Kohlenbecken entbehrlich gemacht; alle Thüren und verschiebbaren Zwischenwände sind entfernt, und das Innere liegt offen vor uns. Alles ist sauber, reinlich und nett, und auf den Fußmatten sitzt nahe der Veranda die Familie zum Mittagsmahle vereinigt. Sie besteht aus Vater, Mutter, einem kleinen Mädchen von 10 Jahren und einer erwachsenen Tochter. Eine Dienerin präsentirt gerade den Saki in kleinen Schälchen von durchsichtigem Porzellan, und eine heitere Unterhaltung würzt das Essen. Nach seiner Beendigung ergreift die ältere Tochter die in keinem Hause fehlende Guitarre und stimmt unter ihrer Begleitung ein Lied an. Seine stets wiederkehrende eintönige Melodie, die unerwartet zwischen Dur und Moll wechselt, spricht unser Ohr nicht an, aber sie paßt zu der ganzen fremdartigen Umgebung, und wir vergessen sie auch bald, um einen Blick auf die Sängerin zu werfen. Das Mädchen ist hübsch, sie hat regelmäßige und feine Züge, ein ovales Gesicht ohne die entstellenden hervorstehenden Backenknochen des japanischen Typus, die Nase ist ein allerliebstes Stumpfnäschen, der Mund klein, die sorgsam gepflegten und zweimal täglich mit Zahnpulver geputzten Zähne sind schneeweiß und tadellos, die Augen mandelförmig und schwarz. Ihr glänzend schwarzes Haar ist in reicher Fülle zu einem künstlichen Bau zusammengebunden; vorn rechts und links gescheitelt, wird der mittlere Theil nach hinten übergekämmt, während das Uebrige seitwärts über die Ohren fällt. Dort vereinigt es sich mit dem Haar des Hinterkopfes, um mit ihm über ein Polster zurückgekämmt zu werden und oben auf dem Scheitel einen gefälligen Knoten zu bilden. Dieser ist durch Spangen von Silber und Gold festgehalten und von einem Stück rothseidenen Krepps umwunden, dessen lebhafte Farbe außerordentlich putzt.

Den Körper deckt ein seidener Rock mit den ungemein weiten Taschenärmeln. Vorn übereinandergeschlagen und um die Taille durch einen breiten Kreppgürtel zusammengehalten, läßt er Hals und Brust fast frei, während er unten bis auf die Erde reicht und nur außer dem Hause etwas aufgeschürzt wird, um nicht

im Schmutze zu schleppen. Die von Natur kleinen Füße stecken in weißen genähten Strümpfen und Strohsandalen, aber der Rock verbirgt sie vollständig, und die Finger der ebenso kleinen als schmalen Hand ziert ein Ring mit einer kleinen Goldmünze. Nur Eins beeinträchtigt die angenehme Erscheinung. Gesicht, Nacken und Hals sind weiß geschminkt, die Wangen carmoisinroth gemalt, die Unterlippe mit Goldschaum belegt, und die unglückliche Mode, welche die ganze Welt knechtet, in Europa die Taillen und in China die Füße verkrüppelt, macht auch hier ihren Einfluß geltend und verunstaltet, wenn auch harmloser wie dort, das von der Natur verliehene Aeußere.

Neben den Gärten waren es vorzüglich die Friedhöfe, welche uns anzogen. Es gibt so viele Orte in der Welt, von denen man zu sagen pflegt: „Hier möchte ich nicht begraben sein." Hier drängt sich uns jedoch gerade der entgegengesetzte Wunsch auf. Es kann keinen schönern Platz für die letzte Ruhestätte geben als die Friedhöfe um Nangasaki. Sie sind an den Abhängen der die Stadt einschließenden Berge angelegt, und die Pietät der Japanesen, die noch viel größer als in China ist, hat diese Orte in einen immerwährenden schönen Blumengarten verwandelt. Die Seitenflächen der Berge sind bis zu 500 Fuß hoch terrassirt und bilden unzählige kleine viereckige Plateaux. Jedes derselben ist ein Familienbegräbnißplatz, und die nur wenig Raum einnehmenden Gräber befinden sich symmetrisch an drei Seiten des Vierecks und sind jedes mit einem fein behauenen und sculptirten Denksteine geschmückt. Je nach den Vermögensverhältnissen des Eigenthümers sind diese Denkmäler größere, und einzelne erreichen die Höhe von 12 Fuß. Der ganze Platz ist mit Kieseln belegt und stets sauber und rein gehalten, mögen die Todten auch dort schon viele Jahre ruhen. Hier und dort beschatten mächtige Fichten die Gräber, Camellien, Azaleen und andere reichblühende Gesträuche und Bäume bilden überall schöne Bosquets. Was uns jedoch besonders anzieht und einen schönen Zug im Charakter der Japanesen offenbart, ist der Blumenschmuck der Gräber selbst, der während des ganzen Jahres wöchentlich mehreremal, ja vielfach auch täglich erneuert wird und die Friedhöfe in einen ewigen Garten verwandelt. In den

Sockel eines jeden Denkmals sind drei runde Wasserbehälter gehauen, in welche kleine Blumentöpfe von Bambus passen, und diese werden stets mit Blumen gefüllt, solange die Jahreszeit sie hervorbringt. In den Wintermonaten vertritt das immergrüne Elicium religiosum die Stelle der Blumen, und die kleinblätterige Kletterfeige umhüllt alle Steine mit einem grünen Gewande. In der Mitte der Kirchhöfe erheben sich regelmäßig Sinto- oder Buddhatempel, in deren Höfen Palmen und Fichten ein schattiges Dach bilden, und wo kahlgeschorene Priester mit weitem schwarzseidenen Talar Messen für die Verstorbenen lesen.

Leider kamen wir einige Tage zu spät, um einem der schönsten Feste der Japanesen, dem Todtenfeste, beizuwohnen, das nach der Beschreibung einen wunderbaren Eindruck machen muß. Aehnlich wie die Chinesen an diesem Tage die Gräber ihrer Angehörigen mit weißen und rothen Papierfähnchen schmücken, wird in Japan mit Einbruch der Dunkelheit jedes Denkmal mit einer farbigen Laterne behängt. Die Friedhöfe liegen amphitheatralisch um die ganze Stadt und sämmtlich höher als diese. Sie enthalten mindestens hunderttausend Gräber, und man kann sich denken, welchen prachtvollen Anblick dieses Lichtmeer zwischen dem Grün der Berge von der Rhede aus gewährt haben muß. Um Mitternacht werden diese Laternen entfernt und die Lichte in ebenso viele kleine Kähne gesteckt, die, mit einigen Lebensmitteln und Kupfermünzen für die Todten beschwert, dann auf die Bai gesetzt werden und mit dem Landwinde der See zutreiben, ein Schauspiel, das an Pracht alles übertreffen soll.

Bezüglich der Särge steht Japan wahrscheinlich auch einzig in der Welt da, und ein Leichenzug gewährt einen ganz ungewöhnlichen Anblick. Der Todte wird nämlich nicht in einem Holzsarge und in liegender Stellung, sondern sitzend, mit den Knien bis an das Kinn gezogen und die Arme nach vorn darübergekreuzt, in einer großen bauchigen Kruke von Steingut beerdigt und in einer sehr leicht gebauten Sänfte mit Papierfenstern zu Grabe getragen. Die Geschmeidigkeit, welche erforderlich ist, um der Leiche diese sonderbare Stellung zu geben, soll durch ein eigenes Pulver erzeugt werden, das man dem Todten in den Mund streut und wodurch er nach Verlauf von wenigen

Minuten vollkommen weich und biegungsfähig wird. Wir versuchten mehrmals in den Besitz dieses Pulvers zu gelangen, reussirten jedoch nicht, da die Priester, welche es allein verkaufen, durch kein Geld zu bewegen waren, uns davon abzulassen. Es soll in einem Kloster in Miako, der Residenz des geistlichen Kaisers, angefertigt werden, jedoch scheint seine Bereitung ein streng bewahrtes Geheimniß zu sein.

Ein Leichenzug in Japan sieht nicht sehr traurig aus. Wir begegneten in Nangasaki einem solchen, der sich in ziemlichem Geschwindschritt nach dem Kirchhofe bewegte, während sein Geleite heiter scherzte und lachte. Voran ging ein Knabe, der einen Blumentopf mit großen weißen Papierblumen trug; ihm folgte das Musikcorps, bestehend aus drei Clarinettenbläsern, mit den früher erwähnten Körben über den Kopf gestülpt, und einer Trommel, die in regelmäßigen Zwischenräumen angeschlagen wurde. Ihnen folgte ein singender Priester und die von vier Kulis getragene Sargsänfte, hinter ihr unmittelbar die Hauptleidtragenden, eine Frau und zwei Mädchen in sehr grobe weiße Gewänder gekleidet und mit einer weißen Mütze bedeckt. Um jedoch den schönen Haarschmuck, den Stolz jeder Japanesin, nicht durch die häßliche Mütze ganz zu verstecken, war letztere nur oben auf den Kopf gelegt, und unter ihr schaute die ganze Legion der Spangen und der rothe Krepp kokett hervor. Tout comme chez nous!

An die Frauen endlich schloß sich ein größeres Leichengefolge von Männern, Frauen und Kindern an, die ohne Ordnung hinter dem Sarge herliefen. Auf dem Friedhofe wurde der Sarg in seine kleine quadratische Grube gesenkt und, während der Priester Gebete absang, mit Erde bedeckt. Die hölzerne Sänfte wurde darübergestellt und von den Leidtragenden mit lebendigen Blumen geschmückt, während man den Topf mit den Papierblunnen obenauf stellte. Diese Sänften werden dann später durch einen Denkstein ersetzt. Die ganze Ceremonie am Grabe dauerte kaum fünf Minuten, und das ganze Gefolge trat ebenso heiter seinen Rückweg an, wie es gekommen. Der Tod hat für den Japanesen durchaus nichts Schreckliches: er sieht in seinem Eintreten eine unabweisliche Nothwendigkeit, ist stets

darauf vorbereitet, und die Lehren seiner Religion suchen allen nachhaltigen Gram von vornherein abzuschneiden, vielleicht um das sonst so despotisch geknechtete Volk sein Leid vergessen und nur im Genusse der heitern Gegenwart ihm das Leben erträglich zu machen.

Das Klima von Nangasaki ist wie das von ganz Japan ein überaus mildes und angenehmes. Der an der Ostseite des ganzen Archipels hinlaufende Warmwasserstrom übt auf die Länder, welche er bespült, einen ebenso wohlthätigen Einfluß wie der amerikanische Golfstrom auf die westlichen Küsten Europas, und wenn wir in Jeddo im Januar auch bisweilen mit Nordstürmen Schnee und Eis gehabt haben, fiel das Thermometer doch nie unter zwei Grad Réaumur und dies auch nur während einiger Morgenstunden. In Nangasaki ist sein niedrigster Standpunkt jedoch nur + 5° R., und die Beschaffenheit des Klimas mag am besten daraus erhellen, daß hier die Palmen im Freien überwintern. Im allgemeinen ist das Klima sehr gesund, und epidemische Krankheiten kennt man mit Ausnahme der Cholera, die in neuester Zeit einigemal erschienen ist und bedeutende Verwüstungen angerichtet hat, fast gar nicht. Hin und wieder trifft man auch wol beim niedern Volke die Lepra, eine Krankheit, bei der die Finger und Zehen abfaulen, und die durch schlechte Nahrung, namentlich verdorbene Fische, herbeigeführt werden soll, aber auch nur sporadisch und lange nicht in dem Maße wie in China, weil in Japan keine Uebervölkerung herrscht und kein Mangel an Lebensmitteln ist.

Hiermit schließe ich die Charakteristik Japans und nehme die unterbrochene Reihenfolge der Ereignisse wieder auf, welche mit dem Abschluß unsers Vertrags im Zusammenhange stehen.

28.

Die Verhandlungen mit der preußischen Gesandtschaft. Anschläge der japanischen Adelspartei gegen die Fremden. Ermordung des amerikanischen Gesandtschaftssecretärs Heusken. Betragen und Intriguen der Regierung. Festes Auftreten des Grafen Eulenburg. Bestattung Heusken's unter Assistenz der preußischen Waffen. Abreise des englischen und französischen Geschäftsträgers nach Yokuhama. Endlicher Abschluß des Vertrags mit Preußen am 25. Januar 1861. Abgang der preußischen Schiffe nach Schanghae. Charakter des japanischen Volks und Aussichten auf seine freiere sociale und politische Entwickelung.

Es wurde von mir bereits bemerkt, daß Graf Eulenburg den Gedanken aufgeben mußte, den Vertrag im Namen des Zollvereins abzuschließen, um nicht ganz und gar zu scheitern, nachdem bereits drei volle Monate in unfruchtbarem Harren dahingegangen waren. Man legte der Hartnäckigkeit der Japanesen in dieser Beziehung zwei verschiedene Motive unter. Die einen sagten, die Regierung, welche der Mehrzahl nach noch aus Vertretern des alten Abschließungssystems bestehe, wolle den Handel soviel als möglich beschränken. Sie wisse aber, daß die Hunderte von deutschen Schiffen, welche die Küsten von China befahren, den Staaten des Zollvereins und der Hansa angehörten, während preußische Schiffe sich nur in sehr geringer Anzahl in den indischen Meeren befänden. Bewillige man daher Preußen allein einen Vertrag, so käme vielleicht während einiger Jahre nur etwa eins seiner Schiffe, während bei einem Vertrage mit dem Zollverein und den Hansestädten Japan sehr bald von deutschen Schiffen überschwemmt sein

würde. Die andere Version lautete, daß die Amerikaner auf das stärkste gegen uns intriguirt und die Japanesen gegen die Zollvereinsstaaten eingenommen hätten, weil sie deren Concurrenz und namentlich fürchteten, von den deutschen Schiffen bald wie in China gänzlich verdrängt zu werden. Die letztere Version scheint mir die richtige, da ich diese Ansicht in Hongkong offen vom amerikanischen Consul habe aussprechen hören.

Wie dem auch sei, das Factum ist leider vorhanden, wenn auch von keiner großen Bedeutung, da Zollvereinsschiffe leicht preußische Flagge erhalten können und überdies es unmöglich noch lange Jahre dauern kann, bis die deutschen Nord- und Ostseestaaten, welche Schiffe in die östlichen Gewässer schicken, in einer oder der andern Form mit Preußen eine gemeinschaftliche Flagge führen.

Mitte Januar 1861 waren die Verhandlungen ihrem Abschlusse nahe, als plötzlich wieder ein Umstand eintrat, der nicht allein für uns, sondern auch für die übrigen Vertragsmächte und sämmtliche Fremden unheilvoll zu werden drohte. Der freisinnige Hori-noribé-no-cami hatte sich, wie ich früher schon erzählte, den Bauch aufschlitzen müssen und war durch einen reactionären und fremdenfeindlichen Commissar ersetzt. Wie es schien, hatte er dem Einfluß der Daimiopartei, die mit ihren Feindseligkeiten gegen die Fremden wieder offener hervortrat, weichen müssen und war wegen seiner liberalen Ansichten ihrem Haß zum Opfer gefallen.

Zugleich ereignete sich wenige Tage darauf ein Vorfall, der darauf schließen ließ, daß von seiten jener Partei eine Katastrophe vorbereitet werde, welche nichts weniger als die Vertreibung der Gesandten aus Jeddo und die Ermordung sämmtlicher Europäer zum Zweck habe.

Der Secretär der amerikanischen Gesandtschaft und zugleich Dolmetscher der unsern, Herr Heusken, ein Holländer von Geburt und ein bei Europäern und Japanesen beliebter Mann, ritt eines Abends gegen 9 Uhr von Akabani, der Wohnung des Grafen Eulenburg, in Begleitung von drei Polizeijakonins nach Hause. Unterwegs stürzten plötzlich sieben bis acht Männer auf ihn, jagten die Jakonins in die Flucht und hieben auf

den unbewaffneten Heusken ein, der tödlich verwundet unter ihren Streichen fiel und nach drei Stunden eine Leiche war. Der Mord geschah aus politischen Motiven; Heusken hatte keine Privatfeinde, seine Leiche war nicht beraubt, also war er weder durch den Act einer Privatrache noch durch die Hand von Räubern erlegen. Die Haltung der Regierung bestätigte dies; bei dem Polizeisystem in Japan kann den Behörden nicht das Geringste entgehen, aber es geschah nichts, um der Mörder habhaft zu werden. Entweder wollte man es nicht, oder fürchtete sich, es zu thun, obwol man wußte, woher der Schlag kam. Der Zweck des Mordes war offenbar, die Gesandten einzuschüchtern und sie zu veranlassen, ihrer eigenen Sicherheit wegen Jeddo freiwillig zu räumen.

Am andern Abend erschienen noch sehr spät zwei der Gouverneure von Jeddo in Akabani und ersuchten in scheinbar großer Aufregung unsern Gesandten, Akabani zu verlassen und sich in den Schutz eines kaiserlichen festen Schlosses zurückzuziehen, da man eine Verschwörung entdeckt habe, deren Zweck sei, sämmtliche Fremde mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Regierung aber den Grafen in seiner Wohnung nicht zu schützen vermöge. Es ist wahrscheinlich, daß dies eine andere Finte war, um die Gesandten zum freiwilligen Abzug zu bewegen, und ich habe mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Regierung in dieser ganzen Angelegenheit falsches Spiel trieb. Nach den Angaben der Gouverneure sollten 500 entlassene Jakonins des Prinzen Mito die Verschwörer sein und sich verkleidet in Jeddo eingeschlichen haben. Wenn die Regierung aber dies wußte, weshalb bemächtigte sie sich der wenigen Leute nicht, da ihr doch so viel Militär und Polizei zu Gebote stand und nicht unbekannt sein konnte, welche furchtbaren Folgen eine solche gewaltsame Verletzung des Völkerrechts für sie und das ganze Land unfehlbar haben mußte?

Wie dem aber auch sei, der beabsichtigte Zweck wurde nicht erreicht. Graf Eulenburg erklärte den Gouverneuren ruhig, er werde Akabani nicht verlassen. Da die Regierung die Existenz und den Zweck der Verschwörung kenne, hege er das feste Vertrauen zu ihrer Kraft und ihrem guten Willen, den Ausbruch

derselben zu hindern. Sollte sie sich aber nicht stark genug fühlen, so sei er gern erbötig, ihr eine geeignete Unterstützung aus den Mannschaften des Geschwaders zu Hülfe zu geben. Dies wurde natürlich abgelehnt, und die Gouverneure verabschiedeten sich. Die übrigen Gesandten hatten gleichfalls erklärt, ihre Hotels nicht verlassen zu wollen, und es blieb alles beim alten; die Verschwörung aber kam nicht zum Ausbruch.

Von den Vertretern der fremden Mächte war beschlossen worden, daß sie sämmtlich dem Leichenzuge folgen wollten und derselbe ein entsprechendes Geleite von preußischen Seesoldaten und Matrosen erhalten sollte, da unsere Kriegsschiffe die einzigen vor Jeddo waren. Demgemäß wurden 50 Seesoldaten und 50 Matrosen, sämmtlich mit Zündnadelgewehren, die Matrosen auch mit Revolvern bewaffnet, an das Land beordert. Am Morgen des Begräbnißtags war jedoch noch die holländische Kriegsbrigg Kaschelot auf der Rhede eingetroffen, und auch sie schickte 20 Seesoldaten zur Bestattung. Alle Mannschaften waren mit scharfen Patronen versehen. Außerdem betheiligten sich etwa 50 Offiziere, Cadetten und Angehörige der verschiedenen Gesandtschaften an dem Zuge, gleichfalls sämmtlich mit Revolvern und Säbeln bewaffnet. Wir waren eben auf dem Hofe von Akabani zum Abmarsch nach dem amerikanischen Gesandtschaftsgebäude angetreten, wo sich die Leiche befand, als plötzlich von dort eine Botschaft erschien, nach der von seiten der Daimiopartei ein Angriff auf den Leichenzug beabsichtigt wäre. Die Gouverneure hatten den amerikanischen Geschäftsträger soeben davon in Kenntniß gesetzt und ihn ersucht, die übrigen Gesandten von der Begleitung des Zugs abzuhalten. Herr Harris hatte jedoch, obwol Energie sonst nicht zu seinen Vorzügen zu gehören scheint, diesmal geantwortet, der Leichenzug würde, wie er angeordnet, stattfinden; zugleich aber könne sich die Regierung versichert halten, daß von Jeddo kein Stein auf dem andern bleiben solle, wenn eine so schreiende Verletzung des Völkerrechts begangen und auch nur einer der bei der Feierlichkeit betheiligten Personen ein Haar gekrümmt würde. Diesem Ausspruch stimmten die übrigen Gesandten bei; es wurde scharf geladen, und der Zug, vollständig militärisch

geordnet, Musik, Sarg, Geistliche, die Flaggen der fünf Vertragsmächte und die Gesandten in der Mitte, setzte sich in Bewegung.

Der Begräbnißplatz war draußen vor der Stadt etwa eine halbe Stunde weit entfernt, und wir passirten die Stelle, wo der Mord geschehen und das Straßenpflaster noch vom Blut geröthet war. Dem Zuge voran ritten die fünf Gouverneure der Stadt, welche sich nach dem ihnen gewordenen Bescheide erboten hatten, selbst den Zug zu geleiten und durch ihre Anwesenheit die möglichste Sicherheit zu gewähren. Anfänglich wollten sie sich in Sänften tragen lassen, dies wurde jedoch als unpassend erachtet, da die fremden Gesandten zu Fuße folgten, und so kam man schließlich überein, daß sie zu Pferde erscheinen sollten.

Selten wol ist eine Leiche unter so eigenthümlichen Verhältnissen zur Erde bestattet worden. Das Gewehr fertig zum Anschlag, die Hand am Revolver, so marschirten wir unter den Klängen eines Trauermarsches mitten durch eine unbekannte, von Millionen bewohnte Stadt. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte die Straße, Tausende und aber Tausende drängten sich heran, um das wunderbare, nie erblickte Schauspiel mit anzusehen. Oft war das Gedränge so stark, daß der den Nachtrab befehligende Offizier: „Halt! Kehrt! Fällt's Gewehr!“ commandiren mußte und jeder unwillkürlich seine Waffe fester ergriff. Aber augenblicklich wogte die Menge zurück, nicht wild und schreiend, sondern ruhig, friedlich und anständig. Wir sahen keinen Bewaffneten, die Neugierde allein hatte die Tausende auf die Straße gelockt.

Der Sarg wurde nach dem Ritus der katholischen Kirche (der Verstorbene war Katholik) vom Kaplan der französischen Gesandtschaft eingesegnet und in das Grab gesenkt, und wir traten auf dieselbe Weise wie vorher unsern Rückzug an ohne die geringste Störung, ohne das leichteste Anzeichen von Feindseligkeiten. Ueberall wich man uns ehrerbietig aus und erwiderte freundlich unsere Grüße.

Es ist möglich, daß sowol unsere Zahl als unsere Bewaffnung und die in allen Gesichtern unverkennbar ausgesprochene

Entschlossenheit, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen, die Verschwörer, wenn solche existirten, von dem beabsichtigten Angriffe abgehalten hat; ich glaube aber, daß auch dies nur wieder ein Manöver der Regierung war, um die Gesandten zu terrorisiren.

Am folgenden Tage wurde der Offizier der japanischen Jakoninwache, welche zum Schutz des amerikanischen Gesandten in dessen Wohnung postirt war, abends beim Rondegehen ermordet und an jedem der beiden folgenden Abende einer der wachehaltenden Jakonins, ohne daß die Regierung der Thäter habhaft geworden wäre, und zugleich wurden abermals Drohungen gegen die Fremden laut. Der französische, englische und holländische Gesandte glaubten sich jetzt ihres Lebens nicht mehr sicher. Sie zeigten der Regierung ihren Entschluß an, Jeddo zu verlassen und nach Yokuhama überzusiedeln. Zugleich schrieb jedoch Herr Alcock eine sehr energische Note, in welcher er die Regierung geradezu der Mitwissenschaft an den vorgefallenen Morden bezichtigte und mit der Herbeirufung englischer Kriegsschiffe zum Schutz der Gesandtschaft drohte.

Bis die Dampfcorvette Encounter eintraf, mit der sich der englische und französische Geschäftsträger nach Yokuhama einschifften, während der holländische an Bord des Kaschelot ging, erhielt Herr von Belcourt eine Schutzwache von zwölf unserer Seesoldaten, und am 22. Januar 1861 segelten die drei Herren von Jeddo ab. Nur Herr Harris erklärte, seinen Platz nicht verlassen zu wollen, und ebenso blieb Graf Eulenburg ruhig in Akabani.

Ob die Note des Herrn Alcock die Regierung einschüchterte oder sonst Gründe vorlagen, sie anders zu stimmen, weiß ich nicht, genug, unsere Vertragsverhandlungen wurden plötzlich wieder aufgenommen und so schnell zu Ende geführt, daß am 25. Januar der Vertrag zum Abschluß gedieh und unterzeichnet wurde. Seinem Hauptinhalte nach denen der übrigen Mächte gleichlautend, tritt der preußische Vertrag am 1. Januar 1863 in Kraft, gestattet jedoch schon früher die Zulassung von Consuln und gilt für die im Lande lebenden Preußen bereits von dem Tage der Unterzeichnung an.

Jetzt lag keine weitere Veranlassung zum fernern Bleiben des Gesandten und des Geschwaders vor. Am 26. Januar wurden die übrigen Geschenke und unter ihnen ein lebensgroßes Porträt unsers Königs für den Kaiser übergeben und dafür Gegengeschenke empfangen, die hauptsächlich in kostbarem Seidendamast bestanden, wie er so schön wol nur in Japan gemacht werden kann.

Am 28. Januar verließen wir mit der Elbe und dem Vertrage Yokuhama und trafen nach einer sehr stürmischen und gefahrvollen Reise, jedoch glücklich und wohlbehalten am 7. Februar vor Schanghae ein, nachdem wir bereits am 5. Februar in den Jang=tse=kiang eingelaufen, aber wegen dichten Nebels zwei Tage auf dem Flusse zurückgehalten waren. Das Postdampfschiff war gerade im Begriff, nach Hongkong abzugehen, und so konnten wir glücklicherweise noch alle Depeschen und Briefschaften befördern. Wir blieben in Schanghae liegen, um die Ankunft der Arkona und Thetis abzuwarten, mit denen Graf Eulenburg am 1. Februar nach Nangasaki gesegelt war. Am 25. Februar kam ein Schiff von letzterm Hafen mit der Nachricht, daß das Geschwader am 18. dort noch nicht eingetroffen. Dies beunruhigte uns sehr, später hörten wir jedoch von der am 19. Februar erfolgten Ankunft der Schiffe, die eine schreckliche Reise gehabt, durch wochenlange schwere Stürme aufgehalten worden waren, Boote und Segel verloren und verschiedene andere Beschädigungen erlitten hatten.

Japan macht fast den Eindruck einer bezauberten Schönen, zu deren Gewinnung man mit allen möglichen Ungeheuern in der Gestalt von Teufunen, Gegenströmungen, Nebeln und falschen Karten zu kämpfen hat, und so angenehm uns stets die Erinnerung an das schöne und interessante Land sein wird, so wenig werden wir die auf der Reise, hin und zurück, erlebten Schrecknisse vergessen, unter denen der Verlust des unglücklichen Schooners Frauenlob das traurigste war.

Am 1. März traf der Gesandte mit den beiden Schiffen ebenfalls auf dem Jang=tse=kiang ein und obwol später alle drei Schiffe noch einmal nach Japan zurückkehrten, wußten wir dies doch damals nicht und sagten ihm Lebewohl. Der Ein=

druck, den wir von Land und Leuten mit uns fortnahmen, war ein überaus günstiger. Trotz der reactionären Politik der Daimiopartei kann es nicht ausbleiben, daß Japan einer großen Zukunft entgegengeht. Die freisinnigen Elemente greifen mit Macht im Volke um sich und werden nicht verfehlen, auf die Regierung ihren Einfluß auszuüben und diese zu liberalen Institutionen zu zwingen. Japan muß, nachdem es einmal mit dem alten System gebrochen, auf der Bahn des Fortschritts weitergehen, wenn es nicht sehr bald seine Selbständigkeit verlieren und eine Provinz Rußlands oder ein schwaches Instrument in den Händen Amerikas, Englands oder Frankreichs werden will. Dagegen muß sich aber der nationale Stolz seiner Bewohner, die sich rühmen, nie von einer fremden Macht abhängig gewesen zu sein, auf das energischste sträuben. Die Japanesen sind zu klug, um nicht einzusehen, daß sie durch Entwickelung der innern Hülfsquellen sich am besten gegen Abhängigkeit von den Fremden schützen. Bisjetzt ist das Volk arm, unselbständig und steht unter dem Druck einer despotischen Herrschaft; nur ein nach liberalen Grundsätzen regiertes, wohlhabendes und die Früchte seines Fleißes selbst erntendes Volk wird fremden Eroberern einen kräftigen und fast immer unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen.

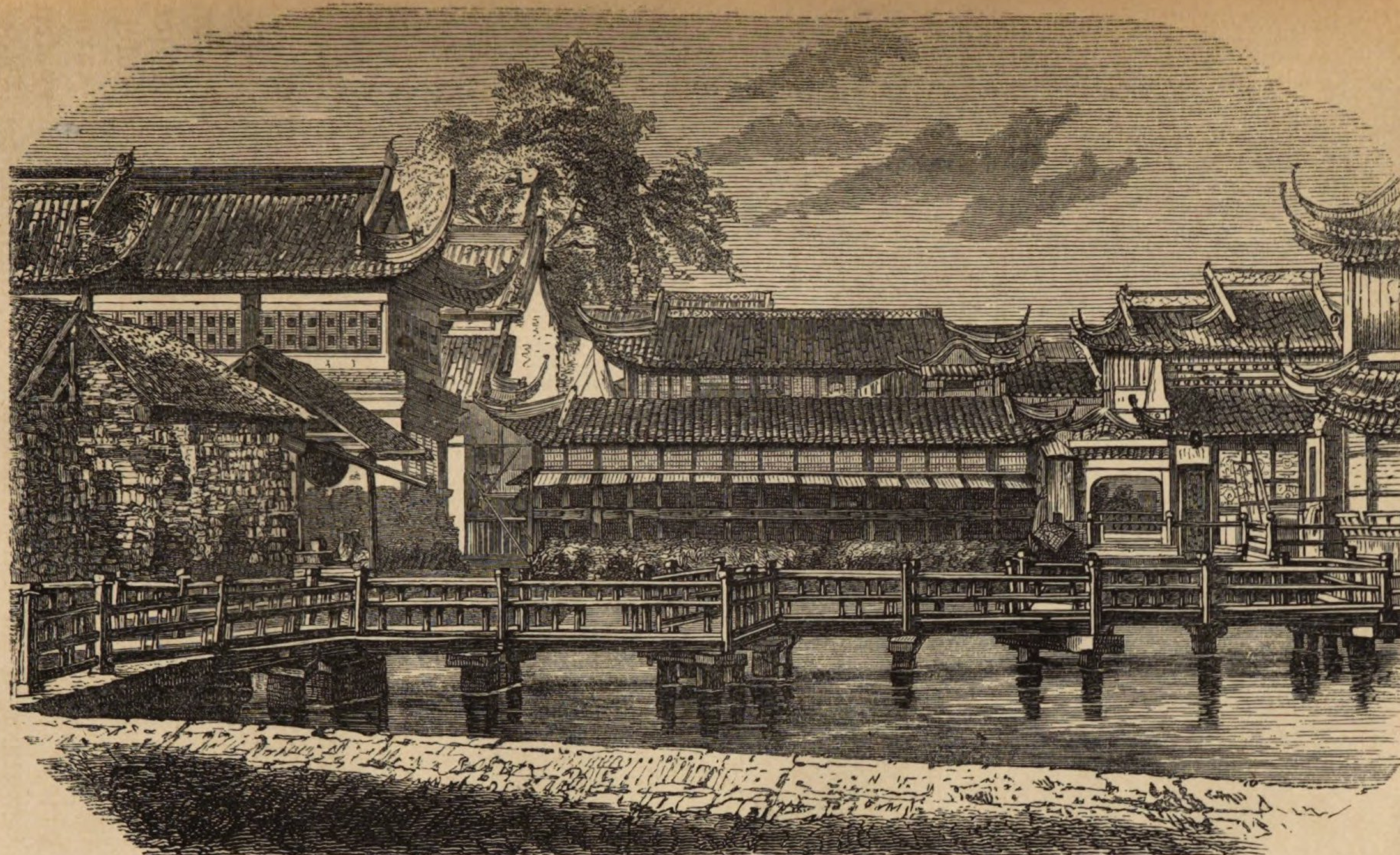
Von allen asiatischen Nationen ist aber keine so befähigt, freisinnig regiert zu werden, wie die japanische. Die allgemeine Bildung des Volks, sein friedliebender ruhiger Charakter, den keine Ausbrüche von Roheit beflecken, das ihm innewohnende noble Nationalgefühl, das jedoch von aller Selbstüberschätzung frei ist und niemand verletzt, das feine Ehrgefühl und der Drang nach Wissen — alles das sind Elemente, die eine sichere Garantie gegen jeden Misbrauch der Freiheit des Individuums geben. Eine Zeit lang mag die Daimiopartei, die allerdings bei einer solchen Wendung der Dinge nur verlieren würde, die freie Bewegung zurückhalten. Ein Blick auf die Veränderungen, welche die letzten sechs Jahre herbeigeführt, zeigt jedoch am besten, wie reißend jener Einfluß schwindet, und ich schied von Japan in der festen Ueberzeugung, daß es in 50 Jahren, obschon es nur 35 Millionen Einwohner zählt, einer der wohl-

habendsten, glücklichsten und kräftigsten Staaten von ganz Asien sein und China bei weitem überflügeln wird. Ich glaube, daß alle, die gleich mir das Land genauer kennen gelernt, diese Ueberzeugung theilen, welche sich jedem Beobachter unwillkürlich aufdrängt, und ich fürchte nicht, deswegen als Sanguiniker betrachtet zu werden. Ich habe die Japanesen achten und lieben gelernt, und das kann ich sonst kaum von einer fremden Nation sagen, wiewol ich deren im Laufe meines bewegten Lebens genug kennen gelernt habe.

29.

Schanghae und sein Theegarten. Ankunft der preußischen Gesandtschaft daselbst. Ungünstige Verhältnisse für die Abschließung des Handelsvertrags mit China. Die Elbe im Sandwirbelsturme. Chefu und die „Verzweiflungsinsel“. Aufenthalt an der Peihomündung. Die Takuforts. Tientsin und seine Bedeutung als Handelsplatz. Das Städtchen Ninghae. Besuch der chinesischen Mauer. Geschäfte, Bauart, Zweck und gegenwärtige Beschaffenheit dieses Wunderwerks. Die Ebene um Ninghae. „Kieselack“ in China.

Schanghae ist kein angenehmer Aufenthaltsort für Fremde. In Hinsicht auf das, was ich bereits früher über China gesagt, kann ich es mit wenigen Worten schildern. Die Stadt liegt am Wusungflusse unweit dessen Mündung in den Jang-tse-kiang. Die europäische Stadt von Palästen wie in Hongkong ist von der weiter westlich gelegenen chinesischen vollständig getrennt. Erstere zählt 5000, letztere gegen 100000 Einwohner. Schanghae ist der hauptsächlichste Seidenplatz Chinas und treibt einen außerordentlich lebhaften Handel. Hunderte von Kauffahrteischiffen besuchen seinen Hafen, und Tausende von Dschonken bilden buchstäblich einen undurchdringlichen Mastenwald. Das Land umher ist, soweit das Auge reicht, flach, marschig und sehr fruchtbar. Die Seide kommt weiter aus dem Innern vermittels des Wasserwegs auf dem Jang-tse-kiang. Fremde finden hier nur ein sehr beschränktes Maß von Annehmlichkeiten. Abgesehen von den übermäßig theuern Preisen aller europäischen Artikel entbehrt man die meisten unserer gewohnten Zerstreuungen und Vergnügungen. Die Umgegend der Stadt



Zu S. 429.

Theegarten in Schanghae.

ist ohne alle Abwechselung, und ohne die ungemein ausgedehnte Gastfreundschaft unserer deutschen Landsleute, deren es über hundert in Schanghae gibt, wäre unser längeres Bleiben bei dem beständigen schlechten Wetter, das den marschigen Boden selbst in den Straßen der Stadt knietief aufweichte, ein höchst trauriges gewesen.

Die chinesische Stadt hat weder historische noch sonstige Merkwürdigkeiten, welche den Reisenden interessiren könnten, und ein Tag genügte vollständig, um sie zu durchwandern und den einzigen Punkt in Augenschein zu nehmen, der einige Beachtung verdient. Es ist dies der Theegarten, dessen ich schon früher in Bezug auf seine steinbruchartigen Nachbildungen von Felspartien erwähnte. Das nebenstehende Bild, nach einer Photographie gezeichnet, stellt das Etablissement dar, welches, seitdem die Franzosen Schanghae besetzt halten, von diesen in ihr Hauptquartier verwandelt worden ist.*) Die Gebäude bilden ein Viereck, das einen großen Hofraum einschließt, von welchem aus das Bild aufgenommen ward. Teiche, Zwergbäume, künstliche Felspartien, bizarr gewundene Brücken und alle jene absonderlichen Schöpfungen, an denen die chinesische Geschmacksrichtung Gefallen findet, sind in reicher Anzahl vertreten. Die Bewohner von Schanghae blicken mit scheleu Augen auf ihre französischen Gäste, die so unhöflich waren, sie aus den Räumen zu vertreiben. Der Theegarten bildete das Eldorado der heimischen Spießbürger, wo sie am Nachmittage bei einer Schale Thee und dampfender Pfeife ihrer angeborenen Neigung zum Plaudern nach Herzenslust Genüge leisten konnten.

Die Nachrichten, welche wir von den Zuständen in Japan mit nach Schanghae brachten, riefen dort große Aufregung hervor. Am andern Tage entsandten die englischen und französischen Admirale sofort mehrere Kriegsschiffe und Truppen nach Yokuhama, und noch während unserer Anwesenheit in Schanghae kam auch die Nachricht, daß Herr Alcock und Herr von

---

*) Seit 1869 ist die französische Besatzung aus Schanghae und Kanton zurückgezogen.

Belcourt ihren Wiedereinzug in Jeddo gehalten, ihre Flaggen aufgepflanzt hatten, und daß dieselben von den Japanesen mit 21 Kanonenschüssen salutirt worden. Ob westmächtliche Drohungen sie dazu bewogen, oder die altjapanesische Partei ihre Macht verloren, kann ich nicht angeben; vielleicht wirkte beides zusammen.

Der Gesandte traf mit den Schiffen am 1. März von Nangasaki ein und nahm sein Quartier in der Wohnung eines deutschen Kaufmanns, der sich eine Ehre daraus machte, ihm sein ganzes Haus zur Verfügung zu stellen. Der Zeitpunkt für den Abschluß eines Vertrags schien nicht besonders günstig. Der Kaiser war nach Jehol in der Tatarei geflohen, und der liberale Prinz Kung, sein Bruder, sah sich durch die altchinesische Partei, an deren Spitze General Sankolinsin stand, in der Regentschaft sehr beschränkt. Es ward daher zunächst ein Attaché der Gesandtschaft nach Tientsin gesandt, um das Terrain zu sondiren, und der Aufenthalt der Schiffe verlängerte sich dadurch bis zum April. Die Fregatte Thetis trennte sich am 27. März von uns. Da für die an Bord befindlichen Gelehrten und Commissare ein längerer Aufenthalt im Golf von Petschili von keinem Nutzen zu werden versprach, wurde die Thetis mit diesen nach dem Süden entsandt, und zwar über Hongkong, Manila, die verschiedenen Häfen des molukkischen Archipels und Borneos nach Java. Ende October sollte das Schiff sich in Siam einfinden und dort wieder mit dem Geschwader zusammentreffen, da der Gesandte beabsichtigte, erst um diese Zeit nach Siam zu gehen, weil dort nur während der Wintermonate ein gesundes Klima herrscht.

Wir mit der Elbe traten am 9. April noch einmal den Rückweg nach Nangasaki an, um Kohlen für die Arkona zu holen und ihr damit nach der Mündung des Peiho zu folgen. Die Arkona selbst ging mit Graf Eulenburg am 24. April dahin ab und traf am 29. ein. Die Gesandtschaft schiffte sich am 30. aus, um nach Tientsin zu gehen.

Am 8. Mai hatten wir unsere Geschäfte in Nangasaki vollendet und segelten nach dem Peiho. Bis Cap Schantung, am Eingange des Gelben Meeres, hatten wir eine schnelle

Reise, von dort an jedoch mit Stillen und ungünstigen Winden zu kämpfen. Zwischen der Inselkette, welche das Gelbe Meer vom Golf von Petschili scheidet, wurden wir plötzlich und ohne alle Vorahnung von einem jener gewaltigen Sandwirbelstürme heimgesucht, die im Frühjahr diese Gegenden beunruhigen. Wir waren vom Lande besetzt und suchten von einer Insel, die uns durch ihre Nähe in See hauptsächlich gefährlich wurde, durch Preß von Segeln freizukommen. Der Sturm war jedoch so heftig, daß mit Einem Schlage der größte Theil der Segel fortflog und uns nichts anderes übrigblieb, als zu ankern und auf die Haltbarkeit unserer Ketten zu vertrauen. Dies geschah unverzüglich, da wir kaum 1000 Schritt von der Insel entfernt waren, Wind und ein heftiger Strom gerade daraufstanden und wir mit einer unheilvollen Geschwindigkeit uns derselben näherten. Wir ließen beide Anker fallen, bargen die zerrissenen und die übrigen Segel und stellten unser ferneres Geschick Gott anheim, da menschliche Kraft nichts mehr vermochte. Der Sturm wehte orkanmäßig, die ganze Atmosphäre war mit Sand gefüllt, sodaß wir kaum die Augen öffnen konnten, und während vor einer halben Stunde noch das Wasser fast glatt erschien, hatte der Sturm in der kurzen Zeit eine so furchtbare See aufgewühlt, daß die Wellen 6—8 Fuß über unser Schiff brachen und alles vom Verdeck schwemmten, was nicht festgebolzt war. Durch das schwere Stampfen des Schiffs kam so viel Kraft auf die Ketten, daß die eine derselben brach und wir jetzt nur noch vor Einem Anker ritten. Wir glaubten uns verloren, denn brach auch dieser, so scheiterten wir auf den drohenden Felsen, und Schiff und Mannschaft wären an ihnen zu Atomen zerschellt; an Rettung war durchaus nicht zu denken. Die Kette, bedeutend stärker als die verlorene, hielt jedoch vortrefflich, und da die Sandstürme zu den drehenden Winden gehören, ging der Wind allmählich herum, sodaß wir jetzt im schlimmsten Falle bei der Insel vorbei und in offenes Wasser getrieben wären. Zugleich kam dadurch die See von der Seite ein, und wiewol das Schiff so heftig zu schlingern begann, daß es stets über beide Borde Wasser schöpfte, so war doch die größte Kraft von der Ankerkette genommen, und wir

athmeten wieder frei auf. Gegen Mitternacht, nach sechsstündigem Wehen, nahm der Sturm allmählich ab, und nachdem wir noch während der zum Glück mondhellen Nacht den größten Theil unserer Schäden reparirt hatten, segelten wir am andern Morgen weiter und waren herzlich froh, der Insel, die uns in eine so gefährliche Lage gebracht, den Rücken kehren zu können.

Am folgenden Nachmittage trafen wir vor dem Peiho ein, fanden aber die Arkona bereits unter Segel, um nach Chefu im Gelben Meere zu gehen, und erhielten Signal, sogleich zu folgen. Wir bedauerten dies nicht; man liegt vor der Mündung des Peiho nicht weniger als vier deutsche Meilen von der Küste, und nur sehr flach gehende Fahrzeuge können in den Fluß und bis zu den Takuforts laufen, die man auf der Rhede bei besonders gutem Wetter wie zwei bläulich gefärbte Häufchen über dem Horizont schimmern sieht. Dadurch ist natürlich die Communication mit dem Lande äußerst erschwert, und da es für Seeleute keine traurigere Existenz gibt, als auf einer solchen Rhede zu liegen, wo man weder Fisch noch Vogel ist, d. h. nicht an das Land gehen und auch nicht segeln kann, so folgten wir gern der Arkona nach Chefu, einem Hafen an der Südküste des Gelben Meeres. Wir lagen hier freilich auch fast eine Meile von der Stadt, doch dieser echt chinesische schmuzige Ort, in dem nur 10 Europäer, 5 Kaufleute und 5 Missionare, wohnten, übte so wenig Anziehungskraft auf uns aus, daß die meisten von uns ihn während unsers fünfwöchentlichen Aufenthalts kaum einmal besuchten. Dagegen lagen wir nur einige tausend Schritt von einer zur Hälfte von Fischern bewohnten Insel, deren andere Hälfte wir in Beschlag nahmen. Wir gründeten dort eine förmliche Colonie. Sämmtliche Handwerker wurden dahin übergesiedelt, die Mannschaften im Felddienst, Aufwerfen von Schanzen und Schießen geübt, und nach den Exercitien vertrieben wir uns die Zeit mit Baden, Ballspiel, Scheibenschießen und Bootsegeln. Wir hatten in einem Zelte unser Casino, und wenn wir die von Chefu bezogene Flasche Bier auch mit 20 Silbergroschen bezahlten, genossen

wir doch bei Ebbezeit das wohlfeile Vergnügen, uns von den Klippen so viel fette Austern abzuschlagen, als wir wollten.

Die Seeleute sind von Natur sehr anspruchslos, ihr Fach bringt das mit sich, und so begnügten wir uns mit einer unfruchtbaren Sandinsel und machten aus der Noth eine Tugend. Es war auf der Verzweiflungsinsel, wie wir sie getauft hatten, immer noch besser als vor dem Peiho. Die fünf Wochen schwanden schneller, als man glaubte, und wir wären gern bis zum Abschlusse des Vertrags ganz hier geblieben. Dieser Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Wir wurden nach dem Peiho beordert, um den Gesandten an Bord zu nehmen, der selbst das Scheitern seiner Mission zu erwarten schien und Tientsin verlassen wollte. Ende Juni gingen wir dahin ab, aber es trat wieder eine günstigere Chance ein, und wir kehrten drei Wochen darauf noch einmal nach Chefu zurück.

Wie wir in Japan mit fremden Einflüssen und Intriguen zu kämpfen hatten, so war es auch hier. Einem eigentlichen Handelsvertrage boten sich jedoch durchaus keine Schwierigkeiten dar. In dieser Beziehung sind die Chinesen liberaler als andere Nationen und namentlich als die Japanesen. Sie sagten: „Handelt so lange, so viel und wo ihr wollt in unserm Reiche, solange ihr euere Abgaben bezahlt.“ Allein der kitzelige Punkt war die Frage wegen Installirung eines Gesandten mit Jurisdiction in Peking, wie Frankreich und England dies auf dem Wege der Gewalt, Rußland aber durch die Geschicklichkeit seiner Diplomaten erlangt hat. Von dieser Bedingung wollte und konnte aber Graf Eulenburg nicht abgehen, und er hatte sie zur conditio sine qua non eines Vertrags hingestellt.

Die berühmten Takuforts westmächtlichen Angedenkens besuchten wir während unsers Aufenthalts auf der Rhede. Ursprünglich bestanden sie aus vier am Eingange des Peiho aufgeworfenen Erdwerken, welche die Engländer mit Leichtigkeit hätten nehmen können, wenn sie dieselben vom Lande aus umgangen hätten, anstatt sie vom Wasser aus durch einen Morast, der Hunderte von Schritten breit und knietief ist, anzugreifen. Zwei der Forts wurden nach ihrer Einnahme geschleift, die

beiden äußern dagegen sind wieder in Stand gesetzt, armirt und eins von den Engländern, das andere von den Franzosen besetzt. Das Material der Forts bilden schwere Balken, deren Zwischenräume mit einer Mischung von Schlamm und Stroh ausgefüllt sind, die indessen viel Widerstandskraft besitzt. Soldaten und Offiziere wohnen in den Erdhütten, welche auch den Chinesen als Kasematten dienten. Diese Hütten sehen wie Maulwurfshügel aus, und jede faßt 6—8 Mann. Die etwas größere ehemalige Hütte des Tatarengenerals Sankolinsin ist zum Casino für die Offiziere eingerichtet. Die Engländer lebten ziemlich ohne allen Comfort; dagegen hatten es sich die Franzosen sehr gemüthlich gemacht, und das ganze Ensemble ließ darauf schließen, daß sie wenigstens sobald noch nicht daran denken, von hier oder aus China fortzugehen.

Während unserer Anwesenheit ging auch noch ein englisches Kanonenboot an den Nachwehen des Kriegs verloren. Die Chinesen hatten früher zur Sperrung des Flusses mehrere Schiffsangeln hineingeworfen, Fußangeln in großem Maßstabe mit 14 Fuß langen Spitzen, von denen stets eine aufwärts steht, wie das Instrument auch geworfen werde. Diese Angeln waren von Eisen und wogen 250 Centner. Die Alliirten nahmen aber die Forts von der Landseite und fischten die Angeln später auf. Eine muß ihnen jedoch entgangen sein, da das erwähnte Kanonenboot darauflief. Die schräg stehende Spitze drang sogleich mehrere Fuß durch den Schiffsboden, und das Fahrzeug, welches auf keine Weise davon abzubringen war, ging verloren. Die chinesischen Behörden haben sich gewiß über den Unfall in das Fäustchen gelacht.

Ein paar Tage waren wir auch in Tientsin, doch dies ist kein Ort, wo man sich längere Zeit wohl fühlen kann, namentlich wenn man es nur in der Absicht besucht, sich zu amusiren. Schmuzige stinkende Straßen, fast sämmtliche Gebäude von Schlamm aufgeführt, an einem schlammigen gelben Flusse gelegen und von endlosen Sand- und Schlammebenen umgeben, bietet es keinerlei Reize und wird durch die Hitze in den drei Sommermonaten, bei der das Thermometer täglich 30—34° Reaumur im Schatten zeigt, während es im Winter bis

20° unter Null sinkt, fast unerträglich. Nur das in reichlichem Maße vorhandene und äußerst billige Eis, von dem der Centner 10 Silbergroschen kostet, ist eine erquickliche Annehmlichkeit in der Glut, die jedoch trotzdem für die Europäer sehr gefährlich wird. Während der Monate Juli und August starben durchschnittlich täglich fünf englische Soldaten von der 1600 Mann starken Besatzung Tientsins, lediglich infolge des Sonnenstichs und der Hitze. Ebenso verlor Graf Eulenburg einen seiner europäischen Diener, und drei Mitglieder der Gesandtschaft erkrankten so gefährlich am Fieber, daß nur ihre sofortige Abreise an Bord der Schiffe ihre Wiedergenesung bewirkte.

Trotzdem wird Tientsin als Handelsplatz sehr bald eine große Bedeutung erhalten und wahrscheinlich schon in wenigen Jahren alle andern chinesischen Häfen überflügelt haben. Dies macht die Nähe von Peking und der große Kanal, die große Verkehrsstraße Chinas, an dessen Mündung Tientsin liegt und auf dem alle Güter Hunderte von Meilen weit verschifft werden können, während sie von den bisher eröffneten Häfen über Land transportirt werden mußten und dadurch ungemein vertheuert wurden. Dasselbe gilt von den Exportartikeln, und dieser Umstand hatte sich auch bereits in der kurzen Zeit von neun Monaten, seit welchen Tientsin damals erst eröffnet war, sehr zur Geltung gebracht. Wie wichtig Tientsin aber für uns Deutsche ist, hatten wir recht Gelegenheit zu sehen. Es lagen außer uns 25 Schiffe auf der Rhede, davon waren zwei Engländer, zwei Amerikaner, ein Holländer und ein Däne; die übrigen 19 waren sämmtlich Deutsche, und zwar 15 Hamburger und 4 Bremer. Dieses Factum zeigt gewiß deutlich genug, daß ein Vertrag mit China für Deutschland nicht allein wünschenswerth, sondern sogar nothwendig ist, sowie es auch ein erfreuliches Zeichen abgibt für den Unternehmungsgeist deutscher Kaufleute und für den Aufschwung unsers Handels und unserer Rhederei.

Das einzige störende Element für den Handel mit Tientsin ist die seichte Rhede, die Schiffen mit über 10 Fuß Tiefgang nicht gestattet, sich näher als 2 deutsche Meilen vor den Takuforts und 8 Meilen vor Tientsin hinzulegen.

Als wir nach fünfmonatlichem Aufenthalt in Japan endlich von den mistrauischen, umständlichen und förmlichen Japanesen einen Vertrag erlangt hatten und nach China abgingen, hieß es allgemein: „Dort sind wir in höchstens sechs Wochen fertig, die praktischen Chinesen legen nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg, und was sie der einen Nation gewährten, bewilligen sie ohne weiteres auch der andern.“ Indessen erfüllte sich diese frohe Zuversicht keineswegs, und aus den sechs Wochen wurden fast sechs Monate. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten waren zu überwinden, Intriguen zu bekämpfen, und wenn das Ziel erreicht schien, tauchte plötzlich wieder ein unvorhergesehener Umstand auf, der den Abschluß des Vertrags wochen- und monatelang verzögerte. Eine solche Phase war auch jetzt wieder eingetreten, und nach dreiwöchentlichem Aufenthalte am Peiho gingen wir Mitte Juli auf unbestimmte Zeit wieder nach Chefu, wo wir doch wenigstens Land sahen und auch Proviant und Wasser mit Bequemlichkeit erhalten konnten.

Unterwegs wurden wir angenehm überrascht, als der Reiseplan geändert ward und wir anstatt südwärts nach Nordosten segelten. Unser Rendezvous war Ninghae im Golf von Liantung, ein chinesisches Städtchen 25 Meilen vom Peiho entfernt und dadurch merkwürdig, daß eins der Weltwunder, die berühmte chinesische Mauer, hier ihren 400 Meilen langen Lauf beginnt. Als wir diese Entdeckung auf der Karte machten, waren wir alle sehr erfreut und unserm Geschwaderchef sehr dankbar, daß er das tödliche Einerlei der letzten Monate durch eine so interessante Abwechselung unterbrach.

Nach zweitägiger Reise trafen wir morgens früh vor Ninghae ein. Die berühmte Mauer zeichnete sich bereits meilenweit am Morgenhimmel ab, und wir hatten an ihr ein vortreffliches Merkzeichen für unsern Ankerplatz. Die Stadt Ninghae selbst blieb dagegen unsern Blicken verborgen, da sie eine Meile landeinwärts auf einer flachen Alluvialebene liegt und chinesische Städte selten emporragende Gebäude besitzen.

Wir lagen etwa 2—3000 Schritt vom Ufer entfernt, gerade dem Anfang der Mauer gegenüber, die sich unmittelbar am Wasser erhebt und in nördlicher Richtung sich in das In-

nere erstreckt. Eine zweistöckige Pagode bezeichnet ihren Anfang und hat wahrscheinlich in frühern Zeiten als Wachtthurm gedient.

Sobald wir vor Anker waren, wurden die verschiedenen Boote bemannt, um an Land zu gehen, allein die Brandung an der ziemlich steil aufwärts gehenden Sandküste war so heftig, daß der Versuch von der Arkona als unausführbar aufgegeben wurde. Wir auf der Elbe versuchten unser Heil mit Hülfe eines kleinen eisernen Francis-Patentboots, das wie ein Kork auf dem Wasser schwamm, und mit dem wir trockenen Fußes durch die Brandung und an Land kamen, sehr bald von den Herren der Arkona gefolgt, denen wir eine Brücke gebaut hatten.

Eine Menge Chinesen und unter ihnen verschiedene Militärmandarinen mit weißen und goldenen Knöpfen, also etwa unsern Hauptleuten und Lieutenants entsprechend, waren am Strande versammelt, und aus ihren Mienen und ihrer Haltung war deutlich zu ersehen, daß sie unserer Ankunft eher eine feindliche als freundliche Absicht unterlegten. Daß wir unbewaffnet kamen, schien sie zwar in etwas zu beruhigen, aber ihr Vertrauen gewannen wir erst, als wir einen Brocken aus unserm chinesischen Wörtervorrath, die Begrüßungsformel Tsin-tsin, anbrachten, ihnen die Hände schüttelten und sofort jedem Mandarin eine Cigarre anboten, sowie auf ihre Fragen, obwol wir keine Silbe verstanden, stets mit hae-hae (ja ja) antworteten.

Namentlich imponirte ihnen das Händeschütteln, obwol sie im ersten Augenblicke nicht zu begreifen schienen, was es vorstellen sollte. Englisch verstand niemand von ihnen auch nur ein Wort, und es ging uns daraus hervor, daß europäische Schiffe hier eine äußerst seltene Erscheinung sein müssen. Unsere Unterhaltung bestand deshalb hauptsächlich aus Pantomimen, aber trotzdem ging sie unaufhaltsam vor sich. Wir erhielten zunächst eine Einladung, uns in einem Buddhakloster, das in unmittelbarer Nähe des Strandes lag, zu erfrischen. Ein dicker Mandarin mit blauem Knopfe, der höchste im Range, schritt uns voran und geleitete uns, während die Menge

ehrerbietig Platz machte, auf den Hof des Klosters, in dem zwar der Tempel noch ganz gut erhalten, das aber sonst verlassen war und sich in einem sehr desolaten Zustande befand. Augenblicklich schien es in eine Militärstation verwandelt zu sein, einige zwanzig gesattelte Pferde, die im Hofe standen, ließen darauf schließen, daß die Mandarinen nebst ihren Begleitern unlängst hier eingetroffen und wahrscheinlich nur in Anlaß unserer beiden Schiffe von Ninghae hierher beordert waren. Um einen massiven hölzernen Tisch im Hofe wurden ebenso massive Stühle gestellt, wir zum Sitzen genöthigt, und man brachte uns Thee sowie eine Schüssel der schönsten Aprikosen, die wir je gegessen.

Wir hatten Bier und Cognak mit uns genommen und boten unsern Wirthen davon an. Sie kosteten beides, aber nur der Cognak mundete ihnen, das Bier sagte keinem zu. Wir hatten gehört, daß vor einigen Jahren ein englisches Kriegsschiff hier gewesen sei, daß man die Offiziere zwar ungehindert an Land gelassen, ihnen aber entschieden das Besteigen der Mauer gewehrt habe. Als wir um die Erlaubniß fragten, wurde sie uns sofort mit der größten Bereitwilligkeit ertheilt. Ein Mandarin niedern Ranges ward uns als Begleiter mitgegeben, und wir bestiegen das Riesenwerk ungesäumt. Wahrscheinlich waren die Engländer in ihrer gewöhnlichen arroganten Weise aufgetreten und deshalb von den Chinesen zurückgewiesen worden.

Ueber die Entstehungsgeschichte der Mauer und die Dauer ihres Baues gibt es verschiedene Nachrichten, jedoch scheint es ziemlich gewiß, daß sie um das Jahr 250 v. Chr. begonnen und im 5. Jahrhundert n. Chr. vollendet wurde, mithin ihre Construction ungefähr einen Zeitraum von 700 Jahren beanspruchte. Zieht man ihre 350—400 Meilen betragende Länge in Betracht, so erscheint die Arbeit von 700 Jahren nicht groß, aber die Zeit ihrer Ausführung dünkt uns wunderbar kurz, wenn wir bei Ninghae nur einen oberflächlichen Blick auf die gewaltigen Schwierigkeiten werfen, welche Terrainverhältnisse schon auf die kurze von hier aus zu übersehende Strecke von einigen Meilen entgegenstellen mußten.

Die Mauer beginnt mit einem ehemaligen runden Fort von

150 Schritt Durchmesser, und man betritt dasselbe durch ein sehr gut gemauertes und gewölbtes Thor von einigen 20 Fuß Höhe und 30 Fuß Dicke. Von diesem Fort an führt die Mauer noch fünf Minuten am Meeresstrande hin und dann nach einigen Biegungen, deren Nothwendigkeit jedoch durch die jetzige Gestaltung des fast ganz ebenen Alluvialterrains nicht bedingt oder erklärt wird, etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen weit in nördlicher Richtung. Diese Alluvialebene, in der die Stadt Ninghae gelegen ist, wird von einem dreifachen Gebirgskamm umschlossen, dessen mittlerer Zug sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erhebt, während der südliche Kamm nur circa 2000 Fuß erreicht. Der Höhenrücken erstreckt sich, von Osten kommend, bis etwa 3 Meilen westlich von Ninghae, wo er allmählich abflacht und schließlich ganz verschwindet. Anstatt aber die Mauer so weit westlich und um das Gebirge zu führen, ist sie in nordwestlicher Richtung über die höchsten Spitzen der drei Bergreihen fortgeleitet, wobei sie stets in gleichmäßiger Höhe den Unebenheiten des Terrains folgt. Die Breite der drei Kämme beträgt ungefähr 2 deutsche Meilen, und wenn man die hundertfältigen kleinern und größern Steigungen berücksichtigt, mindestens das Doppelte. Man kann daher ungefähr ermessen, welche Riesenarbeit erforderlich war, um allein diese Strecke, den hundertsten Theil ihrer ganzen Ausdehnung, herzustellen, namentlich da alle Lasten auf diese steilen Höhen lediglich durch Menschenhände geschafft werden mußten. Zugleich aber fragt man sich vergebens, weshalb die chinesischen Herrscher bei Aufführung der Mauer fast unüberwindliche Schwierigkeiten aufsuchten, während sie bei einfacher Herumführung um das Gebirge es sich verhältnißmäßig so leicht machen konnten.

Die durchschnittliche Höhe der Mauer beträgt 35 Fuß mit der Mauerkrone von 7 Fuß; an vielen Stellen, wo eine Vertiefung oder ein Abgrund auszufüllen war, steigt sie bis zu 80, ja an einem Punkte maßen wir sogar 117 Fuß. Von außen perpendikulär, hat sie an der Innenseite eine Böschung von ungefähr 45, bei einer Kronenbreite von 25 und einer Basis von 60 Fuß. Die Mauer ist jedoch nicht massiv, sondern nur

von innen und außen bekleidet und oben gepflastert. Die Bekleidungen sind 3 Fuß dick, und sie ruhen, aber nicht durchgängig, auf einer 4 Fuß hohen Untermauer von sehr schön behauenen, äußerst sorgsam zusammengefügten und cementirten Granitquadern, die im Laufe der Jahrtausende äußerst wenig gelitten und fast ein Ansehen haben, als wären sie neu. Das Material der Bekleidung sind Backsteine von grauer Farbe und ungefähr doppelter Größe, wie die bei uns gebräuchlichen haben. Dem Anscheine nach sind sie nicht im Feuer gebrannt, sondern nur in der Sonne getrocknet. Dies scheint mir hauptsächlich aus dem Umstande hervorzugehen, daß aus einem großen Theile derselben durch den Frost concave Höhlungen gesprengt sind, die oft die Hälfte des Steins betragen. Dies wäre wol bei im Feuer gebrannten Steinen nicht gut möglich, da der Frost nur in dieser Weise wirken konnte, wenn der Stein sich vorher bis zur Mitte voll Feuchtigkeit saugte, was eine Porosität voraussetzt, die wol lufttrockenen, aber nicht gebrannten Steinen eigen sein kann. Auch war der Thon in der Mitte des Steins viel dunkler gefärbt und bröckeliger als an den äußern Flächen, was ebenfalls auf Trocknung in der Luft schließen läßt; die Frostbeschädigungen zeigten sich lediglich an den dem Gebirge zugekehrten Seiten der Mauer. Die dem Meere zugewendete Seite war merkwürdig gut erhalten, und es scheinen sonach die ostwärts über den Golf von Petschili kommenden Winde, weil sie über den japanesischen Golfstrom streifen, keine Kälte zu bringen.

Die innere Bekleidung der Mauer ist bis zum Gebirge auf große Strecken abgetragen und ihr Material zum Bau von Ninghae und der zahllosen in der Ebene zerstreut liegenden Dörfer verwandt. Die Außenseite ist jedoch merkwürdig vollständig und ward dem Anscheine nach noch vor einigen Jahrhunderten sorgfältig reparirt. Dagegen liegt die Brüstung theilweise in Ruinen, und bisweilen fehlen Strecken von 30—40 Fuß, die vom Winde herabgestürzt sind, während andere Theile so wackelig stehen, daß ihnen in nächster Zeit ein gleiches Schicksal droht. Die Steine des Mauerwerks schließen nicht wie bei uns um ihre halbe Länge übereinander, sondern

sind in parallelen Reihen nebeneinander gelegt, wodurch natürlich die Haltbarkeit des Ganzen beeinträchtigt werden muß.

Von 120 zu 120 Schritt wird die Außenseite der Mauer durch eine um 20 Fuß vorspringende Bastion flankirt, die in einem viereckigen Thurm besteht, während die Innenseite nur jede 500 Schritt eine solche Verstärkung besitzt. Diese Thürme sind äußerst solid gebaut und durch eine Menge sich rechtwinkelig durchschneidender Wände, die dem Horizontaldurchschnitt das Ansehen eines Schachbrets geben, verstärkt. Sie haben wie die Mauer eine mit Schießscharten versehene Brüstung. Die Schießscharten sind 3 Fuß tief, 2 Fuß breit und in regelmäßigen Zwischenräumen von 8 Fuß angebracht. Ihre untere Fläche bildet ohne Ausnahme eine Granitplatte mit einem Loch in der Mitte. Dies hat unstreitig zur Aufnahme für die Gabel der Wurfgeschütze und später der Luntenflinten gedient. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß jemals zur Vertheidigung der Mauer Kanonen verwendet wurden, da die untere Fläche der Schießscharten für Geschütze viel zu hoch vom Boden steht (4 Fuß) und auch die Brüstung von einigen Kanonenkugeln sogleich zerschmettert werden würde.

Der Zweck der Mauer war Schutz und Vertheidigung gegen die Einfälle der kriegerischen Tataren, die seit Tausenden von Jahren ihre räuberischen Horden bis in das Herz Chinas sandten und dessen unkriegerische industrielle Bewohner brandschatzten. Der gigantische Bau hat jedoch seinen Zweck keineswegs erreicht. Eine bloße Mauer von 35 Fuß Höhe konnte den Tataren kein Hinderniß sein, wenn sie nicht überall gleichmäßig vertheidigt war. Wie viel Millionen Soldaten hätten aber dazu gehört, um eine 400 Meilen lange Strecke gegen den Einfall von 30—40000 gestählten Kriegern wirksam zu schützen! Daß die Mandschu-Dynastie seit 200 Jahren regiert, ist der beste Beweis, daß die Mauer nichts half, und die Tataren haben deshalb auch nichts zu ihrer Unterhaltung gethan. Sie lassen sie zerfallen, und Material zu dem Bau friedlicher Häuser zu liefern ist gewiß das Zweckmäßigste, zu dem ihr unerschöpflicher Steinevorrath verwendet werden kann.

Immerhin bleibt aber das Werk an und für sich eins der

großartigsten der Welt und gibt zugleich Zeugniß von der Energie und Macht der chinesischen Herrscher, die jahrhundertelang nicht erlahmte und sich durch keinerlei Schwierigkeiten zurückschrecken ließ. Wir waren der Mauer bis zu dem Fuße des Gebirgs gefolgt, aber erst hier, wo wir sie in denselben kolossalen Dimensionen bald zu schwindelnder Höhe sich erheben, bald an den steilsten Abhängen hinunterlaufen und jähe Schlünde überbrücken sahen, konnten wir die ganze Großartigkeit dieser Riesenschöpfung erfassen und würdigen und die Willens- und Thatkraft derjenigen Männer bewundern, die den Muth hatten, einen so gewaltigen Gedanken zu realisiren.

Es hat jemand berechnet, daß man mit dem Material dieses Baues eine 3 Fuß hohe und ebenso dicke Mauer rings um die Erde ziehen könnte; aber wenn ich nach den vier Meilen, die ich davon gesehen, urtheilen soll, würden außerdem noch sämmtliche Städte und Dörfer von ganz China davon neu aufgebaut werden können. Nach einer ungefähren Berechnung, die wir an Ort und Stelle machten, wobei wir aber nur die Durchschnittshöhe von 35 Fuß zu Grunde legten, kamen wir zu dem Resultat von 50 Millionen Backsteinen pro Meile, was auf 400 Meilen 20000 Millionen Steine ergeben würde, deren jeder 15 Zoll lang, 8 Zoll breit und 4 Zoll hoch ist. Dabei sind die Granitgrundmauern, die Brüstung und die Pflasterung der Krone ganz unberücksichtigt geblieben. Trotzdem gibt schon jene immense Zahl dem Leser einen Begriff von der Arbeit, welche die Herstellung eines solchen Werks erforderte, das mit Recht unter die Wunder der Welt gerechnet werden darf, und gegen das die Pyramiden nur wie schwache Versuche von Pygmäen erscheinen.

Wir besuchten auch Ninghae, ein echt chinesisches Städtchen von einigen tausend Einwohnern mit engen schmuzigen Straßen, schmuzigen Häusern und schmuzigen Menschen, Frauen mit breitknochigen häßlichen Gesichtern und verkrüppelten Füßen, und Kindern, die statt aller Bekleidung nur eine dicke Schichte von Schmuz auf dem Körper trugen. Wir glaubten hier eine reiche Razzia an Provisionen machen zu können, aber außer Obst und Eiern war absolut nichts zu haben, und auch diese erlangten

wir nur unter großen Schwierigkeiten, weil wir keine chinesische Scheidemünze besaßen und man die spanischen Thaler — im Süden der Abgott des Volks — nicht nehmen wollte. Erst auf Verwendung eines Mandarins, der ihren Werth kannte, wurden die Verkäufer bewogen, sie anzunehmen.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das flache Land, das, aus fruchtbarem Alluvium bestehend, reich cultivirt und mit üppigen Mais- und Bohnenfeldern geschmückt war. Während in Mittel- und Südchina Reis das Hauptnahrungsmittel des Volks ist, wird er hier durch Mais und Bohnen vertreten. Ersterer wird zu Brot verbacken, von letztern dient eine Sorte zum Essen, eine andere wird jedoch in großen Quantitäten wegen des in ihr enthaltenen Oels gebaut. Die aus der Presse hervorgehenden Oelkuchen werden, wie ich schon früher erwähnte, in sehr großen Mengen als Dünger nach dem Süden verschifft. Bisjetzt geschah ihr Transport nur auf chinesischen Dschonken, und in den mit den verschiedenen Mächten abgeschlossenen Verträgen ist für fremde Schiffe die Ausfuhr dieser Oelkuchen ausdrücklich verboten, weil die Dschonkenfahrt zu sehr darunter leiden würde. Wie aber dergleichen Sachen in China gehandhabt werden, konnten wir in Tientsin und Chefu recht deutlich sehen. In beiden Häfen lagen zusammen ungefähr 30 europäische Schiffe, und alle luden Bohnenkuchen für die südlichen Küstenplätze, ohne daß es den Behörden eingefallen wäre, es ihnen im geringsten zu wehren.

Zum Ackerbau werden hier viel Esel und Maulthiere benutzt, die sich in einem ausgezeichneten Zustande befanden. Die Esel stammen aus dem Altaigebirge, sind gelblich-weiß, sehr groß und mit einem schwarzen Kreuz über den Schulterblättern gezeichnet. Pferde gibt es hier bedeutend mehr als im Süden, jedoch verwendet man sie nicht für den Landbau, sondern nur zum Reiten, oder spannt sie vor die zweiräderigen Karren, die um Peking statt der Sänften den Personentransport auf weitere Strecken vermitteln.

Bei unserer Rückkehr fanden wir an einer von See aus sichtbaren Stelle, wo die Mauer circa 80 Fuß hoch war, in 12 Fuß langen Buchstaben das Wort „Kieselack“ mit weißer

Farbe angemalt, ein Späßchen, das sich ein paar muntere Cadetten in der Voraussetzung gemacht hatten, daß der berühmte deutsche Reisende doch nicht bis hierher gedrungen sei. Sollte einst ein deutsches Schiff hier vorbeisegeln, so wird es mit Erstaunen diese drollige Verewigung betrachten, die übrigens mit bewunderungswürdigem Humor und Consequenz an allen möglichst unzugänglichen Pagodenspitzen, Tempeldächern und Felswänden der von uns besuchten Punkte von den übermüthigen Jünglingen angebracht wurde.

30.

Hohe Landescultur jenseit des Gebirgs von Chefu. Amerikanische Missionare als Kaufleute. Politische Veränderungen in China im Sommer 1861. Der Tod des Kaisers Hienfung. Der Prinzregent Kung, sein Charakter, seine aufgeklärte Politik. Die Rebellion der Taipings. Verhalten der Engländer zum chinesischen Bürgerkriege. Geschichte der Schantung-Rebellen. Vorrücken derselben gegen Chefu. Vertheidigungsanstalten und Feigheit der Chinesen. Admiral Protet mit wenigen Franzosen übernimmt die Vertheidigung des Platzes. Ueberraschung und Flucht der Rebellen durch einen Bombenschuß. Scheußliche Grausamkeiten der Rebellen wie der Kaiserlichen.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Ninghae gingen wir nach Chefu und empfanden dort die größere Kühle des Sommers äußerst angenehm. Der Temperaturunterschied beträgt zwischen hier und Tientsin über 6° Réaumur, obwol Chefu nur ein wenig südlicher, dafür aber um 50 Meilen östlicher als Tientsin gelegen ist. Vom September ab kühlte sich die Luft bedeutend, und die täglichen frischen Nordwinde wurden allmählich rauher. Diese Veränderung gestattete uns, einige Zerstreuungen aufzusuchen, welche die bisherige große Hitze verboten hatte, und deren Mangel während eines viermonatlichen Aufenthalts an einem in jeder Beziehung so uninteressanten Punkte wie Chefu sich um so fühlbarer machte. Die hiesige Gegend ist reich an Wild, namentlich Fasanen, Hasen und Wasservögeln. Während des Winters sollen sich auch oft Wölfe und Bären in dem benachbarten Gebirge zeigen, jedoch hofften wir nicht, so lange dort zu bleiben, um sie jagen zu können. Die Jagden

auf Geflügel und Hasen wurden indessen täglich und mit großem Eifer betrieben, und einmal veranstalteten wir eine große Partie, die nicht weniger als vier Tage dauerte.

Chefu liegt in einem Thale an der Basis einer kreisförmigen Bucht, die ringsum von einer sich zu 1500 Fuß erhebenden Bergkette eingeschlossen wird. Diese Kette muß überschritten werden, um auf die ergiebigen Jagdgründe zu kommen, die eine viele Meilen weite Ebene bilden. Der Marsch über die Berge, über die keine regelmäßigen Pfade führen, ist sehr anstrengend; allein man wird dafür vollständig durch die prachtvolle Aussicht entschädigt, die sich dem Auge von der Spitze des Gebirgskammes bietet. Ein unabsehbarer Garten breitet sich vor dem Beschauer aus, und ich habe nie etwas Aehnliches in meinem Leben gesehen. Alle möglichen Arten von Korn, Hirse, Gemüse, Hanf u. s. w. werden hier mit einer Sorgfalt gebaut, von der man sich bei uns keinen Begriff macht, und wie ich es weder im Süden Chinas noch in Japan vorher gesehen. Jede Feldparcelle ist ein Beet, von einer Blumenhecke umschlossen und von den verschiedensten Obstbäumen beschattet, die jetzt alle im Schmuck ihrer Früchte prangten. Sämmtliche Felder sind mit Furchen und Rinnen durchzogen, und an ihren Endpunkten erheben sich auf kleinen Terrassen Tausende von Brunnen, um das befruchtende Naß durch jene Furchen den Wurzeln der Pflanzen zuzuführen. Diese Brunnen sind regelmäßig von einer Laube überdacht, an der sich Kürbisranken emporwinden, deren mächtige, oft 30—40 Pfund schwere Früchte das dünne Bambusgestell der Laube zu zerdrücken drohen. Hier und dort wird das Grün der Aecker durch die Grabhügel und weißen Denksteine eines Friedhofs unterbrochen, oder durch das Laub einer dichten Obstpflanzung schimmern die Häuser von Dörfern, die in China fast nie ohne diese Zierde angetroffen werden. Auf den Feldern selbst herrscht reges Leben. Hier wird geheimst, und wenn man die heimischen Erntewagen vermißt, bewegen sich dagegen lange Reihen von Maulthieren, mit hoch aufgethürmten Bürden der verschiedenen Fruchtarten auf ihren Rücken, den einzelnen Dörfern und Gehöften zu. Dort sind einige halbnackte Gestalten, deren Haut die Sommersonne

fast dunkelbraun gefärbt, beschäftigt, um unter unmelodischem eintönigen Gesange Wasser aus den Bewässerungsbrunnen zu schöpfen. Dort wird, nicht wie bei uns mit Pflug und Spaten, aber gewiß mit einer ebenso praktischen und leichter zu handhabenden Tiefhacke der Boden aufgebrochen und für die neue Saat vorbereitet, während unbeholfene Frauen mit verkrüppelten Füßen wie auf Stelzen durch die Felder schreiten und mit Hülfe der Kinder das Unkraut ausjäten. Verschämt und ängstlich wenden sie das Gesicht fort, wenn ein Europäer in ihrer Nähe erscheint, als ob ihre Häßlichkeit nicht schon ein natürlicher Schutz für sie wäre. Doch die Männer sind zutraulicher, und wenngleich sie mit stupidem Staunen die „Fang-Kwei" angaffen, erschallte uns doch regelmäßig ein gutmüthiger Gruß entgegen, und überall kam man uns freundlich entgegen. Das schönste Wetter begünstigte uns. Unsere nächtlichen Bivuaks hielten wir in Tempeln und Klöstern, und wir kehrten, obwol mit wunden Füßen und schmerzenden Gliedern, so doch mit reicher Beute und angenehmen Erinnerungen an Bord zurück.

Chefu selbst habe ich schon in kurzen Worten geschildert. Es ist trotz seiner 10000 Einwohner nur sozusagen eine ambulante Stadt, ein großes Absteigequartier für die Kaufleute aus dem Innern. Sie kommen nur hierher, um zu handeln, ihr Aufenthalt ist vorübergehend und das Gros der Bevölkerung daher stets wechselnd. So kommt es, daß sich in der ganzen Stadt nicht eine einzige verheirathete chinesische Frau befindet und daß überhaupt nur einige hundert Frauenzimmer der niedrigsten und häßlichsten Art in der Stadt leben. Von Europäern wohnten hier nur der englische und der französische Consul mit einem Assistenten, ein schweizer Kaufmann und fünf verheirathete amerikanische Missionare, die jedoch augenblicklich Kaufleute geworden waren. Infolge der amerikanischen Wirren scheinen ihre Gehalte nicht regelmäßig geflossen zu sein — beiläufig 1800 Thaler pro Kopf und 300 Thaler Extraordinarium für jedes Kind, welches dem Missionar geboren wird. Die Herren haben deshalb das Missionshaus in Schanghae zu einem anständigen Preise verkauft und mit dem Kapital auf

gemeinschaftliche Rechnung einen Handel in Chefu begonnen, der bedeutend rentirte.

In den letzten Monaten unsers Aufenthalts im Norden von China trugen sich bedeutende politische Veränderungen im Reiche der Mitte zu. Die wichtigste derselben war der Tod des Kaisers, der am 17. August 1861 erfolgte. Anfänglich glaubte man, der Kaiser sei entweder von seinem Verwandten, dem Regenten, oder von der altchinesischen Partei aus dem Wege geschafft. Die letztere Annahme gewann durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit, daß nicht Prinz Kung Regent blieb, sondern für den unmündigen kaiserlichen Sohn ein aus drei den Europäern feindlich gesinnten Mandarinen gebildeter Vormundschaftsrath eingesetzt wurde. Sichere Nachrichten haben jedoch allen romantischen Nimbus vom Sterbebette des Kaisers schwinden lassen. Hienfung, der Sohn der Sonne, obwol noch im besten Mannesalter, ist an nichts anderm als am Delirium tremens gestorben. Er war ein arger Trinker und hatte es nur seinen liebenden Gattinnen zu danken, daß er nicht schon längst in das Grab steigen mußte. Bereits vor zwei Jahren hatte er einen Anfall von Delirium, und es soll damals seinen Frauen gelungen sein, ihn zu bewegen, seinen täglichen Bedarf an Spirituosen bis auf 60 Schälchen Samtschu einzuschränken. Der Samtschu hat die Stärke von unversetztem Arak, und zwei der erwähnten Porzellanschälchen, aus denen er in China getrunken wird, machen etwa eins unserer Schnapsgläser aus. Hienfung konnte demnach immer noch zu den Trinkern erster Klasse gerechnet werden, und da er seine übrige Zeit nur zwischen Opiumrauchen und der Gesellschaft seiner Frauen theilte, so ist sein frühzeitiger Tod sehr erklärlich. Dieser Tod machte auf die Chinesen wenig Eindruck, und man vermißte ganz und gar die Landestrauer, die bei ähnlichen Fällen sonst auf das strengste beobachtet wurde. Politisch todt war der Kaiser ohnehin seit seiner Flucht im vorhergehenden Jahre, und es ist nie daran gedacht worden, daß er je wieder nach Peking und auf den „Sitz des Drachen“ zurückkehren könnte, nachdem die Barbaren den Palast geplündert und ihre Gesandten sich in Peking einquartiert hatten. Nominell herrschte er, und zum Scheine

wurden ihm auch alle wichtigen Actenstücke nach Jehol in der Tatarei geschickt, wo er residirte, allein der wirkliche Regent war Prinz Kung, sein jüngerer Bruder. Prinz Kung ist ein Mann von 28 Jahren und in moralischer Beziehung das gerade Gegentheil seines Bruders, d. h. ein durchaus mäßiger und energischer Mann. Während der verstorbene Kaiser sich von seinen Ministern so lange belügen ließ, bis die Alliirten vor Peking standen und die Hof- und Staatszeitung im Namen des Herrschers dem Volke eine Niederlage der Barbaren nach der andern verkündete, bis der Palast erstürmt und geplündert wurde, hat Prinz Kung die für einen chinesischen Herrscher außerordentlich gute Seite, mit eigenen Augen zu sehen und danach seine Maßnahmen zu treffen. Sodann ist er auch politisch und vernünftig genug, um einzusehen, daß China durch die Eröffnung des Landes für die Fremden und durch die Heilighaltung der Verträge nur gewinnen kann, sowie daß seine Dynastie nur zu retten ist, wenn sie sich die Fremden verpflichtet und sich dadurch den Schutz gegen die immer weiter schreitenden Rebellen sichert. Der Prinz hatte deshalb während seiner einjährigen Regentschaft den Alliirten nicht nur aufrichtige Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegeben, sondern auch durch große Erleichterungen des Verkehrs sich ganz und gar die Sympathie der Fremden erworben.

Nach dem Tode des Kaisers reiste er nach Jehol, um der Begräbnißfeierlichkeit beizuwohnen, fand aber dort bereits den erwähnten Regentschaftsrath vor und sah sich von der Regentschaft entbunden, wenn auch nur auf kurze Zeit. Er scheint auf die Umgebung des jungen Monarchen und auf diesen selbst einen solchen Einfluß geübt zu haben, daß er, vielleicht auch im Einverständniß mit den Alliirten oder deren Mitwirkung gewiß, einen Staatsstreich wagen durfte.

Am 21. October 1861 hielt er an der Seite des jungen Kaisers seinen Einzug in Peking, zugleich wurde aber auch der Regentschaftsrath plötzlich auf seinen Befehl verhaftet und seinen Mitgliedern der Proceß gemacht. Man beschuldigte dieselben des Hochverraths und verurtheilte sie nach echt chinesischer Weise zum Viertheilen. Zwei der Mandarine begnadigte man jedoch

zum Tode durch das Beil, während der dritte entfloh, aber von den Anhängern des Prinzen ergriffen und niedergemacht wurde. Prinz Kung übernahm nun aufs neue in Gemeinschaft mit der Kaiserin-Mutter die Regentschaft. Man kann somit einer zu Reformen geneigten, den Europäern freundlich gesinnten und energischen Regierung entgegensehen, und vielleicht ist China noch vor der vollständigen Anarchie und die Mandschu-Dynastie vor ihrem Sturze zu retten. Die natürliche Folge wird sein, daß sich entweder in nächster Zeit die Westmächte mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen verbinden *), oder daß ein Compromiß mit diesen eingegangen wird. Das letztere ist das Wahrscheinlichste, da ein abermaliger chinesischer Krieg wenigstens in England sehr unpopulär sein würde, wenn auch Kaiser Napoleon damit gedient wäre. Die Meinung der Europäer, die noch vor kurzem den Rebellen ziemlich günstig lautete, begann in letzterer Zeit sich auf die Seite der Kaiserlichen zu neigen, und dies ist sehr erklärlich, da sie lediglich von Handelsinteressen geleitet wird. Die Erwartungen, welche man an die Eröffnung des Jang-tse-kiang und der nordischen Häfen knüpfte, sind nicht in dem Maße erfüllt worden, als man voraussetzen durfte. Hieran ist lediglich der Bürgerkrieg schuld, und wie sehr es auch den vorgeblichen civilisatorischen Bestrebungen der Engländer genehm gewesen sein mag, die „christlichen" Taipings zu protegiren, so gründeten sich ihre Sympathien in Wahrheit doch nur auf die Voraussetzung, daß die Rebellen den Handelsinteressen der Fremden Vorschub leisten würden. Diese Hoffnung ist bisjetzt nicht erfüllt. Die Producenten des Landes, die Seide- und Theezüchter, sind die ansässigen kaiserlichen Unterthanen, aber sie produciren nur und der Handel kann nur blühen, wenn Ruhe im Lande ist. Die erobernden, bald vorwärtsdrängenden, bald zurückweichenden Rebellen sind nur ein zerstörendes Element, und der Schrecken vor ihnen ist bei dem kaiserlichen Landvolk so groß, daß seine Wirkung sich auf Hunderte von Meilen erstreckt und sowol den Handel als die Production lähmt. In Chefu traf z. B. während unserer An-

*) Vgl. Anmerkung S. 149.

wesenheit die Nachricht ein, daß die Rebellen Fung-tscha-fau, eine 100 Meilen weit entfernte Stadt, erobert hatten, aber seit jenem Augenblicke waren die Einwohner von einem panischen Schrecken ergriffen, der sofort einen Rückschlag auf die Geschäfte übte und diese fast zum Stillstande brachte. So geht es auch im Südwesten in den Thee- und Seidedistricten. Die Rebellen sind vielfach im Besitz der aus dem Innern seewärts führenden Handelsstraßen und fangen die Waarentransporte ab, sodaß die Zufuhr jener Artikel immer spärlicher wird. Es wurden daher seit einiger Zeit in den englischen Blättern immer mehr Stimmen laut, die auf die Unerträglichkeit eines solchen Zustandes hinwiesen, in energischer Weise auf Abhülfe drangen, und da die chinesische Politik der Engländer allein durch ihre Handelsinteressen bedingt wird, so dürfen wir bald einer Entscheidung entgegensehen, die außerdem für ganz China ein unendlicher Segen sein würde.

Während der letzten acht Tage unsers Aufenthalts in Chefu hatten wir Gelegenheit, ein Stück des chinesischen Bürgerkriegs mit allen seinen Greueln und Schrecken aus nächster Nähe anzusehen. Die unter dem Namen Schantung-Rebellen den Norden verwüstenden Banden rückten auf Chefu an. Diese sind jedoch nicht mit den Taipings im Süden zu verwechseln, mit denen sie politisch nichts gemein haben. Ihr Ursprung stammt aus dem Jahre 1860. Im Mai dieses Jahres hatte ein sehr reicher chinesischer Kaufmann und Abkömmling der alten von den Mandschu vertriebenen Ming-Dynastie eine bedeutende von ihm zum Bau der Takuforts vorgestreckte Summe Goldes von der Regierung zurückerhalten, mit der er öfter in solcher Verbindung stand. Das Geld, circa eine Million Dollars, kam in Regierungsverschluß und mit dem Siegel der Staatskasse versehen verzinst zurück, und der Kaufmann, der es wegen der Kriegsverhältnisse augenblicklich nicht verwerthen konnte, deponirte es uneröffnet in seinen Kassengewölben. Nach zwei Monaten ersuchte ihn die Regierung abermals um ein Anlehen; er zeigte sich auch sofort bereit und gab von den noch mit dem Staatssiegel verschlossenen Packeten die betreffende Summe zurück. Am andern Tage wird er plötzlich vor den Provinzial-

richter gefordert, gefesselt und eingekerkert, um nach 24 Stunden enthauptet zu werden. Er war des Verbrechens der Falschmünzerei angeklagt; sämmtliches von ihm gegebene Geld war falsch. Da den Mandarinen der Betrug nicht gelang, suchten sie ihn durch ein noch größeres Verbrechen von sich ab und auf den unschuldigen Kaufmann zu wälzen. Die sehr angesehene und bedeutend verzweigte Familie des Gemordeten erhob sich jedoch, wie das in China bei so gewaltthätigen Ungerechtigkeiten öfter geschieht, wie Ein Mann; sie sammelte eine kleine Armee und verlangte, auf deren Macht gestützt, die Auslieferung der verbrecherischen Mandarine. Diese wurden jedoch von den höhern Behörden beschützt und entkamen. Die Mings, dadurch in die höchste Wuth versetzt, wiegelten jetzt mit Hülfe ihres Geldes die ganze Bevölkerung ihres Districts auf, und so entstand unter dem schon längst gedrückten und gemishandelten Volke die Schantung-Revolution, die bald so mächtig anwuchs, daß ihre Leiter die Herrschaft darüber verloren und die zusammengelaufenen Scharen jetzt überall auf Raub, Mord und Plünderung auszogen und binnen einem halben Jahre fast die Hälfte der Provinz Schantung, einen Landstrich so groß wie Preußen, total verwüsteten. Man versicherte, daß die Zahl dieser Rebellen, die in drei Abtheilungen umherzogen, sich auf 80000 belaufe, und nach den neuesten Nachrichten sollte Tai-Ping-Wang insofern mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht haben, daß er sie den Norden Chinas verwüsten ließ, während er den Süden heimsuchte.

Jetzt rückten diese verheerenden Truppen auf Chefu los. Seit acht Tagen verriethen die brennenden Dörfer, deren Feuerschein während der Nacht den westlichen Horizont erleuchtete, ihr Nahen; Tausende von Flüchtlingen, fast entblößt vom Nothwendigsten, kamen in Chefu an und verkündeten die von den Rebellen begangenen Unmenschlichkeiten. 15000 Mann stark zogen sie heran, meistens zu Pferde, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, mordeten, raubten und verbrannten, was sie nicht mitzuschleppen vermochten. Alle männlichen Individuen, die in ihre Hände fielen, und alle Weiber, die nicht ihre thierischen Begierden erregten, fielen unter ihren Streichen, und

jeder geplünderte Ort ging in Flammen auf. Am 7. October abends sahen wir die Dörfer brennen, die nur zwei Meilen westlich von Chefu liegen, und in letzterer Stadt war die Angst und Bestürzung aufs höchste gestiegen. Alles was fliehen konnte, floh; Tausende und aber Tausende schifften sich mit dem Werthvollsten ihrer Habe auf Dschonken ein, und nur einige Tausend der ärmsten Bewohner waren zurückgeblieben und hatten größtentheils innerhalb der französischen Befestigungen (Chefu ist als Garantie des letzten Vertrags und bis zur Bezahlung der Kriegskosten von den Franzosen besetzt) auf einer kleinen Halbinsel am Hafen Schutz gesucht. Die sonst gedrängt vollen Straßen der Stadt waren wie ausgestorben, alle Läden geschlossen und nichts zu kaufen. Es war ein trauriger Anblick, die armen Flüchtlinge zu sehen, wie sie von allen Seiten über die hohen Berge, welche Chefu umgeben, sich ermattet heranschleppten, wie dort ein Jüngling sein altes Mütterchen auf dem Rücken trug, oder hier ein blinder Greis von seiner Tochter geleitet wurde, die, wie die meisten Frauen mit ihren verkrüppelten Füßen, selbst nur mit der größten Beschwerde über das rauhe Gestein zu gehen vermochte.

Viele Hunderte wurden mitleidig von den europäischen Schiffen aufgenommen, auf die sich auch die Frauen und Kinder der am Orte befindlichen Europäer mit ihrer Habe flüchteten, während die Männer sich den Franzosen anschlossen, die alle militärischen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt getroffen hatten. Leider war ihre Zahl sehr beschränkt. Von den beiden im Hafen liegenden Transportfregatten waren nur 250 Mann disponibel. Zufällig traf noch am 6. October der französische Admiral Protet ein, um sich nach Tientsin zu begeben. Er übernahm das Commando, sandte das Dampfschiff, welches ihn gebracht, sofort nach den Takuforts um Verstärkungen, und schon am 8. langten 150 Marinesoldaten und eine Bombarde an, während zugleich das Linientransportschiff Dryade von Schanghae ankam und ebenfalls 100 Mann ausschiffte, sodaß die Franzosen jetzt 550 Mann stark waren, freilich immer nur eine Hand voll Menschen gegen 15000 Banditen. Der Admiral requirirte nun noch ein englisches Kanonenboot, das

an der andern Seite des Hafens zur Bewachung der dort errichteten englischen Depots lag. Chefu liegt, wie ich bereits berichtet, in einem Thalkessel am Meere und wird in Süd, Ost und West von einem hohen Gebirgszuge umschlossen. Man kann diese Berge zwar auf schmalen Fußpfaden an verschiedenen Stellen passiren, aber die große Handelsstraße, wo nur eine Armee marschiren kann, führt längs der Küste über das sich hier senkende und zu einem Plateau abflachende Gebirge. Nahe diesem Wege wurden das englische Dampfkanonenboot, die Bombarde und zwei mit Geschützen bewaffnete Barkassen der Fregatte postirt.

Am 8. October mittags erschien die Avantgarde der Rebellen, circa 2—3000 Mann stark, auf dem Plateau. Sie waren sämmtlich beritten, alle trugen rothe und blaue Schärpen und mindestens jeder dritte Mann eine rothe Fahne. Wir lagen mit der Elbe (die Arkona war vor dem Peiho) etwa 3000 Schritt von dieser Hochebene entfernt und konnten mit unsern Fernrohren alles genau betrachten. Es war ein höchst malerischer Anblick, diese Truppe mit ihren bunten Costümen, mit ihren wehenden Schärpen und flatternden Fahnen. Fast alle hatten weiße Pferde oder Maulthiere, und ihre Hauptbewaffnung bestand aus einer 12—14 Fuß langen Bambuslanze. Mehrere trugen auch Säbel und Beile, aber Feuerwaffen bemerkten wir bei keinem. Nach einem kurzen Halt setzten sie sich in Marsch und trabten dicht gedrängt den Berg hinab, auf Chefu los. Sie waren jetzt noch ungefähr 1000 Schritt von den äußersten Vorposten der Franzosen entfernt, und wir erwarteten in ängstlicher Spannung jeden Augenblick den Beginn des noch immer sehr zweifelhaften Gefechts, als ein Donner durch die Berge rollte. Ein bläulicher Rauchstreifen zischte wie ein Meteor durch die Luft, und unmittelbar darauf sahen wir mitten im dichtesten Haufen eine Explosion stattfinden. Das englische Kanonenboot Insolent hatte mit seltener Präcision eine 68pfündige Bombe in die Feinde geworfen. Die Wirkung war außerordentlich und für die Rebellen, die wahrscheinlich in ihrem Leben nie etwas Aehnliches gesehen, wahrhaft dämonisch. Der furchtbarste Schrecken schien mit einem male unter sie ge-

fahren zu sein; im wildesten Durcheinander sprengten sie nach allen Richtungen hin; ein Theil der Pferde ging durch, die unkundigen Reiter flogen wie Mohnköpfe herab, und der Haupttroß stob im Carrière die Anhöhe wieder hinan. Eine zweite Bombe sauste ihnen nach und schlug mit den Kugeln der Barkassengeschütze in ihre hintersten Reihen; aber zu weitern Schüssen kam es nicht; ehe noch wieder geladen werden konnte, war das Plateau rein gefegt, kein Pferd, keine Schärpe oder Fahne war mehr zu erblicken. Chefu war gerettet, aber wo die Granate gesprungen war, sah man einen Haufen von Pferden und Menschen sich im Todeskampf in ihrem Blute wälzen; 11 Todte und 15 tödlich Verwundete waren die Resultate. Diese Warnung genügte, um die Rebellen von jedem weitern Angriff auf Chefu abzuhalten. Sie zogen sich südwärts hinter dem Gebirge herum, und schon am andern Abende sah man am Feuerschein der brennenden Dörfer, daß sie sich 4—5 Meilen östlich von der Stadt befanden. Die Mandarine der Stadt hatten ebenfalls große militärische Vorbereitungen machen lassen. Die Thore waren verbarrikadirt, Geschütze aufgepflanzt und außerhalb der Stadt verschiedene Lager von 2—300 Mann Besatzung mit einem wahren Arsenal aller möglichen und unmöglichen Waffen ausgerüstet. An prahlenden Fahnen fehlte es ebenso wenig, und die alten Luntenflinten und Geschütze aus dem 16. Jahrhundert knallten unaufhörlich Tag und Nacht, solange die Rebellen noch jenseit der Berge waren. Sobald aber am 7. October abends die unmittelbar hinter den Bergen gelegenen Dörfer brannten, war auch nicht einer der tapfern Helden in den durch Wälle und Gräben geschützten Lagern mehr zu finden. Alle hatten sich verkrochen, und erst nach der Entfernung des Feindes kehrten auch die muthigen Vertheidiger wieder.

Im Hafen lagen etwa 40—50 große Dschonken aus Kanton, Amoy und Ningpo. Diese sind stets sehr stark bemannt und auch ziemlich gut bewaffnet. Die Mandarine waren am 8. morgens an Bord dieser Dschonken gefahren und hatten deren Besatzungen aufgefordert, die Garnison der Stadt zu verstärken, und zwar sollte dies abwechselnd, einmal von den

Kwangtung-Leuten und das andere mal von denen aus Amoy und Ningpo geschehen. Diese hatten sich auch dazu bereit finden lassen, und die Kwangtung-Leute verrichteten zuerst ihren Dienst, ganz so wie es sich gehörte. Am 9. October kamen die aus Ningpo an die Reihe. Diese spielten jedoch selbst die Rebellen, brachen in die Kaufläden ein und raubten was sie konnten. Auf das Geschrei der Beraubten rückte eine französische Patrouille zu Hülfe, es kam zum Gefechte, und sechs der Marodeure blieben auf dem Platze, während 10—12 schwer verwundet wurden, ohne daß die Franzosen selbst den geringsten Verlust erlitten. Sämmtliche Dschonkenleute wurden infolge dessen auf ihre Fahrzeuge zurückgewiesen und am Hafen eine Postenkette mit dem Befehl aufgestellt, auf jedes chinesische Boot zu schießen, das an einer andern als der bestimmten Stelle landen würde.

Am 12. October unternahmen die Franzosen mit 400 Mann und zwei Geschützen eine Recognoscirung nach Westen, die sich 4 Meilen weit erstreckte. Sie fanden keine Spur von den Rebellen mehr, wohl aber genug Zeichen der von ihnen verübten Scheußlichkeiten. Die kleinen Teiche, welche sich zur Bewässerung der Felder bei jedem Dorfe befinden, waren mit Leichen von Frauen und Kindern angefüllt, denen man Brüste und Hälse abgeschnitten. Die Männer, welche sich geweigert, den Rebellen zu folgen, waren niedergehauen oder, wenn sie Widerstand geleistet, auf grausame Weise zu Tode gemartert worden. So fand man in einem Hause fünf Chinesen mit den hinter dem Rücken zusammengebundenen Daumen an den Dachbalken aufgehängt und durch unter ihnen angemachtes Feuer gebraten. Es documentirten sich bei dieser Gelegenheit so recht die schon früher von mir hervorgehobenen Züge des chinesischen Charakters: Feigheit und raffinirte Grausamkeit. Auch die Leichen zweier amerikanischer Missionare, Parker und Holmes, die, freilich unklug genug und gegen den ausdrücklichen Befehl des französischen Admirals, von Chefu aus den Rebellen entgegengeritten waren, um sie von weiterm Vordringen abzumahnen, wurden schrecklich verstümmelt und fast verkohlt aufgefunden. Die Kaiserlichen machten es jedoch nicht im mindesten besser.

Die die Recognoscirung begleitenden Chinesen hatten in einem Dorfe zwei zurückgebliebene verwundete Rebellen gefaßt, und ebenso waren vier als Spione verdächtige Individuen in Chefu selbst ergriffen. Die beiden Rebellen begoß man von unten bis oben mit Oel, legte sie auf eine Art Rost und briet sie bei lebendigem Leibe. Noch halb lebend hackte man sie allmählich in Stücke, bis zuletzt nur noch halbverkohlte blutige Fleischklumpen übrig waren. Zwei der Spione wurden auf ähnliche Weise zu Tode gemartert; die beiden andern, ein Greis von 70 Jahren und eine junge Frau, gelang es uns, die wir als Europäer damals Halbgötter waren, ihnen zu entreißen und sie dem französischen Consul zu übergeben, der, wie wir gleich vorausgesetzt hatten, sie ganz unschuldig fand und in Freiheit setzte.

31.

Unterzeichnung des Handelsvertrags zwischen Preußen und China am 15. August 1861. Ausdehnung desselben auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte. Große Bedeutung des Vertrags für Deutschlands Industrie, Handel und Schiffahrt. Die Concurrenz mit England und Rußland. Der Begriff und die politische Macht des Welthandels. Gründungsgeschichte der deutschen Handelshäuser in Ostasien. Ihr bisheriges Verhältniß zum Vaterlande. Der Zollverein in Bezug auf den östlichen Verkehr. Die deutschen Schiffe in den chinesischen Gewässern. Freude der deutschen Kaufleute in China über den Abschluß des Vertrags. Nothwendigkeit eines preußischen Kriegsgeschwaders in den östlichen Meeren. Der Kostenpunkt und die Beschaffenheit der Schiffe. Der Neid der Engländer. Abreise nach Siam. Vereinigung des preußischen Geschwaders im December 1861 auf der Rhede von Bangkok.

Am 15. August endlich wurde der preußische Vertrag mit China vom Kaiser unterzeichnet, und zwar zwei Tage vor seinem Tode; ein glücklicher Zufall, der uns wahrscheinlich monatelanges Harren ersparte. Wenn es Graf Eulenburg trotz aller Geduld und bewundernswerther Ausdauer in Japan nicht gelungen war, für ganz Deutschland zu negociren, so wurden seine Bemühungen in China von desto bedeutenderm Erfolge gekrönt, und der Vertrag wurde im Namen Preußens nicht allein für den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte, sondern auch so günstig abgeschlossen, wie nur irgend zu wünschen war. Ganz abgesehen von den sonstigen werthvollen Bestimmungen des Tractats ist es überaus wichtig, daß die Zulassung eines preußischen Gesandten in Peking von chinesischer Seite bewilligt ist und wir demgemäß dieselben Rechte erhalten

haben wie England, Frankreich und Rußland in dem vorjährigen Vertrage von Tientsin. Es ist also nun Sache der Deutschen, davon den bestmöglichen Gebrauch zu machen. In der Eröffnung des Jang-tse-kiang und der nordischen Häfen bieten sich für deutsche Industrie und Handel so günstige Chancen, wie es selten vorkommen dürfte, und ich kann nicht genug hervorheben, daß gerade die Deutschen die größten Vortheile daraus ziehen können, weil sie bei den Chinesen beliebter sind als irgendeine andere Nation.

Es ist ganz eigenthümlich, daß wir in Deutschland die beiden Hauptproducte Chinas, Seide und Thee, nicht direct, sondern über England beziehen. Von Schanghae werden jährlich 80000 Ballen Seide exportirt, davon gehen 60000 nach England, und von diesen kommt ein Drittheil auf Deutschland. Alle diese Seide macht nicht den Seeweg, sondern geht über Land durch Deutschland nach England, um von dort wieder zurückzukehren und Gott weiß wie hoch versteuert zu werden! Nur ein einziges deutsches Haus in Schanghae macht in Seide mit Deutschland directe Geschäfte, führt jedoch nur 4000 Ballen, also immer nur ein Fünftel des Bedarfs aus, während dieser Bedarf sich bedeutend steigern würde, wenn die Seide nicht zum größten Theil ihren Weg nach England nähme. Ein ähnliches Verhältniß herrscht beim Thee, von dem Hamburg allein eine geringe Quantität direct importirt, während wir das Hauptquantum über England und Rußland beziehen. Wenn wir mit den Engländern in der Baumwollenmanufactur concurriren könnten, würde sich für unsere Shirtings und Calicots im Norden des chinesischen Reichs ein unbegrenzter Absatz eröffnen. Während im Süden der Chinese sich die Baumwolle selbst baut und seine dauerhafte Kleidung davon webt, kommen die Bewohner der nördlichen Provinzen besser dabei weg, wenn sie europäische Shirtings kaufen, weil sie die Baumwolle aus dem Süden beziehen müssen und diese dadurch bedeutend vertheuert wird. Dies hat sich so recht seit der Eröffnung Tientsins gezeigt. Hier ist die Masse der Kaufleute aus den nördlichen Provinzen, und im Laufe des Sommers 1861 fanden ganz enorme Umsätze in Shirtings statt. So wurden z. B. in einem

Zeitraum von zehn Tagen 280000 Stück verkauft, und ein einziger Chinese kaufte in zwei Tagen 80000 Stück im Werthe von 400000 Thalern, und zwar gegen baare Bezahlung. Dies ist für den Kaufmann aber von großer Bedeutung. Er schickt sein Schiff von England direct mit Calicots nach Tientsin, setzt die Waare, wenn auch mit geringerm Gewinn, sofort in Geld um, geht damit nach Schanghae und kauft Seide, die mit der Ueberlandpost nach Hause kommt, sodaß er in einem Zeitraum von sieben Monaten sein Kapital wieder in Händen hat.

Wenngleich wir wahrscheinlich diesen Handel den Engländern in nächster Zeit noch nicht entreißen können, so sollten wir uns doch in Bezug auf Seide und Thee von ihnen unabhängig machen, und wir haben außerdem andere Fabrikate, in denen wir ihnen schon jetzt erfolgreiche Concurrenz zu machen vermögen. Hierzu gehört namentlich Glas, dem sich in kurzer Zeit im Norden Chinas ein bedeutender Markt eröffnen dürfte, da die Papierfenster in den eisigen Wintern von 10—15 Grad Kälte sehr bald außer Gebrauch kommen werden. Ferner sind Wollstoffe ein Artikel, der schon gegenwärtig eine große Bedeutung hat, dem aber eine noch viel größere Zukunft bevorsteht. Bisjetzt versorgt hauptsächlich Rußland China mit Wolle, und zwar über Kiachta. Wollten wir nur Wollstoffe nach China bringen, um daran speciell einen bestimmten Gewinn zu machen, so könnten wir mit Rußland nicht concurriren. Letzteres gibt seine Manufacturen fast zum Kostenpreise ab, aber es tauscht Thee dafür ein und macht desto größern Gewinn. Ein bedeutender Theil dieses Thees findet seinen Weg nach Deutschland. Weshalb also knüpfen wir nicht eine directe Verbindung mit China an, emancipiren uns von Rußland und England, stecken den Profit selbst in die Tasche und bringen unsere Fabriken und unsere Rhederei in die Höhe?

China gebraucht viel Wolle, und der Bedarf wird sich jetzt nach Eröffnung der nordischen Häfen in ähnlichem Verhältnisse steigern wie der des Shirting. Bisjetzt sucht der nordische Bewohner sich gegen die strenge Kälte seines fünfmonatlichen Winters durch Pelze zu schützen. Wenngleich dieselben wegen

des nahen Kamtschatka und der Aleuten bedeutend billiger sind als bei uns, so ist der Preisunterschied mit Wollfabrikaten doch so groß, auch in drei Wintermonaten die Temperatur so beschaffen, daß die Chinesen sowol aus Geld- als aus Annehmlichkeitsrücksichten die billigern und leichtern Wollstoffe den theuern und schweren Pelzen vorziehen müssen, sobald ihnen nur hinreichende Quantitäten zugeführt werden. Dies kann aber nie auf dem beschwerlichen Landwege über Kiachta geschehen, und wenn wir es wie die Russen machen wollen, d. h. unsere Wolle gegen Thee oder Seide umtauschen, so haben wir in wenigen Jahren den ganzen Wollhandel in unsern Händen. Es gibt zwar Schafe genug im Norden Chinas, aber die Chinesen verstehen nicht, Wollstoffe zu fabriziren und lassen sich in ihrer eingebildeten Arroganz auch nicht darüber belehren. Sie reinigen die Wolle weder vor noch nach der Schur und erzielen daher nur ein verhältnißmäßig werthloses Product, das sie zu feinern Geweben gar nicht gebrauchen können und aus dem sie nur groben Filz zu ihren Hüten, Schuhen, Pferdedecken u. s. w. bereiten. Das Schaf kostet in Tientsin nur 1½—2 Thaler. Weideland und Stallfütterung ist vorhanden, und Schafzüchterei und Wollproduction im Lande selbst müßte den reichlichsten Gewinn abwerfen, sobald man damit beginnen würde.

Ueberhaupt handelt es sich nur darum, daß intelligente und unternehmende Kapitalisten den Weg bahnen, um Deutschland jetzt, wo es Rechte besitzt und sich darauf stützen kann, von der zweiten commerziellen Rangstufe, die es durch eigene Kraft seiner wenigen Sendlinge schon unter den ungünstigsten Umständen sich erobert, in wenigen Jahren auf die erste zu erheben. Mögen Neid und Misgunst der preußischen Expedition nach Ostasien Motive unterlegen, welche sie wollen, mögen engherziger Particularismus und Kleinstaaterei nur ein unfruchtbares Großthun Preußens und ein Haschen nach Popularität darin erblicken: man wird nie die Thatsache fortleugnen können, daß Preußen durch seine Expedition dem gemeinsamen Vaterlande und dessen Handel einen sehr großen Dienst geleistet hat. Dies kann insbesondere derjenige vollkommen ermessen, der die

Expediton mitgemacht, der ihren Eindruck beobachtet und namentlich die hier draußen ansässigen deutschen Kaufleute gehört hat, die wol allein ein competentes Urtheil darüber besitzen. Nur auf diese Ansichten kann etwas gegeben werden, nicht aber auf das beschränkte Urtheil engherziger Politiker und Krämer, deren Horizont nicht über die Grenze ihrer Vaterstadt hinausreicht und die weiter keine Idee vom Welthandel haben, als daß sie wissen, es kommt Kaffee aus Java, Seide und Thee aus China.

Den Begriff des Welthandels kann man überhaupt nur hier draußen in China und Ostindien kennen lernen. Hier nur lernt man verstehen, daß dasjenige Volk, welches ihn in Händen hat, auch das mächtigste Volk der Erde sein muß, und daß Millionen Soldaten eines Militärstaats nicht im Stande sind, ein Land auf die Dauer zu unterjochen, das sich auf die gewaltige moralische Macht stützt, die ihm eine hervorragende Stellung im Welthandel verschafft. Darin beruht das ganze Geheimniß von Englands Stärke, von der Energie, der Ausdauer und dem Selbstvertrauen seines Volks; es stützt sich auf die moralische Macht, die ihm sein großartiger Handel in der ganzen Welt und namentlich in Indien und China gibt.

Wir Deutsche haben es in der Hand, wenn nicht England diese Stellung zu entreißen, so doch mit ihm darum zu ringen. Gerade jetzt treffen so viele günstige Bedingungen für diesen Kampf zusammen, wie es sich selten wieder ereignen dürfte. Die Eröffnung des chinesischen Reichs mit einer consumirenden Bevölkerung von 360 Millionen Menschen, unsere Verträge mit ihm, mit Japan und Siam — dies sind Momente, die, richtig benutzt, die glücklichsten Chancen für unsere ganze handelspolitische Zukunft bieten. Ich habe bereits früher bemerkt, daß der Handel der Deutschen, oder vielmehr, um nicht misverstanden zu werden, daß die deutschen Kaufleute in China die zweite Rangstufe einnehmen, sowie daß die deutsche Schiffahrt an den dortigen Küsten jede andere verdrängt hat. So erfreulich die Thatsache auch für jeden Deutschen sein muß, so bleibt sie doch für unser gemeinsames Vaterland von geringerer Bedeutung, als man danach anzunehmen geneigt sein dürfte.

Es fehlt eine Hauptbedingung dabei: die Geschäfte der hiesigen deutschen Kaufleute stehen nicht mit Deutschland in so engem Zusammenhange, wie z. B. die der englischen Häuser mit England. Die meisten englischen Häuser in China sind Commanditen oder Filiale großer Firmen in London, Liverpool oder Manchester. Sie erhalten ihre Waare von England, setzen sie gegen chinesische Producte um und schicken diese direct an ihre Stammhäuser wieder ab. Anders ist dies mit den Deutschen. Seit 15—20 Jahren gingen junge unternehmende Kaufleute, aber durchschnittlich ohne anderes Kapital als geistiges, nach Ostindien und China. Anfänglich lockte sie wol hauptsächlich das hohe Salair, das in großen englischen Häusern für einen brauchbaren Commis 3—4000 Thaler beträgt. In diesen Stellungen verblieben sie einige Jahre, erwarben sich durch kleinere, von ihren Principalen gestattete Nebengeschäfte einiges Vermögen, lernten die dortigen Verhältnisse kennen und benutzten sie, um sich später selbst zu etabliren. Auf diese Weise entstanden fast alle deutschen Häuser in China. Ihre Begründer fingen sozusagen mit nichts an, arbeiteten sich allmählich in die Höhe und erwarben sich durch angestrengten Fleiß und kaufmännische Tüchtigkeit die ehrenvolle Stellung und die Anerkennung, die sie jetzt allseitig genießen. Hierüber mußten natürlicherweise Jahre vergehen, die aber ebenso nothwendig ihre Verbindung mit dem Vaterlande lockerten; theils kannten sie in ihrer neuen Heimat nur Nichtdeutsche, theils waren sie, um weiter zu kommen, auf den Credit und die Unterstützung der Fremden angewiesen, während sie von Deutschland weder das eine noch das andere zu erwarten hatten. So erwuchsen deutsche Häuser, aber fast nur dem Namen nach, ihre Geschäfte waren hauptsächlich englisch, und wenn seit einigen Jahren die größern Firmen directe Verbindungen mit Deutschland anknüpften, so geschah dies einmal nur in beschränktem Maßstabe und sodann auch nur mit Hamburg oder Bremen. Soll aber Deutschland in dem hiesigen Handel einen Rang einnehmen, so müssen seine Kaufleute es machen wie die Engländer. Große deutsche Häuser müssen hier Commanditen mit bedeutendem Kapitale errichten und durch sie einen directen Austausch

der gegenseitigen Producte beider Länder bewerkstelligen. Wir haben Glas, Wolle, Spirituosen und tausend andere Industriegegenstände, gegen die wir Seide und Thee empfangen und in denen wir mit allen Nationen concurriren können. Nur in der Baumwollenmanufactur sind uns die Engländer voraus. Woran liegt dies aber? Ist es nicht unsere eigene Schuld, und könnten wir nicht, wenn nur der Wille da wäre, die Sachen ebenso billig und noch billiger herstellen als die Engländer? Was wir an Baumwollenfracht von Amerika mehr bezahlen als die Engländer, das gleicht der geringere Arbeitslohn bei uns reichlich wieder aus. Haben die Engländer Steinkohlen, so besitzen wir diese ebenfalls und außerdem noch billige Braunkohle. Es kann also entweder nur in der minder guten Beschaffenheit unserer Maschinen oder an den Zöllen liegen, die uns hinderlich sind, und das eine wie das andere läßt sich ja ändern. Concurrirt doch die Schweiz in Baumwollenmanufactur mit England, warum sollten wir es nicht, die wir unsere Baumwolle sowol aus Aegypten als aus Amerika auf viel kürzerm und wohlfeilerm Wege erhalten!

Ungeachtet unserer jetzigen politischen Zersplitterung haben wir doch in dem Zollverein eine Körperschaft, die trotz aller particularistischen Bestrebungen in irgendeiner Form bestehen muß und sich von Jahr zu Jahr mehr entwickeln und consolidiren wird. Dieser Körperschaft stehen Mittel und Wege zu Gebote wie keinem Kapitalisten, mag er auch der reichste, intelligenteste und unternehmendste sein. Es ist Sache des Zollvereins, die Ursachen zu erforschen, die der Entwickelung unserer Baumwollenmanufactur hemmend entgegentreten; er kann die Beseitigung beschwerender Zölle veranlassen und internationale Gesetze herbeiführen, die ihren Aufschwung und ihre Vervollkommnung erleichtern; er kann Kapitalisten in der Gründung großartiger Spinnereien, wie sie England oder die Schweiz besitzt, unterstützen. Die Aufgabe des Zollvereins ist es, sich mit den östlichen Verhältnissen vertraut zu machen, mit den Deutschen in China directe Verbindungen anzuknüpfen oder ihnen in ihren Speculationen wenigstens eine moralische Unterstützung zu leihen. Der Herstellung einer solchen Verbindung,

der Gründung von Commanditen bedeutender deutscher Häuser, wird unfehlbar eine ungeahnte Entwickelung unsers Handels, ein Aufschwung unserer Fabriken und unserer Schiffahrt folgen. Zu den 200 deutschen Schiffen, die jetzt schon den chinesischen Küstenhandel betreiben, würden sich ebenso viele gesellen, um den directen Handel mit Deutschland zu vermitteln, und eine natürliche Folge würde die Hebung des Wohlstandes sein. Die armen Weber in Schlesien würden nicht mehr am Hungertyphus sterben, wenn wir jährlich um einige Millionen mehr Shirting producirten, und wie unsere Industrie bereits jede fremde aus Südamerika verdrängt und die Ausfuhr des Zollvereins nach Nordamerika. seit 1847 von 1 Million Dollars auf 20 Millionen gestiegen ist, würde man dasselbe mit Gewißheit auf Erfolg auch in China versuchen können.*)

Nur auf eins kann ich hierbei nicht unterlassen hinzuweisen. Wenn die deutsche Industrie in China eine Absatzquelle finden will, so muß sie reell sein. An dem Mangel dieser Eigenschaft scheiterten bisher ihre meisten Versuche, in China mit den Engländern zu concurriren. Die Engländer schicken gute Probewaaren, der Chinese sieht sie, sie gefallen ihm, und er bestellt jahraus jahrein Tausende von Ballen, ohne sie beim Kauf auch nur anzusehen. Er schaut nur, ob die richtige Marke darauf ist, dann weiß er, daß auch die darin enthaltene Waare gut ist. Darin liegt das Geheimniß der commerziellen Uebermacht Englands. Die Engländer sind, mögen sie uns in vielen Dingen auch nicht zusagen, im Handel reell, das weiß jeder, der mit ihnen zu thun hat, und darum

---

*) Seitdem ist unser Handelsverkehr mit Ostasien ganz bedeutend gewachsen und hat sich mehr als verdoppelt. Deutschlands Rhederei beschäftigt seit einigen Jahren mehr als 400 seiner Schiffe in jenen Gewässern und infolge der politischen Neugestaltung unsers Vaterlandes regt sich in der Handelswelt ein solcher Unternehmungsgeist und eine solche Thatkraft, daß wir mit schnellen Schritten darauf lossteuern, den uns gebührenden Antheil am Welthandel in den ostasiatischen Gewässern uns zu erobern.

kauft jeder von ihnen lieber, wenn er auch theuerer bezahlen muß; er bekommt doch etwas Gutes für sein Geld. Will man in Deutschland selbst sich mit Schund begnügen, so sollte man doch dafür sorgen, daß nur gute oder wenigstens probemäßige Waaren ins Ausland versandt werden; denn darüber hört man stets klagen, daß nicht probemäßig geliefert wird. Entweder ist das Fabrikat schlechter oder die Dimensionen sind nicht die bestimmten. Man glaubt vielleicht nicht, welcher enorme Schaden dem gesammten Vaterlande durch die Gewissenlosigkeit mancher Exporteure erwächst, aber es gehen viele Millionen dadurch verloren. Man erfährt so etwas nur im Auslande, und es kann daher den betreffenden Behörden nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, daß sie das Ihrige thun, um Deutschlands Industrie vor dem Miscredit zu bewahren, dem sie mit schnellen Schritten zueilt. Wenn vielleicht auch eine Controle in dieser Beziehung unmöglich ist, so haben die Handelskammern und sonstige commerzielle Körperschaften gewiß Mittel an der Hand, um dem Uebel entgegenzuarbeiten.*)

Unter den vielen deutschen Schiffen, welche die Küsten von China befahren und eine lohnende Beschäftigung finden, sind leider preußische am wenigsten vertreten; während Hamburg ein Contingent von einigen 90 stellt, und Bremen, Oldenburg Hannover und Mecklenburg über 100 Schiffe hier draußen haben, fanden wir in der ganzen Zeit unsers Aufenthalts nur drei bis vier Preußen. Und doch kann den preußischen Rhedern nicht genug empfohlen werden, ihre Schiffe hier herauszuschicken, da, wie ich schon erwähnte, die Deutschen bei den Chinesen in so gutem Credit stehen, daß sie stets Frachten finden und nicht allein sehr gut, sondern besser bezahlt werden als alle andern Nationen.

Die großen Seedschonken, welche früher den chinesischen Küstenhandel vermittelten, luden 5—6000 Pikul, nach unserer

---

*) Auch in dieser Beziehung haben sich die Dinge zum Bessern gewendet, und unsere Concurrenz mit andern Nationen wird deshalb von Tag zu Tag erfolgreicher.

Rechnung 250—300 Tonnen, und die chinesischen Kaufleute haben sich seit undenklicher Zeit so an diese Maße gewöhnt, daß sie nur Schiffe mit der erwähnten Tragfähigkeit befrachten. Europäische Fahrzeuge von dieser Tonnenzahl finden stets Beschäftigung, wenn ihr Tiefgang nicht 10—11 Fuß übersteigt, um in alle kleinen Hafenplätze einlaufen zu können. Briggs oder dreimastige Schoner sind für diese Küsten die bequemsten und vortheilhaftesten Schiffe und bezahlen sich am besten. Ein solches Fahrzeug von 250—300 Tonnen Gehalt, das ein Anlagekapital von 25—30000 Thalern mit voller Ausrüstung für zwei Jahre erfordert, kann im Durchschnitt stets auf eine jährliche Fracht von 12—15000 Dollars oder 18—22000 Thaler rechnen. Fast alle deutschen Schiffe in China fahren in Monats-Charter, und zwar zum großen Theile für chinesische Kaufleute das ganze Jahr hindurch. Dieselbe beträgt im Durchschnitt für Schiffe von 300 Tonnen 1300 Dollars oder 2000 Thaler. Die jährlichen Unterhaltungskosten, einschließlich Assecuranz, Hafen-, Lootsengeldern u. s. w., belaufen sich auf 10—12000 Thaler, sodaß auf 12—15000 Thaler reinen Ueberschuß, also auf 50 Procent des Anlagekapitals gerechnet werden darf. Ich habe hierbei nur die gewöhnlichen Frachten in Betracht gezogen und das Maximum der Unkosten angenommen, um zu zeigen, worauf Rheder, die hier Schiffe herausschicken, mit Bestimmtheit rechnen können; es kommen jedoch auch Zeiten, und die letzten drei Jahre waren fast durchgängig solche, wo Schiffe von 300 Tonnen sich in einem Jahre frei verdient und 25—30000 Dollars Fracht gemacht haben.

Nach dem Abschluß unsers Vertrags begab sich Graf Eulenburg mit dem Gesandtschaftspersonal auf vier Wochen nach Peking, um, einer Einladung des französischen Gesandten zufolge, sich dort von dem in Tientsin geführten tristen Leben zu erholen. Die Arkona blieb während dieser Zeit vor dem Peiho, und wir blieben in Chefu.

Am 14. October traf die Arkona mit der Gesandtschaft in Chefu ein, um nach Nangasaki zu gehen, wo Graf Eulenburg noch einige Wochen verweilen wollte, ehe er sich über

Hongkong nach Siam begab, da er mit Rücksicht auf das Klima erst Anfang December in Bangkok anzulangen beabsichtigte. Uns hinderten einige kleine Reparaturen, der Arkona sogleich zu folgen, und wir erhielten deshalb Ordre, direct nach Hongkong zu segeln, wohin wir am 16. October abgingen. Auf der Strecke von Chefu nach Cap Schantung, circa 18 Meilen, hatten wir stets mit Windstillen zu kämpfen und gebrauchten dazu nicht weniger als drei Tage. So unangenehm uns dies anfangs war, erwies es sich später als ein großes Glück, indem wir dadurch verhindert wurden, in einen Teufun zu laufen, der am 19. October mit furchtbarer Wuth 100 Meilen südlich von Cap Schantung wüthete, und in dem nicht weniger als fünf deutsche Schiffe total verloren gingen. Am 25. October trafen wir in Hongkong ein, und am 11. November langte auch die Arkona mit Graf Eulenburg dort an.

Die Aufnahme des Gesandten von seiten der deutschen Kaufleute in Hongkong war eine ungemein ehrende und glänzende, und wenn man sie als Kriterium für die Leistungen des Grafen betrachtet, wie man es darf, so wird der Werth des Vertrags, der die Deutschen jetzt in China den meistbegünstigtsten Nationen gleichstellt, von diesen in seiner ganzen Bedeutung geschätzt und aufgefaßt. Die Festlichkeiten nahmen kein Ende, und mit Verwunderung sahen die Engländer in Hongkong zum ersten male, daß die Deutschen als solche auftraten und sich als zu einer großen Nation gehörig betrachteten. Außer den vorübergehenden Ehrenbezeigungen suchten die Kaufleute dem Grafen Eulenburg auch auf andere Weise ihren Dank für seine ausdauernde Geschicklichkeit beim Abschluß des Vertrags darzubringen, indem sie ihm als Anerkennung für seine Verdienste einen silbernen Tafelaufsatz im Werthe von 3000 Thalern überreichten. Daß es aber seiner Umsicht und Beharrlichkeit gelungen ist, den Tractat auch auf die Hansestädte und Mecklenburg auszudehnen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen in China, von denen mindestens sieben Achtel Nichtpreußen sind, sehr für die preußische Regierung einzunehmen. Während noch vor einem Jahre die

Expedition mit Mistrauen betrachtet wurde, indem man ihr specifisch preußische Zwecke unterlegte, und dies Gefühl, wenn auch ungerechtfertigt, durch den einseitigen Vertrag mit Japan nicht gemildert war, hat der chinesische Vertrag so klar die deutsche Gesinnung und Uneigennützigkeit der preußischen Regierung gezeigt, daß alle Vorurtheile geschwunden sind und man jetzt auch in China auf Preußen als auf eine Macht blickt, welche berufen ist, Deutschland nach außen zu vertreten. Ebenso angenehm wurde es empfunden, daß der Vertrag bereits am 1. Juni 1862 in Kraft treten sollte, da man leicht begreifen wird, wie willkommen es den Deutschen sein mußte, so bald mit Engländern, Franzosen und Russen auf gleichen Fuß zu kommen und in gleiche Rechte zu treten, während sie bisher nur geduldet waren. Es bleibt immer ehrenvoll für unsere Kaufleute und zeugt von der innern Kraft der deutschen Nation, daß es ihnen trotz so vieler Schwierigkeiten gelungen ist, sich in einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren zu einer so bedeutenden Stellung emporzuarbeiten, wie sie diese anerkannt in China einnehmen. Wenn ihnen aber der Mangel eines Tractats eine Schranke zog, die sie nicht wohl überwinden konnten, so steht ihnen jetzt das Feld offen, und mit nur einiger Unterstützung vom Vaterlande kann es nicht lange dauern, daß sie den Kampf um die commerzielle Oberherrschaft mit den Engländern beginnen, der einzigen Nation, der wir in China noch nachstehen. In welcher rückhaltslosen Weise man die uneigennützigen Absichten Preußens anerkannte, geht am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß man sich bereits vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, fortan den preußischen Gesandten in China als den diplomatischen Vertreter ganz Deutschlands anzusehen, und ebenso fand man es natürlich, daß dann auch sämmtliche Consuln der kleinern deutschen Staaten in den chinesischen Häfen ihre Flaggen einziehen und sich alle Deutsche unter den Schutz der preußischen begeben würden.

Abgesehen von allem andern zeugt es wenigstens von einem praktischen Sinn der Deutschen in China, daß sie sich freiwillig unter Preußen als unter die einzige deutsche Macht

stellen wollen, von der sie im Falle der Noth wirklich Schutz und Hülfe erwarten können. Kommt man in einen ausländischen Hafen, da sieht man alle möglichen Flaggen auf den deutschen Consulaten wehen. Das macht sich unstreitig recht hübsch, aber das ist auch leider alles, was man davon sagen kann. Bei civilisirten Nationen mag eine solche Flagge immerhin etwas zu bedeuten haben, und ein Consul, mag er Hannover oder Oldenburg angehören, bleibt dort immer eine Person, deren gerechtfertigte Vorstellungen man in Rücksicht auf internationale Höflichkeit wenigstens nicht ignorirt. Hier in China aber hatte vor dem Vertrage ein deutscher Consul geradezu weiter kein Recht als das, auf seinem Hause oder Hofe seine Flagge aufzuhissen. Handelte es sich um irgendeine Differenz mit der chinesischen Regierung, ja wollte ein deutscher Consul auch nur z. B. einen Matrosen bestrafen, der sich unter seiner Flagge eines Vergehens schuldig gemacht, so war er gezwungen, Hülfe und Schutz bei Engländern und Franzosen zu suchen und sich außerdem noch demüthigenden oder verletzenden Bemerkungen von seiten dieser auszusetzen.

Das ganze deutsche Consulatswesen war also bei Licht besehen eine Lächerlichkeit und Spielerei, ohne den geringsten Nutzen für den Handel, um dessentwillen es doch eigentlich nur besteht. Dies einzusehen sind die Deutschen in China vernünftig genug gewesen, und sie sind zu gute Kaufleute, um zu verkennen, daß sie als Angehörige eines großen mächtigen Staats ganz anders dastehen wie als geduldete schutz- und rechtlose Unterthanen eines kleinen Fürstenthums.*)

Hierbei ist jedoch eine conditio sine qua non. An die Residenz eines preußischen Diplomaten muß sich gleichzeitig die Stationirung eines preußischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern knüpfen, ja dies ist der chinesischen Regierung gegenüber sogar bedingt.**) Ein Gesandter oder Consul

---

*) Diese Verhältnisse haben sich seit Gründung des Deutschen Bundes und noch bedeutend mehr seit Errichtung des Deutschen Kaiserreichs in der gewünschten günstigen Weise geändert.

**) Bekanntlich ist auch dies erfolgt, und wir haben seit 1863

ohne Kanonen hat in China ziemlich dieselbe Bedeutung wie in Haïti, und das Erscheinen von Kriegsschiffen in irgendeinem chinesischen Hafen, wo ein Streitfall entstanden, ist ein Argument, dessen praktischer Werth von den Mandarinen nie unterschätzt wird. Von der Nothwendigkeit einer physischen Macht hier draußen muß jeder überzeugt sein, der die Verhältnisse in China kennen gelernt, und jeden Augenblick bieten sich schlagende Beweise dafür. Während unserer letzten Anwesenheit in Hongkong ereignete sich ein solcher Vorfall, den ich als Illustration hier anführen will. In dem von mir erwähnten Teufun am 19. October strandeten unter andern an der formosanischen Küste ein englisches und ein mecklenburger Schiff, Graf Arthur Bernstorff. Beide Schiffe hätten noch gerettet, oder wenigstens ein großer Theil ihrer Ladung und ihres Inventars hätte geborgen werden können, wenn ihnen von den Landesbewohnern Hülfe geworden wäre. Statt dessen beraubten diese die Schiffe, und was von den Mannschaften nicht seinen Tod in den Wellen gefunden, wurde von den Piraten ermordet. Von beiden Schiffen entkamen nur fünf Mann und langten nach vielen Fährlichkeiten in Hongkong an. Sobald der englische nautische Stationschef die Nachricht erhielt, beorderte er sofort drei Kanonenboote nach dem Orte des Verbrechens, da große Schiffe in die flachen formosanischen Häfen nicht hineinkönnen. Die Kanonenboote liefen bis nahe unter die Piratendörfer, bombardirten und nahmen sie, machten ihre Mandarine zu Gefangenen und zwangen sie nicht nur zur Herausgabe des geraubten Gutes, sondern auch zur Bezahlung von 30000 Dollars Entschädigung. Diese summarische Justiz ist die einzig richtige und nothwendige in Ländern wie Formosa, die nominell unter chinesischer Herrschaft stehen, aber aus der Piraterie ein Geschäft machen. Sie ist das wirksamste Mittel, um den dor-

---

beständig ein deutsches Geschwader in den ostasiatischen Gewässern stationirt. Bisher bestand es aus zwei Schiffen, jedoch liegt es in der Absicht, dasselbe in Zukunft zu verstärken, da unsere dortigen Handelsinteressen sich von Jahr zu Jahr vergrößern.

tigen Seeräubern Achtung vor den europäischen Flaggen einzuflößen und ihrem gesetzlosen Treiben ein Ziel zu setzen, während den Beraubten gleichzeitig zu ihrem Rechte geholfen wird. Die Umgegend von Formosa, die von Hunderten deutscher Schiffe befahren wird, ist die gefährlichste Gegend des chinesischen Meeres, weil sie beim Wechsel des Monsuns regelmäßig von Teufunen heimgesucht wird, in denen fast immer Schiffe verloren gehen. Im Jahre 1861 scheiterten sieben deutsche Fahrzeuge an den Küsten der Insel, aber niemand kümmerte sich um ihr Schicksal, niemand forderte von den Piraten Rechenschaft für die ermordeten und in Sklaverei gehaltenen Mannschaften oder Herausgabe des Raubes. Während die englischen Eigenthümer ihre Verluste ersetzt erhalten, müssen die deutschen Rheder die ihrigen verschmerzen. Selbst wenn der preußische Geschwadercommandant geneigt oder autorisirt gewesen wäre, in dem erwähnten Falle mit dem mecklenburger Schiff das Verfahren Englands zu adoptiren, würde er nicht im Stande dazu gewesen sein. Unsere Schiffe waren zu groß und konnten nicht in die formosanischen Häfen einlaufen, die nur 8—10 Fuß Tiefe haben. Dasselbe gilt von vielen kleinern Häfen an der chinesischen Küste, wo überall noch gewerbmäßige Piraterie getrieben wird, und es ist daher dringend erforderlich, daß neben ein oder zwei größern Schiffen einige größere Kanonenboote hier ihre Station erhalten, die preußische Flagge bekannt machen und in Fällen wie der obenerwähnte sofort Justiz üben können.

Bei dem Brande der europäischen Factoreien in Kanton im Jahre 1857 wurden auch die Lager und das Eigenthum von vier deutschen Häusern zerstört. Engländer und Franzosen bekamen Ende 1861 eine Entschädigung für ihre Verluste, und zwar mit dem hier üblichen Zinsensatz von 12 Procent für die verflossenen vier Jahre. Wer entschädigt die Deutschen? Was gibt Engländern und Franzosen im Auslande das große Selbstvertrauen und den von uns beneideten Nationalstolz anders als das Bewußtsein: „Dir darf kein Unrecht geschehen, und du hast dein Land hinter dir!“ Laß die Deutschen dies Bewußtsein haben, und wir werden bald

sehen, daß sie ihre Köpfe ebenso hoch tragen wie die Engländer.

Dazu gehört aber eine Flotte und hier in China speciell eine permanente Station von Kriegsschiffen. Ohne ein solches Geschwader, das überall Respect vor den deutschen Flaggen einflößt, ist der Vertrag eine Illusion, während er andererseits das Mittel sein wird, unserm Handel zu einer ungeahnten Entwickelung zu verhelfen. Wo es sich um so große Interessen handelt, wie sie allein in der deutschen Rhederei an den chinesischen Küsten vertreten sind, kann der Kostenpunkt nicht in Betracht kommen und gewiß würden Hamburg und Bremen, die allein über hundert Schiffe hier beschäftigen, bereitwillig ihre Quote dazu geben. Ueberdies sind die Kosten auch gar nicht so beträchtlich. Die Unterhaltung eines ausreichenden Geschwaders erfordert jährlich kaum 250000 Thaler, denn da Preußen das Recht besitzt, seinen Kohlenvorrath aus Japan zu entnehmen, wo die Kohlen nicht mehr als in England selbst kosten, so fällt der Hauptpunkt fort, der Dampfschiffe hier draußen so vertheuert, weil sie für die Tonne englischer Kohlen 20—25 Thaler bezahlen müssen.

Was sind aber 250000 Thaler gegen die vielen Millionen deutschen Kapitals, die jetzt unbeschützt in den chinesischen Meeren umherschwimmen? Wie verschwindend erscheinen sie gegen den Nutzen, den sie indirect stiften, wenn unser Handel sich hier ungestört entwickeln kann? Würde es nicht Hunderte von Millionen aufwiegen, wenn Deutschland im Laufe der Jahre die erste Handelsmacht in Ostasien wird — wie sich gar nicht bezweifeln läßt, wenn die Sache richtig gehandhabt und namentlich von den heimischen Regierungen gefördert wird? Eine Marine kostet Geld, so viel, daß das ökonomische Deutschland sich mit der Höhe des Betrags eine Zeit lang nur schwer wird aussöhnen können, aber ohne Marine gebe man alle Gedanken an Großmacht und Theilnahme am Welthandel auf. In China wird uns eine Marine dazu verhelfen, die erste Rolle zu spielen, und dann sind ihre Kosten ein angelegtes Kapital, das unerhörte Zinsen abwirft. Weshalb spritzen die englischen Blätter den Geifer ihrer Beleidi-

gungen auf das sich in Deutschland kundgebende Bestreben zur Schaffung einer Marine? Es ist nicht die Furcht, daß Deutschland England zur See bekriege, sondern die wohlbewußte und wohlbegründete Besorgniß, daß wir ihm sein Handelsmonopol entreißen oder wenigstens mit ihm darum ringen. Der chinesische Handel ist für England der einträglichste, den es besitzt, und wir verletzen es auf das empfindlichste, wenn wir hier als Concurrenten auftreten und, nachdem wir bereits die ganze Küstenschiffahrt an uns gerissen, mit Energie auch hier unsern Theil am Welthandel fordern — was wir mit einer Marine leicht vermögen, ohne eine solche nicht im Stande sind!

Am 24. November ging Graf Eulenburg nach Kanton, um dem Vicekönig seine Aufwartung zu machen, und kehrte am 27. November zurück. Am 30. November segelten wir mit der Elbe nach Siam und die Arkona mit der Gesandtschaft am 4. December über Macao ebenfalls dahin. Unsere Reise war bis zum Golf von Siam eine äußerst günstige, sie dauerte nur fünf Tage; im Golf selbst aber trafen wir Windstille und Gegenwinde, sodaß wir erst am 11. December auf der Rhede von Bangkok zu Anker kamen. Die Fahrt selbst bot nichts Bemerkenswerthes dar, als daß der Golf von Siam von Seeschlangen wahrhaft wimmelte. Wir sahen Tausende und Tausende beim Schiff vorbeischwimmen und untertauchen, sobald das Geräusch des Segelns sie aus ihrer Ruhe störte. Trotzdem gelang es uns, 13 zu fischen, indem wir sie durch einen Schuß Pulver mit Sandladung betäubten und sie dann mit einem Netze fingen. Wir bekamen sechs verschiedene Arten; die größte maß jedoch nur vier Fuß.

Am 15. December traf auch die Arkona vor Bangkok ein; die Thetis war bereits seit drei Wochen hier und mithin das Geschwader seit langer Zeit einmal wieder beisammen. Die Thetis hatte eine höchst angenehme und interessante Reise gemacht, während wir uns in dem schrecklichen Chefu und auf der Rhede von Tientsin fast sechs Monate lang bis zur Verzweiflung gelangweilt hatten. Sie war in Manila, Mindanao, Banjermassing, Macassar, Passuruan, Surabaya, Sa-

marang, Batavia und Singapore gewesen, und wir beneideten sie nicht wenig um diese Tour nach den schönsten Plätzen in ganz Indien.

Am 21. December schiffte sich Graf Eulenburg auf einem siamesischen Dampfboote, einer im Lande selbst erbauten Yacht des Premierministers, nach Bangkok ein, und die Vertragsverhandlungen nahmen ihren Anfang.

32.

Das Königreich Siam, seine Länder, sein Wassersystem. Geschichte des Landes. Der Mainamfluß. Die siamesischen Festungen. Die Stadt Bangkok. Bauart der Häuser und Aermlichkeit ihrer Einrichtung. Eine Dame von Stande. Die Buddhatempel, ihre Architektonik, ihre Pracht, ihre Götzen. Leben und Treiben der siamesischen Priesterschaft. Der Todtendienst und die Leichenverbrennung. Das Todtenfeld der Armen. Unterricht und Volksbildung.

Wir mit der Elbe blieben nur 14 Tage in Siam. Ich benutzte diese Zeit zu einer Reise nach Bangkok, und sie genügte, um alles Wissenswerthe zu erfahren, alles Merkwürdige in der Stadt und Umgegend zu sehen und damit nicht allein ein klares Bild der Stadt und ihrer Bewohner zu gewinnen, sondern auch des ganzen Landes und Volks, da in der Hauptstadt sich das ganze Siam concentrirt und widerspiegelt.

Das Königreich Siam besteht aus drei größern Reichen, dem eigentlichen Siam, dessen alter Name Thai war, aus dem Laos und der Kambodscha, welche beiden letztern erst in den letzten Jahrhunderten unter die Botmäßigkeit von Siam kamen. Siam begrenzt den nördlichen, Laos und Kambodscha den östlichen Theil des Golfs von Siam, während die Halbinsel Malakka die westliche Küste desselben bildet. Malakka ist unter eine große Zahl von Fürsten vertheilt, über die der König von Siam ebenfalls eine wenn auch nur sehr zweifelhafte Autorität beansprucht. Die Grenzen des ganzen Reichs erstrecken sich

vom 4. bis 21.° nördl. Br. und vom 96. bis 102.° östl. L. von Greenwich. Es zerfällt in 41 Provinzen, deren jede unter der Herrschaft eines Radschah steht, die namentlich im Laos und der Kambodscha ziemlich selbständig regieren und häufig mit ihrem Lehnsherrn im offenen Kampfe liegen. Der alte Name von Siam, Muang Thai, das Königreich der Freien, paßt nicht recht zu seiner frühern Situation. Es war nämlich ein Tributarreich von China, und seine Könige erhalten noch jetzt ihre Bestätigung von ihrem „ältern Bruder" in Peking, wenngleich dies eine leere Form ist, da China weder die Macht hat, den längst nicht mehr bezahlten Tribut zu erheben, noch die Bestätigung zu verweigern.

Die Geschichte des Landes ist sehr unklar und für Europäer von wenig Interesse. In den Jahren 1662—80 kam es durch einen griechischen Abenteurer einmal mit Frankreich in Berührung. Diese Verbindung nahm jedoch sehr bald ein tragisches Ende, und seitdem ist es bis vor 30 Jahren den Europäern ziemlich verschlossen und unbekannt gewesen. Jener Abenteurer hieß Faucon, war von Candia gebürtig und auf irgendeine Weise nach Siam verschlagen, wo es ihm gelang, sich zum Vertrauten und Premierminister des Königs aufzuschwingen und dadurch eine bedeutende Macht zu erlangen. An diese knüpfte er die hochfliegendsten Plane, beabsichtigte sogar selbst den Thron zu besteigen und Siam zu einem Vasallenreich von Frankreich zu machen. Auf seine Veranlassung wurde eine siamesische Gesandtschaft nach Paris geschickt, und Ludwig XIV. ging auch mit großem Vergnügen auf Faucon's Ideen ein, verdarb aber durch einen zu großen religiösen Eifer alles. Er sandte Schiffe, Handwerker, Künstler, Soldaten und Priester, um das Land nicht allein zu französiren, sondern auch sofort christlich zu machen. Anfänglich nahmen die Siamesen die Fremden sehr wohl auf, und der französische Einfluß begann schnell Fuß zu fassen, solange Faucon die religiösen Bestrebungen der Jesuiten mäßigte. Ludwig XIV. war jedoch mit der langsamen Bekehrung sehr unzufrieden und forderte peremtorisch vom Könige, daß er sich taufen lassen solle, widrigenfalls er strenge Maßregeln in Aussicht stellte. Gleich-

zeitig wurde der König krank, und Faucon suchte ihn mit Hülfe eines natürlichen Sohnes desselben vom Throne zu stoßen. Dies gelang nicht, obwol der König wenige Tage nach Entdeckung des Complots starb. Den Siamesen gingen die Augen über die französischen Plane auf; Faucon wurde als Landesverräther hingerichtet und die Franzosen aus dem Lande gejagt oder gleichfalls ermordet. So endete dieser Versuch, der mit erforderlicher Klugheit und Vorsicht vielleicht in wenigen Jahren eins der schönsten Länder Asiens unter Frankreichs Botmäßigkeit hätte bringen können. Es begann nun eine antieuropäische Reaction. Seit dieser Zeit hörte man aus Siam von weiter nichts als von seinen äußerst blutigen und grausamen Kämpfen mit Birma und Cochinchina, von welch letzterm das Laos und die Kambodscha unter siamesische Herrschaft kamen. Erst seit 1820 wurde, und zwar durch die Portugiesen von Macao aus, eine neue Verbindung mit Siam seitens der Europäer angeknüpft und in Bangkok ein portugiesisches Consulat gegründet, obwol diese Verbindung bis 1851 immer noch sehr lose und dürftig blieb.

Die Siamesen haben zwei Zeitrechnungen. Die eine datirt vom Tode des Buddha und zählte am 24. April 1862 2054 Jahre, wird jedoch lediglich in religiösen Dingen angewandt; sie heißt Puhtan Sakkarat, die buddhistische Zeitrechnung. Die Aera in weltlichen Dingen zählt von der Zeit, wo Phra Ruang, ein siamesischer Herrscher, sie aufstellte, und dies sind am 12. Mai 1862 1223 Jahre geworden; sie heißt Tschulah Sakkarat, die kleine Zeitrechnung. Phra Ruang ist die erste historisch bestimmte Figur Siams; er regierte um das Jahr 638 n. Chr., war kriegerisch, segelte mit einer Flotte nach China, führte Krieg mit diesem Lande, und der Kaiser mußte ihm seine Tochter zur Frau geben. Unter ihm nahmen die Siamesen den Namen Thai an.

Das siamesische Jahr besteht aus 12 Mondperioden von abwechselnd 28 und 29 Tagen. Es wird daher jedes dritte Jahr der achte Monat als Schaltmonat verdoppelt. Die Monate werden nur nach Zahlen bezeichnet, und December ist der erste. Man rechnet nach zwei Cyklen, einem großen und

einem kleinen; der letztere zählt 12 Jahre, die mit Thiernamen belegt sind. Das erste Jahr ist das der Ratte, das letzte das des Schweins, und diese Bezeichnungen sind aus dem chinesischen Thierkreise entnommen. Der große Cyklus enthält 60 Jahre oder fünf kleine Cyklen.

Von der Zeit Phra Ruang's bis zur Gründung der alten Hauptstadt des Landes Ayuthia im Jahre 1320 n. Chr., also über 600 Jahre lang, schweigen sogar die siamesischen Landeschroniken, und man weiß absolut nichts über das Land. Von diesem Zeitpunkte an bis jetzt haben vier verschiedene Dynastien und 39 Könige regiert. Von diesen ward fast die Hälfte ermordet, und der Dynastienwechsel wurde stets durch Usurpatoren veranlaßt.

Die gegenwärtige Dynastie datirt vom Jahre 1782 n. Chr., wo der Premierminister Phra Puti Kaoh Luang den wahnsinnigen König Phaja Tak hinrichten ließ und sich zum Herrscher machte. Der jetzige Herrscher ist der vierte seitdem und der Enkel jenes Premierministers. Er folgte seinem verstorbenen Bruder im Jahre 1851, obwol er schon seit 1826, d. h. seit dem Tode seines Vaters, hätte zur Regierung kommen müssen, da er der legitime Nachfolger, sein Bruder aber ein uneheliches Kind war. Dieser bemächtigte sich jedoch des Throns, und der gegenwärtige König flüchtete bis zu dessen Tode in ein Buddhakloster. Er ist ein Mann von 56 Jahren, und sein voller Name lautet: Prabat Sombet, Phra Paramender Maha Mongkut, den er jedoch bei seinen Unterschriften gewöhnlich in Mongkut abkürzt.

Die alte Hauptstadt Ayuthia, früher berühmt wegen ihrer Paläste und Tempel, lag 10 Meilen nördlich von Bangkok. Sie wurde im Jahre 1766 in einem Kriege mit den Birmanen von diesen genommen, in Asche gelegt und gänzlich zerstört. Der König kam auf der Flucht im Elend in den Wäldern um. Der erwähnte Phaja Tak, Sohn eines Chinesen und einer Siamesin, zog sich mit tausend tapfern Soldaten in die Gebirge zurück, kämpfte von dort aus überall siegreich gegen die Birmanen, vernichtete sie schließlich, eroberte die Kambodscha und einen Theil Cochinchinas sowie ganz Siam wieder und

machte sich zum König. Er gründete 1768 Bangkok und machte es zu seiner Residenz. Er scheint mit Kraft regiert zu haben, wurde jedoch den Großen des Landes unbequem; diese brachten ihm Gift bei, infolge dessen er wahnsinnig wurde, sich für Buddha hielt und Opfer vom Volk verlangte. Es brach ein Aufstand aus, und bei dieser Gelegenheit ließ der Gründer der gegenwärtigen Dynastie ihn unter dem Vorwande hinrichten, daß sein Leben die Ruhe des Reichs bedrohe. Ayuthia wurde nicht wieder aufgebaut; nur wenige Hütten und ein königlicher Palast, freilich nur aus Holz und Bambus gebaut, befinden sich dort, und der König unternimmt alljährlich aus Pietät eine Reise dahin.

Bangkok liegt am Flusse Mainam, Mutter der Gewässer, wie die deutsche Uebersetzung lautet, an dem auch Ayuthia lag, 8 deutsche Meilen von der nördlichen Küste des Golfs und 10 vom Ankerplatz der Schiffe. Eine Barre vor dem Flusse mit nur 14 Fuß Wasser bei Springflut zwingt die Schiffe, über 2 Meilen von der Küste entfernt zu bleiben, und man sieht daher von der Rhede aus kaum die schwachen Linien der am Horizont abgezeichneten niedrigen Küste. Nur an der Ost- und Westseite des Golfs im Laos und auf Malakka erheben sich Gebirgsketten, die Fortsetzungen der beiden fast parallel von Nord nach Süd laufenden Höhenzüge, welche die große siamesische Alluvialebene einschließen. Dieses ausgedehnte Flachland wird von vier großen Strömen durchschnitten, dem Bangpakong, Mainam, Jachin und Meklong. Der Bangpakong ist der östlichste und der Meklong der westlichste. Ihr Lauf ist fast Nord und Süd; sie münden sämmtlich an der Nordküste des Golfs in fast gleichen Abständen von 10 deutschen Meilen, und die drei erstern sind durch Kanäle miteinander verbunden. Der Mainam beherrscht das größte Flußgebiet, und ihm zunächst kommt der Meklong; jedoch ist der Meklong nicht hinlänglich genau untersucht, um zu sagen, ob er für das Land in Bezug auf Handel und Schiffahrt ebenso bedeutend werden kann wie der Mainam. Dieser letztere ist einer der prachtvollsten Flüsse der Welt. Sein Lauf beträgt 200 deutsche Meilen, und er entspringt auf den Gebirgen von

Yu-nan in China. Von Bangkok bis zum Seegestade ist seine Breite ziemlich gleichmäßig 12—1500 Schritt, ebenso seine Tiefe, die bis unmittelbar an beide Ufer 36—42 Fuß beträgt, und keine Untiefe oder Sandbank stört die Fahrt auf ihm, sodaß man oft das merkwürdige Schauspiel hat, die Schiffe beim Hinaufkreuzen mit dem Klüverbaum die Zweige der die Ufer bekränzenden Büsche berühren oder ihre Masten und Raaen die Kronen der die Gestade überhängenden Kokospalmen streifen zu sehen. Diese Tiefe soll sich noch 30—40 Meilen weit oberhalb Bangkok erstrecken, wenngleich die Thatsache noch nicht durch competente Forschungen festgestellt ist. Immerhin bleibt aber der Mainam für Siam von unberechenbarer Wichtigkeit. Etwas Kanalisirung würde alle vier Flußgebiete miteinander verbinden und ganz Siam mit einem Netz von Strömen überspannen, das in Ermangelung anderer Communicationswege, welche die Natur des sumpfigen Bodens nicht zuläßt, diese in reichem Maße ersetzen und die Producte des Innern auf die schnellste und billigste Weise zum Meere führen könnte.

Der Mainam ist aber nicht nur in Bezug auf Handel und Verkehr von Wichtigkeit, sondern für das Land selbst die Quelle seiner Fruchtbarkeit und seines Bodenreichthums. Wie der Nil Aegypten mit seinem Schlamme segnet, so überflutet auch alljährlich der Mainam im September seine Ufer und bleibt in einer Höhe, die sein gewöhnliches Niveau öfter um 6 Fuß übersteigt, bis zum November, wo er zu fallen beginnt und in vierzehn Tagen seinen alten Stand erreicht. Das Hauptproduct des Landes ist der Reis, der bekanntlich monatelang unter Wasser stehen muß, bis die Aehren anfangen gelb zu werden. In China und andern Reisländern werden diese Ueberschwemmungen künstlich durch Wasserleitungen herbeigeführt; hier jedoch bewirkt sie der Mainam, und wenn einmal die Ueberflutung ausbleibt, so folgt eine Misernte und damit eine große Calamität für das Land. Bisweilen steigt der Fluß jedoch zu einer solchen ungewöhnlichen Höhe, daß er großen Schaden anrichtet. Vor 30 Jahren zerstörte er alle Zuckerplantagen, und eine Menge Rindvieh kam dabei um. Wenn man glaubt, daß das Wasser seine größte Höhe erreicht hat,

wird eine Anzahl Priester vom Könige befehligt, dem fernern Steigen Einhalt zu gebieten, eine Ordre, der der ungehorsame Fluß bisweilen jedoch nicht parirt.

Der Mainam windet sich von seiner Mündung bis Bangkok in verschiedenen großen Krümmungen durch das niedrige Land, und man erhält, wenn man auf ihm zur Stadt hinauffährt, sogleich ein Bild des Landes im kleinen. Dörfer, Tempel, Wald und Reisfelder, welche die Ufer begrenzen, sind die Grundzüge dieses Bildes; üppiges Grün und der in ruhiger Majestät dahinströmende Mainam die Staffage. Der erste Anblick ist für das Auge wohlthuend und erfreuend, bei dem Mangel aller Abwechselung wird aber der Prospect auf die Dauer langweilig und ermüdend. Eine endlose Ebene ohne einen Ruhepunkt für das Auge, ohne einen Berg, ohne eine Erhöhung, ist wie eine weite Wasserfläche, der Bewegung fehlt. Sie imponirt anfangs, aber man wird ihrer bald überdrüßig.

Zwei Meilen oberhalb der Flußmündung liegt Paknam und noch 2 Meilen weiter aufwärts Paklat, das eine am linken, das andere am rechten Ufer, beide mit den Namen Festungen beehrt. Gegenüber Paknam erhebt sich im Mainam eine kleine Insel, ein reizendes kleines Paradies, aus dessen grünender Mitte das schneeweiße Dach eines Tempels mit seiner hochstrebenden schlanken Spitze in die Lüfte emporsteigt. Auch diese Insel wird ein Fort genannt, und nach der Ansicht des Königs von Siam soll dies Fort mit Paknam den Fluß hermetisch gegen jeden feindlichen Angriff schließen. Gott erhalte den König bei diesem naiven Glauben, und mögen die Franzosen ihn nicht bald eines andern belehren. Später sahen wir uns diese „Festungen" näher an, aber wir konnten uns eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Es geht ihnen fast wie allen Producten menschlicher Kunst und Industrie in Siam, mit Ausnahme einiger Tempel: man darf sie nicht in zu großer Nähe betrachten. Die Wälle, Bastionen, Schießscharten, alles schaut sich aus der Ferne ganz kunstgerecht an, und die Mündungen der ultima ratio regum blicken ganz formidabel über das Parapet; allein der Schein ist auch das Beste daran, und kein europäisches Kanonenboot braucht sich zu fürchten, mitten in

das Kreuzfeuer der beiden Batterien zu dampfen und mit beiden zugleich den Kampf aufzunehmen. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß das Boot sämmtliche Batterien zum Schweigen bringt und ungefährdet seinen Weg nach Bangkok bis unmittelbar vor den königlichen Palast fortsetzt. Als diese Festungen vor 30—40 Jahren gebaut wurden, mögen sie gut gewesen sein, jetzt jedoch ist das Mauerwerk zerfallen, in den Schießscharten ist ein junger Urwald aufgesproßt, die Mündungen der Geschütze haben Schlinggewächse mit zierlichen Festons bekränzt. Der Rost, in den feuchten Tropen immerhin gefährlich, hat sein Möglichstes gethan, um die Kanonen gänzlich unbrauchbar zu machen; die Bettungen, auf denen sie stehen, sind verfault und die Räder durch diese fußtief in den morastigen Boden eingesunken. Die Laffetten von siamesischer Construction sind zwar kolossal, aber auch ebenso roh und schief gearbeitet. Die hinter den Geschützen aufgestapelten Kugeln sind ebenso verrostet wie diese, nebenbei noch vom verschiedensten Kaliber. Wenn die Kanonen nicht schon beim ersten Schusse springen, so kann doch nach menschlicher Berechnung keine ihrer Kugeln treffen. Die Siamesen scheinen auch selbst nicht recht auf diese Batterien zu bauen, denn unter Schuppen am Strande liegen wenigstens 100 Ketten von 90 Klaftern Länge und 1 Zoll Stärke, um den Fluß abzusperren, und wenn dieselben rechtzeitig ausgespannt werden, dürften sie fremde Kriegsschiffe besser als die Geschütze abhalten.

Je mehr man sich Bangkok nähert, desto lebhafter wird der Fluß. Boote, nicht so plump und unbeholfen gebaut wie die chinesischen, sondern fein geformt und mit schlanken Linien wie die malaiischen Praue, kreuzen sich überall; die Häuser und Hütten am Ufer werden häufiger, auf dem Mainam selbst schwimmen auf Bambusflößen einzelne jener Gebäude, aus denen zur Hälfte die Hauptstadt besteht; hier und dort ankern europäische Schiffe, welche die Flut abwarten, um an die Stadt zu segeln. Am rechten Ufer erhebt sich ganz unerwartet aus einem Complex von ziegelgedeckten Steinhäusern ein thurmartiger Schornstein, aus dem eine dichte schwarze Rauchsäule emporsteigt und verkündet, daß der Civilisator Dampf auch

bereits hier festen Fuß gefaßt. Diese Gebäude, beschattet von Kokos- und andern Palmen, bilden eine Dampfmühle zum Enthülsen des Reises, die amerikanische Speculanten mit einem Aufwande von 120000 Thalern hier in der Hoffnung auf sichern Gewinn errichtet.*)

Etwas weiter hinauf tauchen die Gebäude der amerikanischen Mission aus dem sie umgebenden Grün hervor, mit dem ihre schneeweißen Mauern und rothen Ziegeldächer auf das angenehmste contrastiren, und einige Augenblicke später, nachdem man die letzte leise Biegung des Mainam umschifft, liegt Bangkok vor unsern Blicken.

Der erste Eindruck, den die Stadt vom Mainamflusse aus macht, ist imponirend. Eine meilenlange Häuserreihe erhebt sich zu beiden Seiten des Flusses, überragt von Hunderten von Tempeln mit ihren oft 300 Fuß hohen mächtigen Domen und Spitzen, vom königlichen Palaste, der Audienzhalle und andern öffentlichen Gebäuden, die wie Riesen auf die einstöckigen Bambushütten des Volks herabschauen. Auf dem Flusse selbst schwimmt eine zweite Stadt. Soweit das Auge reicht, reiht sich Floß an Floß, und auf ihnen ruhen die schwimmenden Häuser, die Wohnungen der halben Einwohnerzahl der Stadt. Jedes Floß ist mit Tauringen an Pfählen befestigt, die in den Grund des Flusses getrieben sind, und an denen sich die Ringe auf- und abschieben, je nachdem das Wasser fällt oder steigt. Diese Häuser haben die große Annehmlichkeit, daß man damit sehr bequem Reisen auf dem Flusse machen kann. Die fesselnden Ringe werden gelöst, und das Haus treibt dahin mit dem Strome, solange es dem Eigner beliebt. Sehr bequem ist dies namentlich bei Feuersbrünsten, die wegen des brennbaren Materials der nur aus Bambus und leichtem Holz erbauten Häuser ziemlich häufig vorkommen, aber auf dem Wasser selten großen Schaden anrichten, da die umliegenden Häuser sich sofort treiben

*) Anfänglich schien diese Mühle eine verfehlte Speculation, allein der große Aufschwung, den Siams Reishandel in den letzten Jahren genommen, machte sie bald so rentabel, daß jetzt noch zwei andere Dampfmühlen zum selben Zwecke errichtet sind, welche ebenfalls vollauf zu thun haben.

lassen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man ganze Straßen fortschwimmen.

Die Gebäude auf dem festen Lande sind entweder von Stein oder Holz erbaut, eine Combination beider, mit Ausnahme des Daches, wird nicht angewandt. Alle Tempel, Klöster und königlichen Gebäude gehören zur erstern Klasse, alle übrigen zur zweiten. Jene sind gewöhnlich auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen von 10—12 Fuß aufgeführt, um sie gegen die Ueberschwemmungen zu schützen; die Holzhäuser ruhen dagegen sämmtlich zu diesem Zwecke auf Pfählen, und man steigt zu ihnen daher auf halsbrecherischen Treppen empor. Das Material der Häuser für die höhern Klassen ist Teakholz. Diese Häuser sind ziemlich solid gebaut und mit Holzschindeln, bisweilen auch mit dünnen Ziegeln von der Form unserer Biberschwänze gedeckt. Die Häuser der ärmern Klasse und der Mehrzahl sind jedoch aus Bambusflechtwerk und das Dach aus Palmblättern gefertigt. Ein solches Gebäude hat keine innern Abtheilungen, und das ganze Mobiliar besteht aus einigen Matten zum Schlafen. Diese gehören sogar noch zum Luxus; oft sah ich als einziges Möbel nur ein etwas erhöhtes Hürdengestell als Schlafstätte. Die Häuser der Vornehmen haben gewöhnlich zwei Abtheilungen, eine für Männer, die andere für Frauen. Die Bauart zeigt Aehnlichkeit mit dem maurischen Stile. In der Mitte des Baues findet sich ein Hofraum, der öfter einige Blumen in Töpfen enthält und von Galerien umgeben ist. Auch fanden wir hier einige alte Stühle und mit Rohr geflochtene Bänke, die man uns anbot, während die Hausbewohner stets mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden kauerten.

Immer aber, wie hoch auch der Rang der Eigenthümer und wie groß ihr Reichthum sein mag, sehen die Gebäude ärmlich, elend und schmuzig aus. Gestank und Koth scheinen ein nothwendiges Lebenselement für die Siamesen zu sein, und ich habe es kaum in den ärmlichsten Vierteln chinesischer Städte getroffen wie in Bangkok. Eleganz oder Comfort in unserm Sinne kennen selbst die reichsten Siamesen nicht, in dem Innern ihrer Häuser ist alles aus rohem Holz gearbeitet und sehr selten mit

Farbe gestrichen. Ein in Bangkok ansässiger Deutscher führte mich zu einer der angesehensten Damen Bangkoks, der doppelten Schwiegermutter des Premierministers, denn dieser hatte zwei ihrer Töchter geheirathet, aber trotzdem, daß die Frau sehr reich war, sah ihre Wohnung nicht eleganter aus als die eines Tagelöhners bei uns. Ebenso trug sie selbst weiter nichts als einen Sarong, der von den Hüften bis an die Knie reichte und ein über die Brüste gebundenes verschossenes gelbseidenes Tuch. Dabei war sie sehr häßlich, alt, hatte schwarze Zähne und kaute Betel. Einen eigenthümlichen Eindruck machten in dieser höchst ärmlichen Umgebung eine sehr schön ciselirte Bronzevase, die den Dienst einer Spuckschale versah, und ein prachtvoll gearbeiteter schwarzlackirter Koffer mit Silberbeschlag, die beide das einzige Mobiliar der Stube ausmachten. Wir trafen die Dame bei der Ansicht einer sehr reichhaltigen Stereoskopensammlung, die sie kürzlich von ihrem Schwiegersohne zum Geschenk erhalten hatte, dem sie seinerseits wol auch geschenkt worden war; denn die Könige und Großen von Siam lassen sich von den Europäern alles schenken und kaufen sehr selten dergleichen Sachen.

In desto größerm Gegensatze mit diesen ärmlichen, unsaubern und niedrigen Hütten, die sämmtlich einstöckig sind, stehen dagegen die Tempel oder Watts mit ihren zugehörigen Gebäuden, die nicht nur wie Riesen ihre Umgebung überragen, sondern in noch höherm Maße sich durch äußere und innere Pracht vor den gewöhnlichen Häusern auszeichnen. Wenn man diese gewaltigen himmelanstrebenden Bauwerke, die oft eine Höhe von 300 Fuß und darüber erreichen, in so großer Zahl vor sich sieht, deren mit Glas- und Porzellanmosaik belegte Giebel und Kuppeln in den Strahlen der Sonne erglänzen, als ob sie mit Goldplatten belegt wären, kann man sie anfangs mit dem übrigen gar nicht zusammenreimen, weil sie ohne Uebergang so plötzlich aus alle dem Elend und Schmuz umher emportauchen. Wenn Pracht und Glanz der Tempel einen Maßstab für die Innigkeit des religiösen Gefühls eines Volks abgeben könnten, so müßte man die Bewohner von Bangkok für die frömmsten der Welt halten, denn selbst die prachtvollsten Dome

der Christenheit, die Monumente des gläubigen Mittelalters, treten vor einzelnen dieser Buddhatempel in den Schatten. Allein nirgends herrscht wol mehr religiöser Indifferentismus im Volke, nirgends ist ein Cultus mehr zu einer bloßen Form zusammengeschrumpft, nirgends sind die Träger desselben, die Priester, mehr entartet und geistig versumpft als in Siam. Wie der Buddhismus in China zum Götzendienst herabgesunken, so hat er auch im Gemüthe des Volks von Siam allen Boden verloren, und hier wie dort liegt er im Todeskampfe. Trotz der zahlreichen Tempel und ihrer Pracht, trotz der Tausende von Priestern, die in ihrem Dienste stehen, bleiben jene leer und verschlossen und werden diese als eine Last betrachtet, da sie der Sitte und dem Herkommen gemäß vom Volke ernährt werden müssen und auf dessen Kosten der Faulheit fröhnen. In Bangkok gibt es nicht weniger als 50000 Priester und im ganzen Reiche eine halbe Million. Die Siamesen nennen sie Phra, die Großen, einen Titel, den sie mit den Königen gemein haben, bei den Europäern heißen sie jedoch Talapoins nach dem Talapat oder Palmblattfächer, den sie nach ihren religiösen Vorschriften stets vor dem Gesicht halten sollen, um nicht durch Außendinge von ihrer innerlichen Beschaulichkeit abgezogen zu werden.

Die drei größten und prachtvollsten Tempel Bangkoks sind der Watt Sekket, der Watt Sudat und Watt Nun. Ich habe sie alle drei besucht, sie sind einander aber in Bau und Ausstattung so ähnlich, daß die Beschreibung des einen genügt, um dem Leser einen Begriff von allen zu geben. Ich muß hier noch bevorworten, daß alle Watts nicht etwa durch Beisteuer der Bevölkerung oder auf Staatskosten, sondern theils von den Königen, theils von den Großen des Landes, Ministern oder reichen Privatleuten erbaut sind, um sich einen Namen zu machen oder damit ein Leben zu sühnen, dessen Handlungsweise wol nicht immer mit den Vorschriften des Buddhismus im Einklange gestanden hat. Ein solcher Watt besteht aus verschiedenen Gebäuden, dem eigentlichen Tempel, dem dazu gehörigen Thurme oder Dome, der nicht wie bei uns die Kirche selbst ziert, sondern selbständig danebensteht, einem niedrigen galerieartigen Gebäude, das in einem Abstande von 50—60 Fuß

sich um den ganzen Tempel zieht, und einem Kloster, d. h. einer Anzahl geräumiger Priesterwohnungen, die sich beim Watt Sudat auf 40 beläuft. Diese letztern sind sämmtlich von gleicher Größe, 120 Fuß lang, 40 Fuß breit und ebenso hoch, in einem Rechteck erbaut. Der von rechtwinkelig sich schneidenden Straßen durchzogene Häuserblock des Watt Sudat hat eine Seitenfläche von über 1200 Schritt. Tempel, Thurm, Galerie und Priesterwohnungen sind von einer Ringmauer eingefaßt, die außerdem noch Gärten, Parks, Fischteiche, offene Besuchshallen und die verschiedensten Anlagen umfaßt, Nachbildungen von Felsen, Grotten und Gebirgen in chinesischem Stile, die mit Hunderten von Statuen, allegorischen Figuren und Darstellungen von Thieren geziert sind.

Die Watts selbst sind oblonge viereckige Gebäude von verschiedenen Dimensionen. Der Watt Sudat hat eine Länge von 180, eine Breite von 80 und eine Höhe von 100 Fuß. Er ist wie alle Tempelgebäude aus Backsteinen aufgeführt, mit weißem Stuck bekleidet und mit Ziegeln gedeckt; jedoch ist das Dach dreifach, d. h. es sind drei Dächer sattel- und terrassenförmig übereinandergesetzt. Die Ziegel sind grün und gelb glasirt und zu regelmäßigen Figuren gelegt. Die sechs Giebel des Daches tragen jeder einen großen vergoldeten Adlerflügel, eine Zierde, die durch ihre kühne Schönheit den Beschauer außerordentlich frappirt und dem Ganzen einen imponirenden Eindruck verleiht. Der Tempel ist, wie unsere Kirchen, mit großen Fensteröffnungen versehen, die für gewöhnlich durch hölzerne Läden geschlossen sind. Diese Läden erweisen sich aber ebenso wie die Thüren am Giebelende bei näherer Betrachtung als wahre Kunstwerke. Sie bestehen aus einem eisenartigen schwarzen Holze, das wie Ebenholz glänzt und theilweise mit der feinsten Goldmalerei bedeckt, theilweise kostbar geschnitzt oder mit Mosaik belegt ist. Der Fußboden des Tempels liegt wegen der Ueberschwemmungen etwa 8 Fuß über der Erde erhöht, und zu der Hauptthür, über die sich eine großartige Säulenhalle wölbt, führt eine breite Treppe.

Dieser Porticus nebst dem Giebel bietet aus der Ferne, und namentlich wenn die Sonne darauf scheint, einen pracht-

vollen Anblick dar. Die Säulen der Thürpfosten und der ganze Giebel sind nämlich mit Mosaik in den verschiedenartigsten Farben belegt, in denen sich die Sonnenstrahlen widerspiegeln, deren Reflex das ganze Gebäude wie mit einem goldigen Schein umgibt. Nur der kleinere Theil dieser Mosaik besteht aus buntfarbigen Glasstücken, das meiste ist aus Scherben von weißem, blauem und rothem chinesischen Porzellan, aus Tellern und Tassen, aber so kunstvoll zusammengesetzt, daß man nur um so mehr erstaunt, wenn man die Entdeckung macht, daß die einzelnen Stücke ganz ungleich geformt und willkürlich gebrochen sind.

Wir hatten die Umgebungen des Watts, die Gärten und Anlagen durchwandert, ohne auf eine menschliche Seele zu stoßen. Ebenso lautlos und ausgestorben fanden wir das Quartier der Priesterwohnungen. Ihre Insassen hielten ihre fast den ganzen Tag dauernde Siesta, und wenn unsere an den Wänden der Klostergebäude widerhallenden Schritte dann und wann einen dieser kahlgeschorenen Bonzen erweckten und an das Fenster riefen, verschwand das Gesicht mit dem stumpfsinnigen Ausdrucke ebenso schnell, um sich wieder auf die Matte zu werfen und weiter zu schlafen oder zu träumen, denn das Vermögen zu denken geht wol den meisten dieser verdummten Schar ab. Wir suchten deshalb unsern Weg ohne Führer selbst.

Die Thür des Watts war nicht verschlossen, die Läden ließen sich mit Hülfe einer zu diesem Dienste bestimmten Bambusstange durch Verschiebung der Riegel leicht öffnen, und das einströmende Tageslicht enthüllte uns das Innere des Watts in seiner ganzen Pracht und Schönheit. Wir standen stumm, der Reichthum blendete uns, wir sahen anfangs nur Gold, wohin wir blickten, mit Gold die Wände bedeckt, vergoldet die Decke dieses großen Gebäudes, die 100 Fuß hoch über unsern Häuptern schimmerte. Zwei Reihen mächtiger quadratischer Säulen unterstützten die Decke und theilten den ganzen innern Raum in ein Haupt- und zwei Nebenschiffe, letztere 20, jenes 40 Fuß breit. Die Säulen allein waren nicht vergoldet, und ihre blendend weiße Stuckbekleidung contrastirte sonderbar, aber

keineswegs unangenehm mit der reichen Umgebung. Der Fußboden war mit weißen und braunen Marmorfliesen schachbretartig gepflastert, und der ganze Tempelraum in seiner reichen, großartigen Einfachheit ließ sich mit Einem Blicke überschauen. Kein Chor, keine Bank, kein Sessel war zu sehen, nur der Thür gegenüber, am andern Ende des Tempels, erhob sich im Hauptschiff in kolossaler Größe, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Postamente ruhend, die Statue des Buddha, 80 Fuß hoch und von oben bis unten vergoldet. Ich muß gestehen, der Eindruck, den dieser Tempel auf mich machte, war überwältigend; ich wußte nicht, sollte ich die einfache Schönheit des Baues oder die wunderbare Arbeit mehr anstaunen, die ich jetzt auf den Wänden entdeckte. Was ich im ersten Augenblicke für einfache Vergoldung gehalten, stellte sich bei näherer Betrachtung als die feinste Goldmalerei heraus. Die Wände waren in lauter Quadrate von einem Fuß Seitenlänge getheilt, und jedes dieser Quadrate enthielt ein besonderes Gemälde, wie ich später erfuhr, Allegorien aus der Geschichte des Buddhaismus und Siams selbst. Die einzelnen Figuren waren, wie in ähnlichen Erzeugnissen aller Bekenner des Buddha, meistens Ungeheuerlichkeiten und die dargestellten Scenen oft sehr sinnlich, doch die Ausführung selbst meisterhaft. Die Fresken verriethen, daß der Kunstsinn nur auf die rechte Bahn geleitet werden müßte, um sich weit über die Stufe der Mittelmäßigkeit zu erheben. Zugleich aber erinnern solche Tempel, deren Bau und Ausschmückung jahrelang Tausende von Menschen beschäftigen mußte, unwillkürlich an die fabelhaften Schätze der Asiaten, wenn man bedenkt, daß Privatleute sie erbauten, ohne sich deshalb zu berauben oder ihr Vermögen wesentlich zu schmälern. Freilich die Arbeit von 6—8 Millionen Sklaven, denn anderes sind die siamesischen Unterthanen nicht, vermag wol dem Könige, seinen Ministern und den wenigen Großen, die solche Bauten zur Verherrlichung ihres Namens stiften, Reichthümer zu schaffen, wie Rom sie zur Zeit der Weltherrschaft besaß, und von denen wir in Europa uns keinen Begriff machen. Daß in diesem despotischen Lande Erpressungen als legal oder wenigstens als tolerirt gelten, geht aus einem Gesetze hervor,

nach welchem der König bei dem Tode eines Ministers oder Großen der Erbe eines Drittheils von dessen Vermögen ist, weil angenommen wird, daß das letztere stets auf unrechtmäßige Weise erworben worden.

Die vergoldeten kolossalen Statuen des Buddha sind die unveränderlichen Zierden eines jeden Watt, deren Bangkok über 300 in allen Größen besitzt. Sie sind aus getriebenem Kupfer verfertigt und die einzelnen Platten so kunstvoll zusammengefügt, daß man glaubt, das Ganze sei aus Einem Stück. Der Buddha im Watt Sudat ist zwar der größte sitzende in Bangkok und ganz Siam, aber nicht der größte überhaupt. Im Watt Sekket befindet sich ein liegender, dessen Länge man uns auf 170 Fuß angab, obwol wir nur 136 Fuß maßen. Immerhin schon eine gewaltige Größe, die sogar seine Aufstellung unmöglich machte.

Nachdem wir den Tempel verlassen, besuchten wir die ihn umgebende Galerie. Sie bot weiter nichts Merkwürdiges als eine Versammlung von nicht weniger als 85 sitzenden vergoldeten Buddhas von 5 Fuß Höhe, aber sonst getreue Abbilder des großen im Tempel, die, in gleichen Zwischenräumen nebeneinander postirt, an der hintern Wand des schmalen Gebäudes aufgestellt waren, während zwischen ihnen und der vordern Wand ein schmaler Gang blieb. Einzelne dieser Heiligen waren mit gelben Lappen behängt, billige Opfer, die von den Priestern ihnen dargebracht werden.

Jenseit der Galerie kamen wir zu dem Thurme oder Dome, wie ich ihn seiner Form wegen nennen sollte. Bei unsern Kirchen ist der Thurm ein Appendix derselben, eine Zierde, die nebenbei den Zweck hat, die Glocken zu beherbergen. Der chinesische Buddhismus kennt gar keinen Thurm, und die Glocken werden durch die Gongs genannten Metallbecken vertreten. In Japan gibt es ebenfalls keine Thürme, wenn man die Pagoden nicht dazu rechnen will, aber man hat Glocken — wahrscheinlich aus der Christenzeit — die in kleinen Häuschen neben den Tempeln hängen. In Siam hat man weder Gongs noch Glocken, aber Thürme, und diese sind das eigentliche Heiligthum, während der Tempel erst in zweiter Reihe kommt, sodaß man

wol Thürme ohne Tempel, aber nie Tempel ohne dabeistehende Thürme findet. Jeder der Thürme enthält nämlich eine Reliquie von Buddha, und ihr zu Ehren ist er erbaut. Die Echtheit dieser Reliquien ist natürlich ebenso problematisch als die der christlichen in den katholischen Kirchen, jedoch geht die Bigoterie der Siamesen und die Dreistigkeit ihrer Priester nicht so weit, um den Reliquien Wunder vollbringende Kräfte zuzuschreiben.

In der Bauart der Thürme herrschen zwei ganz verschiedene Formen vor. Die eine, welche ich als Domform bezeichnen möchte, beginnt unten mit einem Viereck, wird in der Mitte zum Achteck und geht im letzten Drittel ihrer Höhe in den Cylinder über, der oben in einer sphärischen Kuppel endigt. Dieser Baustil gehört den höchsten Thürmen an, weil solche Höhe sich in der zweiten Form, die der originale Baustil Siams oder vielmehr des buddhistischen Cultus zu sein scheint, aus statischen Gründen nicht erreichen ließ. Das Modell, welches der zweiten Thurmform zu Grunde liegt, ist der Natur entlehnt, und zwar ist es die in allen buddhistischen Ländern heilig gehaltene Lotosblume, das Sinnbild der Ewigkeit. Sie wird in den Reliquienthürmen umgekehrt dargestellt. Aus einem rechtwinkeligen und regelmäßigen Postamente in Kreuzesform, mit den nie fehlenden drei Satteldächern und den vergoldeten Adlerflügeln auf ihren Giebelspitzen, erhebt sich ein niedriger quadratischer Sockel. Auf ihm ruht in Glockenform der Kelch der Blume, der sich oben zusammenzieht und wieder zur birnenförmigen Samenkapsel erweitert, aus deren Mitte dann der Blumenstiel in die Lüfte emporsteigt und sich zu einer schlanken Spitze verjüngt. Von diesen Thürmen sieht man viele Hunderte in Bangkok, bisweilen zehn bis zwölf in einer Reihe; sie sind sämmtlich weiß angestrichen und gewöhnlich sehr einfach, ohne alle architektonischen Ornamente. Die domförmigen Thürme dagegen sind damit fast überladen. Dieselben ungeheuerlichen allegorischen Figuren, wie sie auf den innern Wänden der Watts dargestellt und in den Gärten des Tempels aus Stein gehauen stehen, treten aus Stuck geformt in zahlloser Menge hier wieder auf, und wohin man den Blick wenden mag, trifft

er auf Riesen, Menschenleiber mit Vogel- und Thierköpfen, ungestalte Misgeburten, die entweder als Karyatiden die Simse und Vorsprünge des Baues tragen oder auf den Seitenflächen in Nischen aufgestellt sind. Diese Thürme sind mit gelbem Stuck bekleidet, und die Kuppel ist ebenso mit Porzellanmosaik belegt wie die Giebel der Watts.

Die Wohnungen der Priester bieten nichts Bemerkenswerthes dar; es sind traurige öde Räume, in denen nur Matten liegen, die Ruhe- und Lagerstätten ihrer Bewohner. Hier und dort springt aus den Wänden ein Sims hervor, bedeckt mit kleinen Buddhastatuen, die dem Volke von den Priestern verkauft werden, oder in einer Ecke liegt ein Haufen Palmblattbücher, auf deren langen schmalen Blättern die Gebete und heiligen Schriften des buddhistischen Cultus mit einem eisernen Griffel sehr sorgsam und kalligraphisch eingeschrieben sind. Für einen Tikol oder siamesischen Thaler, den man heimlich einem Priester zeigt und irgendwo hinlegt, sodaß er ihn später fortnehmen kann, erhält man sowol eine solche Statue als auch ein Buch, und ich habe beides mir zum Andenken mitgenommen.

Die Talapoins leben in Klöstern, auf dem Lande 10—12, in der Stadt aber in bedeutend größerer Zahl zusammen. Sie haben eine geregelte Hierarchie. Ihr oberster Bischof wird vom Könige ernannt und hat unter Controle eines weltlichen Fürsten die Aufsicht und Gerichtsbarkeit über sämmtliche Priester und Klöster des Landes. Dann gibt es noch Aebte und Vicare. Drei Monate im Jahre während der Regenzeit müssen die Talapoins in den Klöstern bleiben, während der übrigen Zeit des Jahres können sie reisen und von Kloster zu Kloster wandern. Dies thun sie auch vielfach und suchen nach heilenden Kräutern, Gold- und Silbererzen, da sie sich vielfach mit Arzneikunde und Alchemie beschäftigen. Zwar verbieten dies ihre Ordensregeln, jedoch weichen sie überhaupt vielfach davon ab, suchen sich möglichst bald ein Vermögen zu erwerben und treten gewöhnlich nach zwei bis drei Jahren in den weltlichen Stand zurück, um sich zu verheirathen. Ihre Kleidung besteht aus einem gelben Sarong und einem darüber getragenen langen gelben Mantel, der durch einen gleichfarbigen Gürtel zusammen-

gehalten wird. Sie haben viele Vorrechte, die sie sich aufs beste zu Nutze machen, um wohlhabend oder reich zu werden. So z. B. sind sie von allen Abgaben und Fronen befreit, und ihre Fahrzeuge dürfen von den Zollbehörden nicht angehalten werden, was sie zum Einschmuggeln von zollpflichtigen Waaren benutzen. Einmal jährlich ziehen sich die Priester drei Wochen lang in die Wälder zurück, wo sie in selbstgebauten Hütten wohnen, um in strenger Abgeschiedenheit ihre Sünden abzubüßen, wozu sie Grund genug haben, denn sie sind ein faules, aufgeblasenes und liederliches Volk.

Ein berühmter Wallfahrtsort, der sowol vom Könige als dem Volke und vielfach von Fremden aufgesucht wird, ist Phrabat, circa 10 Meilen östlich von Bangkok gelegen. Hier residirt der oberste Bischof oder Sangkarat, der König der Klausner, wie er zu deutsch heißt, und seine Heiligkeit verdankt der Ort der von ihm beherbergten Fußspur des Buddha. Das Kloster Phrabat liegt auf einem Berge und wird von mehrern Mauern eingeschlossen. Von einem von Tempeln und andern schönen Gebäuden umgebenen Hofraume gelangt man über eine Marmortreppe mit goldenen Absätzen auf eine Terrasse, die Basis des Denkmals. Die berühmte Fußspur befindet sich in einem von außen ganz vergoldeten Tempel oder Thurme nach dem Lotosmodell. Das Innere dieses Thurmes ist auf das kostbarste ausgestattet, der Fußboden mit silbernen Matten belegt, und im Hintergrunde sitzt eine 6 Fuß hohe massive silberne Statue des Buddha unter einem goldenen mit Edelsteinen verzierten Thronhimmel. Die kostbare Fußspur selbst befindet sich in der Mitte des Tempels hinter einem silbernen Gitter, ist aber so mit goldenen und silbernen Ringen und Geschmeiden, welche fromme Gläubige geopfert, bedeckt, daß man nichts davon sieht. Das Kloster ist 270 Jahre alt und wurde 1602 gegründet, in welchem Jahre man die Fußspur entdeckte. Der Fürst-Bischof ist der souveräne Herr des Klosters und der ganzen Umgegend auf 4 Meilen. Wie in Japan und China hat jedoch die weltliche Regierung auch in Siam weise Fürsorge getroffen, daß der Einfluß der Priester sich, mit Ausnahme des Sangkarat in seinem kleinen Besitzthum, nur auf geistliche Dinge beschränkt.

Die Zahl der zu jedem Watt gehörigen Priester ist sehr verschieden, bisweilen sind es 2—300, bisweilen nur 20—30. Dies hängt theilweise von der Größe, Wohlhabenheit und Opferwilligkeit des zugehörigen Districts, theilweise davon ab, wie große Fonds von dem Gründer des Watt für den Unterhalt einer bestimmten Zahl von Priestern ausgesetzt sind. Gewöhnlich sind diese aber nicht ausreichend, und die Talapoins sind im Einklange mit den Vorschriften des Buddha darauf angewiesen, ihre Speise zu erbetteln und ihre Kleidung durch den Todtendienst, den Verkauf von Buddhastatuen oder durch Unterricht der Kinder der Vornehmen zu erwerben.

Das Einsammeln der Speisen geschieht früh morgens kurz nach Sonnenaufgang, wenn die Häuser und Läden geöffnet sind und die Tagesgeschäfte ihren Anfang genommen haben. Wenn man um diese Zeit einen Spaziergang macht, so sind es hauptsächlich drei Arten von Geschöpfen, deren zahlreiche Menge auffällt und die sich alle drei zu demselben Zwecke, dem Suchen ihrer Nahrung, auf den Straßen zusammenfinden. Dies sind Krähen, Hunde und Priester. Die erstern sind so zahllos und dreist, daß sie den Menschen kaum aus dem Wege gehen und mit den Hunden um den Bissen kämpfen, wobei sie gewöhnlich Sieger bleiben. Beide Thiere versehen gemeinschaftlich den Dienst der Straßenreinigung, der sich in Bangkok allein auf sie beschränkt. Die Priester mit ihren kahlgeschorenen Köpfen, ihrem blödsinnigen Gesichtsausdrucke und dem bis auf die Knöchel reichenden weiten gelben Gewande tragen unter diesem verborgen auf dem Rücken einen eisernen Topf, an einem Riemen hängend, und gehen von Haus zu Haus, um dort ihre Speisen zu erbetteln. Lautlos, ohne eine Miene zu verziehen, ohne ein Wort des Dankes zu äußern, empfangen sie die ihnen dargereichten Gaben, seien diese groß oder klein, aber auch ebenso gleichmüthig und ohne Zeichen des Unwillens gehen sie weiter, wenn ihnen nichts gegeben wird. Dies sind die Vorschriften des Buddha; der Kern seiner Lehre, Unterdrückung aller Leidenschaften und Regungen der Seele, wird wenigstens in dieser Beziehung von den Priestern befolgt, und sie unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den türkischen Derwischen, die bei einer

Verweigerung der Gabe ihrem Zorne die Zügel schießen lassen und in die heftigsten Verwünschungen ausbrechen.

Gewöhnlich bestehen die Gaben in gekochtem Reis. Besonders Gläubige legen jedoch auch bisweilen schmackhaftere Bissen, gebratene Fische, Thee, Früchte und Betel, den unzertrennlichen Begleiter eines jeden Siamesen, in den geräumigen Topf, der schon nach einer halben Stunde gefüllt ist und seinen Eigenthümer für den Tag wenigstens aller Nahrungssorgen enthebt. Wie überall scheint die Geistlichkeit auch hier auf das weibliche Geschlecht mehr Einfluß auszuüben als auf das männliche. Nie habe ich gesehen, daß ein Priester von einem Siamesen etwas empfing, stets waren es Frauen, welche die Gaben austheilten, während die Männer nicht die geringste Notiz von den gelben Bettlern nahmen. Gegen 8 Uhr morgens sieht man keinen Priester mehr auf der Straße, wenigstens keinen bettelnden. Schwer beladen sind sie zu ihren Watts zurückgekehrt, um sich an den Speisen, die ihnen nicht einmal die Mühe der Zubereitung machen, zu laben, ihre vorschriftsmäßigen und vielfach ihnen selbst unverständlichen Gebete zu der bestimmten Stunde im Tempel abzuleiern und dann sich einer träumerischen Ruhe und dem Schlafe zu überlassen, wenn nicht ihr Amt sie zu einem Begräbnisse ruft.

Der Todtendienst und die Besorgung des Begräbnisses ist nämlich ihr einträglichstes Geschäft, das nicht nur die Kleidung abwirft, sondern auch ihren Seckel füllt, obwol Armuth eins ihrer Gelübde ist. In Siam werden die Leichen nicht begraben, sondern verbrannt und die Ueberreste in eine Urne gesammelt, welche die Verwandten mit sich nehmen, um sie in dem Garten oder an einem Lieblingsaufenthalte des Verstorbenen in die Erde zu versenken. Eine gewöhnliche Bambusstange bezeichnet den Ort, den jedoch weder Stein noch Mal deckt, und man sieht deshalb in ganz Bangkok kein Grab in unserm Sinne. Wie bei uns kostet das Begräbniß Geld, und da es Monopol der Priester ist, die nichts umsonst thun, so wird ein großer Theil der ärmern Leichen nicht verbrannt, sondern Hunden und Geiern vorgeworfen, die fast ebenso schnell wie das Feuer die fleischigen Ueberreste verzehren und nur die Gebeine übrig-

lassen, welche dann kostenfrei von den Angehörigen gesammelt werden.

Eine Leiche wird in Siam nicht durch die Hausthür, sondern durch eine in die Mauer gebrochene Oeffnung weggetragen, wobei man mit ihr so geschwind wie möglich einigemal das Haus umkreist. Dies geschieht, damit der Todte vergesse, wo er das Haus verlassen hat, und nicht zur Plage der Lebenden dahin wieder zurückkehre, weil nach siamesischem Glauben die Geister und Gespenster nur auf demselben Wege wiederkommen können, den sie gegangen.

Stirbt der König, so wird so viel Quecksilber in die Leiche gefüllt, als sie aufzunehmen vermag. Man bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt die Leiche auf einen Thron und diesen auf einen großen goldenen schüsselartigen Untersatz. Jeden Tag wird diese Schüssel mit dem durchgelaufenen Quecksilber und den Stoffen, welche diese aus dem Körper mit sich führen, ausgeleert und später die Leiche in einer goldenen Urne ein ganzes Jahr aufbewahrt. Dann erst findet das Verbrennen statt, und hierzu wird ein großes Leichenfest gefeiert, welches unter öffentlichen Spielen und bedeutenden Geldspenden sieben Tage lang andauert.

Bei einem unserer Spaziergänge gelangten wir auch auf den Begräbnißplatz und hatten Gelegenheit, das Verbrennen einer Leiche mit anzusehen. Es war die Frau eines siamesischen Großen und die Feierlichkeit deshalb von allem Pomp begleitet. Der Platz liegt mitten in der Stadt am linken Ufer des Flusses, ist sehr groß, mit Rasen bedeckt und hier und dort mit Bäumen bepflanzt. Er hat die Form eines Halbkreises, dessen Peripherie eine Mauer und dessen Sehne eine Straße der Stadt bildet. Unweit der Mitte des Umkreises erhebt sich ein kleines tempelartiges Gebäude. Es ruht auf einem 8—10 Fuß hohen quadratischen Unterbau, ist selbst viereckig und an allen vier Seiten offen, sodaß man von dem Platze aus das ganze Innere übersehen kann. In der Mitte dieses Tempels ist ein Herd erbaut, und von der Decke hängt in Ketten ein sargähnlicher Kasten von Eisenblech mit einem Boden von starkem Draht geflochten. In diesen Kasten wird die in einem

Holzsarge an Ort und Stelle gebrachte Leiche gelegt und dann von sehr harzhaltigem und wohlriechendem Holze ein starkes Feuer darunter gemacht, in das die dienstthuenden Priester von Zeit zu Zeit wohlriechende Oele gießen. In einer halben Stunde ist die Procedur beendigt, die durchaus keinen unangenehmen, sondern weit eher einen feierlichen Eindruck macht, da man nur die Flamme und die lautlos sie schürenden Priester sieht. Mag Buddha das Verbrennen der Leichen aus irgendeiner religiösen Ursache angeordnet haben, gewiß hat er damit der Gesundheitspflege einen großen Dienst geleistet. Allen schädlichen Ausdünstungen, die so oft in großen Städten von den Kirchhöfen aus die Luft verpesten, und die in einem so heißen Klima noch leichter gefährlich werden, ist durch dies Verfahren vorgebeugt.

Im Halbkreise um den Tempel ist eine offene Halle gebaut. In ihr wohnen die Angehörigen und Leidtragenden des Verstorbenen, wie in China und Japan in weißer Trauerkleidung, der Ceremonie bei. Ebenso sitzen dort eine Anzahl Priester, je nach der Bezahlung viele oder wenige, die mit vor das Gesicht gehaltenen Palmfächern Todtengebete absingen, und schließlich kauert noch eine Schar Musikanten auf dem Boden, um mit den Tönen ihrer Instrumente die Feierlichkeit zu verherrlichen. Tausende von neugierigen Zuschauern füllen den Platz, und die ganze Scene würde einen erhabenen Eindruck hinterlassen, wenn sie nicht regelmäßig mit einer zu dem Ernst des Gegenstandes wenig passenden Rauferei endigte. Wenn nämlich die Leiche verbrannt ist, so vertheilen die nächsten Angehörigen Geld unter das Volk, und zwar wird dasselbe von zwei eigens dazu erbauten Altanen unter die Menge geworfen. Da die siamesischen Münzen aber nicht wie bei uns scheiben- sondern kugelförmig und die kleinsten kaum so groß wie eine Erbse sind, so werden sie in Apfelsinen gesteckt und diese herabgeworfen. Dabei entsteht natürlich eine große Rauferei, und es setzt neben komischen Scenen gewöhnlich auch blutige Köpfe.

Durch ein Thor in der Ringmauer des Tempels gelangt man auf einen zweiten kleinern Platz, den man zuerst für einen wundervollen Park hält. Die prachtvollsten tropischen Bäume zieren ihn, und üppiges Gras deckt den Boden. Doch die in

ihm herrschende Stille macht ihn unheimlich. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken, kein Singvogel nistet in den Bäumen — nur dann und wann hört man den langsamen rauschenden Flügelschlag von mächtigen schwarzen Geiern, die sich aus den Kronen der Bäume erheben, um den Platz zu umkreisen, sich dann wieder niederzulassen und stumm umherzuschauen. Unweit des Eingangsthores sind etwas erhöht über den Boden sechs steinerne Plateformen gelegt. Auf jeder derselben ruhen in den Strahlen der Sonne zwei oder mehrere Hunde. Sie sind so fett und träge, daß sie sich kaum durch einen Steinwurf von ihrem Platze verscheuchen lassen. Der schöne stille Park ist der Kirchhof der Armen, welche die Verbrennung nicht bezahlen können. Die Hunde und die Geier sind ihre Todtengräber. Die nackten Leichen werden in Stücke zerschnitten auf die Plateformen gelegt. Kaum haben sich die Träger durch das Thor entfernt, so rauscht die Schar der Geier hernieder, die Hunde stürzen herzu, in zehn Minuten sind nur noch die Gebeine übrig, und wenn sie von den Angehörigen gesammelt und fortgebracht sind, herrscht wieder die frühere Grabesstille über dem Platze.

Nicht weit von diesem Begräbnißorte erblickt man die Ruinen eines gewaltigen Thurmes, der, auf einer kleinen Anhöhe erbaut, weit die in der Ebene liegende Stadt überragt. Der Durchmesser dieses Thurms ist 230 Fuß, die Mauern sind 25 Fuß dick, und er würde, wäre er vollendet, eine Höhe von über 400 Fuß erhalten haben, allein er ist kaum bis zu 80 Fuß gediehen. Der Hügel konnte das mächtige Gewicht nicht tragen, das Erdreich gab nach, die Mauern barsten, und wie ein anderer Thurm von Babel steht das verwitterte Gestein als ein Wahrzeichen, daß dem Menschen ein Ziel gesetzt ist, welches er nicht überschreiten kann.

Ich sprach weiter oben davon, daß die Priester sich auch mit Unterrichtgeben beschäftigen. Außer einigen Missionsschulen für christliche Siamesenkinder existiren öffentliche Unterrichtsanstalten weder in Bangkok noch sonst überhaupt in Siam. Wohlhabende lassen ihre Kinder privatim von Priestern im Lesen und Schreiben, das einzige, was die meisten Lehrer selbst

verstehen, unterrichten, oder sie lassen dieselben auch wol selbst einige Jahre das gelbe Gewand nehmen, theils weil sie glauben, daß man sich dadurch ein großes Verdienst sowol bei Lebzeiten als nach dem Tode für die Seele erwirbt, theils weil die Kinder in den Klöstern das lernen sollen, was sie dort von einzelnen besser gebildeten Bonzen oder aus den vorhandenen Büchern schöpfen können. Die untern Volksklassen wachsen dagegen wild auf, und in Bezug auf allgemeine Volksbildung steht Siam weit hinter China und Japan zurück, wo fast jedermann lesen und schreiben kann.

33.

Schlechte Beschaffenheit der Straßen in Bangkok. Die Boote auf dem Mainam. Schwimmfertigkeit der Einheimischen. Nationalität und Zahl der Bevölkerung von Bangkok. Körperbildung und Tracht des siamesischen Volks. Häßlichkeit der Frauen. Die Abschließung der Ehen. Die Vielweiberei. Das Verhältniß der Frau zum Manne. Das Concubinencorps und die erste Frau des Königs. Die Sklaverei. Der Reisbau und die siamesische Faulheit. Betriebsamkeit der Chinesen in Siam. Musik und musikalische Instrumente. Ein nationales Concert. Ein siamesisches Feuerwerk. Die Industrie des Landes in den Händen der Chinesen. Der König als Kaufmann. Schiffahrt und Handel. Uebergewicht der Deutschen im siamesischen Verkehr. Teakholz als Ausfuhrartikel. Die Landesmünzen.

Die Straßen von Bangkok sind sehr trauriger Art. Sie liegen zwar etwas höher als der Grund, und sind auch mit Backsteinen gepflastert, allein es geht ihnen wie allen Bauwerken in Siam, Tempeln, Häusern, Brücken und Schiffen: man baut sie, aber reparirt sie nie. Alles wird ausgenutzt, bis es in Trümmern fällt und dann durch Neues ersetzt. Daher macht alles in diesem Genre einen traurigen Eindruck, und wie die schönen Tempel fußhoch von Stücken ihrer Ornamente umgeben sind, die Winde und Wetter herabstürzten, so ist auch das Straßenpflaster fast überall zerrissen, und man muß sich sehr in Acht nehmen, um in den Löchern nicht die Beine zu brechen. Ueberdies sind die Straßen während der Ueberschwemmung des Flusses nur mit Booten zu passiren, und auch während der übrigen Jahreszeiten stehen sie theilweise bei der Flut fußhoch unter Wasser, sodaß man nur zur Ebbezeit einen

Spaziergang durch die Stadt machen kann, wenn man sich dazu aufgelegt fühlen sollte und nicht wie die Siamesen barfuß gehen will. Die Hauptwege bleiben deshalb immer der Mainam und die Kanäle, von denen Bangkok überall durchschnitten ist. Fast jeder Hauseigenthümer besitzt auch ein oder mehrere Boote, und man sieht deren fast so viele wie in Kanton oder Konstantinopel in allen Größen, von dem sechsfüßigen Canot, in dem nur Eine Person sitzen kann und das mit der größten Geschicklichkeit balancirt werden muß, um nicht umzuschlagen, bis zu den 80 Fuß langen königlichen Barken, deren 40—50 Ruderer mit rothen Hemden bekleidet sind, und die einen großen rothbeschlagenen Baldachin tragen, unter dem 20—30 Personen Platz haben. Ich habe bereits erwähnt, daß die Boote alle sehr feine Linien aufweisen und äußerst zierlich gebaut sind. Die gewöhnlichen Passagierboote sind zum Schutze gegen Sonne und Regen mit einem halbcylinderförmigen Flechtwerk aus Bambus überdacht, welches jedoch so niedrig ist, daß man darin nur sitzen oder liegen kann. Bei der Masse solcher Fahrzeuge, die auf dem Flusse und in den Kanälen aneinander vorbeifahren, und bei ihrer geringen Stabilität kann es nicht ausbleiben, daß oft Collisionen stattfinden und ebenso häufig Boote umschlagen. Sehr selten passirt jedoch dadurch ein Unglück, denn die Siamesen jeden Alters und Geschlechts sind treffliche Schwimmer, und täglich kann man Mütter mit ihren Säuglingen im Wasser umherschwimmen und Kinder von drei bis vier Jahren wie Enten tauchen sehen.

Es ist schwer, etwas Genaues über die Bevölkerungszahl der Stadt zu erfahren. Ein officieller Census existirt zwar, wird aber nicht veröffentlicht oder nur insoweit, als er die Steuerzahler trifft. Die Angaben schwanken zwischen 100000 und 500000. Die Siamesen selbst rechnen die Bevölkerung ihrer Hauptstadt nach Millionen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts soll Bangkok auch von 400000 Familien bewohnt gewesen sein. Krieg und Cholera, welche letztere verschiedene male schrecklich gewüthet hat und im Jahre 1857 30000 Menschen hinraffte, haben ihre Zahl jedoch mehr als decimirt, und die Schätzung des apostolischen Bischofs Pallegoix auf 400000

Einwohner dürfte eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein. Das ganze Land zählt eine Bevölkerung von 7—8 Millionen. Davon sind etwas über ein Drittheil Siamesen, ein Viertheil Chinesen, ein anderes Drittheil Malaien und Laosleute und der Rest Burmesen und Araber von der Küste Koromandel.

Die Siamesen gehören zur mongolischen Rasse, sind im allgemeinen ein kräftiger Menschenschlag, größer als die Malaien, von dunkler kupferbrauner Hautfärbung, aber sonst im Gesichtstypus ihnen ähnlich, obwol häßlicher und mit gröbern Zügen. Die Stirn ist schmal, die Nase platt mit großen Nasenlöchern, die Augen schwarz mit gelblichem Weiß, die Lippen dick und das Haar dick und borstig. Die Häßlichkeit fällt namentlich beim weiblichen Geschlecht auf. Die Gestalt der Weiber ist durchgängig schön, das Ebenmaß der Glieder symmetrisch, nur vermißt man die weichen Formen, und die Muskulatur ist zu kräftig. Dies mag mit von der schweren Arbeit herrühren, die das Weib in Siam verrichten muß. Das Gesicht ist jedoch desto häßlicher, und ich habe in keinem Lande so unschöne Frauenzimmer gesehen wie hier. Stark hervortretende Backenknochen, platte Nase und großer Mund markiren das Gesicht, das durch die Haartracht noch mehr entstellt wird. Diese letztere ist bei Männern und Frauen fast gleich. Der Kopf ist nämlich kahlgeschoren, und nur vorn über der Stirn steht ein kreisförmiger Schopf von zolllangen struppigen Haaren. Die Frauen lassen außerdem an der Vorderseite jedes Ohrs einen Büschel Haare wachsen, jedoch ist derselbe so dünn, daß ein Fremder ihn leicht übersieht. Zuerst vermag man daher beide Geschlechter gar nicht voneinander zu unterscheiden, da auch ihre Kleidung dieselbe ist. Diese besteht für gewöhnlich aus einem Sarong, der um die Hüften geschlungen ist und bis auf die halbe Wade reicht. Dazu tritt in den Wintermonaten noch eine lose Kattunjacke für den Oberkörper, wenn man sich nämlich auf der Straße befindet; oder die Jacke wird durch ein shawlartiges Tuch ersetzt, das entweder über eine Schulter schräg über Brust und Rücken herunterhängt oder auch von den Frauen bei der Arbeit quer und straff über die Brust gebunden wird. Im Hause wird jedoch sowol Jacke wie

Tuch oft abgelegt und der Oberkörper unbedeckt gelassen. Kinder laufen bis zum zehnten oder zwölften Jahre gewöhnlich ganz nackt; doch tragen die kleinen Mädchen häufig an einer Schnur um die Hüften ein Feigenblatt, je nach der Wohlhabenheit der Aeltern aus Silber oder Messing und häufig sehr kunstvoll gearbeitet. Dies scheinen die Siamesen von den Malaien angenommen zu haben, bei welchem Volke es allgemeine Sitte ist.

Wenn irgendetwas dazu beitragen kann, die Siamesinnen noch häßlicher zu machen, so ist es das beständige Betelkauen, von dem Lippen und Zahnfleisch blutroth gefärbt werden, während man gleichzeitig die Zähne mit einem aus China kommenden Pulver schwarz macht. Man denke sich nun den Mund eines jungen Mädchens in dieser Weise und dazu den Kopf geschoren bis auf den borstigen Busch über der Stirn — es ist wirklich ein schrecklicher Anblick, namentlich aber wenn das dunkelbraune Gesicht noch mit Curcume gelb geschminkt wird, wie es bei Frauen und Kindern Sitte ist, welche letztere sehr häufig über den ganzen Körper mit jenem Stoffe gefärbt erscheinen. Dabei sind sie sehr für Schmucksachen eingenommen und mit allen möglichen Ringen, Spangen und Geschmeiden behängt, wenn sie diese sich irgend zu verschaffen wissen.

Die Frauen nehmen in Siam keine sklavische Stellung ein, sondern sind die Gefährtinnen ihres Mannes, und selten wird ein Mädchen gezwungen, gegen ihren Willen zu heirathen. Eine Heirath ist wie in China mit sehr vielen Präliminarien und Unterhandlungen verknüpft, wird aber als ein reiner Civilact betrachtet, der keinerlei religiöse Weihe bedarf. Die Aeltern des Bräutigams erhandeln die Braut von deren Aeltern und nach abgeschlossenem Contract geben sie beiderseitig ihre Kinder zusammen und schließen die Ehe mit den Worten: „Seid verheirathet und lebet zusammen, bis der Tod euch trennt." Finden die Brautleute Widerstand, so folgt gewöhnlich eine Entführung, die schließlich mit der Einwilligung der Aeltern oder auch ohne dieselbe durch die Gerichte gutgeheißen wird. Mit einigen Geschenken und Besuchen ist die Ehe dann abgemacht, die gewöhnlich sehr jung abgeschlossen wird. Selten



Zu S. 505.

Erste Frau des Königs Mongkut von Siam.

heirathet ein Mädchen später als mit dem funfzehnten oder sechzehnten Jahre. Vielweiberei ist erlaubt, und reiche Leute haben gewöhnlich mehrere Frauen. Jedoch ist nur die erste legitime Herrin im Hause, ihre Kinder sind alleinige Erben, und die Concubinen stehen in dienstbarem Verhältniß zu ihr.

Der König geht in der Polygamie mit gutem Beispiel voran; er besitzt circa 300 Concubinen, die zugleich den Dienst im Palaste haben, vollständig uniformirt und unter dem Namen der Amazonen bekannt sind. Die rechtmäßige Frau darf nicht innerhalb des ersten Grades der Blutsverwandtschaft mit dem Manne stehen, der König macht jedoch in gewissen Fällen hiervon eine Ausnahme. Um die Thronfolge zu sichern, kann er Schwester und Tochter zur Gattin nehmen. Die erste Frau des jetzigen Königs ist die Tochter eines siamesischen Großen. Wie das nebenanstehende, nach einer Photographie entworfene Bildniß dieser Dame aufzeigt, zeichnet sich dieselbe ebenso wenig durch Schönheit wie durch Reichthum der Toilette aus. Doch soll sie ihre Mutterpflichten aufs beste erfüllen und die 25 Prinzen und Prinzessinnen, welche theils ihre eigenen Kinder, theils die der sechs ersten Concubinen des Königs sind, trefflich in Ordnung zu halten wissen.

Obgleich die Frauen ihren Theil an den Geschäften des Mannes nehmen, sind sie doch in Gegenwart desselben stets sehr unterwürfig, und wenn Europäer dabei sind, nähern sie sich ihm nicht anders als auf allen Vieren kriechend, wie es überhaupt in Siam Sitte ist, daß der Untergebene zum Vorgesetzten in dieser Weise kommt. So liegt der Sklave vor seinem Herrn, der Gouverneur vor dem Minister, der Minister vor dem Prinzen und alle vor dem Könige auf der Erde. In jeder Versammlung steht oder sitzt nur Einer, der Höchste im Range, alle andern liegen auf dem Bauche. Der Mann kann seine Frau verkaufen oder verpfänden und Geld darauf borgen; ebenso seine Kinder, Schwester oder jüngern Brüder, und diese bleiben so lange Sklaven des Gläubigers, bis der Schuldner zahlt. Wenn aber die Frau dem Manne eine Mitgift zugebracht hat, so darf er sie nicht verkaufen, dagegen ist sie für Bezahlung der Schulden ihres Mannes mit ihrer Freiheit

verhaftet, wenn dieser sie mit ihrem Wissen oder ihrer Einwilligung gemacht hat. Da der gesetzliche Zinsfuß in Siam 30 Procent beträgt, so kann man sich denken, daß eine zum Borgen gezwungene Familie leicht der Sklaverei verfällt, um so mehr, als der Durchschnittspreis eines Sklaven nur 80 Thaler beträgt und daß dadurch die Sklaverei sehr ausgebreitet werden muß. Sie ist jedoch sehr milde, und vor Mishandlungen oder Grausamkeiten werden die Betreffenden durch das Gesetz geschützt. Da die Arbeit eines Sklaven nach dem Gesetze nur als Zinsengenuß eines unbezahlten Kapitals betrachtet wird, so kann sich jeder Sklave wieder frei kaufen oder seinen Herrn zwingen, ihn an einen andern zu verkaufen, wenn dieser die auf ihm haftende Schuld zahlt. Einige Sklaven können jedoch nie wieder frei werden, wenn dies bei dem Kaufcontracte ausgemacht ist.

Die Hauptbeschäftigung der Siamesen ist der Ackerbau und das Haupterzeugniß des Landes der Reis. Obstbaumzucht findet man ebenfalls vielfältig, aber bei der Fruchtbarkeit des Landes beansprucht der Baum nach dem einmaligen Pflanzen weder Arbeit noch Pflege. Der Reis wird nach Eintritt der nassen Jahreszeit im Juni gesäet, nachdem vorher im Mai der Acker aufgebrochen ist. Die Ernte ist im Januar, und der Reis wird auf den Feldern gedroschen. Stroh und Wurzeln werden auf dem Acker verbrannt und bleiben diesem als Dünger.

Diese geringe Arbeit, welche die Lebensbedürfnisse deckt, macht das Volk sehr träge, und Indolenz ist ein Hauptcharakterzug der Siamesen. Wenn sie es nicht durchaus nöthig haben, arbeiten sie nicht, sondern sitzen im süßen Nichtsthun mit untergeschlagenen Beinen und kauen Betel. Ich habe unter den asiatischen Völkerschaften nie so eifrige Betelkauer angetroffen als in Siam; der Mund ist in beständiger Bewegung, und jede Viertelstunde wird die Dosis erneuert. Der König und der Bettler huldigen darin demselben Geschmack.

Wegen der angeborenen Trägheit seiner Bewohner wird Siam trotz seines Reichthums an Bodenproducten durch die Siamesen selbst nie aufblühen, so gern der König auch das Land heben möchte. Was im Lande an einträglicher Arbeit

geschieht, machen die Chinesen, die zu Millionen eingewandert sind und einwandern. Diese fleißigen strebsamen Menschen haben den Siamesen bereits alles vorweggenommen: sie bauen den Reis und Zucker für die Ausfuhr, sie errichten Reis-, Zucker- und Sägemühlen, die gesammte Industrie ist in ihren Händen und ebenso der ganze Handel. Sie werden reich, und die faulen Siamesen bleiben arm. Wie überall auf der Erde, sei es Java, Californien oder Westindien, wo Chinesen eingewandert sind, haben sie auch ihre ganze nationale Eigenthümlichkeit mitgebracht und erhalten. Sie bewohnen ein besonderes Viertel in Bangkok, und dies gleicht irgendeinem Theile einer Stadt in China wie ein Ei dem andern. Zopf, Kleidung, Theater, Spielhäuser, Quacksalber — alles findet sich hier so originell wie im Himmlischen Reich, und wie dort brennen auch hier in jedem Hause die Räucherstäbe vor dem nie fehlenden Altar mit dem Bilde des verehrten Kong-fu-tse. Die nicht allein den Siamesen, sondern auch den Europäern unbegreifliche Thätigkeit der Chinesen, die mit Tagesanbruch beginnt und ununterbrochen sich bis spät in die Nacht erstreckt, macht fast alle sehr bald wohlhabend und reich.

Die Laosleute, deren Zahl in Bangkok ungefähr 20000 beträgt, unterscheiden sich von den Siamesen nicht viel. Man erkennt sie nur an der etwas dunklern Hautfärbung und dem langen Haar, das die Männer herunterhängend, die Frauen aber in einen Schopf zusammengebunden tragen. Auch sind ihre Züge nicht so häßlich, und unter dem weiblichen Geschlechte findet man ganz angenehme Gesichter. Etwa 5—6000 Siamesen tragen ebenfalls das Haar lang, dies sind aber Christen und das lange Haar das äußere Erkennungszeichen der Convertiten. König Mongkut ist sehr tolerant und gewährt vollständige Religionsfreiheit. Die amerikanische und die französische Mission wetteifern daher in ihren Bekehrungsversuchen, obschon die letztere mehr Proselyten macht. Ob aber die Quantität nicht auf Kosten der Qualität erreicht wird, lasse ich dahingestellt sein.

Ich habe bereits oben gezeigt, daß den Siamesen in ihrem Baustil ein edlerer und großartigerer Kunstsinn innewohnt als

ihrem Nachbarvolke, den Chinesen, und daß sie in dieser Beziehung fast alle asiatischen Völkerschaften, selbst die hochcivilisirten Japanesen weit überflügeln. Dasselbe gilt von der Musik, von der alle Siamesen außerordentliche Freunde sind, sodaß man Musik fast in jedem Hause hört. Während die chinesische Tonkunst unser Trommelfell zerreißt und unsere Nerven erschüttert und, gleich der japanesischen, durch ihren Mangel an Harmonie jedes europäische Ohr unangenehm berührt, waltet in der siamesischen durchaus Harmonie vor; sie nähert sich zugleich in Charakter, Eintheilung und Rhythmus so sehr der unserigen, daß man davon überrascht wird. Jeder siamesische Große oder wohlhabende Bürger hält sich eine Hauskapelle. Sie besteht gewöhnlich aus acht Personen, fast immer Frauen, und ich hatte Gelegenheit, der musikalischen Vorstellung einer solchen Kapelle beizuwohnen. Die Instrumente in erster Reihe sind zwei Harmonikas, nach dem Princip unserer Glasharmonika construirt, nur daß die Glasstäbe durch abgestimmte Bambusstäbe ersetzt werden. Jede derselben hat 22 Töne, und zwar schließt sich in regelmäßiger Folge der tiefste Ton der zweiten an den höchsten Ton der ersten an, sodaß sie eine Tonleiter von 44 Tönen repräsentiren. Merkwürdigerweise fehlt jedoch in jeder Octave die Quinte und ist dafür der halbe Ton der Sexte eingeschoben. Das eine dieser Instrumente, deren Resonanzboden wie das Modell eines 3 Fuß langen Boots geformt und aus einem Stück sehr harten Holzes ausgearbeitet ist, wird mit bewickelten, das andere mit unbewickelten Holzhämmern angeschlagen, und zwar das erste stets um eine Terz tiefer als das zweite, d. h. mit einem Zwischenraum von drei Octaven. Was ich am meisten dabei bewunderte, war die Fertigkeit, ja ich darf wohl sagen Virtuosität, mit der die Spielerinnen ihr Instrument behandelten. Die Läufe und namentlich die Triller waren so gleichmäßig und glockenrein, daß man staunen mußte, und nie hörte man auch bei dem Prestissimo den leisesten falschen Ton.

Zwei Glockenspiele, nach demselben Princip wie die Bambusharmonika construirt, traten in zweiter Reihe auf. Ein kreisförmiges Gestell mit einem Ausschnitt, in dem die Spie-

lerin saß, bildete den Haltpunkt für messingene Stäbchen, auf deren Spitze die Glocken schwebten. Diese stimmten wieder in der Terz mit den Bambusstäben, und jedes Instrument hatte wie die Harmonika 22 Glocken oder Töne. Jedoch beschränkten sie sich mehr auf die Begleitung, während die Harmonikas die Melodie angaben. Die dritte Art der Instrumente war eine Art Panflöte. Vierzehn Röhren von Bambus sind in zwei Reihen, also in jeder sieben nebeneinander befestigt. Je zwei und zwei haben gleiche Länge; die längsten messen 10, die kürzesten 8 Fuß. Zwei Fuß von den untern Enden sind sämmtliche Röhren durchschnitten und in die untere und obere Hälfte eines der Länge nach durchbohrten hölzernen Cylinders eingelassen. Dieser Cylinder, dessen eines Ende offen ist, dient als Mundstück, und beim Blasen wird er durch beide Handballen festgehalten, während die Finger die unmittelbar über ihm befindlichen Schallöcher öffnen oder schließen. Dieses Instrument gibt bei jedem Hineinblasen einen regelmäßigen Accord, und seine Töne sind so angenehm, daß Sir John Bowring es in seiner Beschreibung Siams „die liebliche Flöte von Laos" betitelt. Ein viertes Instrument ist eine Schalmei, wie sie auch Chinesen und Japanesen besitzen, und die einen zwischen Oboe und Clarinette liegenden Ton gibt. Eine konische Trommel endlich, deren beide Felle verschieden tönen, und ein Paar Glockencastagnetten machen den Schluß einer siamesischen Kapelle aus.

Im allgemeinen ist die Musik ernst. Sie beginnt gewöhnlich mit dem recitativen Gesange der Castagnettenschlägerin, der jedoch sich sehr dem Kreischen der Chinesen nähert. In den letzten Ton des Recitativs fällt unisono die Schalmei ein, dann folgen die Bambusharmonikas, und endlich schließen sich die übrigen Instrumente an. Ein Thema ist vorwaltend, und das ganze Musikstück besteht aus vier bis fünf verschiedenen Abtheilungen, einem Adagio, Andante, Scherzo und Presto, in denen allen das Thema erkennbar wiederkehrt, wenngleich die drei letzten keineswegs nur Variationen desselben sind. Die ganze Aufführung dauerte fast eine Stunde, und obwol das Ensemble bisweilen sehr laut wurde, hörten wir doch mit ge-

spannter Aufmerksamkeit und großem Vergnügen zu und nahmen einen sehr angenehmen Eindruck mit uns fort.

Unser Wirth, ein wohlhabender Kaufmann, regalirte uns indessen mit Thee, den er in einem Miniaturkessel, aus rothem Thon und sehr sauber gefertigt, selbst bereitete und uns in Miniaturschalen darbot. Da er glaubte, daß das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden uns unbequem sein möchte, ließ er auch Stühle und ein Sofa für uns bringen; er selbst aber blieb auf der Matte sitzen.

Unterdessen war es Abend geworden und bei dem Zurückfahren auf dem Mainam hatten wir das Vergnügen, ein Feuerwerk auf dem Flusse abbrennen zu sehen, das gleichfalls der Beschreibung werth ist. Diese Feuerwerke dienen vielfach zur Verherrlichung von Familienfesten, und man sieht sie deshalb in Bangkok sehr häufig. Das Mannbarwerden der Söhne und Töchter wird stets damit gefeiert, und auch das, welches wir sahen, hatte darin seinen Anlaß.

Auf drei hintereinander verankerten Booten war das Feuerwerk aufgestellt. An Sonnen, Sternen, Garben, Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln fehlte es nicht; das Originelle dabei war jedoch eine Feuerorgel, wie ich sie früher noch nicht gesehen habe. Dreißig bis vierzig Orgelpfeifen aus Bambusröhren waren theilweise mit einem buntgefärbten Satze gefüllt. Sie wurden zu vier und fünf zugleich angesteckt, sprühten eine Zeit lang prachtvoll, lösten sich dann von ihren Haltern, flogen als Raketen in die Lüfte und ließen einen sehr hellen Ton hören, solange die Pfeife stieg, sodaß man bisweilen, wenn mehrere zugleich flogen, einen vollständigen Accord in den Lüften vernahm. Ein anderes ebenso schönes als originelles Bild gaben drei Bäume, deren Stämme und Zweige aus Bambus und deren Blätter aus Kupfer gefertigt waren. Letztere hatte man mit verschiedenen chemischen Lösungen bestrichen und dann mit buntem Satz in kleinen Hülsen belegt. Beim Anstecken sah man zuerst einen prachtvoll brennenden Baum, nach fünf Minuten aber, als das Feuerwerk abgebrannt war, die glühend gewordenen und infolge der Chemikalien in dem kostbarsten Farbenwechsel schimmernden Kupferblätter. Der

Anblick war wunderschön, und unsere deutschen Feuerwerker würden gewiß ein dankbares Publikum finden, wenn sie etwas Aehnliches fabrizirten.

Wie bereits bemerkt, ist fast die gesammte Industrie des Landes in die Hände der Chinesen übergegangen, und es dürfte kaum vorkommen, daß in der Hauptstadt oder deren Umgebung ein Siamese freiwillig ein Handwerk lernte, oder wenn er es gelernt, daß er es ausübte, wenn ihn nicht die größte Noth dazu treibt. Nur die Architektur ist ihr Fach mit den dahin einschlägigen Branchen, als Sculpturarbeiten, Mosaik, Goldschlägerei und Vergoldung, in denen sie Meister sind. Sonst sind sie arm an Gewerben, und fabrikmäßig wird nur Zuckersiederei und Ziegelbrennerei betrieben. Man findet zwar Töpfer, Zimmerleute, Tischler, Maurer, Gerber, Seiler, Färber, Kupferschmiede unter ihnen, allein die Chinesen winden ihnen alles aus der Hand, und so ist es auch mit dem Ackerbau. Das Land lohnt alle darauf verwendete Mühe in höchstem Maße, und die Regierung thut ihr Möglichstes, um den Ackerbau zu begünstigen. Jeder hat das Recht, ein herrenloses Stück Land, dessen es viele Millionen Morgen gibt, zu bebauen und nach Einholung der nie versagten königlichen Genehmigung als sein Eigenthum zu betrachten; ja fleißigen Landleuten werden von der Regierung Geldsummen zinsfrei vorgestreckt. Trotzdem weist die angeborene Trägheit der Siamesen alle diese Vortheile von sich und überläßt sie den fleißigen Chinesen. Jene bauen gerade so viel Reis, als ihr häuslicher Bedarf erfordert, diese erzeugen bereits jährlich viele Millionen Centner für den Export. Ebenso sind alle Zuckerplantagen in den Händen der Chinesen, und sie führen jährlich schon über 300000 Centner Zucker aus.

Bis vor fünf Jahren war die Reisausfuhr verboten; der König sah jedoch seinen Vortheil, wenn er sie verstattete, und gab sie frei, wodurch seinem Schatz eine Ausfuhrsteuer von 4 Millionen Thalern zufließt, die sich von Jahr zu Jahr mehrt. Ueberhaupt scheint König Mongkut in Geldsachen ganz europäisch zu denken und ziemliches kaufmännisches Talent zu besitzen. Er ist nämlich der größte Kaufmann seines Landes,

und während er zuerst von den Producten die Steuer zieht, verdient er zugleich die Fracht ihrer Verschiffung nach fremden Plätzen, indem er seine eigenen Schiffe dazu vermiethet. Er verbindet dabei das Angenehme mit dem Nützlichen, verdient viel Geld und muntert seine Unterthanen durch gutes Beispiel zur Nachfolge auf. Bisjetzt ahmen jedoch nur einige Prinzen, Minister und Chinesen sein Beispiel nach. Prinz Kroom Luang Wong-sa, ein Stiefbruder von ihm, hat sogar kürzlich directe Verbindungen mit Hamburg angeknüpft, und kurz nach uns ging eins seiner Schiffe dorthin ab. Er besitzt 9 Dampfschiffe und 15 Segelschiffe, sämmtlich europäisch gebaut und größtentheils von deutschen Kapitänen befehligt, die der König in der theoretischen Navigation selbst examinirt, ehe er sie anstellt. Die ganze Handelsmarine Siams besteht aus 23 Dampfschiffen und 76 Segelschiffen, die fast sämmtlich erst in den letzten zehn Jahren gebaut oder gekauft sind.

Wie sich der Handel von Siam seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs durch Freigabe der Reisausfuhr, Herabsetzung der Zölle für fremde Schiffe und andere liberale Maßregeln gehoben hat, mag aus Vergleichung der 1848 und 1860 in Bangkok eingelaufenen fremden Schiffe erhellen. Im erstern Jahre besuchten 9 Fahrzeuge von zusammen 2200 Tonnen den Hafen, dagegen 1860 nicht weniger als 286 mit einem Gehalte von 109000 Tonnen. Im Jahre 1861 waren bis November schon 317 Schiffe angekommen, und während im Jahre 1857 nur 1,047659 Pikul Reis verschifft wurden, betrug die Ausfuhr im Jahre 1861 3 Millionen Pikul oder über 3½ Millionen Centner, hatte sich mithin in vier Jahren fast verdreifacht.*)

In frühern Zeiten waren die Zölle für auswärtige Schiffe so hoch, daß der Handel fast auf Null reducirt wurde. Ein Schiff mußte für 6 Fuß Breite 15000 Thaler bezahlen. Dann wurde dieser Zoll auf 1000 Tikol oder 800 Thaler für jenes Maß herabgesetzt, seit fünf Jahren jedoch auf den zehnten Theil,

---

*) Im Jahre 1870 hatte sich die Reisausfuhr seit den letzten neun Jahren wiederum mehr als verdoppelt.

und seitdem füllt König Mongkut durch die belebte Schiffahrt seinen Schatz.

Deutschland ist sowol direct als indirect am siamesischen Handel betheiligt. Zwei Drittheile desselben sind in den Händen zweier deutscher Häuser in Bangkok, und im Jahre 1861 besuchten 82 deutsche Schiffe den Hafen. Der durch Graf Eulenburg abgeschlossene Vertrag ist deshalb für Deutschland von um so größerer Wichtigkeit, da die Deutschen hier in erster Reihe stehen, Engländer und Amerikaner aber erst nach ihnen kommen. Das deutsche Haus Markwald u. Co. expedirte im Jahre 1861 allein 90 Schiffe von zusammen 51000 Tonnen. Der Chef dieses Hauses, ein Preuße von Geburt, besitzt das ganze Vertrauen der beiden Könige und des Prinzen Kroom Luang, ist der Agent für deren sämmtliche kaufmännische Geschäfte und infolge dessen von bedeutendem Einflusse bei Hofe.*)

Außer dem Reis wird hauptsächlich Zucker ausgeführt, im Jahre 1860 im Betrage von 203597 Pikul. Er geht meistens nach China und ist von sehr guter Qualität. Fernere Exportartikel sind Sapanholz, Pfeffer, Arak, Häute, Hörner, Cardamomen, Zinn, Seide, Elfenbein, letzteres jedoch nicht mehr in so großer Quantität wie früher, da man es in Europa aus Afrika billiger bezieht.

Die Einfuhr erreichte im Jahre 1859 einen Betrag von 563985 Pfund Sterling. Die bedeutendsten Artikel davon waren Shirtings, Sarongs und Opium, von beiden erstern sehr viel zollvereinsländische Waare. Auch Luxusartikel und Kurzwaaren kamen aus Deutschland, jedoch wird der Bedarf solcher Gegenstände für das erste immer noch beschränkt bleiben. Einen Hauptausfuhrartikel des Landes habe ich noch anzuführen, nämlich Teakholz, an dem Siam, wie überhaupt auch an andern Zier- und Nutzhölzern, sehr reich ist. Die eiserne Festigkeit dieses Holzes, das selbst den Würmern zu hart, der Trockenfäule nicht ausgesetzt ist und auch in Berührung mit Eisen

*) Seit 1865 hat sich Herr Markwald nach Europa zurückgezogen, wenngleich sein Haus in Bangkok noch weiter existirt.

dieses nicht oxydirt, hat bei dem Mangel an gutem Bauholz schon längst die Aufmerksamkeit der europäischen Schiffsbauer, namentlich aber der Marinen auf sich gezogen. Seit Jahren verwenden England und Frankreich Teakholz zum Bau ihrer Kriegsschiffe, da es bei diesen viel mehr als bei Kauffahrteischiffen auf Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Baues ankommt.*) Bisjetzt wird es jedoch hauptsächlich von Rangun und Molmein, den Hauptstationen der Engländer im Nordwesten der hinterindischen Halbinseln, geholt, obwol es in Bangkok billiger ist. Der Kubikfuß ausgesuchten Holzes, frei von Aesten, kostet hier 25 Silbergroschen, und da bei uns in Preußen, dem Lande des Holzes, der Kubikfuß Eichenholz bester Qualität sich auf 1 Thaler 10 Silbergroschen stellt, so würde sich gewiß auch die Einfuhr des Teakholzes nach Deutschland empfehlen, namentlich da die Entwickelung unserer Marine große Massen guten Holzes beansprucht.

Die Münzen Siams heißen Tschang, Tamlung, Tikol, Salung und Fuang; die erstern beiden sind von Gold, die übrigen von Silber. Ein Tschang ist = 72 Thalern, ein Tamlung = 3 Thalern 18 Silbergroschen, ein Tikol = 27 Silbergroschen, ein Salung = 6 Silbergroschen 9 Pfennigen und ein Fuang = 3 Silbergroschen 4½ Pfennig. Den Tschang sieht man fast nie und den Tamlung nur selten; der Tikol wiegt 236 Gran Troyes. Alle Münzen sind kugelförmig und die Fuangs so klein wie Erbsen. Originell ist es, wenn man beim Kaufen eines Gegenstandes auf dem Markte kleine Silbermünzen herausbekommt und diese plötzlich von dem Verkäufer ausgespien werden. Wegen ihrer Kleinheit ist bei den Marktleuten der Mund der gewöhnliche Aufbewahrungsort der Salungs und Fuangs, sonst wird das Geld jedoch allgemein in seidenen Börsen getragen. Jetzt geht man damit um, neue Gold- und Silbermünzen in europäischem Format zu schlagen. Papier- und Kupfergeld gibt es in Siam nicht; als Scheidemünze für das ärmere Volk dienen Kauries, kleine Muscheln,

---

*) Auch für unsere deutschen Kriegsschiffe wird seit 10 Jahren vielfach Teakholz zu Balken, Hinterlage für Panzerplatten u. s. w. verwandt.

die aus Indien und China eingeführt werden, und von denen nicht weniger als 800 auf einen Fuang, also etwa 20 auf einen Pfennig gehen.

Das Gepräge der neuen Münzen, von denen ich einige Probestücke gesehen, ist wunderschön und macht dem Graveur alle Ehre. Auf der einen Seite steht in siamesischer Schrift der Name des Königs und die Jahreszahl und auf der andern das Landeswappen, der Elefant, nebst dem Werth der Münze.

34.

Das Zweikönigsystem in Siam. Die Thronfolge. Die Prinzessinnen. König Mongkut. Die siamesischen Astrologen. Prinz Kroom Luang Wong-sa. Die Prinzen des königlichen Hauses. Die Volksklassen. Die Einnahmen des Königs. Segnungen und Plagen des Tropenklimas. Der weiße Elefant. Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Siam ein Handelsstaat. Die französische Annectirungslust in Hinterindien. Preußen und die Holländer. Hülflosigkeit Siams gegen französische Eroberungspolitik. Die Reichthümer König Mongkut's. Der Vertrag zwischen Siam und Preußen.

Die Regierung von Siam ist despotisch. Es sind zwar zwei Könige da, aber der zweite oder Vangna ist dem ersten subordinirt und eigentlich nur eine Puppe, obwol er von äußerer königlicher Macht und Prunk wie jener umgeben ist. Er besitzt einen Hofstaat, Beamte und einen Harem von Amazonen wie der erste König, und wenn dieser auch keinen Befehl ohne Zustimmung seines Collegen erläßt, so ist dies mehr oder minder eine bloße Form, denn politisch ist der zweite König eine Null. Bei Kriegen ist er oberster Befehlshaber, und macht er, seinen Verpflichtungen gemäß, dem ersten König seine Besuche, so ist er die einzige Person im ganzen Königreiche, welche vor Sr. Majestät sich nicht niederwirft, sondern nach einem Gruße mit aufgehobenen Händen sich neben ihn setzen darf. Das Zweikönigsystem besteht in Siam seit vielen Jahrhunderten, aber merkwürdigerweise hat es noch nie zu Zerwürfnissen Anlaß gegeben, wie dies in andern Staaten bei ähnlicher Einrichtung fast stets der Fall gewesen. Zur könig-



Zu S. 517.

Phra Somdet Mongkut, Erster König von Siam.

lichen Kasse hat der zweite König Zutritt, jedoch nur mit Bewilligung des ersten Königs und auf Grund einer mit dessen Siegel versehenen Anweisung. Der zweite König ist gewöhnlich nahe mit dem ersten König verwandt und der gegenwärtige ein Bruder desselben.

Die Krone ist erblich; jedoch ist es nicht nothwendig, daß der älteste Sohn Thronfolger wird, vielmehr kann dieser auch anderweitig vom König gewählt werden. Die Töchter des Königs dürfen sich nicht verheirathen, um keine mächtigen Schwiegersöhne befürchten zu müssen. Dies schließt aber nicht aus, daß sie eine gute Erziehung erhalten, und während wir in Singapore waren, erließ der König von Siam in den dortigen Blättern eine Bekanntmachung, wonach eine im Französischen bewanderte und musikalisch gebildete Engländerin als Gouvernante für die königlichen Tochter gesucht wurde. Das Gehalt betrug 150 Thaler monatlich.

Ich selbst habe König Mongkut nicht gesehen, besitze aber eine schöne Photographie von ihm, nach welcher das nebenanstehende Bild gezeichnet ist. *) Danach hat er ein gutmüthiges Gesicht und, abgesehen von der Hautfarbe, das Ansehen eines gemüthlich behäbigen Bürgers. König Mongkut hat es übrigens gern, wenn er gebeten wird, sich photographiren zu lassen, und er zwingt selbst seine widerstrebenden Frauen zu solchen Sitzungen. Um die Fremden, welche sein Bild erhalten, wissen zu lassen, daß er schreiben kann, nimmt er gewöhnlich eine Feder in die Hand. Eine bezeichnende Staffage ist auch der unmittelbar neben seinem Schreibtische stehende Flaschenkeller. Champagner und Liqueure nimmt er gern als Geschenke an, und ich sah einen eigenhändigen Brief Sr. Majestät an einen

---

*) König Mongkut ist im Winter 1868 gestorben und seine Leiche wurde am 18. April 1870 unter den üblichen Feierlichkeiten öffentlich verbrannt.

Ihm ist sein ältester Sohn auf dem Throne gefolgt, ein junger, sehr intelligenter, den Fremden geneigter und europäisch erzogener Mann, der, abweichend von seinen Vorfahren, welche ihr Land nicht verließen, als König schon größere Reisen nach fremden Ländern, namentlich nach Englisch-Ostindien gemacht hat.

amerikanischen Kaufmann, in welchem er sich auf das wärmste für die Uebersendung einiger Flaschen Champagner bedankt. Zugleich bedauert er darin sehr lebhaft, daß er nicht im Stande sei, ein geeignetes Gegengeschenk zu machen, glaubt aber, daß der eigenhändige Brief eines Königs für ihn, den Kaufmann, Werth haben und sonach ein Aequivalent sein werde.

König Monkgut spricht und schreibt das Englische ziemlich correct und besser als irgendeiner seiner Unterthanen. Er gehörte früher dem Priesterstande an und hat seine Priesterschaft auf das beste benutzt, um Englisch, Sanskrit und Pali zu studiren. Außerdem hat er sich ernstlich mit Theologie, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Astronomie und Astrologie beschäftigt. Ich habe bereits bemerkt, daß er die Kapitäne seiner Schiffe in der theoretischen Navigation selbst examinirt, und diese versichern, daß er genau darin Bescheid und mit dem Sextanten wie der beste Praktiker umzugehen wisse. Nach dem Beispiele Karl's V. hat er ein ganzes Zimmer voll Chronometer und Uhren, deren Gang er gleichmäßig zu machen bestrebt ist, und die er zu dem Zwecke öfter auseinandernimmt und wieder zusammensetzt. Die Astrologen spielen in Siam eine große Rolle, und trotz seiner für einen asiatischen Fürsten bedeutenden wissenschaftlichen Bildung hat sich König Mongkut noch nicht von ihnen losmachen können. Sie müssen Trockenheit und Regentage, Krieg und Frieden vorhersagen, und nichts Wichtiges geschieht im Reiche, ohne daß sie um Rath gefragt werden. Trotzdem sind sie schlimm daran, wenn ihre Prophezeiungen nicht eintreffen. Dann werden sie nämlich oft abgesetzt, erhalten auch jedesmal eine Tracht Schläge, während sie andererseits mit reichen Geschenken belohnt werden.

Der König besitzt nicht weniger als zehn jüngere Brüder: der bekannteste unter ihnen ist der schon genannte Prinz Kroom Luang Wong-sa Tirat Tanit. Er ist ein großer Freund der Europäer und namentlich mit dem Chef des obenerwähnten deutschen Hauses sehr befreundet, durch den auch ich mit ihm bekannt wurde. Später, als ich einmal mit einem Boote vor seinem Hause vorbeifuhr, saß er vor der Thür, rief mich zu sich, und ich hatte die Ehre, bei ihm eine sehr feine Ma-

nilacigarre zu rauchen und eine Tasse Thee zu trinken. Leider war die Unterhaltung sehr beschränkt, da der Prinz das Englische kaum fließender sprach als ich selbst das Siamesische. Sein Gesicht ist noch gutmüthiger als das des Königs und der alte Herr sehr beleibt. Ich fand Seine Hoheit in kleiner Uniform, d. h. nur mit einem um die Hüften geschlungenen Sarong, während er bei officiellen Gelegenheiten ein Hemde, Beinkleider, seidene Jacke und einen mächtigen Schleppsäbel trägt. In letzterm Costüm erscheint er auch auf einer Photographie, die er mir zum Geschenk machte. Der König hat ein Ministerium, das nur ihm allein verantwortlich ist. Prinz Kroom Luang ist Präsident des Staatsraths oder Wanglang. Er entscheidet als solcher über die wichtigen Staatsaffairen, ist oberster Richter für die Radschas und hohen Beamten, Polizeipräsident von Bangkok und hat überdies das schwierige Amt, die Amazonenschar des Palastes in Ordnung zu halten, ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie eventuell zu bestrafen. Das ist gewiß keine Sinecure!

Die Europäer haben dem Prinzen viel zu danken, da der Premierminister denselben durchaus nicht wohl will. Ginge es nach dem Kopfe dieses Ministers, so würde Siam bald ebenso gegen Fremde geschlossen sein wie ehedem Japan. Seine Motive sind ganz patriotisch, der Mann hat Geschichte studirt. Er sagt: „Ueberall, wo hier in Asien die Europäer hingekommen sind, haben sie die Völker unterjocht und die Herrscher zu Nullen gemacht. Lassen wir sie nach Siam kommen, so geht es uns ebenso, und das will ich nicht.“ Das ist freilich richtig und gut gemeint, aber es wird dem Manne nicht viel helfen: die Europäer sitzen in Siam durch Verträge fest und gehen gutwillig nicht wieder fort.

Die übrigen Prinzen des königlichen Hauses stehen an der Spitze der höchsten Hofchargen, sind jedoch eine Plage für das Land und das Volk. Sie bevölkern nur ihren Harem mit geraubten hübschen Mädchen und ihre Theater und Musikcorps mit jungen Männern, die sie ebenfalls pressen lassen, und kehren sich auch sonst nicht viel an Recht und Gesetz.

Die Beamten scheiden sich in fünf Klassen. In ebenso viele

Klassen zerfällt auch das niedere Volk, nämlich in die Soldaten, in die Fronpflichtigen, in die Tributpflichtigen, in die Hörigen der Mandarine und in die Sklaven. Die Fronpflichtigen müssen drei Monate im Jahre bei allen öffentlichen Bauten Personaldienste leisten oder gegen eine Summe von 16 Tikol sich davon befreien. Die Hörigen der Mandarinen dürfen von diesen jedoch nur zu gewissen Dienstleistungen herangezogen werden und müssen außerdem noch eine jährliche Steuer von durchschnittlich vier Tikol zahlen. Die Sklaven sind steuerfrei, bilden aber fast ein Drittheil der Bevölkerung. Die Chinesen sind einer Kopfsteuer unterworfen.

Die Einnahmen des Königs, der überdies eine Menge Gewerbe monopolisirt und deren Ausbeute verpachtet hat, sind sehr bedeutend. Außer dem Tribut, welchen er an Gold, Farbhölzern, Droguen und Gewürzen von seinen Vasallenfürsten, den Radschas, erhält, zieht er die Grundsteuer, die für jeden Morgen Reisacker bei der Ernte in einem Tikol besteht. Sodann wird jeder Pikul ausgeführter Reis abermals mit einem Tikol verzollt, ebenso Zucker, Pfeffer, Taback u. s. w., und außerdem erhebt er die Schiffahrtsabgaben. Die sich aus allen diesen Einnahmen ergebende Summe beläuft sich auf mehr als 25 Millionen Thaler.

Während Siam einerseits die größte Fruchtbarkeit und sonstigen Segnungen eines tropischen Bodens und Klimas aufzuweisen hat, besitzt es auch alle Plagen desselben. Es ist reich an Krokodilen, Schlangen und allem jenem Gewürm, dessen Anblick bei den meisten Europäern ein Schaudern hervorruft. Schlangen gibt es unzählbar, und wie der Golf, so wimmeln auch Flüsse, Wege und Felder davon. Die weißen Ameisen sind eine Landplage, sie richten die größten Verheerungen an, und wehe dem Magazin, in dem sie ungestört vier bis fünf Tage hausen dürfen. Möchten auch Tausende von Centnern Reis darin lagern, sie würden durch diese Räuber, die sich mit märchenhafter Schnelligkeit vermehren und sich in sechs Tagen verzehntausendfachen, in Staub verwandelt. Fast alle Magazine werden deshalb auch mit nassen Gräben umzogen, das einzige Mittel, um sie abzuhalten. Bei ihrer Metamorphose

bekommen sie Flügel, erheben sich in die Lüfte und werden dann von den Insektenfressern vertilgt, ein Glück für das Land, das ihnen sonst bei solcher Vermehrung bald ganz zur Beute fallen würde.

An Tigern, Leoparden und ähnlichen Raubthieren ist ebenfalls kein Mangel, und Affen kann es kaum mehr in irgendeinem andern Lande geben. Man sieht sie ganz in der Nähe von Bangkok in Scharen von Hunderten sich ohne Scheu vor den Menschen auf den Bäumen bewegen, und sie richten in den Gärten und Obstplantagen schreckliche Verwüstungen an. Gezähmt sind sie die possirlichsten, aber auch zugleich die nichtsnutzigsten, diebischen Racker, die man sich denken kann. Wir hatten eine ganze Auswahl davon an Bord für den Zoologischen Garten in Berlin, und haben sie in dieser Beziehung zur Genüge kennen gelernt.

Rhinocerosse gibt es ebenfalls, aber nicht sehr häufig. Sie werden wegen des als Arzneimittel dienenden Horns und wegen der Haut gejagt, die durch langes Kochen in Gallert verwandelt wird und als Leckerbissen gilt.

Der Elefant wird in Siam sehr geschätzt und als ein vernünftiges Wesen betrachtet. Es gibt deren außerordentlich viel im Lande, und sie erreichen oft eine Höhe von 12—14 Fuß. Da sie zu den Reisen und Märschen im Innern unentbehrlich sind, so bilden sie auch einen bedeutenden Theil des Heeres und der König hält 600 Kriegselefanten. Das berühmteste dieser Thiere ist jedoch der bekannte weiße Elefant, der sich einer besondern Heiligkeit und Verehrung erfreut, weil er nach buddhistischen Begriffen die Seele eines Buddha beherbergt, indem sich diese bald in weiße Affen, bald in weiße Elefanten verwandeln. Der Glückliche, welcher ein solches Thier fängt, erhält zunächst so viel Land, als der Schall eines Elefantenschreies durchdringt und außerdem ein Jahrgeld von 600 Tikol. Der Statthalter der Provinz, in der er entdeckt ist, berichtet das glückliche Ereigniß nach Bangkok, und es wird eine Straße durch die Wälder bis an den nächsten Fluß gebahnt und ein reich mit Blumen geschmücktes Floß hergestellt, auf dem das heilige Thier unter einem luftigen Gebäude untergebracht und

mit Zuckerrohr und Kuchen gefüttert wird. Der Elefant wird dann, von hohen Mandarinen und Musik geleitet, von 50 bis 60 Booten nach Bangkok gerudert, wo er vom Könige, an der Spitze der höchsten Beamten, empfangen und ihm der Rang eines Mandarins erster Klasse in Gnaden verliehen wird. Sein Stall befindet sich innerhalb des königlichen Palastes, und er erhält eine Menge Beamte zu seiner Bedienung. Die einen müssen für sein Futter sorgen, die andern ihm Kühlung zufächeln oder ihm die Fliegen abwehren, wieder andere sein Lager mit Blumen schmücken oder ihm Musik machen, um ihm die Zeit zu vertreiben. Seine Zähne werden mit goldenen Ringen geschmückt, und alles wirft sich vor ihm nieder. Wenn er zum Baden geht, hält ihm ein Beamter einen rothen Sonnenschirm über den Kopf, und durch Hornsignale wird dem Volke angezeigt, ihm Platz zu machen. Bei seinem Tode wird allgemeine Landestrauer verordnet und das Begräbniß ist ebenfalls von großem Pompe begleitet. Zu den Dienstleistungen niedrigster Art für ihn, als Grasschneiden, Reinigen des Stalles, werden Talapoins genommen, die sich eines Vergehens gegen das Cölibat schuldig gemacht haben. Der gegenwärtige weiße Elefant ist jedoch keineswegs weiß, sondern chocoladenfarbig, da wirkliche Albinos unter den Elefanten außerordentlich selten sind und man sich daher schon mit einem hellen Grau zufriedenstellt. Die holländische Regierung hat auf Sumatra einen wirklich weißen Elefanten einfangen lassen und beabsichtigte bei unserm Abgange diesen dem Könige von Siam zum Geschenk zu machen, wodurch man wol große Freude im Lande erregt haben wird.

Außer den Elefanten werden als Zug- und Lastthiere hauptsächlich Büffel benutzt. Pferde sieht man fast gar nicht, und bei dem morastigen Boden sind sie auch nicht zu verwerthen. Schafe sind gleichfalls selten, Federvieh und Schweine dagegen gibt es in großen Massen, letztere oft 4—500 Pfund schwer. Hochwild aller Art ist gleichfalls in Ueberfluß und wird zur Zeit der Ueberschwemmungen zu Tausenden erschlagen, wenn es sich auf die kleinen trocken bleibenden Erhöhungen flüchtet. Hirschgeweihe bilden daher auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel

des Landes, während das Fleisch die Märkte füllt und von den Siamesen viel gegessen wird.

An Früchten bringt Siam hervor, was nur irgendein tropischer Boden vermag, und ebenso reich sind die Flüsse an Fischen. Dieser Ueberfluß an Nahrungsmitteln und die Mühelosigkeit des Unterhaltes ist auch die Quelle der Trägheit der Bewohner, und deshalb ist keine Aussicht, daß darin eine Aenderung eintrete. Die Entwickelung der reichen Hülfsquellen des Landes und sein Aufblühen zu einem bedeutenden Handelsstaate Asiens haben wir deshalb hauptsächlich von den Chinesen zu erwarten, die auch bereits das Ihrige dazu thun, oder auch dann, wenn, wie es fast den Anschein hat, Siam theilweise die Colonie eines europäischen Staates wird.

Diese letztere Eventualität scheint König Mongkut sehr zu fürchten, und meiner Ansicht nach hat er auch genügende Ursache dazu. Die Franzosen wollen nun einmal durchaus Colonien haben, obwol kein Volk so wenig das Colonisiren versteht wie sie. Nachdem sie Algier erobert, Milliarden von Francs und Hunderttausende von Menschen dafür hingeopfert, haben sie nach 30 Jahren endlich eine wohlgeregelte Colonie mit Departements, Präfecten, Militär und forcirtem Ackerbau. Was eine weise Regierung nur irgend für Maßregeln zur Hebung eines Landes zu ersinnen vermag, ist in Frankreich für das Schoskind Algier gethan, und dennoch bringt es nicht nur nichts ein, sondern kostet dem Mutterlande jährlich 60 Millionen Francs. Nun hat Napoleon die Colonialpolitik der letzten Ludwige wieder aufgenommen. In der Ermordung einiger katholischen Bischöfe fand sich Gelegenheit, mit Cochinchina anzubinden.

Nach fünf Jahren und abermaligen großen Geld- und Menschenopfern hat man es endlich dahin gebracht, das eroberte Land, mit dem Finger am Drücker der Gewehre, in Departements einzutheilen und Präfecten zu ernennen, wenn auch größtentheils noch in partibus. Jetzt hat sich aber herausgestellt, daß Cochinchina ein Kirchhof für Europäer und als Colonie sehr problematisch ist. Man wendet deshalb die Blicke auf eine gesündere Gegend, und dies ist zunächst die an das

anamitische Reich grenzende Kambodscha. Der sie durchströmende Kambodschafluß reicht einige 100 Meilen in Siam hinauf, und seine Schiffbarkeit bildet das schönste Transportmittel für alle Producte des reichen Landes. Der Boden ist zwar auch theilweise sumpfig, aber das Klima im Vergleich zu Saigon viel gesünder. Zwar gehört die Kambodscha zu Siam, allein da sie im vorigen Jahrhundert noch einen Theil von Anam bildete, läßt sich ja leicht das Nationalitätsprincip in Anwendung bringen, und überdies kann die Auffindung eines Differenzpunktes Frankreich keine Schwierigkeiten machen. Um diesen recht schleunig herbeizuführen, haben die Franzosen im December 1861 Pulo Condore besetzt und als französisches Eigenthum erklärt. Pulo Condore ist eine ziemlich große Insel mit zwei schönen Häfen vor der Mündung des Kambodschaflusses und war bis dahin im Besitze des Königs von Siam. Die Häfen geben eine vortreffliche Flottenstation und beherrschen vollständig die ganze Kambodscha. Da man jedoch glaubte, daß die Besitznahme vielleicht noch nicht den gewünschten Zweck haben werde, so ging man in Bangkok selbst gleichzeitig noch weiter. Nach den Verträgen darf kein bewaffnetes Schiff in den Mainam hinein, und ebenso wenig dürfen fremde Truppen das Land betreten. Am Tage, als wir vor Bangkok anlangten, war aber eine vollarmirte Corvette bis zur Residenz hinaufgedampft. Gleichzeitig brachte ein französisches Dampftransportschiff die siamesische Gesandtschaft, welche Frankreich besucht hatte. Der Kaiser schickte mit dieser Gesandtschaft einen eigenhändigen Brief an den König und das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Brief ging also die Franzosen weiter nichts an, und König Mongkut gab dies auch deutlich dadurch zu erkennen, daß er ihn auf das feierlichste mit 24 königlichen Piroguen von 16—30 Ruderern einholen ließ. Trotzdem bestanden aber die Franzosen darauf, auch ihrerseits das Handschreiben mit den gehörigen Ehren zu begleiten, und es wurden 50 Mann Soldaten ausgeschifft, die zwar nicht den Brief geleiteten, aber acht Tage in Bangkok verweilten.

Es scheint nicht, daß dies Verfahren die gewünschte Wirkung herbeigeführt hat. Mit der Zeit wird sie jedoch wol ein-

treten, und die Maßregel, daß alle in Siam ansässigen Cochinchinesen sich beim französischen Consul einschreiben können und dadurch factisch unter französischen Schutz gestellt werden, zielt wol auch darauf hin. Wenn China und Mexico erledigt sind, wird Siam an die Reihe kommen, bis dahin hält man die Wunde offen.*) Von englischer Seite wurden natürlich alle diese Vorgänge mit eifersüchtigen Augen betrachtet; allein was wollen die Engländer machen, wenn die Franzosen wirklich Siam erobern? Sie haben sich in China schon lange daran gewöhnen müssen, dem französischen Einflusse zu weichen, und die Franzosen haben auch anderwärts ähnliche Sachen gemacht, ohne die Engländer zu fragen. Ueberdies würden jene nur mit demselben Rechte handeln, mit dem die Engländer seit Jahrhunderten in Indien annectirt haben, mit dem Rechte des Stärkern, und ich bedauere nur von Herzen, daß Preußen nicht ebenfalls Colonien annectirt. Es gibt deren noch genug, bei deren Besitznahme kein legitimes Recht verletzt wird, und es bedürfte wol nur einer Offerte an Holland, um die Hälfte von Sumatra oder Borneo zu erlangen. Sie wären beides gar zu gern los, da das Mutterland für die productive Colonisirung so ungeheuerer Länderstrecken zu klein ist, und nach allem, was man an Ort und Stelle darüber hört, fürchten die Holländer, am Ende nur für andere zu arbeiten. Sie allein können kaum Java gegen einen feindlichen Angriff halten, geschweige denn die übrigen Sunda-Inseln. Daraus machen sie sich kein Geheimniß, und sie würden es deshalb lieber friedlich an eine stammverwandte Nation abtreten, die ihnen im Fall der Noth zur Seite steht, als in steter Angst schweben, es

---

*) Durch den unglücklichen Ausgang der mexicanischen Affaire ist die ostasiatische Colonialpolitik der Franzosen in das Stocken gerathen und, was Annexion betrifft, seit 1870 infolge des Kriegs vollständig zum Stillstande gekommen. Sie beschränken sich darauf, Saigon durch Anlage von Docks, Etablissements u. s. w. möglichst in die Höhe zu bringen und durch zweckentsprechende Entwässerungen und Anlagen das mörderische Klima zu verbessern, was ihnen auch von Jahr zu Jahr mehr gelingt. Siam dürfte deshalb vorläufig und bis Frankreich sich wieder von den erlittenen Schlägen erholt hat, vor diesem gesichert sein.

zu verlieren. Java bringt jährlich 40 Millionen Gulden netto in den Staatsschatz. Sumatra ist ebenso reich, und unsere Finanzen könnten, abgesehen von allen andern Vortheilen, wol eine solche Unterstützung gebrauchen.*)

Von einem Widerstande gegen französische Vergewaltigung dürfte in Siam kaum die Rede sein, solange nicht andere Maßregeln zur Vertheidigung des Landes getroffen werden. Wenn die Franzosen wollen, so schicken sie in drei Tagen eine Dampfflotte von Saigon nach Bangkok, die weder durch die Kanonen noch Sperrketten aufgehalten werden wird, und die Hauptstadt und damit das Land gehört ihnen. Wenn es auch keine Militärstraßen in Siam gibt, so sind doch die vier Hauptflüsse für Dampfkanonenboote fahrbar und das Land fremden Truppen daher bis an seine äußersten Grenzen zugänglich. Der König besitzt zwar ein europäisch gebautes Geschwader von mehrern Schraubencorvetten und kleinern Dampffahrzeugen, allein das unglückliche Princip, nichts zu repariren, und die auf halbem Wege stehen bleibende Civilisation der Siamesen macht diese Schiffe ebenso wenig furchtbar als die verrosteten Kanonen der Forts. Die 200 Kanonenboote, welche einst mit einem enormen Kostenaufwande in einem Anfalle von Vertheidigungsfieber gebaut worden, und für deren jedes ein eigener Hafen gegraben wurde, liegen im Hafen total verfault und zum größten Theil bis an den Rand mit Wasser gefüllt.

Ebenso wenig ist das siamesische Heer, dessen einigermaßen brauchbarer Theil 10000 Mann nicht übersteigt, im Stande, einen gelandeten europäischen Feind wieder zu vertreiben. Trotz ihrer Tapferkeit, hinter der das Strafgesetzbuch steht, das jedem mit Hinrichtung droht, der nur auf Klafterlänge vor dem Feinde zurückweicht, sind die siamesischen Soldaten den tapfern Chinesen nicht viel überlegen, und wenn der König auch seit

*) Unsere oberste Reichsbehörde ist für Erwerbung von Colonien durchaus nicht eingenommen; dagegen ist nach der dem Reichstage 1872 vorgelegten Denkschrift des Chefs der Admiralität die Erwerbung von Flottenstationen im Auslande in Aussicht genommen, die uns allerdings für die nächste Zukunft nöthiger sind als Colonien.

10 Jahren europäische Uniformen und Exercitium eingeführt hat, so ist das Wesen der Armee nicht viel damit verbessert.

Und doch kann es kaum ein Land geben, das leichter zu vertheidigen wäre als Siam. Ein paar starke Forts an der Mündung jedes der vier Flüsse, einige schwimmende Batterien, beides mit wirksamen Geschützen armirt und von tapfern Soldaten vertheidigt, würden jeden Angriff vergeblich machen, da die Natur des morastigen Bodens jede Landung an der Küste verbietet.

Sollte Siam aber von einer europäischen Macht erobert werden, so ist es zugleich das Land, um die Kriegskosten zu bezahlen. Wenn auch die orientalische Ueberschwenglichkeit der Bewohner Bangkoks die Schätze des Palastes übertreiben mag, so ist der darin enthaltene Reichthum an edeln Metallen und Juwelen doch ganz bedeutend und für europäische Begriffe immer fabelhaft. So z. B. stehen in dem Tempel, in dem den Königen bei ihrer Thronbesteigung der Eid geleistet wird, und der sich ebenfalls innerhalb der Palastmauern befindet, einige dreißig Buddhastatuen von 6 Fuß Höhe aus massivem Golde, und die Stirn eines jeden dieser Götzen ist mit einem nußgroßen Diamanten geschmückt. Außerdem enthält dieser Tempel noch eine andere Statue des Buddha von 1½ Fuß Höhe aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Das kostbarste Prachtstück ist jedoch das vom König Mongkut bei der Thronbesteigung seinem verstorbenen Bruder gesetzte Monument, an dem 600 Goldschmiede unausgesetzt neun Monate arbeiteten. Es ist 31 Fuß hoch und besteht aus neun Abtheilungen, die zusammen ein Thor bilden, das mit starken Goldplatten bedeckt und auf das feinste ciselirt ist. Auf dem Thore steht eine 9 Fuß hohe massiv goldene Urne, welche die Ueberreste des verstorbenen Königs enthält. Ist Dankbarkeit nach Geldsummen zu berechnen, so hat Phra Sombet Mongkut es sich etwas Gehöriges kosten lassen, um seine Dankbarkeit dafür an den Tag zu legen, daß sein Bruder ihm die Thronfolge überließ und ihn nicht zu Gunsten des eigenen Sohnes aus der Welt schaffte.

Das Klima von Siam ist im allgemeinen trotz der Ueberschwemmungen, des Marschbodens und der vier bis fünf

Monate dauernden Regenzeit nicht so ungesund, als man glauben sollte. Wechselfieber sind zwar sehr häufig, aber leicht, und nur die Waldfieber sind den Europäern gefährlich, weil sie fast immer einen tödlichen Ausgang nehmen. In Bangkok, wo der Seewind Zutritt hat, ist jedoch nichts zu fürchten, da die Waldfieber nur im Innern in den Urwaldregionen grassiren. Nur Dysenterien sind sehr häufig und lebensgefährlich, und namentlich litten unsere Schiffsmannschaften sehr darunter, von denen über 20 Mann dieser Krankheit und ihren Folgen erlagen.

Die Abschließung unsers Vertrags in Siam machte durchaus keine Schwierigkeiten. Schon seit einem Jahre war Graf Eulenburg vom Könige erwartet, der sehr gern mit Preußen in Verbindung treten wollte, und die Einleitungen zu den Verhandlungen nahmen alsbald nach Ankunft des Gesandten ihren Anfang. Voraussichtlich war nach sechs Wochen alles nach Wunsch geordnet. Da das Geschwader aldann nach Preußen zurückgehen sollte, so lag für die Elbe als Transportschiff keine Veranlassung zum fernern Verbleiben vor, und wir traten demnach am 24. December 1861 unsere Reise nach der Heimat an. Der Vertrag selbst wurde im Februar 1862 zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. Graf Eulenburg ging mit der Gesandtschaft von Singapore aus über Land nach Europa und die Schiffe im März über Java nach der Capstadt. Hier verweilten sie einige Wochen, um sich zu trennen. Die Arkona segelte heimwärts, die Thetis dagegen zuerst nach den La-Plata-Staaten und Bahia, welch letztern Ort sie Mitte Juli verließ, um dann ebenfalls nach Preußen zu gehen.

35.

Abreise der Elbe von Bangkok am Weihnachtsabende 1861. Ankunft zu Anjer auf Java. Einladung und Reise nach Serang, dem Sitze der Regentschaft. Ueppigkeit und hoher Culturstand der Landschaft. Die blühenden Verhältnisse der Colonie Java. Die Holländer als Mustercolonisten. Die Agrarverhältnisse und die Behandlung der Eingeborenen. Der Ertrag Javas und die Vortheile, welche Holland aus der Colonie zu ziehen weiß. Die Stadt Serang. Das Schachspiel der javanischen Großen. Rückreise nach Anjer.

Mit freudigem Herzklopfen empfingen wir Ende December 1861 den Befehl zur Rückkehr nach dem Vaterlande. Am Weinachtsabend, dem dritten, welchen wir fern von den Unsern und der Heimat verlebten, verließen wir mit schwachem Landwinde die Rhede von Bangkok und steuerten dem Süden zu. Wir hatten uns auf eine vierzehntägige Reise nach Singapore gefaßt gemacht, da der Januar für den Golf von Siam gewöhnlich reich an Windstillen ist, wurden jedoch angenehm durch eine frische Nordostbrise enttäuscht, die uns schon am 29. December, also in fünf Tagen, an unsern nächsten Bestimmungsort brachte. In Singapore mußten wir zur Ausführung einiger Reparaturen vierzehn Tage bleiben. In der Physiognomie der Stadt und Insel hatte sich seit unserer letzten Anwesenheit nichts Wesentliches geändert, und ich wüßte nichts Bemerkenswerthes zu meiner frühern Schilderung hinzuzufügen. In Siam hatten wir bereits mehrere Thiere für den Zoologischen Garten in Berlin an Bord genommen, und diese Sammlung wurde noch beträchtlich in Singapore vermehrt,

da die großen leer stehenden Räumlichkeiten des Schiffs eine äußerst günstige Gelegenheit für den Transport gewährten. Um diese Sammlung möglichst reichhaltig zu machen, liefen wir auch Anjer auf Java an, den Punkt, wo, wie ich schon früher erwähnte, sämmtliche von Ost und West kommenden Schiffe anlegen, um sich nach langer Seereise zu erquicken oder Erfrischungen für eine solche mitzunehmen. Leider trafen wir es schlecht mit der Witterung. Der Nordwestmonsun ist der Winter in Java und im Januar namentlich fast täglich von anhaltendem Regen und heftigen Stürmen begleitet.

Wir hatten von Singapore nach Anjer eine außergewöhnlich schnelle Reise von nur drei Tagen, während Schiffe selbst im Nordwestmonsun selten unter acht Tage gebrauchen, und langten am 16. Januar 1862 früh auf der Rhede an. Unser Aufenthalt dauerte sechs Tage. Aber trotz der kurzen Zeit, des nur selten unterbrochenen Regens und der anhaltenden Stürme verlebten wir auf Java die schönsten und angenehmsten Tage und nahmen von der prachtvollen Insel Erinnerungen mit, die lange in unsern Herzen nachhallen und von allen auf der Reise empfangenen Eindrücken am lebendigsten bleiben werden.

Es ist von Reisenden viel und mit Recht die Gastfreundschaft gerühmt, welche ihnen im Auslande entgegengetragen wird; aber Java ist das Land, wo man dieselbe in einem über alles Lob erhabenen Grade übt. Die Holländer erweisen sich den Deutschen gegenüber als ein wahrer Bruderstamm, und wo wir mit ihnen zusammengetroffen, haben sie uns mit der herzlichsten Freundschaft empfangen.

Wir waren kaum einige Stunden vor dem lieblichen Anjer zu Anker gekommen, als wir bereits telegraphisch von dem Residenten der Provinz Bantam, zu der Anjer gehört, eine Einladung nach Serang, dem Sitze der Residentschaft, erhielten. Zugleich wurde eine mit sechs Pferden bespannte und von zwei Vorreitern begleitete Extrapost gestellt, und schon nach einer halben Stunde flogen wir mit Windeseile durch die reichen und hochcultivirten Fluren der schönen Insel, der Perle nicht allein aller holländischen, sondern sämmtlicher Colonien der Welt. Serang liegt

22 Paal oder $5\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von Anjer entfernt, eine Tour, die wir in zwei Stunden zurücklegten, inclusive des durch vier Relais entstandenen Aufenthalts. Der Weg, eine auf beiden Seiten bepflanzte Chaussee, war nicht gepflastert, sondern mit Rasen bedeckt, auf dem es sich so sanft wie auf einem Teppich fuhr. Dieser führte zuerst eine halbe Meile am Strande entlang und bog dann in das Innere ein, wo er sich bald durch Reis- und Zuckerfelder, bald durch mächtige Waldungen hinzog, die, sorgsam gelichtet, den Kaffeeplantagen durch ihre reichen Blätterkronen als Schirm gegen die brennenden Strahlen der Tropensonne dienten. Ein steter Wechsel der Scenerie, die eine immer lieblicher und schöner als die andere, erfreute das Auge. Die üppige Vegetation, die reichen großartigen Formen der tropischen Flora gaben Zeugniß von der unerschöpflichen Productionskraft des jungfräulichen Bodens und die treffliche Cultur des Landes von dem Fleiße und der Industrie der Bewohner. Ich erinnere mich nicht, je eine europäische Colonie in einem so blühenden Zustande gesehen zu haben wie Java, das ich auf meinen frühern Reisen von vielen verschiedenen Punkten kennen gelernt, aber überall so wie hier gefunden habe.

Man macht den Holländern viele Vorwürfe, man nennt sie engherzig, starrköpfig, altväterisch, und behauptet, daß sie nicht mit der Zeit fortschreiten. Mag dies mit Recht oder Unrecht geschehen, so viel steht fest, daß sie das Colonisiren verstehen wie keine andere Nation. Das können sogar die Engländer nicht in Abrede stellen, obwol sie es mit Widerstreben zugeben und gleichzeitig ihre Rivalen der Inhumanität zeihen. Letzteres ist jedoch eine ungerechte Behauptung, und ich überlasse es dem Leser, darüber selbst zu urtheilen, indem ich das holländische auf Java befolgte System in kurzen Worten schildere.

Da das Mutterland stets außer Stande war, die ostindischen Colonien, von denen Java allein eine Bevölkerung von 9 Millionen zählt, durch bloße physische Machtentwickelung in Unterthänigkeit zu halten, welche die javanischen Fürsten und Kronprätendenten oft abzuschütteln versuchten, so sah sich die Regierung

genöthigt, eine moralische Gewalt zu Hülfe zu rufen, indem sie seit der frühesten Occupation einen jeden Europäer dem Eingeborenen gegenüber als höheres Wesen hinstellte. Wir finden dies Princip ebenfalls bei allen übrigen europäischen Colonialmächten; allein die Holländer sind die einzigen, welche es nicht gemisbraucht und daher von ihren Unterthanen weder als Despoten gehaßt werden noch ihr Ansehen als eine höher stehende Rasse durch erniedrigende Handlungen eingebüßt haben. Neben einer unnachsichtlichen und drakonischen Strenge, sobald sich ein Eingeborener gegen einen Weißen vergangen, herrscht andererseits die unparteiischste Gerechtigkeit im umgekehrten Falle, und ein Eingriff in die Rechte eines Eingeborenen wird stets an dem Weißen geahndet. Die größte Schonung aller religiösen und socialen Vorurtheile des Volks ist einer der ersten Regierungsgrundsätze, und es wird z. B. kein Beamter angestellt, der nicht der malaiischen Sprache mächtig ist. In frühern Zeiten, wo die einheimischen Fürsten noch öftere Empörungsversuche machten, wurden abends häufig Europäer auf den Straßen ermordet, und es schien unmöglich, sich gegen solche Ueberfälle zu schützen, da die braunen Javanen in der Dunkelheit nicht von den umgebenden Gegenständen zu unterscheiden waren. Es wurde daher ein Gesetz erlassen, daß jeder Farbige auf der Insel nach Sonnenuntergang eine Fackel zu tragen habe. Wer ohne eine solche betroffen wurde, der ward am folgenden Tage gehängt. Diese Maßregel, infolge deren sofort dem Unwesen ein Ziel gesetzt wurde, ist ein Beispiel, wie die Holländer es verstanden, sich gefürchtet zu machen. Als wir nach Serang fuhren, bückten sich die uns begegnenden Eingeborenen vor uns zur Erde nieder und nahmen den Hut ab, eine Disciplin, welche sie beständig daran erinnern soll, daß die Weißen ihre Herren sind.

Die Sklaverei besteht factisch auf Java, jedoch wird sie so milde gehandhabt, daß sie eher einer patriarchalischen Abhängigkeit gleicht. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dies Verhältniß zu beobachten, aber fast überall eine rührende Anhänglichkeit der Sklaven an ihre Herrschaft gesehen, die nur ein Resultat der humanen Behandlung sein konnte. Mishand-

lungen jeder Art sind streng vom Gesetz verboten, und der betreffende Herr hat auf eine begründete Klage des Sklaven diesen sofort freizulassen. Die Holländer waren jedoch nicht damit zufrieden, eine schöne Insel zu besitzen und 9 Millionen Javanesen ihre Unterthanen zu nennen, sie wollten auch allen möglichen Nutzen daraus ziehen und bewerkstelligten dies folgendermaßen. Zunächst erklärten sie alles bereits vorhandene und noch zu bearbeitende Culturland wie überhaupt den gesammten Grund und Boden der Insel für Staatseigenthum, das wol von Weißen als Besitzthum erworben, von den Eingeborenen aber nur pachtweise benutzt werden konnte. Einer jeden Ortschaft wurde nach Verhältniß ihrer Einwohnerzahl eine bestimmte Quantität Land zugetheilt, aber für die Nutznießung dem Bauer zugleich auferlegt, so und so viel Kaffee, Zucker u. s. w. der Regierung für einen gewissen Preis zu liefern. Diese Verordnung hatte einen doppelten Zweck; einmal brachte sie dem Staatsschatze eine ganz beträchtliche Summe ein, und sodann hielt sie die von Natur trägen Javanesen an, das Land zu cultiviren und sich an eine thätige Lebensweise zu gewöhnen.

So z. B. werden von 2 Morgen Land 5 Pikul (à 120 Pfund Zollgewicht) Kaffee verlangt und jeder Pikul von der Regierung mit 7 Fl. (4 Thlr.) bezahlt. Die 2 Morgen Land können aber mindestens 10 Pikul hervorbringen, sodaß der fleißige Eingeborene die Hälfte sein Eigenthum nennen kann. Den Ueberfluß des Ertrags nimmt ebenfalls die Regierung, aber sie bezahlt ihn mit dem gangbaren Preise und zu dem wirklichen Werthe von 28 Fl. pro Pikul, und zwar an Ort und Stelle, sodaß dem Producenten keine weitern Kosten für Transport &c. erwachsen. Der Bauer kann daher durch Fleiß und Thätigkeit sich nicht allein einen bequemen Lebensunterhalt, sondern sogar ein Vermögen erwerben, da die Regierung ihm gegen jene Bedingungen eine beliebige Quantität Land überläßt. Wenn auch in der ersten Zeit diese Einrichtung wenig Anklang fand, bewährt sie sich doch von Jahr zu Jahr mehr, und die Production der Insel sowie die Wohlhabenheit der Bewohner hebt sich beständig.

So ist es gekommen, daß Java jetzt einen Nettoertrag von 40 Mill. Fl. abwirft, daß es Holland in den Stand setzt, eine Armee von 10000 Mann in den Colonien, eine Flotte zweiten Ranges zu erhalten, die Zinsen seiner enormen Staatsschuld zu decken und außerdem noch einen beträchtlichen Ueberschuß in den Staatsschatz abzuführen, abgesehen von dem Nutzen, den Rhederei und Handel des Landes aus der Colonie ziehen.

Und die Javanesen befinden sich wohl dabei. Anstatt der ewigen Fehden der vielen einheimischen Fürsten, die gegenseitig das Eigenthum der Unterthanen raubten und diese als Sklaven verkauften, erfreuen sie sich unter der Herrschaft der Holländer einer friedlichen Ruhe und des Schutzes ihres Eigenthums. Das Land erblüht überall wie ein Garten, Armuth existirt nicht, und wenn den Holländern vorgeworfen wird, daß sie nichts für das geistige Wohl ihrer Unterthanen thun, weil sie in Java keine Missionare zulassen und alle Proselytenmacherei streng verpönten, so sind sie wenigstens bestrebt, deren materielles Wohl auf jede Weise zu fördern, und das ist mehr, als im allgemeinen von den übrigen europäischen Colonialmächten in Bezug auf ihre farbigen Unterthanen gesagt werden kann. In Java gibt es z. B. keine concessionirten Opium-Shops wie in den englischen Colonien, aus denen die Regierung auf Kosten der moralischen und physischen Gesundheit ihrer Unterthanen schwere Steuern zieht. Sodann bin ich mit den Holländern aber auch der Ansicht, daß die farbigen Völker und besonders die Bewohner der Tropenländer unfähig sind, je die Culturstufe der kaukasischen Rasse zu erreichen, daß zu ihrer höhern geistigen Entwickelung vor allem erst eine Gewöhnung an ein thätiges Leben erforderlich ist, und daß die Regierung ihre vornehmste Pflicht erfüllt, wenn es ihr gelingt, durch weise Maßnahmen eine solche Wandlung herbeizuführen.

Serang ist ein kleines befestigtes Städtchen, reizend gelegen und mit dem Militär von circa 200 Europäern bewohnt. Die vornehmsten Gebäude sind die Wohnungen oder vielmehr Paläste des Residenten und des javanesischen Regenten. Neben den holländischen Beamten in den Residentschaften gibt es

nämlich noch stets eingeborene, die gewöhnlich aus den angesehensten javanischen Familien stammen und deren Ergebenheit sich die Holländer sichern wollen. Jede Provinz hat deshalb außer dem Residenten noch einen inländischen Regenten, der ein Gehalt von 12000 Fl. bezieht, und dem alle Ehrenbezeigungen eines Gouverneurs erwiesen werden. Wir machten dem Regenten von Bantam unsere Aufwartung und fanden in ihm einen liebenswürdigen alten Herrn, der der holländischen Sprache vollständig mächtig war, und mit dem wir uns auf das angenehmste unterhielten. Leider verstattete die Kürze unsers Aufenthalts nicht, einigen javanischen Festlichkeiten, die nach Verlauf einer Woche stattfinden sollten, beizuwohnen; doch verschaffte uns der Regent noch ein originelles Schauspiel, das wol einzig dasteht. In einem mächtigen Saale seines Hauses befanden sich 64 quadratische Erhöhungen von ein Fuß angebracht, die zusammen wieder ein Quadrat bildeten. An den Seiten des letztern liefen Reihen von Sitzen, zu denen wir geführt wurden. Gleichzeitig erschienen 32 Javanesen in phantastischem Aufputz und nahmen, sich einander gegenüberstellend, auf ebenso viel Erhöhungen Platz. Der Regent begann nun, die eine Partei, und ein anderer hochstehender Javanese die zweite zu commandiren. Bis dahin wußten wir nicht die Bedeutung dieses Schauspiels, jetzt wurde es uns aber klar, daß wir vor einem kolossalen Schachbret saßen, dessen Figuren die 32 Javanesen waren. Das Spiel, welches jedoch in einer von der unsern abweichenden Weise gespielt wird, ist eine der vornehmsten Belustigungen der javanischen Großen, und fast alle haben in ihren Wohnungen einen solchen Schachsaal.

Am andern Tage kehrten wir in Begleitung des Residenten, seiner Familie und des Regenten, die unser Schiff sehen wollten, nach Anjer zurück. Wir hatten vier Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, und da uns außerdem circa 40 Vorreiter und Bediente zu Pferde geleiteten, so bildete der Zug eine fürstliche Cavalcade, die mit Windeseile dahinbrauste, bisweilen jedoch plötzlich ins Stocken gerieth, wenn es den eigensinnigen Ponies einfiel, still zu stehen, was sie bei jeder

Steigung des Wegs versuchten und gewöhnlich auch trotz alles Schimpfens und Peitschens durchsetzten. Es blieb dann nichts anderes übrig, als daß sämmtliche Reiter absaßen und den Wagen so lange vorwärts schoben, bis er den Pferden in die Hacken kam und diese sich durch solches von der Peitsche unterstützte Manöver bewogen fanden, ihren Weg fortzusetzen.

Bei unserer Ankunft in Anjer wehte es so hart und das Wetter blieb auch später so lange schlecht, daß wir drei Tage lang von unserm Schiffe abgeschnitten waren. Erst am vierten Tage konnten unsere liebenswürdigen Wirthe das Schiff besuchen, und am folgenden sagten wir ihnen und dem schönen Java Lebewohl, um dem Süden zuzusteuern und für lange Wochen wieder auf dem blauen Wasser umherzuschwimmen.

36.

Ein neuer Weg durch den Indischen Ocean. Ankunft der Elbe am Cap der guten Hoffnung. Die Tafelbai und der Tafelberg. Die Capstadt, ihre Lage und Bevölkerung. Die „Afrikaner". Die holländischen Colonisten und die Engländer. Vernachlässigung der Communicationsmittel und ihre Folgen. Handel und Erzeugnisse der Capcolonie. Der Capwein. Das Dorf Constantia. Zwei große deutsche Firmen in der Capstadt. Warnung an die Deutschen. Die Kaffernkriege. Gouverneur Sir George Grey. Das Kaffercollegium. Die Kafferntruppen. Die Hottentotten.

Wir nahmen nach dem Cap der guten Hoffnung einen andern als den gewöhnlichen Weg. Der Amerikaner Maury, dessen Forschungen die Schiffahrt so unendlich viel verdankt, empfiehlt nämlich, statt des üblichen diagonalen Curses, zwischen den Breitenparallelen von 15—20 Süd bis nahe Mauritius zu segeln und dann erst südlich zu gehen, weil in jenem Breitengürtel der Südostpassatwind am stärksten wehe und die Schiffe deshalb eine schnellere Reise machen würden. Wir beschlossen, diese neue Tour zu versuchen, und fanden, wie früher schon so oft, daß Maury recht habe. Wir durchsegelten in einer Zeit von funfzehn Tagen eine Strecke von 765 geographischen Meilen und liefen am 28. Tage, nachdem wir Java verlassen, die südöstliche Spitze von Afrika an. Wir trafen hier zwei Theeschiffe, die von China kamen. Hierzu werden stets die besten Segler genommen, da der Thee durch längere Seefahrten leidet, und es war kein kleiner Triumph für uns, daß beide Schiffe zwölf Tage vor uns die Sundastraße verlassen, aber doch nicht

eher als wir an jenem Punkte angekommen waren, weil sie den gewöhnlichen Weg genommen. Wir hatten daher lediglich der neuen Tour unsern bedeutenden Vortheil zu danken.

Die verhältnißmäßig kurze Strecke von der Südostspitze Afrikas nach dem Cap der guten Hoffnung, welche sich bequem in vier Tagen zurücklegen läßt, kostete uns jedoch sieben Tage, da wir noch einen 36stündigen schweren Weststurm durchzumachen und überhaupt fast den ganzen Weg zu kreuzen hatten. Am 37. Tage liefen wir in die Tafelbai ein, gerade als der Tafelberg sich mit einem weißen Wolkentuche bedeckt hatte und uns den Tafeldecker in Gestalt einer sehr steifen Südostbrise entgegensandte. Diese Südoster sind am Cap eine ganz eigenthümliche meteorologische Erscheinung. Sie wehen fast ausschließlich während der Sommermonate, bisweilen nur nachmittags, bisweilen tagelang und gewöhnlich mit einer Gewalt, daß sie eher Stürme als Winde genannt werden müssen; doch beschränken sie sich merkwürdigerweise auf die Tafelbai, die kaum eine geographische Meile im Durchmesser hält. Ihre Grenze ist so scharf, daß man häufig das Schauspiel hat, von zwei Schiffen, die kaum 200 Schritte im Eingange der Bai voneinander entfernt sind, das eine in totaler Windstille liegen zu sehen, während das andere fast nur Sturmsegel führen kann.

Der Mann, welcher die Südspitze Afrikas das Cap der „guten Hoffnung" nennen konnte, muß mehr als anspruchslos gewesen sein. Ich glaube, daß kein Schiff dasselbe umschifft, ohne von Stürmen heimgesucht zu werden, und obwol ich es diesmal bereits zum sechzehnten mal passirte, kann ich mich nur einer einzigen Tour erinnern, die auch nur annähernd gut hätte genannt werden können. Sein erster Entdecker nannte es das „Cap der Stürme", und dies ist es im wahrsten Sinne des Worts.

Das Cap der guten Hoffnung erstreckt sich als eine schmale felsige Landspitze von ungefähr acht Meilen Länge südlich in den Ocean hinein, dessen gewaltige Wellen sich schäumend an seinen steilen Wänden brechen. Das nördliche Ende dieser Landspitze bildet der Tafelberg, so benannt wegen seiner abgeflachten Kuppe, die viel Aehnlichkeit mit einer Tischplatte

hat. Westlich von diesem Berge bildet die Küste des Festlandes die Tafelbai und östlich die Simons- oder Falsche Bai, beides unsichere und sehr oft gefährliche Ankerplätze, namentlich im Winter, wo Weststürme in die erstere und Ostwinde in die letztere eine so himmelhohe See wälzen, daß die darin ankernden Schiffe fast immer auf den Strand treiben, wie dies vor zwei Jahren mit neun Schiffen an Einem Nachmittag geschah. Man hat jetzt den Bau einer Mole in der Tafelbai begonnen, die eine englische Meile weit halbmondförmig hinausgeführt werden soll. Sie wird einige Millionen kosten und vor den nächsten zehn Jahren auch nicht fertig werden, aber der dadurch geschaffene sichere Hafen wird von unberechenbarem Nutzen für die Colonie werden und namentlich die Capstadt ganz bedeutend heben. Diese liegt am südöstlichen Theile der Bai und am Fuße des Tafelbergs in einer sandigen und von aller Vegetation entblößten Ebene. Sie macht deshalb keinen freundlichen Eindruck, und nur an der Ostseite, wo Geld und Kunst die Natur verbessert haben, schmückt das Grün von Gärten und Parks den öden Strand. Unter den letztern zeichnet sich der botanische Garten wenn nicht durch seine Größe, so doch durch seine Reichhaltigkeit und Schönheit aus. Das Cap besitzt jenes glückliche Klima, wo die Palme neben der Eiche, Kaffee und Zucker neben unserm Korn und die Weintraube neben der Banane reift; was daher in unsern Gärten sich hinter Glas ängstlich bergen muß, blüht und grünt hier im Freien wie in der Heimat. Am stärksten sind australische Pflanzen hier vertreten, unter denen zahlreiche Arten von Testudinarien durch ihre sonderbaren Formen hauptsächlich auffallen.

Die Physiognomie der Stadt ist echt englisch. Sie zählt 40000 Einwohner, von denen jedoch nur etwa 6—7000 unvermischtes europäisches Blut haben. Die übrigen Bewohner bezeichnet man mit dem Namen Afrikaner, und sie begreifen alle Mischlinge von Europäern mit Negern, Hottentotten, Kaffern und sonstigen Farbigen. Unter letztern zeichnen sich noch die sogenannten Malaien aus. Dies sind die Abkömmlinge von malaiischen Sklaven, welche die Holländer früher,

als sie noch das Cap besaßen, von ihren ostindischen Besitzungen einführten. Als die Engländer das Cap eroberten, wurden die Malaien frei, und sie bilden jetzt die niedere Bürgerklasse. Der Name Malaie ist jedoch fast das einzige, was von ihrer ursprünglichen Nationalität übriggeblieben ist. Sie sind durch Vermischung mit Kaffern und Hottentotten ein ganz anderer Menschenschlag geworden, ein ausgezeichneter sowol in physischer als moralischer Beziehung, und zeigen sich, was jedenfalls Beachtung verdient, den Hottentotten und Kaffern weit überlegen. Sie erinnern sehr an die spanischen und französischen Basken, besitzen durchgängig eine schlanke Figur, einen kräftigen Körperbau und angenehme Gesichtszüge. Außerdem sind sie arbeitsam und penibel reinlich: Eigenschaften, die unter Völkern, deren Heimat die Tropen sind, sehr selten angetroffen werden. Mit ihrer Nationalität haben sie auch ihre Sprache verloren, aber merkwürdigerweise sprechen sie nicht englisch, sondern, wie überhaupt fünf Sechstel sämmtlicher Coloniebewohner, holländisch. Das Cap ist seit 50 Jahren englisch, aber bisjetzt haben die Engländer es nicht dahin bringen können, ihre Sprache auch nur zur officiellen zu machen. Sie sind noch immer gezwungen, ihre Gesetze, Bekanntmachungen in Holländisch zu erlassen, weil außerhalb der Capstadt und Simonstown kein Colonist, außer den geborenen Engländern, englisch versteht. Kirchen, Schulen, Zeitungen, alles ist holländisch, und der englische Beamte oder Kaufmann muß diese Sprache lernen, wenn er am Cap fortkommen will. Hier sind zwei zähe Volkscharaktere zusammengetroffen, aber die Holländer sind die zähern. Sie werden nie englisch werden, und wie die Transvaal-Republik und die Freestates sich losgerissen, kann es nicht lange dauern, daß auch die östlichen Theile der Colonie sich als selbständige Republik abtrennen werden. England thut auch nichts, um sich die Liebe der Colonisten zu erwerben. Würde es für bessere Communication oder Sicherung der Häfen sorgen, so würde sich die Colonie sehr bald ungemein heben, und es würden sich mehr Einwanderer hinziehen: aber die mangelnden Straßen machen alles so übermäßig theuer, daß der unbemittelte Einwanderer

gar nicht auf einen grünen Zweig kommen kann und jeder abgeschreckt wird. Was hilft es z. B. dem Handwerker, wenn er auch täglich 1 Pfd. St. verdient, aber dafür das Quart Milch in der Stadt mit 15 Sgr., das Schock Eier mit 3 Thlrn. und ein Huhn mit 1 Thlr. 15 Sgr. bezahlen soll? Man hat jetzt zwar eine Eisenbahn von der Capstadt nach Osten hin zu legen begonnen, jedoch muß diese die Colonie selbst bauen, und aus Mangel an Kapital schreitet sie nur sehr langsam vorwärts. Die Engländer allein betheiligen sich daran; die Boers hängen viel zu sehr am Althergebrachten, als daß sie ihre schweren Truhen öffnen und ihr Geld für eine solche Neuerung anlegen sollten. Seit Hunderten von Jahren sind sie gewohnt, ihre Erzeugnisse mit einem Gespann von 8 Pferden und 20 Ochsen mit gewaltigen Hörnern zu Markte zu bringen; weshalb sollten sie es ferner nicht mehr thun?

Selten sind wol Menschen weniger mit der Zeit vorwärts geschritten als diese Boers. Wie es ihre Vorfahren bereits vor 200 Jahren machten, so geschieht es noch heute. Der starre Republikanismus der ersten Colonisten wohnt ungebrochen in ihren Köpfen, sie leben abgeschlossen auf ihren Gehöften und kümmern sich weder um die Außenwelt noch um ihre Nachbarn, wenn sie nicht durchaus nöthig haben, mit ihnen zusammenzukommen. Mit der Bildung ist es daher schlecht bestellt, und die Schulen bieten ein trauriges Bild der Verwilderung.

Der Handel der Colonie ist unbedeutend im Verhältniß zu ihrer weiten Ausdehnung. Wolle und Wein sind die Hauptausfuhrartikel; Elfenbein, Kupfererz, Felle, Hörner und Straußfedern kommen in zweiter Reihe. Eingeführt werden Shirtings, Holz und alle Arten Industriewaaren, aber ebenfalls nur in beschränktem Maße, da Kaffern und Hottentotten außer einigen Baumwollenwaaren wenig gebrauchen. Die Hauptbeschäftigung der Landbewohner ist Viehzucht, jedoch sind sie wegen häufiger Dürren, von denen viele Landstriche heimgesucht werden, gezwungen, oft Hunderte von Meilen weit mit ihren Heerden zu nomadisiren. In der Capstadt

ist der Futtermangel so groß, daß man Heu aus England importirt. Das Vieh vom Lande ist sehr schön, namentlich das Rindvieh. Die Schafe haben Fettschwänze und sind ebenfalls sehr groß. Wein wird im Verhältniß am meisten producirt. Er wird theils in Constantia, theils in der Umgegend von der Capstadt in sehr verschiedenen Qualitäten gebaut. Der Constantia ist, wie bekannt, der beste, und sind es namentlich zwei Weinberge, die ihn erzeugen. Es gibt davon vier Sorten: Constantia-Pontac, Frontignac, weißen und rothen Constantia, jedoch sind diese ziemlich theuer, und die beiden ersten Sorten muß man an Ort und Stelle mit einem Thaler die Flasche bezahlen. Außerdem existiren noch der Paulo-Constantia, der als echter Constantia auch nach Deutschland versandt wird, sowie Cap-Rheinwein, Cap-Madeira und Price-Pontac, von denen sich die Flasche am Orte auf ungefähr 12 Sgr. stellt, und die recht gute Tischweine sind.

Constantia liegt 1½ Meilen östlich von der Capstadt am Fuße des Tafelberges, der die Weinberge gegen die kalten Südwinde schützt. Es ist ein kleines hübsches Dorf, das wegen seiner oasenartigen Erscheinung in der umgebenden dürren Sandwüste so viel mehr Anziehung besitzt und nicht nur von jedem Fremden, sondern auch vielfach von den Bewohnern der Capstadt selbst aufgesucht wird. Wir kamen gerade zur Weinernte und konnten uns an den Trauben erlaben, dem einzigen, was am Cap billig ist.

Unter den Handelshäusern der Colonie nehmen zwei deutsche Firmen: Suffert und Gebrüder Mosenthal, eine der ersten, wenn nicht die ersten Stellungen ein. Die letztere Firma besitzt im Innern große Länderstrecken, bedeutender als viele Fürsten- und Herzogthümer Deutschlands, und beginnt sie durch Deutsche zu colonisiren. Einige tausend Landleute sind aus der Gegend von Frankfurt auf Kosten der Herren Mosenthal übergesiedelt, und es geht ihnen sehr gut. Ohne einen Contract mit Mosenthal oder Suffert mögen sich deutsche Auswanderer jedoch wohl hüten, nach dem Cap zu gehen. Infolge der hohen Preise für alle Lebensbedürfnisse und der

ihr bischen Habe bald aufzehrenden Reisekosten in das Innere, wo sie allein Beschäftigung finden können, gerathen sie leicht in Schulden, sind gezwungen, bei den Boers Dienste zu nehmen, und abgesehen davon, daß sie von diesen fast wie Sklaven gehalten werden, kommen sie selten wieder aus der Abhängigkeit heraus. An den Grenzen, wo sie noch am ehesten ein Unterkommen finden, haben sie außerdem noch ihre Existenz den Kaffern abzuringen, mit denen die Boers in tödlicher Feindschaft leben. Letztere schießen die Kaffern wie wilde Thiere nieder und machen jedes friedliche Leben mit diesen Stämmen dadurch unmöglich.

Diese Kafferkriege haben der Colonie und England, das die Soldaten schickt, schon unendliche Opfer gekostet, ohne daß sie irgendwelche Vortheile brachten. Die englische Regierung hat deshalb auf Anrathen des vorletzten Gouverneurs Sir George Grey, des besten, den die Capcolonie gehabt hat, eine andere Politik eingeschlagen, die wahrscheinlich besser zum Ziele führt. Alle unterjochten Kafferstämme müssen Geiseln stellen, und zwar Kinder von 8—12 Jahren der Häuptlinge und Vornehmsten. Diese werden dann in das sogenannte Kafferncollegium in der Capstadt gebracht, das vor einigen Jahren zu diesem Zwecke gegründet wurde und von der Regierung mit 20000 Pfd. St. jährlich subventionirt wird. Hier bleiben sie bis zu ihrem funfzehnten Jahre und werden in der christlichen Religion, in der englischen Sprache und in gemeinnützigen Kenntnissen unterrichtet. Mit dem funfzehnten Jahre wechselt man sie gegen frische Geiseln. Bei unserer Anwesenheit befanden sich einige funfzig dieser jugendlichen Kaffern im Colleg und darunter acht bis zehn Mädchen. Sir George Grey, dessen Amtsführung in England vielfach angegriffen ward, hat mit diesem Institut der Zukunft der Colonie jedenfalls den besten Dienst geleistet, und die heranwachsende und in der Capstadt gebildete Generation wird gewiß in friedlichen Verhältnissen mit den Europäern leben.

Die Kaffern sind in ihrer äußern Erscheinung den Negern ähnlich, jedoch viel hübscher und intelligenter als diese. Sie sind geborene Reiter und Krieger, muthig, tapfer und außer-

ordentlich schlau. Einer ihrer Häuptlinge, Moshes, ist ein erfahrener General, der die Engländer mehr als einmal in die Klemme gebracht hat. Mit Infanterie ist gegen die berittenen Kaffern wenig auszurichten, ebenso wenig aber mit europäischer Cavalerie, und die Engländer haben deshalb einige Regimenter dieser Waffengattung aus den Stämmen treuer Kaffern gebildet, welche ihnen sowol im Kriege als im Frieden, wo sie als Polizei fungiren, die wesentlichsten Dienste leisten. Diese Kafferntruppen, von denen ein Regiment in der Capstadt steht, machen auf den Fremden einen außerordentlich günstigen Eindruck. Es sind sämmtlich hübsche schlanke Leute von trefflicher Haltung, denen man das Reitertalent sofort ansieht.

Die Hottentotten erscheinen dagegen wie Krüppel und Zwerge. Man erkennt sie sofort an ihrer kleinen Statur, ihrem ängstlichen gedrückten Wesen, den auffallend häßlichen Gesichtszügen und dem überaus großen Munde. Sie sind von Natur sehr unreinlich und werden dadurch noch abschreckender. Von den Kaffern werden sie fast noch mehr verachtet als von den Europäern.

Unser Aufenthalt in der Capstadt dauerte drei Wochen, und wir verließen sie am 17. März, um unsere Weiterreise anzutreten.

37.

Die Heimreise. Naturbeschaffenheit, Bevölkerung und Verkehr der Insel St.-Helena. Das englische Geschwader an der westafrikanischen Küste. Verwendung der mit den Sklavenschiffen genommenen Neger. Die Insel Ascension. Ankunft der Elbe in Swinemünde am 29. Mai 1862. Die Opfer, welche die ostasiatische Expedition gekostet. Die Vortheile des Unternehmens für Gesammtdeutschland. Reellität, ein Hauptserforderniß im Verkehre mit den Asiaten. Abschied vom Leser.

Am 29. März gelangten wir nach St.-Helena, wo wir ebenfalls einige Tage blieben, um unser Trinkwasser zu ergänzen. Von außen gewährt die berühmte Insel einen traurigen Anblick, und die starren Felsmassen, welche bis zur Höhe von 1000 Fuß steil aus dem Meere emporsteigen, lassen nicht ahnen, daß das Innere die reizendsten Thäler und Culturstrecken besitzt. St.-Helena hat $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und ist von 8000 Menschen bewohnt, von denen etwa ein Drittel unvermischter europäischer Rasse sind. Die übrigen sind Abkömmlinge von Weißen, Negern und Malaien, und auch eine kleine Colonie von 3—400 Chinesen besteht hier, die sich mit Ackerbau beschäftigen und mit dem Zopfe alle Eigenthümlichkeiten ihres Vaterlandes bewahrt haben.

Die Hauptstadt und zugleich auch die einzige der Insel ist Jamestown von circa 1500 Einwohnern. Sie liegt an der Nordwestseite, und ihre Rhede ist mithin geschützt, da in diesen Breiten beständig der Südostpassatwind weht. Jamestown ist eigentlich nur eine Straße, die sich in einem engen Thale einige tausend Schritte landeinwärts erstreckt. Da die Stadt

zugleich der einzige Punkt der Insel ist, wo gelandet werden kann, so ist sie sehr stark befestigt. Mit ungemeiner Mühe und großem Kunstaufwande sind Plateformen aus den Wänden der steilen Küsten gesprengt, um Batterien darauf anzulegen, und diese erblickt man noch in der Höhe von 600 Fuß auf dem westlich von der Stadt liegenden Berge, zu dem eine Treppe von 735 Stufen in gerader Linie hinaufführt. Die Garnison benutzt diese gewiß einzig in ihrer Art dastehende Treppe täglich, um keinen Umweg zu machen, obwol dieser weit bequemer ist. Ich bin nur hinuntergegangen, aber ich rathe jedem Fremden, es mir nicht nachzuthun: ich habe acht Tage gebraucht, um die Schmerzen an meinen Füßen zu verwinden.

Das Klima von St.-Helena ist außerordentlich angenehm und gesund. Die Lage der Insel auf dem 15. Grade südlicher Breite innerhalb des frischen Südostpassatwindes bedingt dies. Sie bringt alle tropischen Früchte hervor und ist sehr fruchtbar, aber nicht die Hälfte des culturfähigen Landes ist bebaut. Der Ertrag reicht deshalb lange nicht zur Ernährung der Bewohner hin, und da der Ausfall durch Importen vom Cap der guten Hoffnung gedeckt werden muß, so kann man sich denken, wie theuer alles sein muß. Ausgeführt wird von der Insel nichts, und die ganze Bevölkerung lebt eigentlich nur von der Schiffahrt, d. h. von dem Wiederverkaufe eingeführter Gegenstände an die Schiffe, welche die Insel anlaufen, um Wasser zu füllen. Die Zahl solcher Schiffe beträgt 2—3000 jährlich, da fast jedes von Ostindien kommende Fahrzeug St.-Helena als Anhaltepunkt wählt, und es besteht daher in Jamestown ein reger Verkehr. Im allgemeinen herrscht jedoch auf der Insel große Armuth, und das mangelnde Kapital ist auch die Ursache, weshalb nicht mehr Land urbar gemacht wird, da das dazu erforderliche Terrassiren der Bergabhänge ziemliche Kosten verursacht.

Fremde besuchen die Insel nicht, ohne einen Ritt nach Longwood zu machen und die ehemalige Wohnung und das Grab Napoleon's I. zu besehen. Bekanntlich hat der jetzige französische Kaiser Longwood angekauft und restauriren lassen.

Es werden daher von dem Custos weder Stücke des Eisengitters noch Zweige von der Trauerweide des Grabes mehr verkauft; alles ist neu, und an die Stelle des frühern englischen Unteroffiziers ist als Wächter der Baron von Rougemont, eine Reliquie der alten Garde, getreten.

St.-Helena ist nebst Ascension der Sammelpunkt für die Schiffe des englischen westafrikanischen Geschwaders, das von Sierra-Leone bis zum Cap zur Verhinderung des Sklavenhandels kreuzt. Durchschnittlich werden von diesem Geschwader jährlich sechs bis acht Sklavenfahrer aufgebracht und den Kapern von der Regierung 5 Pf. St. für jeden Neger und 1 Pf. 10 Sh. für jede Tonne des genommenen Schiffes als Prisengelder ausgezahlt. Schiffe und Neger schafft man nach St.-Helena, erstere werden merkwürdigerweise zerstört, mögen sie noch so schön sein. Letztere sperrt man so lange in Kasernen, bis sich Gelegenheit bietet, sie nach den englischen Besitzungen in Westindien zu schicken. Dort verdienen sie die Kosten ab, die ihre Befreiung der englischen Regierung gemacht, und werden Apprentices, „Lehrlinge", auf einen Zeitraum von 10 Jahren; dann stellt man es ihnen frei, in ihr Vaterland zurückzukehren. So wissen die Engländer das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen; sie leisten der Philanthropie einen Dienst und verschaffen sich zugleich billige Arbeitskräfte für ihre Colonien.

Unser nächstes Reiseziel war Ascension, eine andere der Klippen, welche vulkanische Thätigkeit so viel tausend Fuß aus dem Grunde des süd-atlantischen Oceans emporgehoben. Die Insel liegt etwa 150 Meilen in nordwestlicher Richtung von St.-Helena auf dem Wege nach Europa und ist ungefähr ebenso groß und unzugänglich wie letztere, aber bis auf die Spitze des höchsten Berges, der sich 2500 Fuß hoch erhebt, durchaus unfruchtbar, kahl und nur ein todtes Feld von Lavaklippen und vulkanischer Asche. Ein traurigerer Anblick als die schwarzen zackigen Felsen, welche wie ein Gürtel die Insel umschließen, ist kaum denkbar. Die Rhede ist ungefähr wie in St.-Helena, das Landen jedoch viel schwieriger und oft tagelang unmöglich, wenn die von Südamerika herüberkommenden

Rollseen, eine bisjetzt noch nicht genügend erklärte Erscheinung, sich an den Felsen brechen. Die Insel hat 120 Einwohner, und zwar nur Militär. Früher unbewohnt, wurde Ascension 1816 von den Engländern in Besitz genommen, um Napoleon besser zu bewachen und alle Fluchtversuche desselben zu vereiteln, da jedes nach Nordamerika oder Europa segelnde Schiff bei der Insel vorbei mußte und von den englischen Kreuzern leicht angehalten werden konnte. Seit Napoleon's Tode dient sie jedoch nur noch als Sanitarium für die Fieberkranken des afrikanischen Geschwaders und wird außerdem von Schiffen aufgesucht, die Wasser auffüllen wollen und St.-Helena verfehlt haben. Das Hospital ist 2000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel an der Seite des erwähnten Berges angelegt, und hier sieht man auch das einzige Grün auf der Insel. Die Gouverneure haben ihr Möglichstes gethan, um dieses Fleckchen zu cultiviren. Hier ist ein großer Garten angelegt, und in mächtigen Cisternen wird das sich aus den Wolken niederschlagende Wasser gesammelt, das eine Röhrenleitung 1¼ Meile weit nach der Küste und dem Ankerplatze führt. Namentlich hat der jetzige Gouverneur, Kapitän Barnard, sich sehr viel Mühe mit neuen Anpflanzungen gegeben und jährlich 10—15000 Sträucher und Pflanzen eingesetzt, um die Vegetation allmählich weiter zu Thale zu leiten und durch Blätterwerk mehr Feuchtigkeitsniederschlag anzuziehen. Nach den meteorologischen Beobachtungen gelingt dies auch von Jahr zu Jahr mehr. Trotzdem wird Ascension immer eine traurige Einöde bleiben, auf der niemand freiwillig wohnt. Das einzige Erzeugniß der Insel sind Seeschildkröten, die an der Küste ihre Eier legen und gefangen werden. Die Saison des Fanges ist vom Februar bis Juni und der jährliche Ertrag ungefähr 600 Stück. Im Durchschnitt sind die Thiere außerordentlich groß, sie wiegen selten unter 300 Pfund, erreichen aber oft das doppelte Gewicht. Unmittelbar an der Küste sind zwei mit dem Meere zusammenhängende Bassins angelegt, in denen sie aufbewahrt werden. Die anlaufenden Schiffe nehmen gewöhnlich einige an Bord; das Stück kostet 2½ Pfd. St., und auch wir kauften zwei davon. Eine wurde später geschlachtet, die zweite für den Zoologischen Garten in Berlin

lebend überbracht. Jede derselben wog ungefähr $2\frac{1}{2}$ Ctr., und beide legten täglich 2—3 Eier von der Größe eines Enteneies, aber kugelförmig und statt der Schale mit einer pergamentartigen Haut versehen; der Geschmack der Eier war jedoch nicht sehr besonders.

Von Ascension bis zum Aequator hatten wir eine ziemlich lange Reise, neun Tage, von dort an jedoch ging es sehr schnell vorwärts. Wir nahmen abermals eine neue, von Maury vorgeschlagene Tour, indem wir uns mehr westlich hielten, und fanden dort einen so günstigen Passatwind, daß wir schon nach vierzehn Tagen die Grenze desselben und am 18. Tage von der Linie an die Azoren erreichten.

Am 19. Mai traf die Elbe in Falmouth ein, am 23. erhielten wir Ordre, nach Swinemünde zu segeln. Am 29. Mai begrüßten wir nach $2\frac{1}{2}$jähriger Abwesenheit die heimischen Gestade, glücklich und wohlbehalten, mit gesunder Mannschaft und ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß der Vertrag mit Siam Anfang Februar abgeschlossen worden sei und die beiden Schiffe Arkona und Thetis sich bereits auf der Heimreise befänden. Der Gesandte Graf Eulenburg war Mitte März von Singapore über Land nach Berlin gereist und Anfang Mai dort eingetroffen.

Die preußische Expedition nach Ostasien hat große Opfer gekostet; von den vier Schiffen ist eins nicht wiedergekehrt und von den 800 Menschen, welche mit dem Geschwader hinausgingen, hat ein ziemlicher Theil sein Vaterland nicht wiedergesehen. Die Zahl der Fehlenden beträgt über 100; davon sind 42 mit dem Frauenlob verloren gegangen, während die übrigen durch Krankheiten hingerafft wurden, unter ihnen sechs Offiziere. Große Resultate werden jedoch fast immer theuer erkauft, und wir dürfen die Ergebnisse der Expedition groß nennen, wenn nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft Deutschlands und seines Handels. Wir haben drei Verträge geschlossen, die, wenn sie richtig benutzt werden, eine unberechenbare Tragweite haben. Wir haben den Asiaten gezeigt, daß die unter ihnen wohnenden Deutschen eine Flagge haben, die ihnen Schutz angedeihen lassen und ihre Rechte

vertreten wird. Die Deutschen in China, Japan und Siam selbst sind durch die geschlossenen Verträge auf einen ganz andern Boden gestellt. Wo sie früher nur geduldet waren, haben sie jetzt ein Recht zu sein; sie sind den meistbegünstigten Nationen gleichgestellt und haben nicht mehr nöthig, um Schutz und Hülfe bei fremden Consuln und Gesandten zu betteln.

Die Expedition hat ferner den Deutschen im Vaterlande eine genaue Einsicht in die dortigen Verhältnisse gegeben; sie hat den Weg zu directen Handelsverbindungen mit jenen Ländern gebahnt und der deutschen Industrie neue Absatzquellen eröffnet. Die preußische Regierung hat beschlossen, ein größeres und mehrere kleine Schiffe hinausschicken, um den Verträgen Geltung zu verschaffen und den Deutschen effectiven Schutz zu gewähren. Es bleibt daher nur zu wünschen, daß die deutschen Kaufleute selbst nunmehr das Ihrige thun. Ich habe gezeigt, wie es uns möglich ist, mit allen Nationen in Ostasien zu concurriren, sie zu verdrängen und selbst mit England einen erfolgreichen Kampf um den Löwenantheil am chinesischen und damit am Welthandel zu führen. Sehr viel können dazu die Regierungen, viel der Zollverein und die Handelscorporationen thun, aber Eins und das Wichtigste ist Sache der Kaufleute selbst: sie müssen reell sein. Der Mangel an Reellität hat dem deutschen Handel schon unberechenbaren Schaden gethan. Die Reellität der Engländer ist das Geheimniß ihrer Handelserfolge im Osten, und solange wir darin ihnen nachstehen, werden uns alle Verträge nichts nutzen. Der Chinese läßt sich einmal hinter das Licht führen, aber nicht wieder. Es verlocken ihn keine niedrigen Preise dazu. Der Asiate zahlt baar und theuer, aber er verlangt gute Waare und daß eine bestimmte Marke auch unverändert dieselbe Waare enthalte. Ist er davon überzeugt, so kauft er ungesehen nur nach der Marke; wird er einmal getäuscht, so kommt er nie wieder.

Hiermit schließe ich meine Mittheilungen über die preußische Expedition. Ich habe den Leser viele Tausende von Meilen weit in ferne Gegenden geführt, die bisher nur theilweise und

sehr unvollkommen bekannt waren, und habe versucht, ihm ein Bild von jenen fremden Ländern und Völkern zu entwerfen. Mein Bestreben war es, neben der Schilderung des Neuen und Interessanten, das sich dem Beobachter auf dieser Reise in so reichem Maße bot, besonders auch die Vortheile darzulegen, welche sich in handelspolitischer Beziehung an die preußische Expedition knüpfen, und die Deutschen von der großen Wichtigkeit des Unternehmens für das gemeinsame Vaterland zu überzeugen.

Dem freundlichen Leser aber, der uns auf unserer Reise begleitet, Freude und Leid im Geiste mit uns getheilt, spreche ich meinen Dank dafür aus und sage ihm ein herzliches Lebewohl!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


135
140
145
50
45
S S I S C H E S
Amur
Hadschi Bai
G E B I E T
Saghalien
H